DIE GRENZBOTEN: 1882

0302
.407
v.41,P4.4

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

0902
.407
1.41, P4.4

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

41. Jahrgang.

Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1882.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1882. Viertes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Unterrichtswesen.

Politische Briefe. 6. Das Kapital und die politischen Parteien. S. 1. — 7. Aussichten des deutschen Parlamentarismus. S. 194. — 8. Die Thronrede. S. 402. — 9. Die ersten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses. S. 501.
Glossen eines Deutschen im Auslande. S. 302.
Zur Naturgeschichte des Zentrums. S. 344.

Die Lage in Frankreich. S. 57.
Ägypten und die Allianzgerüchte. S. 105.
Ein Blick auf Italien. S. 153.
Aus dem englischen Parlamente. S. 257.
Die Regierung und die Anarchisten in Frankreich. S. 346.
Parlament und Politik in Frankreich. S. 361.
Der Parlamentarismus, Gambetta und Frankreich. S. 417.
Herr von Giers in Varzin. S. 465.
Ein neuer französischer Krieg in Sicht. S. 521.
Parteibewegung in Österreich. S. 558.
Gladstone und Derby. S. 633.

Debatten über die soziale Frage. S. 425. 471.
Die Verstaatlichung der Armenlasten. S. 577.
Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Fritz Anders. 5. Die Pflaumendarre. S. 334.

Die Erziehung der deutschen Jugend zur Wehrhaftigkeit. S. 63.
Wehrpflicht und Erziehung. S. 211.
Etwas von unsern Töchtern. C. Lang. S. 388.
Die Herren Studirenden. S. 498.

Philosophie.

Kant und Kuno Fischer. S. 10.
Zum Monismus. G. Hartung. S. 263.
Der Häckelismus auf der Naturforscherversammlung in Eisenach. S. 377.

Geschichte, Kulturgeschichte, Völkerkunde.

Preußen nach dem Basler Frieden. S. 267.
Altfränkische Bilder und Geschichten aus dem Coburger Ländchen. S. 610.
Bismarck und die Religion. Moritz Busch. S. 586.
Giuseppe Garibaldi. Otto Speyer. S. 313. 368.

Die Symbolik des Blutes. S. 325.
Das deutsche Haus. S. 639.
Weihnachtsbräuche in der Reformationszeit. S. 660.

Das Mädchen von Tisza-Eszlar. S. 158. 283.
Die Bevölkerung Ungarns. S. 241.

Literatur- und Sprachwissenschaft.

Joseph von Sonnenfels. S. 648.
Zu Goethes Leipziger Studentenzeit. G. Wustmann. S. 122.
Gustav Schwab als Prosaiker. S. 341.
Neue Dichtungen. S. 293.
Heinrich Seidel. S. 491.

Thomas Carlyle. 1. S. 17. 72.
Ein neuprovenzalisches Epos. S. 224.

Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Familiennamen. K. G. Andresen. S. 112. 166.
Prof. Hildebrand und das Grimmsche Wörterbuch. S. 217.
Die Fremdwörterseuche. Herman Riegel. S. 437. 480. 529.
Ich frug. Paul Lang. S. 616.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Eine neue Ergänzung der milonischen Venus. S. 175.
Die Reliefs von Gjölbaschi. S. 452.
Adolf Guibiers Rafael-Werk. S. 399.
Aus der Baugeschichte Leipzigs. G. Wustmann. S. 540.
Das Schnorrsche Kriegsspiel am sächsischen Hofe. Gustav Buchholz. S. 279.
Politische Malerei. S. 229.

Die Klaviermusik seit Robert Schumann. Hermann Kretzschmar. S. 26. 80. 132.
Epilog zum Parsifal. S. 183. 232.

Vom Wiener Burgtheater. S. 39.

Novelle.

Der jüngste Tag. Edward Eggleston. S. 44. 94. 144. 197. 243. 305. 353. 405.
Die Fischerin von Malamocco. Adolf Stern. S. 456. 505. 561. 617. 667.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

*Th. A. Fischer, Thomas Carlyle. Leipzig, O. Wigand, 1882. S. 17.
Johann Fischart, Dichtungen, herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Brockhaus. S. 54.
Burchard Waldis, Esopus, herausgegeben von J. Tittmann. Ebd. S. 54.
Andreas Gryphius, Gedichte, herausgegeben von J. Tittmann. Ebd. S. 55.

835680
(RECAP)

Der deutsche Eisenbahn-Güter-Tarif. Elberfeld, Bädeker, 1882. S. 56.
*Scheibert und Hönig, Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend. Leipzig, Urban, 1882. S. 69. 211.
Karl Bock, Unter den Kannibalen auf Borneo. Jena, Costenoble, 1882. S. 103.
H. J. Klein, Allgemeine Witterungskunde. Leipzig, G. Freytag, 1882. S. 104.
A. Hamilton, Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, Decker, 1882. S. 152.
*G. v. Marczianyi, Esther Solymosi. Berlin, M. Schultze, 1882. S. 158. 283.
*C. Hasse, Die Venus von Milo. Jena, Fischer, 1882. S. 176.
Bernhard Simson, Die Beziehungen Napoleons III. zu Preußen. Freiburg, Mohr, 1882. S. 207.
Gustav Kraft, Johannes. Frankfurt, Koenitzer, 1882. S. 208.
*Aug. Guhl, Schule und Heer. Berlin, Habel, 1882. S. 211.
*Fr. Hönig, Die Mannszucht. Berlin, Wilhelmi, 1882. S. 211.
*J. J. Müller, Schulturnen und Kadettenwesen. Basel, Schweighauser, 1882. S. 211.
*Friedrich Mistral, Mireia. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. S. 224.
Robert Friedberg, Prozentuale Börsensteuer. Jena, Fischer, 1882. S. 254.
F. Bodenstedt, Vom atlantischen zum stillen Ozean. Leipzig, Brockhaus, 1882. S. 254.
Das Nibelungenlied. Nachgedichtet von Adalbert Schröter. Jena, Costenoble, 1882. S. 255.
O. Roquette, Idyllen, Elegien und Monologe. Stuttgart, Cotta, 1882. S. 209. 256.
*A. Mayer, Die monistische Erkenntnislehre. Leipzig Thomas, 1882. S. 264.
*Paul Bailleu, Preußen und Frankreich in den Jahren 1795—1807. Leipzig, Hirzel. S. 267.
*F. Bodenstedt, Aus Morgenland und Abendland. Leipzig, Brockhaus, 1882. S. 293.
*J. v. Wildenradt, Der letzte Wendenkönig. Leipzig, Liebeskind, 1882. S. 296.
*R. Baumbach, Von der Landstraße. Ebd. 1882. S. 299.
A. Maurer, Das Börsenraubrittertum. Weinheim, Ackermann, 1882. S. 312.
*Paulus Cassel, Die Symbolik des Blutes und der „arme Heinrich." Berlin, Hofmann & Co., 1882. S. 325.
*Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Tübingen, Mohr, 1882. S. 341.
*Otto Mejer, Zur Naturgeschichte des Centrums. Ebd., 1882. S. 344.
*Ernst Haeckel, Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Jena, Fischer, 1882. S. 377.
*A. Gutdier, Rafaelwerk. Dresden, Gutdier. S. 399.
H. Delff, Über den Weg, zum Wissen und zur Gewißheit zu gelangen. Leipzig, Grunow, 1882. S. 412.
G. Perrot und Ch. Chipiez, Geschichte der Kunst im Altertum. Leipzig, Brockhaus, 1882. S. 414.
L. Nonne, Georg von Frundsberg. Gotha, Perthes, 1882. S. 415.
M. Weyermann, Zeugnisse gegen das Wagnertum. Elberfeld, Baedeker, 1882. S. 416.
Seemanns Illustrirter Weihnachts-Katalog. Leipzig, Seemann, 1883. S. 463.
*Heinrich Seidel, Jorinde und andre Geschichten. Leipzig, Liebeskind, 1882. S. 491.
V. Gardthausen, Mastarna. Leipzig, Veit & Co., 1882. S. 514.
Wilh. Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte. Stuttgart, Cotta, 1882. S. 515.
L. Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer. Leipzig, Hirzel, 1882. S. 516.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772, herausg. von W. Scherer. Heildronn, Gebr. Hennlnger, 1882. S. 517.
Heinr. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker. Oldenburg, Schultze, 1882. S. 518.
O. Scherzer, Sechs Lieder für gemischten Chor. Leipzig, Grunow, 1883. S. 519.
O. Scherzer, Sechs Lieder für eine Singstimme. Edd., 1883. S. 519.
Deutsche Wahrheiten und Magyarische Entstellungen. Leipzig, O. Wigand, 1882. S. 576.
*Altfränkische Bilder und Geschichten. Coburg, Riemann, 1882. S. 610.
F. Jodl, Geschichte der Ethik. Stuttgart, Cotta, 1882. S. 629.
Alte französische Volkslieder. Übersetzt von Karl Bartsch. Heidelberg, Winter, 1882. S. 630.
P. Reichensperger, Erlebnisse eines alten Parlamentariers. Berlin, Springer, 1882. S. 630.
C. Hoff, Künstler und Kunstschreiber. München, Stroefer, 1882. S. 631.
Meyers Reisebücher. Der Orient. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1882. S. 632.
M. Hartmann, Arabischer Sprachführer. Ebd, 1882. S. 632.
*A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin, D. Reimer, 1882, S. 639.
*R. Henning, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg, Trübner, 1882. S. 639.
*W. Müller, Joseph von Sonnenfels. Wien, Braumüller, 1882. S. 648.
J. G. Weiß, Das Germanentum und seine Erben. Heidelberg, C. Winter, 1882. S. 682.
J. Gotthelf, Wie Anne Bädi Jowäger haushaltet. Berlin, Springer, 1882. S. 683.
Edwin Bormann, Schelmenlieder. Leipzig, Liebeskind, 1883. S. 684.

Politiſche Briefe.

6. Das Kapital und die politiſchen Parteien.

Giebt es Feinde des Kapitals? Den individuellen Kapitalbeſitz verſchmäht wohl keiner, dem er zugefallen, und wäre es nur, um ſich desſelben zu entledigen, was unter allen Umſtänden eine leichte und raſche, oftmals eine genußreiche oder andre Genugthuung gebende Operation ſein kann. Aber auch das Kapital hat keine Feinde. Soweit ſind die Erkenntniſſe der nationalökonomiſchen Wiſſenſchaft doch populär geworden, daß beinahe jeder das Kapital kennt als das erſte Werkzeug, mit welchem die angeborne Geiſteskraft den Menſchen aus der Tierheit hebt und dann immer neue Stufen baut, auf denen die geiſtige und ſittliche Kultur emporſteigt. Das Kapital iſt der über den zur Selbſterhaltung erforderlichen Kraftaufwand hinaus produzirte Kraftüberſchuß, der als Produktionskraft in Dienſt geſtellt iſt, um höhere und erweiterte Bedürfniſſe durch die Möglichkeit der Befriedigung hervorzurufen. Das Kapital iſt es, welches den Zuſtand der Menſchheit über jede gegebene Stufe hinaus extenſiv und intenſiv emporzuheben ermöglicht. Dieſen Satz mögen diejenigen belachen, welche das Kapital nur als den Diener und Erwecker materieller Genüſſe anſehen. Dieſe vergeſſen aber, daß das materielle Bedürfnis den Menſchen da am meiſten herunterdrückt, wo es am ſchwerſten zu befriedigen iſt, wo es „das Joch der Notdurft“ auflegt. Heinrich Leo ſpottete einmal über die moderne Ziviliſation mit ihren willkürlichen und zweckwidrigen Luxusbedürfniſſen; er zeigte auf Sokrates, der nicht einmal ein Hemd getragen, und ſogar auf die Bedürfnisloſigkeit des Heilandes und der Apoſtel. Er hatte gewiß inſofern Recht, als der individuelle Luxus den einzelnen nicht hebt, vielmehr häufig genug zur Geſchmackloſigkeit, Sinnloſigkeit und zur zerſtörenden Verſchwendung führt, die an ſich ſelbſt ſünd-

haft ist. Aber er vergaß doch, daß im Joche der Notdurft keine geistige Freiheit und keine geistige Vollkommenheit möglich ist, daß der einzelne, der sich in der Zivilisation die Bedürfnislosigkeit auferlegt, alle geistigen Befriedigungsmittel in seinem Innern behält, die er nur dem Boden der Zivilisation entnehmen konnte. Nur in Athen war ein Sokrates möglich, und nur in der Durchdringung alles geistigen Erwerbs, den einerseits das Judentum, andrerseits die römisch-helleniſtische Bildung gemacht, konnte das Christentum — wir wollen die Aussendung des ersten Keimes durch den göttlichen Stifter unberührt lassen — sich zur Weltreligion entwickeln. Wer wird behaupten, daß die Evangelien, wenn sie in die Hände von Negern gefallen wären, nach Ausrottung aller Erben der alten Zivilisation die christliche Religion hervorgerufen haben würden? Auf einer gewissen Stufe materieller Kultur erbaut sich überall die intellektuelle, sittliche und ästhetische Kultur, und jeder innere Fortschritt wiederum, geeignet, den sozialen Zustand zu veredeln, vermag dies erst durch eine vollkommenere technisch materielle Organisation.

Diese Dinge sind bereits so in das allgemeine Verständnis gedrungen, daß selbst die Sozialdemokraten nicht daran denken, der Menschheit das Kapital zu entreißen und seine Produktion zu verbieten. Um das zu thun, muß man schon mit Rousseau die Zivilisation an sich für ein Übel erklären. Die Sozialdemokraten aber bekämpfen nur die Institution des individuellen Kapitalbesitzes, weil nach ihrer Meinung diese Institution verhindert, daß der Segen des Kapitals allen zu Teil werde. Um letzteres zu erreichen, wollen sie, daß das Kapital in Kollektivbesitz und Kollektivverwaltung übergehe.

Die Forderung wäre richtig, wenn sie nicht auf einer völligen Verkennung des Wesens des Kapitals beruhte. Das Kapital entsteht nur in und mit einer begrenzten Sphäre individueller Freiheit. Nicht mit einer absoluten Freiheit, welche sich sofort als ihr eignes Gegenteil darstellen würde, als Hilflosigkeit und Knechtschaft. Aber der Staat muß den Boden der individuellen Freiheit erobern und organisiren, um aus ihm die beste Kraft, die besten Impulse für sich zu entnehmen, die er allein nicht hervorbringen, nicht ersetzen kann. Die vielfachen Zentren der individuellen Sphären einerseits und das allgemeine Zentrum andrerseits, welches letztere die ersteren in regulirten Bahnen hält, aber nicht sie als passive Masse in sich hineinzieht, bedingen alle materielle und sittliche Kultur. Aber wenn der Staat mit Verkennung dieser Wahrheit einmal den Versuch wagen wollte, das Kapital, d. h. den ganzen zur Produktion verfügbaren Kraftüberschuß eines Volkes, von sich aus unmittelbar zu lenken, so würde er sofort die Erfahrung machen, daß dieser Versuch mehr als phaethonisch ist. Zur einheitlichen Disposition gehört ein alles leitender Kopf oder eine Vereinigung von Köpfen, welche sich zu verständigen und das Ganze zu überblicken vermögen. Das Phantastische des Versuches springt sogleich in die Augen, wenn man sich vorstellt, daß die Unendlichkeit der individuellen Impulse, Versuche, Erfahrungen

einheitlich gelenkt werden soll. Nur auf Kosten ihres Reichtums, ihrer Beweglichkeit könnte die menschliche Produktion einheitlich gelenkt, das heißt auf den Umfang einiger Köpfe reduzirt werden. Man braucht im Anblick dieser Wahrheit keineswegs in den kosmopolitischen Atomismus der Freihandelsschule zu verfallen. Große Thätigkeitsgebiete der Menschheit, ohne welche die individuelle Freiheit wieder in ihr Gegenteil versinkt, bedürfen des einheitlichen Impulses; selbst gewisse Gebiete der materiellen Produktion und der mit ihr zusammenhängenden Leistungen müssen als einheitliches Ganze organisirt werden. Aber die Gesammtheit der Produktion kann nie zur unmittelbaren Funktion eines wie immer gedachten Ganzen erhoben werden. So bleibt es dabei, daß die individuelle Kapitalproduktion innerhalb wechselnd gezogener Schranken eine Grundbedingung der menschlichen Kultur bildet.

In dieser Wahrheit sind die politischen Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten einig. Aber sie sind uneinig in der Behandlung der einzelnen Gestalten des individuellen Kapitalbesitzes. Bei einem tiefgreifenden Gegensatz gegenüber den Kapitalsformen sind sie gleichwohl augenblicklich einig, oder scheinen es zu sein, in der Behandlung einer bestimmten Kapitalsform.

Im Wesen des Kapitals, als des ersten wirtschaftlichen Produktionsmittels, gleichsam des Urelementes der Produktion, liegt es, zu wachsen, indem jeder zur Steigerung der Produktion verwendete Kraftüberschuß nicht blos auf die Erweiterung der verbrauchenden Kraft, sondern auch der produzirenden gerichtet wird. Es wächst also mit der Mannichfaltigkeit der Produktion die Mannichfaltigkeit der Werte, sowohl der Gebrauchswerte als der wertbildenden Kräfte, d. h. der Kapitalien. Damit wächst auch das Bedürfnis des bequemen und raschen Austausches der Werte unter einander, und dieses Bedürfnis führt zur Erweiterung des Geldes und Kredites. Damit treten wieder neue Kapitalsformen auf, es erscheint in großer Fülle und Mannichfaltigkeit das sogenannte bewegliche Kapital. Der immer lebhaftere Austausch der Kapitalsformen ruft endlich den regelmäßigen Kapitalsmarkt, die Börse, hervor. Der entwickelte Kredit, vor allem der Staatskredit, aber auch der private, bringt eine Mannichfaltigkeit von Titeln verzinslicher Schulden hervor und bringt sie auf den Kapitalsmarkt. Es entsteht eine Form des geteilten Eigentums an gewinnbringenden Unternehmungen, und diese Eigentumstitel-Aktien finden sich ebenfalls auf dem Kapitalsmarkt ein. Dieser letztere erweist sich als ein gewaltiges Anregungsmittel der Produktion, denn er gewährt die Möglichkeit dem Unternehmungsgeist, wie dem bloßen Spartrieb, jeden erlangten und zuwachsenden Wert in die dem individuellen Bedürfnis zusagendste Form umzutauschen. Hier treten aber nun auch die von jedem umfangreichen sozialen Beruf unzertrennlichen Ausartungen auf. Wie auf jeden Markt für irgend ein Gebiet von Waaren auch schlechte Waaren gebracht werden, so auch auf den Geld- und Kapitalsmarkt. Wie auf jedem Markt die Versuche auftreten, die Preise zu drücken oder emporzuschnellen, so wird der Geld- und

Digitized by Google

Kapitalsmarkt die klassische Stätte für ein solches Treiben. Als Zwischenhändler des Kapitalsmarktes erscheint der vielberufene Spekulant, der auf die Schwankungen der Preise ein in raschem Tempo betriebenes, oft nur scheinbares Einkaufs- und Verkaufsgeschäft aufbaut, das alsbald zum verwegenen Spiel entartet. So hat die Börse nunmehr ihre Feinde, von denen die einen sie aus der Welt schaffen möchten, die andern oft recht ungeschickte Mittel ersinnen, ihre Ausartungen zu hemmen.

Es sind aber keineswegs bloß die unmittelbaren Ausartungen der Börse, welche dem beweglichen Kapital Feinde schaffen. Das Bedürfnis der Börse, hohe Preise für verkäufliche Werte zu erzielen, überträgt sich naturgemäß von den Werttiteln, die man hoch im Preise zu treiben sucht, auf die Wertkräfte. Es kommt alles darauf an, daß ein Unternehmen, ein Besitztum rasch hohen Gewinn abwirft. Dies führt zur Schaffung und Ausnutzung günstiger Konjunkturen ohne Rücksicht auf Dauer, und dies führt weiter zu einer rücksichtslosen Anziehung menschlicher Arbeitskraft, die zur Waare degradirt wird, zu einer Verschlechterung des immer mehr nur auf kurze Erfolge berechneten Betriebes, von der auch der solide Betrieb einen Teil auf sich nehmen muß, um sich überhaupt halten zu können. So erweckt sich das bewegliche Kapital eine neue Zahl von Feinden, die zahlreicher sind als der kleinere Kreis, der die Schädigungen des Börsentreibens zu fühlen bekommt.

In der Natur des beweglichen Kapitals und in der rücksichtslosen Verwendung desselben liegt nun aber auch, daß es den Kreis seiner Operationen immer weiter ausdehnt. Immer zahlreicher werden die Objekte, denen es seine heilbringende Kraft, aber auch die zerstörende Kraft seiner entarteten Benutzung zuzuwenden geneigt und befähigt ist. Es zieht endlich auch den landwirtschaftlichen Betrieb in seine Kreise, und nun sieht sich der Stand der Grundbesitzer von ihm bedroht, und zwar nicht bloß in der Erhaltung des Besitzes bei einzelnen Familien, die sich darin Generationen hindurch behauptet hatten, sondern in der ganzen heilbringenden Möglichkeit eines durch Generationsfolgen hindurch erhaltenen Bandes zwischen dem allernährenden Boden und einem Kreis mit den ehrwürdigsten Traditionen des Vaterlandes verwachsener Familien.

So entsteht ein sozialer Gegensatz, ein Klassenkampf, wenn man will, zweifacher Art gegen das bewegliche Kapital und die mit seiner Produktion und Ausbeutung im guten und im schlimmen beschäftigte Klasse von Unternehmern und Zwischenhändlern.

Zugleich entstehen über das Wesen des Kapitals vielfach irrige Vorstellungen. Die Menge der Schuldtitel und Eigentumstitel, in denen sich das bewegliche Kapital präsentirt, erzeugen die Vorstellung, daß das Kapital seinem Wesen nach ein fertiges, teilbares Objekt sei, und daß es Inhaber solcher Objekte in Masse gebe, und daß das die Kapitalisten seien. In der That trägt, wie wir gesehen haben, die Transformation so vielfacher Elemente des lebendigen Kapitals

in fertige Kapitalsobjekte dazu bei, den Gebrauch des lebendigen Kapitals zu verderben. Aber das wahre Wesen des Kapitals wird dadurch nicht verändert. Das eigentliche Kapital ist eine elastische Kraft, kein totes Objekt, und die Elastizität des Kapitals ist untrennbar von dem Geist seiner menschlichen Verwalter. Selbst im praktischen Leben wird der Wert eines Landgutes z. B. keineswegs nach der annähernd ermittelten Ertragsfähigkeit von Grund und Boden allein berechnet, sondern außerdem nach dem toten und lebenden Inventar, nach den Absatzquellen und Verkehrsbeziehungen. Oft wirkt die Möglichkeit, eine mit dem Betrieb vertraute Persönlichkeit nach dem Verkauf noch zu fesseln, auf den Kaufpreis ein. Noch weitergreifend ist der Einfluß der lebendigen Kraft bei einem industriellen Unternehmen oder kaufmännischen Geschäft. Das eigentliche Kapital ist eine lebendige Verbindung menschlichen Geistes und menschlicher Geschicklichkeit mit dinglichen Objekten und mannichfaltigen sozialen und rechtlichen Beziehungen. Das bewegliche Kapital könnte auch das tote heißen, wenn der Sprachgebrauch die Bezeichnung totes Kapital nicht bereits für ertragloses adoptirt hätte. Das bewegliche Kapital besteht in den auf dem lebendigen Kapital ruhenden fixirten Leistungen, welche in Dokumenten verschiedener Art mit verschiedenen Rechtsfolgen rechtskräftig und unbeschränkt übertragbar dem Inhaber zugesprochen sind. Wie der Sprachgebrauch immer den Namen einer Funktion auf ihre Vollzieher überträgt, so auch hier. Das bewegliche Kapital bedeutet demnach in dieser übertragenen Bedeutung die Personen, welche es kreiren, welche damit handeln oder auch nur auf kürzere oder längere Zeit es in ruhigem Besitz haben.

Als das Werk der deutschen Steuerreform unternommen wurde, dessen Ziel die Schaffung eines organischen Steuersystems mit einem kräftigeren, natürlicheren Wachstum der Erträge, als das der Erträge der bisherigen Systemlosigkeit sein mußte, unter der sich ergebenden Beseitigung einer Reihe unzweckmäßig gewordener Steuern und namentlich auch unter einer neuen organischen Verteilung der Steuerquellen an Gemeinde, Staat und Reich, zeigte sich dem Auge der Weiterblickenden sofort eine unwillkommene, aber schwer zu vermeidende Gefahr. Man muß befürchten, daß die Reform dem schon längst auflodernden Kampfe zwischen dem lebendigen, auf der Basis des Grundbesitzes sich erzeugenden Kapital und dem beweglichen Kapital zu einem wilden Brand anfachen würde. Man mußte voraussehen, daß jeder der beiden Gegner alles aufbieten würde, die neue Last auf die Schultern des Gegners allein zu wälzen. Das ist denn auch im vollsten Maße eingetroffen, schlimmer als die schlimmste Ahnung sich hätte träumen lassen. In erschreckender Weise bringt dieser Kampf die Ursache ans Tageslicht, welche unsern Parteihader so giftig, so unversöhnlich und darum für die Zukunft des Vaterlandes so bedrohlich macht. Diese Ursache liegt in der Erscheinung, daß in den Hauptparteien gesunde, unabweisbare Bestrebungen verbunden sind mit bedenklichen, thörichten und verwerflichen. Diese Erscheinung hat ihre Ursache wiederum in dem Ursprung unserer Parteien. Wir haben keine

Regierungsparteien, wie die beiden Adelsverbindungen, in welche sich die englische Oligarchie im 17. Jahrhundert spaltete. Regierungsparteien handeln, wenn sie am Ruder sind, nach der Staatsraison. Diejenige, welche, wie man in England kurz sagt, zur Zeit out ist, übt eine unschädliche Kritik, bis sie sich stark fühlt, wieder in zu kommen. Dann greift sie die erste beste Maßregel auf, um auf den Gegner zu schlagen, um vielleicht, wenn sie in ist, sofort dasselbe zu thun.

Wir haben keine Interessenparteien. Gesunde Interessen lassen sich versöhnen, wild gewordene lassen sich in ihre Schranken zurückführen und belehren, daß sie um ihrer selbst willen nicht alle andern einschnüren dürfen. Unsre deutschen Parteien sind vorwiegend Meinungsparteien. Meinungskomplexe sind es, in denen sich die Leidenschaft gesammelt und festgerannt hat, welche die Parteireklame so lange für allein seligmachende Wahrheiten ausgegeben hat, bis die Partei nicht mehr davon los kann. Das gesunde agrarische Interesse und das gesunde Interesse der gewerblichen Produktion, welche des beweglichen Kapitals am meisten bedarf, und ebenso die Interessen der Träger beider Berufe lassen sich versöhnen. Die Meinungskomplexe, welche diese Interessen überwuchern, verdunkeln und die Träger derselben in die Knechtung der Leidenschaft versetzen, können sich nur zerstören. Es ist die schwere Aufgabe der Staatskunst, die berechtigten Interessen loszulösen von der Unterstützung und Knechtung durch irrige, oftmals unsinnige, und wenn sie praktisch Raum fänden, grundverderbliche Meinungen.

So kann denn der agrarisch-konservative Fanatismus sich nicht genug thun in Phantasien, das bewegliche Kapital zu erwürgen durch progressive Einkommensteuer, prozentuale und progressive Börsensteuern, progressive Kapitalrentensteuern, Erbschaftssteuern u. s. w. Natürlich verfallen nicht alle Parteimitglieder und nicht alle Parteiorgane in das Extrem, aber das Extrem macht sich laut genug, man wird sein Auftreten nicht abstreiten. Keine der wilden, durch die Sozialdemokraten erfundenen Invektiven gegen das Kapital, die sich eine sogenannte konservative Agitation gegen ihren Feind entgehen ließe. Die blinde Parteiwut vermag sich nicht mehr vorzustellen, daß sie sich in das eigne Fleisch schneidet, denn wer wäre nicht heute mit dem beweglichen Kapital verflochten, von den Reihen des Grundbesitzes bis in die Reihen der Armut hinein? Um dem Haß ein recht deutliches und aufregendes Objekt zu geben, hat man die Bewegung gegen die Juden mit dem Ansturm auf das bewegliche Kapital verbunden.

Auf der andern Seite wehrt man sich natürlich, nur leider nicht mit gerechten Waffen. Man verkennt nicht nur, daß die Lebensfrage des Grundbesitzerstandes zugleich die Frage der gedeihlichen Verwendung des Grundbesitzes ist und damit eine Lebensfrage des Staates und unsrer nationalen Gesundheit. Man will den Grundbesitz mit Lasten überhäufen, man zeigt auf einige einträgliche landwirtschaftliche Gewerbe, auf die Produktion des Spiritus und des Rübenzuckers, als fähig, die neue Last allein zu übernehmen. Diese Gewerbe

sind in der That steuerfähiger als ihre jetzige Leistung; aber es ist doch blinde Feindschaft, die ganze Last dahin zu wälzen, wenn man nicht zugleich schädliche Lasten wegnimmt. Aus der Abwehr dieser neuen Last macht man das Bestreben der Grundbesitzer, sich durch den verderblichen Schnapskonsum der ärmern Klassen zu bereichern. Das ist ein Stück Wiedervergeltung mit dem Abdrücken vergifteter Pfeile.

Mitten in diesem häßlichen Kampfe, der uns immerfort beängstigend umtobt, hat sich doch erstaunlicherweise wenigstens nach einer einzelnen Richtung eine Annäherung der sämmtlichen Hauptparteien jedenfalls nur scheinbar, aber wenigstens scheinbar vollzogen. Die klerikale Partei darf man als die intellektuelle Urheberin der agrarisch-konservativen Ausschreitungen betrachten, aus Gründen, auf die noch das gehörige Licht fallen muß. Diesen beiden Parteien hat sich nun der Liberalismus neuerdings in der Steuerfrage insoweit genähert, als auch er für den nächsten Schritt in der Steuerreform die höhere Besteuerung des fundirten Einkommens in viel weiteren Grenzen, als sie Fürst Bismarck zugelassen hatte, erklärt.

Wenn man die Einigkeit dieser so verschiedenen, zum Teil so tief verfeindeten Parteien, noch dazu in der Erstrebung eines schädlichen Zieles erblickt, so muß man sich jener Fabel erinnern, mit welcher der ältern Generation unsrer Zeitgenossen die zugleich unheimliche und trostreiche Wahrheit eingeprägt wurde, daß der gefährlichste Feind des Bösen das Böse ist. Wer erinnert sich nicht jener drei Reisenden, die unterwegs einen Schatz fanden, wie die beiden älteren den jüngsten nach Speise aussendeten, sich verabredeten ihn zu töten, wie sie den Vorsatz ausführten, aber alsbald an dem Genuß der vergifteten Speise starben. Möge sich niemand beleidigt glauben, wenn wir den Parteien Vergiftungsabsichten nachsagen. Es handelt sich nicht um individuelle und leibhaftige Vergiftung. Aber der Parteikampf, wie er zur Zeit leider einmal ist, will seine Gegner schädigen, nicht individuell, aber in ihrer Fahne, sodaß sie dieselbe vergraben und sich zerstreuen müssen. Die unvorsichtige Besteuerung des Kapitals ist ein Gift; wenn alle Parteien entschlossen sind, es einzunehmen — denn der Genuß läßt sich beim besten Willen nicht bloß der bekämpften Partei auflegen —, so meint jede, ihr eigner Organismus würde das Gift vertragen, die andern aber würden daran zu Grunde gehen. Insofern ist unser Fall anders als der in der Fabel. Er weicht auch noch in einer andern Beziehung ab. Die Fabel läßt ihre drei Reisenden sterben. In unserm Falle giebt es einen Reisenden, der, wenn es zur Gifteinnahme käme, die andern fröhlich überleben und sich des Schatzes, nämlich der Macht im Staate, bemächtigen würde, wenn auch nur, um ihn zu verderben.

Dem Liberalismus wird zum Vorwurf gemacht, daß er mit dem beweglichen Kapital identisch sei. Die Behauptung ist falsch, weil wir keine reinen Interessenparteien haben und der Liberalismus gerade am weitesten von einer solchen

Digitized by Google

entfernt ist. Richtig aber ist, daß die gesellschaftlichen Elemente, auf welche der Liberalismus sich stützt, in den Kreisen der gewerblichen Produktion, des Handels und der geistigen Berufe zu suchen sind. Wenn der Liberalismus jetzt der Besteuerung des fundirten Einkommens, bei der es, da der Grundbesitz längst seine eigne Steuer hat, auf das bewegliche Kapital abgesehen ist, das Wort redet, so hat er ein dreifaches Motiv. Zuerst ein freilich irriges Anstands- oder Gerechtigkeitsmotiv, weil der bewegliche Kapitalbesitz fälschlicherweise als der steuerfähigste gilt. Zweitens ein doktrinäres Motiv, das auf einem falschen Schluß beruht. Der Staat, sagt sich der Liberalismus, kann seine Mittel nur der Kapitalkraft des Volkes entnehmen. Dieser Satz ist unanfechtbar. Aber falsch ist der Schluß, daß man die Kapitalkraft in Gestalt eines Objektes oder auch eines erkennbaren, festbegrenzten individuellen Kraftquantums fassen und besteuern könne. Das Kapital und nur das Kapital kann und soll den Staatsbedarf aufbringen; dies ist uns eine Wahrheit, die erkannt wird, sobald man auf sie gestoßen, und die sich der Verstand nicht mehr entreißen läßt, sobald sie einmal begriffen worden ist. Aber daraus folgt nicht die direkte Besteuerung des Kapitals, weder als Fonds noch als Rente, noch die hohe indirekte Besteuerung aller der Kapitalsübertragung dienenden Operationen.

Die Steuerfragen bilden ein Gebiet, auf welches aus erklärlichen Gründen der Dilettantismus von je mit Vorliebe sich geworfen hat. Dem Dilettantismus liegt nichts näher als die Besteuerung des Kapitals. Wäre es nur zu fassen und zu finden. In seinem Dünkel gerät der Dilettantismus bei dieser Schwierigkeit auf den abscheulichen Weg der Barbaren, die einem Feldherrn, einem Staatsmann das Haupt entzwei schlugen, um die Quelle zu sehen, der die großen Entwürfe entstammen. Wie der Geist nur in seinen Leistungen sichtbar ist, so ist auch die Quelle des Kapitals unsichtbar und unmeßbar. Keine Inquisition kann zu ihr dringen. Die Einkommensteuer ist der Versuch, die individuelle wirtschaftliche Kraft zu besteuern. Aber diese Steuer ist nur erträglich bei der gescholtenen Unvollkommenheit der preußischen Einkommensteuer, bei einem mäßigen Prozentsatz unter oberflächlicher Einschätzung nach äußeren Merkmalen. Sobald mit der genauen Messung der wirtschaftlichen Kraft Ernst gemacht werden soll, wird diese Steuer unerträglich und unausführbar. Um die Unausführbarkeit zu besiegen, ist der Dilettantismus auf zwei Wege verfallen. Der eine ist die Besteuerung der Kapitalsobjekte. Es könnte nicht irrationell geheißen werden, eine Besteuerung aller zinstragenden Papiere vorzuschlagen. Nur ist dieser oft gemachte Vorschlag immer sogleich durch die Erwägung in die Flucht geschlagen worden, daß man die Steuer nur bei den inländischen Papieren durchführen kann und folglich diese zu Gunsten der ausländischen Papiere im Preise herabmindern würde. Da ist nun die dilettantische Weisheit auf den unvergleichlichen Einfall gekommen, die Besteuerung, die man bei der Ausgabe der Papiere unterlassen muß, um nicht den Preis der Waare zu vermindern, in den Schränken

der jeweiligen Besitzer vorzunehmen. Es fehlt nur noch der Vorschlag, eine Art Docks für zinstragende Papiere anzulegen, wo die Besitzer nur hineingelassen werden, um den Kupon abzuschneiden und dabei die Steuer zu entrichten. Wenn freilich jemand ausländische Papiere im Auslande deponirte und sich die Zinsen schicken ließe, dagegen bliebe nichts übrig, als bei ausländischen Geldsendungen Atteste über Ursprung und Zweck vorzuschreiben und die Angaben zu kontroliren.

Es ist ein gefährliches Ding mit dem Dilettantismus. Er überrascht uns sogleich mit einem noch schrecklicheren Mittel, das ist die sogenannte Fassion oder Selbstangabe des Besitzes und Einkommens. Man hat es mit dieser Fassion zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten versucht. Bewährt hat sie sich nur und bewähren kann sie sich nur, nicht als Selbstangabe des Vermögens, sondern als Selbstbestimmung des Steuerbeitrages, wo ein herrschender Stand ein Gemeinwesen sich zur Ehre und zum Gewinn erhält und regiert. Alle andern Fassionen reißen der privaten und öffentlichen Moral eine von Tag zu Tag sich erweiternde Wunde. Wenn sie über den Umfang der Landschaften hinaus, wo sie jetzt besteht und wo ihr Schade sich verbirgt, auf das ganze Reich ausgedehnt wird, so kann man im Stil des Antonius prophezeien: Die deutsche Moral, wehklagend ihrer Wunde, schreit zum Himmel ob der Flut von Lüge und Meineid, die sich durch das ganze Leben wälzt. Das ist umsoweniger übertrieben, als niemand seinen Besitz auf Heller und Pfennig angeben, Aktiven und Passiven, Gewisses und Ungewisses genau gegeneinander abwägen kann. Die Irrungen verschlagen nichts für die Statistik, welche Irrtumsgrenzen allen ihren Angaben hinzusetzt, aber sie verschlagen sehr viel für die Moral.

Will man das fundirte Einkommen, vorausgesetzt, man findet es, nicht rein nach den Objekten, sondern mit Rücksicht auf die Gesammtlage des Eingeschätzten besteuern, so stößt man auf Fragen wie die folgenden: Wo bedeutet das zinstragende Papier mehr, haufenweise als Reservefonds eines großen Handelshauses, dem aber schon die Passiven über den Kopf wachsen; als Besitz eines Beamten, der nur von seinem Gehalte lebt, aber von den Gläubigern seines Sohnes bestürmt wird; als Notpfennig der gerade den täglichen Unterhalt erwerbenden Witwe; als zunehmende Ersparnis eines soliden Dienstboten? Am Ende muß man sagen, daß die wirtschaftliche Lage des letzteren die gesundeste und daher steuerfähigste ist, und darnach den der Rente zu entnehmenden Prozentsatz bemessen.

Die Besteuerung des fundirten Einkommens, welche Fürst Bismarck gemeint hat, ist zu denken als Selbstbestimmung des Steuerbeitrages derjenigen Leute, deren Wohlstand oder Reichtum in Lebensweise und sichtbaren Objekten, in Dienerschaft, Wagen, Palästen, Gärten u. s. w. vor Augen liegt.

Der Liberalismus, der mit der Höherbesteuerung des fundirten Einkommens in viel weiteren Grenzen zum Teil unter dem Bann jener dilettantischen Ansichten stehen mag, hat endlich zur Befürwortung jener Besteuerung ein poli-

tiſches Motiv, und dieſes Motiv macht ihn zum Giftverordner. Die direkten Perſonalſteuern, zumal in hohem Betrag und mit Unterſcheidung der Einkommensquellen und Höherbelaſtung einiger Arten derſelben, mögen der öffentlichen Meinung eine Zeit lang plauſibel gemacht werden; in der Ausführung wälzen ſie jederzeit und jelänger jemehr eine Flut von Unpopularität auf die Regierung. Sie können nur wachſen mittelſt der ſogenannten Steuerſchraube, und die Regierung muß ängſtlich ſein mit der Anziehung dieſer Schraube. Sie ſind daher ein Mittel, die Regierung zu lähmen und abhängig zu machen von dem Parlament, das allenfalls Hilfe bringen kann.

Aber an dieſem Gift ſtirbt der Liberalismus ſelbſt. Es ſchwächt den nationalen Staat nicht bloß gegen die Liberalen, ſondern gegen alle ſeine Feinde. Es ſchwächt die Popularität der liberalen Führer durch die bei der Ausführung ſich ergebende Unpopularität der Maßregel. Es entzweit die ſozialen Elemente, in denen der Liberalismus ſeine Stütze hat, untereinander und mit dem Staat.

Welches Gift die agrariſch-konſervative Partei, die mit der Verfolgung des mobilen Kapitals den Liberalismus zu treffen meint, allen ihren wahren Zielen und Lebenselementen beibringt, iſt wohl einer beſonderen Ausführung wert, die aber in dem Raum des heutigen Briefes nicht mehr gegeben werden kann.

Dagegen würde die klerikale Partei von der Verfolgung des mobilen Kapitals, wenn ſie die Regierung und die konſervative Partei dazu verleiten könnte, den größten Nutzen ziehen. Sie würde beide auf lange Zeit verfeinden mit der breiten Schicht des gewerblich und geiſtig produktiven Mittelſtandes, auf welcher der preußiſche Staat und die proteſtantiſche Bildung ruhen. Der Staat müßte ſich der Hierarchie in die Arme werfen, und die evangeliſch-konſervative Partei wäre nur noch ein ſchwaches Anhängſel der Hierarchie. Von der ſich ſelbſt aufhebenden Ungereimtheit ihrer jetzigen ſozial-politiſchen Forderungen würde ſich die Hierarchie, die bekanntlich mit manchen Schichten der Demokratie gute Fühlung hat, zur rechten Zeit und im rechten Umfange zu dispenſiren wiſſen.

Kant und Kuno Fiſcher.

Die neueſte Auflage von Kuno Fiſchers Geſchichte der neuern Philoſophie iſt in der zweiten Hälfte des dritten Bandes der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant gewidmet; am Schluß der Darſtellung dieſes Fundamentalwerkes des großen Philoſophen bringt K. Fiſcher endlich eine Kritik der Lehre desſelben, und nun höre man und ſtaune: auch er zeiht Kant nicht nur des Widerſpruches

in ſich ſelbſt — das wäre für einen Hegelianer ja noch erlaubt, denn aus Widerſprüchen erwächſt ihnen ja die Wahrheit —; nein, er beſchuldigt ihn auch, einen ſachlichen Irrtum begangen zu haben, indem er die Grundlagen ſeines eignen Syſtems verleugnet und Lehren vorgetragen habe (in der zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft), welche ihm ſelbſt ſchnurſtracks zuwiderliefen. K. Fiſchers Worte lauten (S. 575): „Es iſt unmöglich, die philoſophiſche Differenz beider Ausgaben wegzureden"; und weiter (S. 576): „Was Kant an gewiſſen Stellen, die wegbleiben konnten, buchſtäblich behauptet hat, widerſtreitet den buchſtäblichen Grundlehren, die nicht weggelaſſen werden durften und nicht weggeblieben ſind."

Jedem Verehrer Kants muß es hochwillkommen ſein, daß endlich der große Meiſter der Geſchichte der Philoſophie ſich mit dem Meiſter der Philoſophie zu meſſen beginnt in Rückſicht auf den eigentlichen Kern der Erkenntniſſe. Mancher wird aber doch überraſcht darüber ſein, daß K. Fiſcher der Nachwelt zeigt, wie Kant geirrt habe nicht in Bezug auf Kleinigkeiten, ſondern in Bezug auf das Fundament ſeiner Lehre, nämlich die Frage, wie weit es dem Menſchen möglich ſei, zwar nur ſeine Vorſtellungen, aber doch auch die Dinge in der Welt als wirkliche Dinge zu erkennen. Es war bis jetzt aus den Fiſcherſchen Darſtellungen wohl möglich zu erkennen, was er an andern Darſtellungen Kants auszuſetzen hatte, auch wohl, worin er Kant nicht recht gebe, aber er hatte noch nicht ſeine eignen beſſern Lehren an die Stelle der irrtümlichen Kantiſchen geſetzt und die Gründe entwickelt, welche ihm das Recht geben, Kant in ſeinem eignen Territorium der Unkunde und des Irrtums zu zeihen. Mit Trauer ſehen ja längſt die Verehrer Kants den lichtvollſten Darſteller desſelben auf den Wegen eines Fichte und Schelling wandeln und behaupten, daß dieſe von Kant ſelbſt verworfenen und durch die Geſchichte der Wiſſenſchaften, inſonderheit durch die Erkenntniſſe der Naturwiſſenſchaft widerlegten irrenden Verehrer (aber nicht Schüler) Kants die korrekten Fortbildner des Königsberger Meiſters ſeien; aber es ließ ſich bisher noch nicht ad oculos demonſtriren, daß dies nur dadurch möglich wurde, daß K. Fiſcher den Kant in ſeiner Fundamentallehre garnicht verſtanden hat.

Jetzt liegen die Beweiſe klar vor. Folgende Thatſachen ſind zu regiſtriren.

K. Fiſcher erklärt: 1. Kants Lehre in beiden Ausgaben der Kritik der reinen Vernunft widerſtreite ſich ſelbſt in der Fundamentalfrage. 2. Kant habe geirrt in Sachen des Idealismus. Die Worte lauten (S. 575): „Kant widerlegt den Idealismus, indem er ſeine Beweisführung von den Grundſätzen des reinen Verſtandes umkehrt. . . . Wenn er jetzt zur Widerlegung des Idealismus behauptet, daß die Wahrnehmung der Materie nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Vorſtellung eines Dinges außer mir möglich ſei, ſo iſt dieſer Beweis falſch, denn er widerſtreitet der eignen fundamentalen Lehre des Philoſophen." 3. K. Fiſcher hält die Fichteſche Wiſſenſchaftslehre für die

korrekte weitere Ausbildung der Kantiſchen Lehre, während Kant ſelbſt ſie für ein gänzlich unhaltbares Syſtem erklärt hat.

Wir ſtellen nun den Leſer vor die Frage: Was iſt von vornherein wahrſcheinlicher, daß K. Fiſcher in Kants Gebiet irrt oder daß Kant in ſeinen eignen Grundlagen geirrt habe? Was iſt wohl leichter zu glauben, wenn Kant betont, die zweite Ausgabe ſeiner Kritik der reinen Vernunft weiche von der erſten ſachlich nicht ab, oder wenn Kuno Fiſcher behauptet, Kant irre ſich darin über ſich ſelbſt, weil er ſich ſelbſt widerſpreche? Was iſt wohl glaubwürdiger, wenn Kant feierlich und öffentlich gegen Fichte, als einen, der nicht ſein Schüler ſei, proteſtirt, oder wenn K. Fiſcher behauptet, Fichte ſei der ächte Schüler Kants? Wir bangen nicht, für wen die Geſchichte entſcheiden wird, für den Hiſtoriker oder für den Philoſophen.

Von vornherein iſt zu vermuten, daß ein ſo beharrlicher Widerſpruch zwiſchen Kant und ſeinem Darſteller darauf beruhen müſſe, daß der Hiſtoriker einen oder mehrere der Kunſtausdrücke des Kantiſchen Sprachgebrauchs nicht durchdrungen und in der Folge mit einander verwechſelt hat. Und ſo iſt es in der That. Die techniſchen Ausdrücke Ding, Ding an ſich, tranſcendentales Objekt, tranſcendentaler Gegenſtand, Ding außer mir, braucht K. Fiſcher derartig promiscue und hält ſie für ſo gänzlich gleich, daß es ihm ſogar vorkommt, daß er ein Kantiſches Zitat, in welchem der Ausdruck tranſcendentaler Gegenſtand gebraucht iſt, fortſetzt und kommentirt mit dem Ausdruck Ding an ſich. Die Stelle lautet (S. 570): „Auf die Frage — ſagt Kant —, wie in einem denkenden Subjekt überhaupt äußere Anſchauung, nämlich die des Raumes, möglich ſei, iſt es keinem Menſchen möglich, eine Antwort zu finden, und kann man dieſe Lücke unſers Wiſſens niemals ausfüllen, ſondern nur dadurch bezeichnen, daß man die äußern Erſcheinungen einem tranſcendentalen Gegenſtande zuſchreibt, welcher die Urſache dieſer Art Vorſtellungen iſt, den wir aber garnicht kennen, noch jemals einen Begriff von ihm bekommen werden.“ „Iſt aber — ſo fährt Kuno Fiſcher fort — das Ding an ſich der unerforſchliche Grund unſrer Vernunftbeſchaffenheit und damit aller Erſcheinungen, ſo muß es auch als der unſrer Sinnesempfindungen gelten.“

Nun hat der Kantiſche Satz mit dem terminus technicus tranſcendentaler Gegenſtand Sinn, inſofern dieſer Ausdruck die Form der Gegenſtändlichkeit überhaupt in unſrer Vernunft bezeichnet; die Kuno Fiſcherſche Fortſetzung des Satzes aber mit Ding an ſich hat keinen Sinn. Denn Dinge an ſich ſind nicht die Urſache unſrer Sinnesempfindungen, auch nicht der Grund, daß wir Sinnesempfindungen haben können, wohl aber ſind der Grund Gegenſtände, deren Bedingung zur Möglichkeit der Erfahrung der tranſcendentale Gegenſtand heißt. Daß dieſe beiden Ausdrücke fundamental verſchieden ſind, kann man erſehen aus der Stelle: „Denn die wirklichen Dinge der Vergangenheit ſind in dem tranſcendentalen Gegenſtand der Erfahrung gegeben.“ K. Fiſcher wird ſelbſt nicht

meinen, daß dieselben in den Dingen an sich gegeben seien, welche ja überhaupt nie gegeben werden können, nach ihrem eignen Begriff am allerwenigsten in der Erfahrung.

Will man den Grundfehler K. Fischers an seiner Quelle entdecken, so findet man ihn am deutlichsten in seiner Unterscheidung zwischen Erscheinung und Schein. Er sagt (S. 570): „Der Philosoph [Kant] unterscheidet die Sinnenwelt von der Scheinwelt, die Erscheinungen vom Schein durch ihren notwendigen Zusammenhang, der auf einen Urgrund zurückweist. Ihr Zusammenhang folgt aus den notwendigen Vorstellungen unsrer Vernunft. Der Urgrund derselben ist das Ding an sich. Daher gehört das Ding an sich zwar keineswegs in die Erscheinung, wohl aber zum Charakter derselben, da durch Bejahung eines solchen unbedingten Urgrundes die Erscheinungen vom Schein unterschieden und fundirt werden, ohne diese Realität nur ein Traum wären, wenn auch ein zusammenhängender. Ding an sich und Erscheinung gehören dergestalt zusammen, daß jenes nicht verneint werden kann, ohne diese mitzuverneinen, d. h. in Schein zu verwandeln."

Daß diese Lehre grundfalsch ist und im Widerspruch mit Kant steht, ist nicht schwer zu beweisen. Zunächst ist der Satz: „Das Ding an sich gehört zum Charakter der Erscheinung" falsch und unkantisch. K. Fischer weiß, daß das Ding an sich nicht hinter und nicht in der Erscheinung ist; dennoch glaubt er, Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit der Dinge als Erscheinungen stamme von dem unbekannten Etwas, dem Ding an sich (S. 568). Darin irrt er vollständig. Die Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit der Dinge als Erscheinung stammt nach Kant von der Anwendung der Funktionen der Erkenntnis, welche ihre Notwendigkeit und Allgemeingiltigkeit von der Unveränderlichkeit der transcendentalen Apperzeption haben. Was soll es überhaupt heißen: Die Erscheinungen tragen im Gegensatz zum Schein den Charakter des Dinges an sich? Ist dieser Charakter ein wahrnehmbarer, so ist er Erscheinung, aber nicht Ding an sich. Ist er aber nicht wahrnehmbar, so kann er auch nicht den Charakter eines Wahrnehmbaren bilden. Ist das Ding an sich aber Grund oder Ursache der Erscheinung, so bildet doch gewiß die Ursache einer Erscheinung niemals einen Teil ihres Charakters. Oder ist der Charakter des Donners etwa im Blitz zu finden? Da eine Wirkung aus mehreren verschiedenen Ursachen entspringen kann, ist es logisch unmöglich und fehlerhaft gedacht, daß das Dasein einer Ursache der Wirkung den Charakter ihrer spezifischen Unterscheidung von andern Wirkungen, welche auch ihre Ursache hatten, bestimmen könne.

Hier zeigt sich, daß K. Fischer die Entstehung des Scheines nicht kennt, und sich einbildet, der Schein habe keine Ursache. Er meint, etwas Wahrnehmbares mit dem Charakter des Dinges an sich sei Erscheinung, etwas Wahrnehmbares ohne den Charakter des Dinges an sich sei Schein. Hätte er, anstatt die Widerlegung des Idealismus zu korrigiren und zu tadeln, dieselbe ergründet

und aus ihr gelernt, ſo würde er zur Erkenntnis der Meinung gekommen ſein, welche Kant über die Entſtehung des Scheins ausſpricht.

Kant ſagt: „Man kann allen Schein darein ſetzen, daß die ſubjektive Bedingung des Denkens für die Erkenntnis des Objekts gehalten wird.“ Und: „Ob dieſe oder jene vermeinte Erfahrung nicht bloß Einbildung ſei, muß nach den beſondern Beſtimmungen derſelben und durch Zuſammenhaltung mit den Kriterien aller wirklichen Erfahrung ausgemittelt werden.“ Dieſe Kriterien ſind aber nicht Dinge an ſich, denn dieſe kennen wir nicht, und durch dieſe können wir nichts ausmitteln, ſondern die Kriterien aller wirklichen Erfahrung ſind die Anwendung der Erkenntnisfunktionen nach den Grundſätzen des reinen Verſtandes auf den Gegenſtand der Wahrnehmung.

Wenn wir z. B. einen Menſchen im Nebel ſehen und halten ihn für größer als er iſt, ſo verfahren wir nach der Regel, daß alles im Trüben geſehene ferner iſt als das Klare; und die Geſtalt würde in der That größer ſein müſſen, wenn ſie mit denſelben Umriſſen, wie ſie dem Auge gegeben wird, in größerer Entfernung ſich befände. Dieſe Regel, die ſubjektive Bedingung des Denkens, führt aber diesmal zum täuſchenden Schein, weil der Menſch in der That näher iſt, als es ſcheint, und die Trübung ſeines Bildes nur durch den Nebel erzeugt wird. Wir zerſtören dieſen Schein dadurch, daß wir alle Erkenntnisfunktionen auf die Wahrnehmung anwenden und die Urſache der Täuſchung uns klar machen, nicht aber dadurch, daß wir fragen, ob unſre Wahrnehmung den Charakter des Dinges an ſich trage. Noch einfacher iſt das Beiſpiel, wenn wir in der Dämmerung aus einer weißen Figur mit Hilfe der Einbildungskraft einen Geiſt machen und durch Zuhilfenahme aller Kriterien der Erfahrung, namentlich auch des Taſtſinnes, die Erſcheinung auf ihren richtigen Grund zurückführen, der uns wohl den Gegenſtand ſo erſcheinen läßt, wie er wirklich iſt, aber mit dem Begriff vom Ding an ſich gar nichts zu thun hat.

Den Kantiſchen Lehrbegriff des Dinges an ſich hat eben K. Fiſcher mißverſtanden. Er ſagt (S. 569): „Die Beſchaffenheit und Einrichtung unſrer Vernunft iſt nicht das letzte. Ihr und damit allen Erſcheinungen überhaupt muß etwas zu Grunde liegen, das als ſolches nicht erſcheint, vielmehr von allen Erſcheinungen, von allen Vernunftformen, alſo auch von Raum und Zeit, völlig unabhängig, darum auch unerkennbar iſt und von Kant mit dem Worte Ding an ſich bezeichnet wird. Die Realität eines ſolchen Urgrundes hat der Philoſoph niemals verneint... Was die Dinge an ſich betrifft, ſo hat der Philoſoph ihre tranſcendentale Wirklichkeit ſtets bejaht.“

Alſo Kant ſoll die Realität eines Urgrundes, welcher weder Anſchauung noch Vernunftform iſt, zum Gegenſtande einer Erkenntnis gemacht, d. h. ſie nicht verneint, ſondern ihre tranſcendentale Wirklichkeit bejaht haben! Nun iſt Wirklichkeit eine Kategorie, die nach Kants Lehre nur auf Erſcheinung angewendet werden darf. Daher iſt tranſcendentale Wirklichkeit eine Wortzuſammen-

ſtellung, die bei Kant nicht vorkommt und gar nicht vorkommen kann, weil ſie dasſelbe bedeutet wie etwa ein hölzernes Eiſen oder ein gelbes Blau. Weiß denn K. Fiſcher nicht, daß Kant das Ding an ſich *νοούμενον* genannt hat und Grenzbegriff? Sind Begriffe nicht Vernunftformen, und heißt *νοῦς* nicht Vernunft?

Es würde Kant nicht eingefallen ſein, über etwas zu reden, wohin weder die Fähigkeit anzuſchauen noch zu denken reicht. Aber K. Fiſcher verwechſelt eben das Denkenmüſſen mit dem Sein. Daß wir zu allem, was wir anſchauen und denken, eine Urſache denken müſſen, das iſt nach dem allgemeinen Grundſatz der Kauſalität ſicher, aber Gedanken ſind noch keine Dinge, ſondern *νοούμενα*. Ob *νοούμενα*, welche erſchloſſene Begriffe ſind, Exiſtenz haben, das muß von andern Thatſachen aus erſchloſſen werden. Die Freiheit z. B. iſt theoretiſch ein *νοούμενον* als Idee, aber die Thatſache des Sittengeſetzes weiſt nach, daß ſie wirklich exiſtirt als Bedingung zur Möglichkeit der Moral, das Ding an ſich aber iſt ein *νοούμενον* ohne das Merkmal der Exiſtenz, welches allein durch Empfindung und Anſchauung gegeben werden könnte, alſo ein völlig leerer Begriff. Darum kann die Erſcheinung niemals den Charakter des Dinges an ſich tragen.

Damit kommen wir zur Verteidigung Kants in Betreff jener notwendigen tiefſinnigen und volle Wahrheit enthaltenden Widerlegung des Idealismus, in welcher er faſt Wort für Wort von K. Fiſcher mißverſtanden iſt.

Es handelt ſich um die Grundfrage, ob die Dinge außer uns exiſtiren? Berkley hatte geſagt: Sind die Dinge unſre Vorſtellungen, ſo ſind ſie nicht außer uns und exiſtiren nicht unabhängig von uns. Ihr wirkliches Daſein iſt nur ein zuſammenhängender, in ſich konſequenter Schein. Kant war derſelbe Irrtum untergeſchoben worden. Ihm kam es daher darauf an, zu zeigen, daß freilich die Dinge außer uns exiſtiren, obgleich ſie von uns vorgeſtellt werden. Dieſen Beweis führt er dadurch, daß er eine beſtimmte Thatſache bringt, welche nur dadurch erklärlich und möglich iſt, daß wir nicht bloß Vorſtellungen in uns haben, ſondern wirkliche Dinge außer uns wahrnehmen. Die Thatſache iſt im allgemeinen die, daß innere Erfahrung überhaupt nur durch äußere Erfahrung möglich iſt. Das Denken ſelbſt iſt eine Thatſache der innern Erfahrung, die einzige, die der empiriſche oder ſubjektive Idealismus als unbezweifelt gelten läßt. Wir können es unmittelbar im Bewußtſein beobachten als Erſcheinung, die in der Zeit abläuft. Aber wir können die Zeit, in der wir denken, nicht beſtimmen, mithin das Denken ſelbſt nicht richtig beobachten, wenn wir nicht irgend einen feſten Anhalt in der äußern Erfahrung haben. Denn jede Zeitbeſtimmung ſetzt etwas Beharrliches voraus, an dem eine Veränderung ſtattfindet. Es ſind die Veränderungen der Dinge außer uns im Raum, welche die Zeit unſers eignen Daſeins fixirbar, beſtimmbar machen. Alſo könnten wir von dem Denken ſelbſt nichts wiſſen, wenn nicht Dinge außer uns wahrgenommen würden. Die neuere Phyſiologie würde ſagen: Das Denken iſt unmöglich ohne Bethätigung des Stoffwechſels im Gehirn. Wenn dieſer Stoff-

wechſel nicht ſtattfindet, ſo kommen alle tranſcendentalen Fähigkeiten nicht zur Entwicklung. Alſo iſt die Thatſache der Entwicklung unſers Denkens und Anſchauens ein genugſamer Beweis dafür, daß der Stoffwechſel im Gehirn nicht nur unſre Vorſtellung, ſondern auch eine vorgeſtellte wirkliche Thatſache iſt. Kant deutet auf das Beiſpiel der Zeitbeſtimmung für alle irdiſchen Gegenſtände durch die Bewegung der Sonne. Wir können auch an einen Schiffer erinnern, der die Zeit und Richtung ſeiner Fahrt an den feſten Punkten außer ihm beſtimmen muß, ſeien es Küſtenſtriche, ſeien es Sonne, Mond und Sterne. Würde man ihn in ein dunkles Verließ auf ſeinem Schiff einſperren, wo er weder Tag noch Nacht unterſcheiden könnte, ſo hätte er zwar noch die Vorſtellungen alle, die er ſich früher erworben, aber ſie würden ihm nichts mehr helfen zu irgend einer Zielbeſtimmung. Er muß die wirklichen Dinge außer ihm ſich vorſtellen, wie ſie gegenwärtig erſcheinen, dann nur kann er ſie brauchen zur Beſtimmung ſeiner Fahrt. Daher iſt es ganz ſicher: ſobald ein Menſch die Zeit beſtimmen ſoll, in welcher er lebt, ſo muß es 1. äußere Dinge wirklich geben, und 2. muß er ſie wahrnehmen und vorſtellen können.

Darum ſagt Kant, daß die Beſtimmung meiner Zeit nicht möglich ſei durch bloße Vorſtellungen, welche beharrlich ſein können oder wechſeln, ſondern nur durch wirklich beharrende und wechſelnde Gegenſtände außer mir, welche ich aber wahrnehmen d. i. vorſtellen muß. Seine Worte ſind nach dem Vorhergeſagten vollkommen klar: „Das bloße, aber empiriſch beſtimmte, Bewußtſein meines eignen Daſeins beweiſt das Daſein der Gegenſtände im Raum außer mir. . . . Das Bewußtſein meines eignen Daſeins iſt zugleich ein unmittelbares Bewußtſein des Daſeins andrer Dinge außer mir."

Was macht K. Fiſcher aus dieſen unantaſtbaren klaren Sätzen? Er bildet ſich ein, wirkliche Dinge außer uns ſeien Dinge an ſich und nicht wahrgenommene Dinge, d. i. mögliche Erſcheinungen, und meint nun, Kant widerſpräche ſich ſelbſt, weil er einmal behaupte, Dinge an ſich würden nicht wahrgenommen, und das andremal, wenn ſie nicht wahrgenommen würden, ſo ſei keine empiriſche Zeitbeſtimmung möglich. Er unterſcheidet nicht zwiſchen unſrer Vorſtellung von Dingen und Dingen, inſofern ſie vorgeſtellte Gegenſtände ſind. Er verwechſelt eine beharrliche Vorſtellung mit der Vorſtellung von etwas Beharrlichem.

Kant ſetzte ſeine ganze gewaltige Kraft daran, den Streit zwiſchen empiriſchem Idealismus und tranſcendentalem Realismus zu ſchlichten und die Philoſophie im tranſcendentalen Idealismus und empiriſchen Realismus auf die einzig mögliche Baſis zu ſtellen, von der aus ſie für alle Wiſſenſchaften fruchtbar werden kann. K. Fiſcher dagegen reiht ſich der Zahl derjenigen an, welche ihn trotz alledem für einen empiriſchen oder ſubjektiven Idealiſten erklären nach Fichtes Vorgang.

Da wir den Niedergang der ganzen philoſophiſchen Bewegung im deutſchen Volke und die Verachtung der Philoſophie geſchichtlich entſtanden ſehen durch

die ungezügelte Phantasie jener angeblich großen Nachfolger Kants in Bezug auf die Naturwissenschaft und ihre Abirrung von Kant, so halten wir es für nötig und wichtig, die Jugend über den sonst so großen Geschichtschreiber in Bezug auf die entscheidenden Fundamentalwahrheiten aufzuklären und sie zu bitten, keinem Lehrer zu glauben, der behauptet, daß Kant sich sachlich selbst widersprochen habe.

Thomas Carlyle.

1.

Der Tod Carlyles (gestorben am 5. Februar 1881), des letzten Überlebenden aus der Generation großer englischer Schriftsteller im zweiten Drittel unsers Jahrhunderts, hat in England das Erscheinen mehrerer Biographien zur Folge gehabt. Carlyle war fünfundachtzig Jahre alt geworden, Grund genug, um nach englischer Sitte von langer Hand her für den Augenblick des Abscheidens größere biographische Darstellungen vorzubereiten. Den englischen Werken von Henry Nicoll, Howie Wylie, R. H. Shepherd, Moncure Conway und den von James Anthony Froude veröffentlichten „Erinnerungen" (Reminiscences), die so große Erbitterung wachgerufen haben, folgt jetzt, als Begleitung zu einer neuen Übersetzung und Ausgabe des Carlyleschen Jugendwerkes „Sartor Resartus," eine deutsche Biographie „Thomas Carlyle"*) von Thomas A. Fischer auf dem Fuße.

Über fünfzig Jahre sind verflossen, seit der greise Goethe zuerst die Aufmerksamkeit Deutschlands auf den jungen schottischen Schriftsteller gelenkt hat. Die Verbindung Carlyles mit Deutschland und seine Sympathie für dasselbe ist immer rege geblieben. Fast sämmtliche Schriften Carlyles sind ins Deutsche übertragen worden, die „Französische Revolution" und „Friedrich der Große" sind bei uns vielleicht verbreiteter gewesen und mehr gelesen worden als in England, die Herausgabe von „Oliver Cromwells Briefen und Reden" hat das deutsche historische Urteil über den puritanischen Protektor und die ganze Geschichte der ersten englischen Revolution wesentlich umgestalten helfen, das denk-

*) Thomas Carlyle. Eine Geschichte seines Lebens. Mit Benutzung der neuesten Quellen sowie handschriftlicher und mündlicher Mitteilungen verfaßt von Thomas A. Fischer, ordentlichem Mitglied der Carlyle Society. Leipzig, Otto Wigand, 1882.

würdige Buch über „Heroen, Heroenkultus und das Heroiſche in der Geſchichte“ hat auf unſer deutſches Geiſtesleben einen ſtarken, wenn auch im einzelnen ſchwer nachzuweiſenden Einfluß ausgeübt, und die Geſtalt Carlyles iſt noch zuletzt in dem großen Kriege von 1870 und 1871 durch die entſchiedene Parteinahme des bedeutenden Mannes für die deutſche Sache auch ſolchen Kreiſen nahegerückt worden, welche kaum je vorher „ſeines Geiſtes einen Hauch verſpürt.“ Dennoch läßt ſich keineswegs ſagen, daß auch die gebildetſten unter uns durchſchnittlich ein klares Bild von der geiſtigen Perſönlichkeit und der allgemeinen Bedeutung Carlyles in der Seele trügen. Die Parteibildung und Parteigeſinnung unſrer Tage, welche überall bis in die Dichtung hinein, vor allem aber auf den Gebieten der hiſtoriſchen und kritiſchen Literatur, auf denen Carlyle gearbeitet, ihre Parteibegriffe und Schlagworte ſucht, iſt dem Verſtändnis eines ſo wunderlich widerſpruchsvollen, knorrig originellen Geiſtes geradezu feindlich und hinderlich geweſen. Wie wenig wollten alle dieſe Begriffe und Worte auf ihn paſſen! Die „Konſervativen,“ welche ihm heute hätten zujauchzen mögen, fanden morgen Anſchauungen und Urteile bei ihm, welche ſie gewohnt waren, ein für allemal als „revolutionäre Gräuel“ zu brandmarken. Die „Liberalen,“ denen der energiſche Freimut und die rückſichtsloſen Wahrheiten, die Carlyle ausſprach, zu Zeiten wohl imponirten und für ihre Zwecke förderlich erſchienen, wandten ſich doch erſchrocken ab, wenn ſie ſeine Todfeindſchaft gegen politiſches Schwätzertum und den alleinſeligmachenden Parlamentarismus erkannten und die tiefreligiöſe Grundſtimmung des Schriftſtellers empfanden. Selbſt unabhängige, der eintönigen Parteiparole unzugängliche Naturen fanden ſich ſchwer mit und in Carlyle zurecht, wenn ihnen das hiſtoriſche Element des ſchottiſchen Puritanismus im Weſen und in der Anſchauung des modernen Denkers und Schriftſtellers nicht vollſtändig klar und gegenwärtig war. Denn Carlyle iſt eines der denkwürdigſten Beiſpiele dafür, daß, je höher der Baum wächſt und ragt, die Wurzeln ſich nicht nur um ſo tiefer im Boden veräſten, ſondern auch um ſo knorriger und erkennbarer zu Tage treten.

Carlyle hat Zeit ſeines Lebens mancherlei Heroen gefeiert und in ſeinem Kultus des Genies ein tiefes Verſtändnis für Naturen wie Goethe und Schiller, anerkennende Duldſamkeit ſelbſt für Voltaire entwickelt. Am wohlſten aber war ihm doch, wenn er in ſeinen Helden den Puritaner wiederfand oder etwas vom Puritaner in ſie hineintragen konnte. Erſt bei John Knox und Oliver Cromwell geht ihm das ganze Herz auf — in der vielbändigen Lebensgeſchichte Friedrichs des Großen iſt leicht erſichtlich, daß ſich der Autor ſtärker für Friedrich Wilhelm I., den Mann des rauhen „unartikulirten“ Chriſtentums und der ſoldatiſchen Zucht, begeiſtert, als für den großen Sohn, in welchem er mit Vorliebe die harten Züge ſucht und feiert, die an den erſten Friedrich Wilhelm und ſeinen Stock gemahnen. In eine von ſubjektiver Willkür, eitler Selbſtliebe und zuchtloſer Genußſucht erfüllte Zeit zum Widerſtand hineingeworfen, aber mit den guten

Bildungselementen auch dieſer Zeit erfüllt, iſt Carlyle niemals völlig über den Widerſpruch hinausgekommen, der zwiſchen dem Sohn des Farmers von Ecclefechan und dem gefeiertſten und wirkungsreichſten engliſchen Schriftſteller notwendigerweiſe beſtehen mußte. An ſich iſt es ein Glück, aus den Niederungen des Lebens zu deſſen Höhen zu ſteigen. Indeß die Bedingung dabei bleibt doch, daß kein feindlicher Gegenſatz zwiſchen den Idealen der erſten Jugend und denen der Mannestage exiſtire. Dieſer unbedingte Einklang blieb Carlyle verſagt. Der echte ſchottiſche Puritanismus, von dem Carlyles Vater durchdrungen war, kennt kein Paktiren mit andern Mächten, ſchließt jede Freude an der Herrlichkeit der Welt aus und iſt überzeugt, daß der Herr nur auf rauhen und dornigten Wegen gefunden werden könne. Er duldet nur eine Wiſſenſchaft: die Theologie, und von dieſer wandte der jugendliche Carlyle ſich (wahrſcheinlich nach ſchweren innern Kämpfen) entſchieden ab und gab ſeine Seele an das hin, was dem ſchottiſchen Prediger, zu welchem ihn ſeine Eltern beſtimmt hatten, Eitelkeit der Eitelkeiten geblieben wäre. Wie ernſt und ſtreng, wie prieſterlich und prophetiſch nun auch der jugendliche Autor ſeinen neuen Beruf erfaſſen, wie gewaltig die Pſalmen ſeiner Knabentage in all ſein ſpäteres Thun und Meinen hineinklingen mochten — der Widerſpruch war damit ſo wenig aus Carlyles Seele gebannt, wie er jemals aus der Seele eines größeren Vorgängers, Miltons, verſchwunden iſt. In ſeiner „Franzöſiſchen Revolution“ rief Carlyle einem Landsmann, dem abenteuerlichen Seehelden Paul Jones, nach, ob ein ſtilles Leben unter den Seinen und ein paar Fuß ſchottiſcher Erde nicht all ſeinen bunten Erlebniſſen und Weltfahrten vorzuziehen geweſen wären? Eine ähnliche Frage muß Carlyle oft ſich ſelbſt vorgelegt haben; in ihrer Folge ruht er von den Mühen ſeines Daſeins nicht in der britiſchen Ruhmeshalle der Weſtminſterabtei, ſondern an der Seite ſeiner Väter auf dem Dorfkirchhof von Ecclefechan. Zwiſchen Anfang und Ende aber lag ein ganzes reiches Leben, in dem die Widerſprüche der angeerbten und der ſelbſterworbenen Bildung und Weltanſchauung hart mit einander rangen. Und ſo wenig Carlyle ohne den Puritaner, den „Schotten des alten Teſtaments,“ begriffen werden kann, ſo wenig kann er aus dem Puritaner allein verſtanden werden, wollend und nichtwollend iſt der Schriftſteller mit dem weltweiten Blick von dem bloßen Bußprediger, zu dem er einſt beſtimmt war, und in den er gelegentlich zurückfiel, geſchieden.

Carlyles Entſchluß, ſich einen eignen, ſeinen innerſten Bedürfniſſen entſprechenden Weg durchs Leben zu bahnen, fiel in ſein zweiundzwanzigſtes Lebensjahr (er war 1795 geboren) und er empfand ſelbſt unter Entbehrungen anfänglich eine gewiſſe Genugthuung über denſelben. Aber freilich rang er eben damals im Jahre 1818 zu hart mit dem Leben. „Obwohl ſeine Zeit, berichtet der deutſche Biograph, mit Unterrichten und kleineren Arbeiten für Dr. Branſters Encyklopädie und dem — freilich laxen — Studium der Jurisprudenz ziemlich in Anſpruch genommen war, fand er doch nirgends Befriedigung; er war in

Edinburg gänzlich unbekannt, verzehrte sich selbst in Einsamkeit, verlor seine Gesundheit, Schlaflosigkeit gesellte sich zu seinen Übeln, und die Zeit war für ihn eine Zeit des Elends. Hier zuerst finden wir die Wurzeln jener pessimistischen Lebensanschauung, die ihn sein ganzes Leben hindurch begleitete, selbst nachdem er sich zum Frieden und zu unumstößlichen Überzeugungen hindurchgearbeitet hatte." Gerade die Tiefe des Elends verhalf ihm zu dem, was er seine geistige Wiedergeburt, seine „baphometische Feuertaufe" nannte. Er wandelte, wie er im „Sartor Resartus" erzählt, in Qualen und Befürchtungen, in Aussicht auf eine unerquickliche Zukunft kleinmütig und gebeugt durchs Leben. Und da überkam ihn mit einemmale mächtig der Gedanke: „Was ist die Totalsumme des schlimmsten, das dir bevorsteht? Tod! Wohlan! Tod und sage auch die Qualen Tophets und alles dessen, was der Mensch oder der Teufel wider dich zu thun gedenkt oder imstande ist. Hast du kein Herz? Kannst du nicht alles, was es auch sei, erdulden und als ein Kind der Freiheit, obschon ausgestoßen, Tophet selbst unter deine Füße treten, während es dich verzehrt? So laß es denn kommen! Ich will ihm begegnen und ihm Trotz bieten! Und während ich dies dachte, rauschte es wie ein feuriger Strom über meine ganze Seele, und ich schüttelte die niedrige Furcht auf immer ab. Ich war stark in einer ungeahnten Stärke, ein Geist, fast ein Gott. Von dieser Zeit an war die Natur meines Elends eine andre, nicht mehr Furcht war es oder winselnder Schmerz, sondern Entrüstung und grimmiger, feuersprühender Trotz."

Entrüstung und grimmiger, feuersprühender Trotz wuchsen in Carlyles Seele mit der Zuversicht, daß die Literatur sein eigentlicher Beruf sei, und selbst mit den günstigeren Lebensverhältnissen, die ihm infolge seiner Neigung zu und seiner Ehe mit Miß Jane Welsh aufgingen. Die Verheiratung erfolgte 1826, 1828 ließ er sich mit seiner jungen Frau, nachdem sie die ersten Jahre in der Nähe von Edinburg gelebt hatten, in Craigenputtoch bei Dumfries nieder, einem kleinen Landgute, welches Carlyles Schwiegermutter gehörte, späterhin das Eigentum der Mrs. Carlyle und zuletzt von dem Schriftsteller der Universität Edinburg vermacht wurde. Über dies Idyll berichtet einer der Briefe Carlyles an Goethe, der zwar in Goethes Werken regelmäßig abgedruckt, aber von der Masse der Leser nicht minder regelmäßig übersehen wird. „Unsre Wohnung liegt nicht in der Stadt selbst, sondern fünfzehn Meilen nordwestlich davon zwischen den Granithügeln und den dunkeln Mooren, die sich westlich durch Galloway hin fast bis an die irische See erstrecken. In dieser Wildnis von Haide und Felsen ragt unser Gut, wie eine grüne Oase, eine Strecke gepflügten, zum Teil eingeschlossenen und bepflanzten Bodens, wo das Korn reift und Bäume Schatten verbreiten, hervor, obwohl uns Seemöven und grobwollige Schafe auf allen Seiten umgeben. Hier haben wir nicht ohne große Anstrengung ein nettes, solides Haus gebaut und eingerichtet, hier leben wir, unsern Kräften und Eigentümlichkeiten gemäß, in Ermangelung eines lehrhaften oder andern Amtes, ganz

dem Studium der Literatur. Wir wünschen den Rosen und Blumen unsers Gartens ein fröhliches Gedeihen, wir hoffen und erwarten Gesundheit und friedliche Gedanken, um unsre Zwecke zu fördern. Die Rosen müssen allerdings zum Teil erst noch gepflanzt werden, aber sie blühen bereits in unsrer Einbildung. Zwei Ponies, die uns überall hintragen, und Bergluft sind die beste Medizin für schwache Nerven. Diese tägliche Leibesübung, von der ich ein großer Freund bin, ist meine einzige Erholung; denn dieser unser kleiner Winkel ist der einsamste in England, sechs Meilen entfernt von irgend einer Seele, die uns vielleicht besuchen möchte. Hier würde Rousseau so glücklich gewesen sein wie auf seiner Insel St. Pierre. Ich kam lediglich mit dem Plane hierher, meine Lebensweise zu vereinfachen und mir die Unabhängigkeit zu verschaffen, durch die allein ich mir selbst treu zu bleiben vermag. Dies Stückchen Erde ist unser! Hier können wir leben, schreiben und denken, wie es uns zusagt, sollte auch Zoilus selbst zum Monarchen der Literatur gekrönt werden."

Diese Zeilen atmen Befriedigung und sprechen doch dem greisen Dichterfürsten gegenüber das Gefühl des Gegensatzes aus, in welchem sich Carlyle zur zeitgenössischen Literatur fand. Er hatte bis dahin ein „Leben Schillers" (im London Magazine 1823—1824), eine Übersetzung von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (Edinburg, 1824), „Deutsche romantische Erzählungen," Proben aus Musäus, de la Motte Fouqué, Tieck und E. T. A. Hoffmann, Jean Paul und Goethe mit biographischen und kritischen Bemerkungen (Edinburg und London, 1827), sowie eine große Anzahl von kritischen Aufsätzen in der Edinburgh Review und Foreign Review veröffentlicht, von denen der bedeutendste dem vaterländischen Dichter Robert Burns galt, die Mehrzahl aber gleichfalls der Verbreitung und bessern Würdigung der deutschen Literatur in England dienten. Bei allen diesen Arbeiten hatte Carlyle höchstens Vorurteile seiner Landsleute, deren insulare Besonderheit und hochmütige Eigenliebe durch die lange Absperrung vom Kontinent zwischen 1800 und 1814 noch wesentlich verstärkt worden war, zu bekämpfen und sich gegen die letzten Reste der beschränkt rationalistischen Kunstauffassung des achtzehnten Jahrhunderts zu ereifern. Er hatte sich tief in das Eigenleben, das aus der deutschen Dichtung zu ihm sprach, hineingelesen, ihr trotziger Individualismus entsprach einem Element in seiner eignen Seele. Und da er in jener Zeit offenbar noch von poetischen Wirkungen träumte, so fand er Vorbilder seines Schaffens in den deutschen Autoren und schrieb im Nachgenuß seines Studiums Jean Pauls seinen „Sartor Resartus," eines der wunderlichsten Bücher, in der Form oder vielmehr Nichtform so von allem gewohnten abweichend, daß zunächst kein Verleger den Mut hatte, diesen Halbroman zu drucken, der späterhin als eine besonders charakteristische Aussprache des Carlyleschen Genius galt. Bald verließ der Autor übrigens den Pfad, den er mit „Sartor Resartus" eingeschlagen hatte. Er mochte fühlen, daß ihm die Fähigkeit versagt sei, zur rein poetischen Gestaltung der mächtigen Ideen, der gewaltigen, oft grandiosen

Anschauungen und Stimmungen in seiner Seele zu gelangen. Niemand, der auch nur einige Kapitel der „Französischen Revolution“ gelesen und sich den Eindruck von Carlyles Schilderung der Versailler Oktobertage, des Soldatenaufstandes in Nancy, der königlichen Flucht nach Varennes und der „Nacht der Sporen“ hingegeben hat, kann an einem gewissen poetischen Darstellungsvermögen und dem poetischen Pathos in Carlyle zweifeln. Aber er war eine von jenen germanischen Naturen, welche das heißeste Ringen und alle Kraft an ihren Beruf und die denkbar beste Lösung ihrer Aufgaben setzen und dann doch an einem gewissen Punkte Halt machen und das weitere Ringen für überflüssig erklären. Er hatte viel latente Poesie, aber keinen Künstlertrieb in sich. Und vor allem, seine Anschauung wuchs insoweit über die der alten Puritaner hinaus, als ihm auch die Poesie für eine der erziehenden Mächte des Menschengeschlechts galt, aber erhob sich niemals dazu, die Kunst als ein urewiges Bedürfnis und als die unentbehrlichste Blüte alles über die Barbarei erhobenen Völkerlebens zu ehren. „Alle poetischen Formen sind gegenwärtig in Mißkredit geraten, wie sie es denn wohl verdient haben, und Wahrheit, nicht Dichtung, war und ist die Aufgabe aller menschlichen Seelen, der höchsten sowohl wie der niedrigsten.“

In diesem Sinne hat sich Carlyle nicht nur selbst von der poetischen Produktion abgewandt und versucht „auf der Basis des Thatsächlichen und der aufrichtigen Wirklichkeit“ (als ob die echte Dichtung eine andre hätte!) poetisch zu sein, sondern hat auch die moderne Poesie bekämpft, freilich nicht ohne bei Charles Dickens und andern sehr bemerkenswerte Ausnahmen zu machen. Wie er sich einmal von seiner ersten Begeisterung für die deutsche Literatur und die in ihr enthaltenen menschlichen Offenbarungen abgelöst hatte, gelangt er Schritt für Schritt zu jener wunderbaren Mischung von Historiker, Poeten, Kritiker, von Redner und Darsteller, die durch das innere Feuer vollständig zu einem korinthischen Erz umgeschmolzen ward. Die „Französische Revolution,“ sein Jugendbuch, bleibt in diesem Betracht wohl auch seine Meisterleistung. Niemals war die Mischung der verschiedenen Elemente in Carlyle glücklicher, niemals sein bis zur Unbarmherzigkeit individueller Stil kühner, glänzender, fortreißender, niemals sein scharfer Blick für Menschen und Zustände durchdringender als in diesem trotz aller Verbreitung nicht hinlänglich gewürdigten Buche. Die Studien, Gedanken- und Anschauungsfülle desselben waren in der That so überwältigend, daß sie Carlyle zu einer fortan unerschütterlichen Stellung in der englischen Literatur verhalfen. Er begann das Buch, kurz nachdem er sich von seinem schottischen Idyll losgerissen und im stärksten Gegensatz zu diesem Idyll in London niedergelassen hatte. Der Entschluß dazu war ihm schwer geworden, indeß schlug Carlyle wider Erwarten Wurzel selbst in „Babel.“ Er bezog in der Cheyne Row des Stadtteils Chelsea jene Wohnung, die er dann volle siebenundvierzig Jahre hindurch beibehielt. Er entschloß sich selbst, als seine lite-

rarischen Einnahmen in den ersten Jahren für eine behagliche und gesicherte Existenz in der Weltstadt nicht ausreichen wollten, eine Reihe von besuchten öffentlichen Vorlesungen zu halten. Kein geringes Opfer für den Mann, der in einer rednerischen redelärmenden Zeit unablässig den Genius des Schweigens pries und selbst mit der Feder am liebsten nur dann sprach, wenn gedrängter konzentrirter Stoff, das Resultat unablässiger Lektüre und eine überwältigende Fülle von Gedanken (mitunter freilich auch von Einfällen und grillenhaften Befürchtungen) einen starken Zwang auf ihn ausübten. Das genannte Hauptbuch Carlyles aber war wunderlichen Schicksalen ausgesetzt, über welche der deutsche Biograph folgendes erzählt.

„Das Material zur Geschichte der französischen Revolution wollte gesammelt, gesichtet und studirt sein. In Bezug auf das letztere war ihm John Stuart Mill mit seiner reichhaltigen Bibliothek eine sehr wesentliche Hilfe. Eben derselbe Freund war es aber auch, durch den ihm ein Verlust zugefügt werden sollte, wie er kaum größer gedacht werden konnte. Nach Vollendung des ersten Bandes hatte nämlich Carlyle sein Manuskript an Mill geliehen, und dieser hatte es wieder einer Freundin, Mrs. Taylor, zu lesen gegeben, die es unvorsichtigerweise am Abend auf dem Tische liegen ließ. Wie groß war ihr und Mills Schrecken, als man am nächsten Morgen entdeckte, daß die Magd dasselbe zum Anzünden des Kaminfeuers verwendet hatte! »Bleich wie Hektors Geist,« so erzählt Carlyle, »kam Mill zu uns, um uns mitzuteilen, daß mein unglücklicher erster Band verbrannt sei. Es war für uns beide ein halbes Todesurteil, und doch mußten wir vorgeben es leicht zu nehmen und von andern Dingen reden, so trostlos und geisterhaft war sein Entsetzen darüber. Er blieb drei ewig lange Stunden; sein Abschied war uns ein wahrer Trost. O, in welch herzliche Mitleidsworte mein armes, geliebtes Weib da ausbrach! Sie umarmte mich, klagte laut, tröstete und ermutigte mich wie mein besseres zweites Ich. Unter dem Himmel giebt es nichts schöneres! Wir saßen und redeten bis spät in die Nacht; es muß noch einmal geschrieben werden, das war mein festes Wort und mein Entschluß ihr gegenüber. Die Aufgabe bot indessen derartige Schwierigkeiten, wie ich sie weder vor- oder nachher zu lösen versucht habe. Ich schrieb das »Fest der Piken« im zweiten Bande zu Ende und machte mich dann daran, fand es etwa vierzehn Tage lang völlig unmöglich, brachte drei Wochen mit der Lektüre von Marryats Novellen zu, versuchte es noch einmal, vorsichtig, vorsichtig wie auf dünnstem Eise, und hatte, um es kurz zu machen, eine Arbeit auf mich genommen, die weit eher imstande war mir das Herz zu brechen als irgend eine andre im weiten Kreise meiner Erfahrung. Jenny allein unter allen Wesen brannte wie eine ruhige Lampe neben mir.« So weit Carlyles Erzählung dieses traurigen Ereignisses im zweiten Bande seiner Erinnerungen. Andre Berichte fügen noch hinzu, daß er »drei Tage und Nächte weder aß noch schlief« und »wie ein Mann war, der den Verstand verloren hat.«

Bemerkenswert ist der Edelmut und die Freundlichkeit, mit der er den untröstlichen Mill behandelte, und Mill selbst zeigte sich nicht weniger großmütig. Er sandte Carlyle in ein paar Tagen zweihundert Pfund und kaufte ihm, als derselbe nur hundert »als die thatsächlichen Kosten des Hauses während der Abfassung des verbrannten Bandes« behielt, die Biographie Universelle, ein überaus wertvolles, nützliches und für das Studium französischer Geschichte fast unentbehrliches Nachschlagebuch. Endlich, nach langer, mühevoller Arbeit und unter Umständen, die durch nervöse Aufgeregtheit noch erschwert wurden, wurde auch dies Buch aus dem Gedächtnis wieder niedergeschrieben, ein Denkmal unglaublicher Energie und einer auch sonst in Carlyle überall hervortretenden außerordentlichen Erinnerungsgabe. »Den letzten Paragraphen schrieb ich,« so heißt es weiter in den Reminiscenzen, »oben im jetzigen besten Zimmer, meiner damaligen Studirstube, neben ihr, an einem grauen — vermutlich — Sommerabend und wahrscheinlich bald nach dem Thee. Darnach ging ich von ihrem freundlichen Segen begleitet aus, um einen Spaziergang zu machen. Bevor ich sie verließ, sagte ich: Was sie mit dem Buche machen werden, Jenny, mein Kind, weiß niemand; sie haben aber zweihundert Jahre lang kein Buch gehabt, das wahrhaftiger aus eines Mannes tiefster Seele kam als dies. So laß sie es denn unter ihre Füße und Hufen trampeln, wie sie es für gut befinden! Bah, bah! antwortete sie munter, das können sie nicht.« Und seine Frau hatte Recht. Sie haben es nicht gekonnt. Carlyles »Französische Revolution« ist das einzige Buch, das selbst von seinen Gegnern gepriesen wird. Die wunderbare historische Genauigkeit, verbunden mit einer höchst poetischen, kraftvollen Sprache und mit dem großartigen Grundgedanken, daß ein Volk, wenn es einmal der Sünde verfällt, gestraft wird, oder in mehr Carlyleschen Worten, daß der konvulsivische Versuch eines Volkes, zur Wirklichkeit zurückzukehren, nachdem es unter falschen Königen, falschen Lehrern und falschen Priestern geseufzt, mißlingen muß, sobald sich dasselbe von den göttlichen Wahrheiten und ewigen Gesetzen entfernt: alles dies gewann dem Buche den lebhaftesten Beifall der Besten. Sir William Hamilton, der Philosoph, war so gefesselt von der Lektüre desselben, daß er die drei Bände von drei Uhr des Nachmittags bis vier Uhr am nächsten Morgen durchlas; Charles Dickens pflegte es alljährlich zweimal zu lesen; Thomas Erskine schickte sofort ein Exemplar an seinen Freund Guizot. Mill erklärte, »daß seit langer Zeit kein genialeres Buch weder vom historischen noch vom poetischen Gesichtspunkte aus publizirt worden sei,« und selbst die schwer zu befriedigende »Times« zollte dem »außerordentlichen Werke« ihren vollsten Beifall."

Der Triumph seines Buches aber, der für Carlyle die Grundlage weiterer größerer Wirkungen ward, vermochte den mit den Jahren stärker hervortretenden Widerspruch nicht zu lösen. Die Zeit war darnach angethan, in einer phantasievollen, aber schwerflüssigen, einer mächtigen und edlen, aber leicht erregbaren Natur

die ſchlimmſten Befürchtungen wachzurufen. Carlyle gehörte nicht zu den Lobrednern der Erſcheinungen, welche er um ſich ſah. Wie die Propheten des alten Bundes, liebte er die Kehrſeite der Dinge hervorzukehren und hatte Viſionen vom Sturz und Untergang geprieſener Herrlichkeiten der Welt. Wie es ihm erſchien, war „das Publikum in einen rieſenhaften Eſel verwandelt, Literatur eine gleißende Lüge. Wiſſenſchaft taſtet zweck- und ziellos herum unter dem trocknen toten Geklapper der Maſchine, worunter man das Weltall verſteht; Kunſt malt mit ſchwachem, wäſſerigem Pinſel; Geſchichte ſtolpert über trockne Knochen, aber nicht mehr im Thale der Geſichte; Philoſophie liſpelt und ſchwatzt über längſt verbrauchte Dummheiten und mengt noch neuen Unſinn über das Unendliche, das Abſolute und das Ewige bei; unſre Religion, die große Wahrheit, liegt in den letzten Zügen; Wahrheit, Gerechtigkeit, Gott ſind große, leere, uns anſtarrende Worte geworden, wie der Name auf dem Schilde, nachdem das Haus ſchon verlaſſen war, oder wie das Kouvert, mit dem der Wind ſpielt, nachdem der Brief herausgenommen. Alles zuſammen iſt Schein und Betrug, eine Rieſenlüge — die das hölliſche Feuer wahrſcheinlich bald verzehren wird."

Daß ein Mann mit ſolchen Anſchauungen (die nur die eitle und leere Frivolität ohne weiteres und unbedingt Lügen ſtrafen kann) in der Literatur keinen leichten Stand hatte, braucht kaum noch geſagt zu werden. Die kampfluſtige Natur Carlyles fand eine Art Genügen darin, unter den bezeichneten Vorausſetzungen nach allen Seiten hin zu ſchlagen und zu treffen, vernichtende Kritik aller Art von Lügen, geſelliger, literariſcher, politiſcher erfüllten Carlyles Schriften, die „Kritiſchen und Vermiſchten Aufſätze" (London 1839 und 1840), die denkwürdige „Vergangenheit und Gegenwart" (London 1843), „Chartismus" (1840) und die „Flugſchriften des jüngſten Tages" (London 1850). Das poſitive Moment in denſelben iſt viel minder klar erkennbar als ſeine Geringſchätzung und Entrüſtung über die Tagesmeinung und den Größenwahnſinn der modernen Bildung. Mit ingrimmigem Schmerz fühlt der Puritaner, daß ſelbſt ein Cromwell nicht imſtande ſein würde, dies Zeitalter ohne weiteres mit dem Schwerte zur Gottſeligkeit zurückzuzwingen. Denn Fragen ſind inzwiſchen emporgetaucht, Verhältniſſe haben ſich ausgebildet, denen gegenüber die Weisheit und Thatkraft des großen Protektors erlahmen würde. Carlyle ſieht — hierin wiederum den Propheten des alten Teſtaments gleichend und wie ſie unabläſſig, wenn auch in wechſelnden Bildern, eine Weisſagung wiederholend — zunächſt die Notwendigkeit, daß alle Götzenbilder zerſchlagen, alle Illuſionen zerſtreut werden müſſen. Soll und will die Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts nicht untergehen (und es dünkt unſerm Schriftſteller zu Zeiten, daß ſie wohl leben will, aber nicht leben ſollte), ſo iſt eine moraliſche Wiedergeburt, ein gewiſſes Maß geſunder Einſicht, ſtarken Pflichtgefühls, unbedingter Beſcheidung bei allen nötig. Mit viſionärer Gewalt wiederholt Carlyle dieſe einfache Wahrheit und wendet ſich mit einer Art von Wildheit gegen diejenigen ſeiner Gegner, welche

von einem Propheten die Nachweiſe eines Statiſtikers oder die präziſe Formulirung des juriſtiſchen Geſetzgebers verlangen. Das Übermaß ſeiner Sympathie mit den Leidenden ſchlug in bittere Härte um, wo er eingebildete Leiden entdeckte oder zu entdecken glaubte. Im ganzen fingen die innere Kraft der Überzeugungen und die eigentümliche Gewalt des Ausdruckes, die ihm eigen waren, an, auch die widerſtrebenden Maſſen zu ergreifen. Die Vorleſungen über „Heroen, Heroenkultus und das Heroiſche in der Geſchichte“ (London 1841) und „Oliver Cromwells Briefe und Reden, mit Erläuterungen“ (London 1845) hatten daran wohl einen ſtärkeren Anteil als die einzelnen Flugſchriften und Zeitungsartikel, in denen der immer unbarmherziger und ſchwarzgalliger ſich äußernde Schriftſteller die „öffentliche Meinung“ oft ſo ſchmerzhaft ins Geſicht ſchlug, daß nur die Gewöhnung an die freieſten Meinungsäußerungen in der Preſſe und die unverbrüchliche Achtung, welche man vor dem ſittlichen Charakter Carlyles empfand, das engliſche Publikum veranlaſſen konnten, jeder ſeiner Ausſprachen doch wieder einen gewiſſen Anteil zu widmen.

Die Klaviermuſik ſeit Robert Schumann.

Von Hermann Kretzſchmar.

Auf den folgenden Blättern ſoll verſucht werden, die muſikaliſchen Leſer der Grenzboten über die neuere Klaviermuſik zu orientiren. Es ſcheint hierfür aus mehreren Gründen geboten, das Thema für diesmal auf die zweihändigen Kompoſitionen für Klavier einzuſchränken.

Der Stoff iſt ein ungeheuer großer. Im Jahre 1880 allein erreichte die Summe der verlegten Hefte mit neuen Originalkompoſitionen die Höhe von ungefähr 1200. Rechnet man jedes Heft durchſchnittlich nur zu 6 Nummern, ſo giebt das gegen 8000 neue Klavierſtücke. Die einfachen Tänze und Märſche ſind dabei noch ganz bei Seite gelaſſen.

Der größte Teil dieſer Maſſe von Klavierkompoſitionen iſt eitel Spreu und von einer Gehaltloſigkeit, für welche man auf dem Gebiete der Literatur nichts analoges findet. Die ſchalſten Reimereien auf Roſen und Koſen, auf Herzen und Schmerzen, die Schaudergeſchichten und Senſationsromane, welche kein ehrliebender Kolporteur vertreiben mag, ſtehen geiſtig immer noch höher als die Mehrzahl jener Salonſtücke, welche wir Woche für Woche in neuer

Menge in den Schaufenstern auch der guten Musikalienhandlungen ausgelegt finden. Hinter den meisten dieser bildergeschmückten (obendrein oft recht geschmacklosen) Umschläge, hinter diesen sinnigen anziehenden Titeln steckt in der Regel nichts als die fadeste Klimperei. Auf der ersten Seite putzt und spreizt sich das Klavier, ohne zu einem einzigen Worte zu kommen. Dann folgt ein echter oder nachgeahmter Gassenhauer (am liebsten sentimentalen Schlages), verziert mit den Abfällen der Virtuosentafeln: sechs bis zehnmal wird eine triviale Melodie mit noch trivialeren Umspielungen wiederholt.

Es giebt Musikfreunde, welche über diese seichte Salonmusik in großen Eifer geraten und sie mit sittlicher Entrüstung bekämpfen. Die Erscheinung ist allerdings in mancher Beziehung traurig, aber weder neu noch unbegreiflich. Das Klavierspiel ist nun einmal im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts Modesache geworden. Es bietet nicht bloß einen Zeitvertreib, ein Vergnügen, sondern auch eine billige Gelegenheit, ein bischen Staat zu machen. Das beschränkteste Mädchen erhält einen höhern, einen künstlerischen Anstrich, wenn unter seinen Fingern die Saiten rauschen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bot die Komposition wenig, was sich für den Salon eignete. So viele reizende Stückchen auch in den Werken der alten Suitenkomponisten enthalten sind — populär kann man sie nicht nennen, weil sie immer gut musikalisch gebildete Spieler voraussetzen. Die gewöhnlichen Tänze aber waren nicht vornehm genug, die Sonaten wenn nicht zu hoch, so doch zu lang. Da kamen dann zur rechten Zeit die Nocturnos auf, die Impromptus, die Moments und gleichzeitig der brillante Stil, der sich dieser einfachen, leichtverständlichen Formen bemächtigte und sie so zurichtete, daß sie nach etwas aussähen. Seit jener Zeit drängt sich alle Welt zum Klavier, und darunter eine große Menge jener unberufenen, die von Musik keine Ahnung haben, niemals haben werden und haben wollen. Ein Ascher, ein Beyer, ein Oesten ist für sie mehr wert als ein Bach, ein Beethoven und ein Schumann. Es wird ganz gewiß wieder eine Zeit kommen, in welcher die Musik diese falschen Götter los wird und wo der allgemeine Geschmack sich von dieser niedrigen Klaviermanie abwendet. Die billigen Ausgaben der Klassiker helfen diese Wandlung vorbereiten. Das wichtigste hat dafür der Klavierunterricht zu thun, der bis in die neueste Zeit zu einem guten Teil in den Händen von Halbmusikern gelegen hat. Die Klavierlehrer stehen an der Spitze der innern musikalischen Mission. Wenn man abends zur klavierspielenden Zeit durch die Straßen spaziert, sollte man vor jedem Hause, aus welchem die Töne einer Beethovenschen Sonate herausklingen, in Gedanken den Hut abziehen vor dem Manne, der dort unterrichtet.

In die Zeit der ärgsten Verflachung der Klaviermusik fällt das Auftreten Robert Schumanns. Bald nach Mozarts Tode hatten der Pianofortebau und die Technik des Klavierspieles beide gleichzeitig gewaltige Fortschritte gemacht und das von Natur nur spärlich mit Klangmitteln bedachte Instrument mit neuen

Reizen ausgestattet. Über diese geriet das musikalische Publikum in große Entzückung, als sie ihm in den dreißiger und vierziger Jahren unsers Jahrhunderts von einer Reihe Klavierspielern ersten Ranges präsentirt wurden. Die Macht des Sinnlichen feierte damals auf dem musikalischen Gebiete einen der stärksten unter den Triumphen, welche ihr im Laufe der Weltgeschichte bereitet worden sind. Die heutige Generation hat keinen Begriff von dem begeisterten Überschwange, mit welchem man in jener Zeit den Virtuosen und ihrer Kunstrichtung entgegenkam. „Die Damen verloren ihre Herzen — die Kritiker ihre Köpfe" sagt Hanslick. Man war nicht bloß über das Spiel der Virtuosen entzückt, sondern auch über ihre Kompositionen. Und das letztere war das Schlimme. Denn diese Kompositionen waren im Durchschnitt alle herz- und geistlos, bestenfalls nur geschickte Ausstellungen von klingendem Feuerwerk, bald prasselnd, bald säuselnd — im wesentlichen Spuk und hohler Zauber. Das große Publikum aber war nahe daran, die flimmernden Redensarten den ächten Gedanken und Ideen vorzuziehen. Die Herz und Hünten erhielten von den Verlegern — wie Weitzmann erzählt — für den Bogen ihrer Fabrikarbeit größere Honorare, als sie Beethoven für seine schönsten Klavierkonzerte erworben hatte.

Da stand Schumann auf und die Welt weiß, wie mannhaft, wie genial, wie launig, wie belustigend und wie erhebend er mit seinen (fingirten) „Davidsbündlern" den Kampf gegen die Philister, welche die Herrschaft in der Musik an sich zu reißen schienen, geführt hat. Ob auch siegreich — das läßt sich nicht mit einem einfachen Worte beantworten.

Vergleicht man die Repertoires der heutigen und der vormärzlichen Pianisten, so ist der Umschwung zum Edlen und zum Gehaltvollen schlechterdings nicht zu verkennen. Noch Clara Wieck debütirte mit einem Konzert von Pixis im Gewandhause, und die namhaftesten Pianisten regalirten in jener Zeit die Abonnenten der besten Konzertinstitute massenweise mit Kompositionen, welche heute Lehrer und Schüler perhorreszirен würden. Hier liegt ein voller Sieg vor, von dessen Ehren ein Hauptteil auf Schumann fällt.

In der Klavierkomposition aber hat Schumann die Philister nicht aus dem Felde geschlagen. Sie haben sich im Gegenteile um eine Seitenlinie vermehrt, welche — wunderlich genug! — ihren Stammbaum auf Schumann selbst zurückführt. Seine Charakter- und Phantasiestücke haben den Anstoß zu einer förmlichen Industrie gegeben, die den Markt mit musikalischer Kleinwaare überschwemmt. Die Sonaten und die andern größern Formen der Klaviermusik treten schon vor Schumann zurück, wie manche glauben, weil das Gewicht Beethovens den Mut der Komponisten niederdrückte. Das Genre beginnt mit Schubert bereits einen breitern Platz in den Katalogen einzunehmen. Es lag und liegt noch in der Zeit, die so vielerlei neues auf dem Herzen hatte, daß es unmöglich wurde, alles einzelne breit auszuführen. Das Genrestück ist die Lieblingsform für geniale Andeutungen, für romantische Gedanken. Die So-

nate erlaubt dem Komponisten mit seinen Zwecken zu wachsen, während des Arbeitens groß und bedeutend zu werden. Das Genrestück verlangt, daß er mit dem Vollgehalt der Stimmung gleich einsetze und von einer echten und starken poetischen Strömung bewegt sei. Das Genrestück macht geringere Ansprüche an den Musiker, aber desto höhere an den Menschen. Es will ausgeprägte Individualität im Empfinden und Anschauen.

So ausgerüstet ging Schumann als junger Student ans Komponiren. Und wie unreif uns diese Erstlingsarbeiten — deren bedeutendste, den „Karneval," er später selbst eine Spielerei nannte — auch erscheinen mögen, wie sehr sie zum Teil den großen, klaren Plan im Entwurfe vermissen lassen, jedermann fühlt doch durch, daß hier eine reiche Individualität einem unwiderstehlichen Drange folgt, dem Drange, von der Fülle ihrer Gefühle und Bilder mitzuteilen, so gut sie es eben kann. Daß der junge Träumer und Phantast zum Musiker geboren ist, verraten allerdings einzelne Züge — aber der Mensch und Poet ist doch der Hauptgegenstand des künstlerischen Interesses, welches wir diesen „Sächelchen" entgegenbringen.

Fast umgekehrt ist der Eindruck, den wir aus dem großen Durchschnittsbilde der nachschumannischen Literatur des Genrestückes für Pianoforte erhalten. In diesen Kompositionen ist alles formell bis aufs Pünktchen fertig und korrekt, niemals ein Takt zu wenig, alles bestens bestrebt, anständig und wohlerzogen. Die Herren Verfertiger sind fast sämmtliche gute Musikanten, aber — bis auf Ausnahmen — sehr unbedeutende Menschen.

Das Zugeständnis der musikalischen Tüchtigkeit, welches man dieser Durchschnittsschaar der Klavierkomponisten machen kann, bedarf allerdings noch einer Einschränkung. Auch Bach hat Charakterstücke für Klavier geschrieben, die herrlichsten, die man sich denken kann. Warum aber ahmt ihn denn keiner nach? Weil diese Charakterstücke Fugen sind: die Fugen des „Wohltemperirten Klaviers." Schumann und Mendelssohn und die andern Führer der romantischen Periode blieben bei ihren Genrebildern immer in Fühlung mit der einfachen Form des Liedes, die sich ohne Kunstbildung wenigstens äußerlich bewältigen läßt. Sie eignet sich für die Komponisten von tieferer Schulung ebensogut wie für die Anfänger und Rekruten. Jenen dient sie zum Ruhebett in Stunden der Müdigkeit, diesen als der nächstgelegene Turnplatz, wenn sie sich angeregt fühlen. Auch Dilettanten finden wir unter den Komponisten dieser kleinen Klavierstücke. Unermüdlich sammeln sie in dieser Form die herumliegenden Brosamen von Schumanns Tisch und erregen damit das Wohlgefallen vieler anspruchslosen Gemüter. Vielleicht kommt bald die Zeit, wo jeder Klavierspieler sich seinen Bedarf an Musik selbst komponirt. Es war vor Alters ähnlich, und es macht sich ja jeder gebildete Mensch heute auch die paar Gelegenheitsgedichte selbst, die das Familienleben verlangt.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſein?

Dieſe ſchlagende Kritik Schillers über die Dichterlinge ſeiner Zeit paßt ſo ziemlich auch auf den Durchſchnitt der heutigen Klavierkomponiſten. Es genügt ein einziger Blick auf dieſe „Phantaſien," um die Schablonen zu erkennen, auf welche ſie aufgewickelt ſind. Man kann die Anweiſung, ſo etwas anzufertigen, in Rezeptform geben: z. B. zu einer „Mondnacht" nimm Fis-dur und eine zweiunddreißigſtel Begleitung, zu einer „Meerfahrt" nimm einen Zwölfachteltakt und ein Triolenmotiv im Baß. Das übrige findet ſich.

Die Titel ſind die einzige geiſtige Leiſtung bei der Mehrzahl dieſer modernen genrehaften Klavierſtücke. Es wird ihnen denn auch manches zugemutet und vieles von ihnen verſprochen, was keine Muſik halten kann. Einer komponirt z. B. „Harzbilder." Nr. 1: „Sehnſucht nach dem Harz." Zeichnet ſich der Harz vielleicht durch beſondre muſikaliſche Eigenheiten vor andern Gebirgen aus? O ja — wir erinnern uns der Kanarienvögelſtadt Andreasberg, es ſchien uns auch, als wäre dort das Geläute der weidenden Herden eigentümlich melodiſch abgeſtimmt. Die Roßtrappe hat ein Echo — auch Pferdegetrappel iſt da am Platze. Nun fangen wir an zu ſpielen. Ja wohl: „Adieu Harz, Adieu Sehnſucht!" Nichts von alledem, nichts von euren Wonnen, du grüner Wald und ihr himmelhohen dunkeln Berge! Eitel ſchlechte, verdorbene Luft, Tintenflecke, Schlafrock, Zipfelmütze und ein vertrockneter Magiſter, der ſein tägliches Penſum komponirt!

Jeder gute Menſch rühmt gern ſeine Zeit, rühmt gern die Kunſt ſeiner Zeit. Es thut uns aufrichtig leid, daß wir nicht mit Begeiſterung, nicht mit Hochachtung von dem blühenden, hoheitlichen, ſtrahlenden Ausſehen erzählen können, welches die neuere Klaviermuſik, als eine ganze Erſcheinung genommen, dem Beſchauer entgegenhält. Aber die Wahrheit erlaubt es nicht. Es giebt kaum ein troſtloſeres Geſchäft, als ſich durch den Berg dieſer charakterloſen Charakterſtücke, dieſer Phantaſieſtücke ohne Phantaſie hindurcharbeiten zu müſſen. Ein noch ſo plumpes Potpourri mit einigen herzhaften, italieniſchen Opernmelodien kommt einem dagegen wie ein wirklicher Genuß vor. Eine tote Puppe an der andern, und auf hundert Nummern kommt vielleicht immer nur eine, bei welcher man noch über etwas weiteres erſtaunt als über die Harmloſigkeit und Dreiſtigkeit, den Mangel an Kunſtreſpekt, welcher dieſen Herren Komponiſten erlaubte, die Notenfeder zu ergreifen, um das hundertmal ſchon geſagte noch einmal nachzuplappern. Der naive Kunſtfreund ahnt es nicht, daß ein Komponiſt von einer hohen Opusziffer eine ganz platte Natur ſein kann und verliert mit immer neuen Verſuchen ſeine Zeit. Die Kritik aber, namentlich die der politiſchen Blätter, iſt in ihren Anſprüchen viel zu mild geworden. Weil ſie das Ideale ſo ſelten findet, hat ſie ziemlich verlernt es zu fordern und begleitet mit wohlwollenden Zuſprüchen die gehaltloſen Klaviergeſchwätze impotenter Neulinge. Iſt ein Dutzend

solcher halblauen Kritiken endlich zustande gekommen, so sammeln sie die Verleger eilig, versenden sie sogar an gute Musiker und verkünden mit Emphase, daß in Herrn M. O. oder in Herrn W. K. ein „ungewöhnliches Talent" aufgetaucht sei, welches kennen zu lernen Pflicht der musikalischen Kreise sei u. s. w. Die von Schumann gegründete „Neue Zeitschrift für Musik" hatte etliche Jahre hindurch eine Rubrik „Fabrikarbeit und Modeartikel" eingerichtet, in welcher lediglich die Titel der Stücke und die Namen ihrer Komponisten angeführt wurden. Die Idee eines solchen Index verdiente wieder aufgenommen zu werden. Aus alter und aus neuer Zeit liegt eine größere Fülle guter Klavierkompositionen vor, als ein einzelner Mensch nur durchstudiren kann. Wir haben daher ein Recht und eine Pflicht, von denen, welche neues hinzutragen wollen, zu verlangen, daß sie ein starkes und wenigstens ein eigentümliches Talent besitzen. Wenn wir hingegen fortfahren, diejenigen guten Leute, welche uns Mendelssohnsche und Schumannsche Erfindungen im siebenten Aufguß und Reminiscenzen andrer Abkunft als ihre eignen neuen Klavierstücke auftischen, als wirkliche Komponisten zu behandeln, so fördern wir nur die allgemeine Verflachung des Geschmackes.

Auch auf dem Gebiete der neuern Klaviersonate stoßen wir auf mangelhafte und matte Leistungen genug. Namentlich sind es die Preissonaten der letzten drei Dezennien, die harte Enttäuschungen bereiten. Im ganzen aber werden im Verhältnis zu der Produktion in den kleinern Formen der Klavierstücke so wenig Sonaten geschrieben, daß drei bis vier Treffer bereits die Physiognomie der Gattung entscheiden. Und solcher Treffer können wir etliche aufzählen. An die Sonate wagen sich doch nur Musiker von strengerer Schulung, einer Schulung, welche einen Teil des Talentes entweder ersetzt oder bildet. Die halben und ganzen Dilettanten, welche unter den Klavierkomponisten von heute die Majorität bilden, gehen in der Regel der Sonate aus dem Wege. Höchstens versuchen sie es mit einer kleinen Suite.

Seitdem die öffentliche Musikpflege den Schätzen der vergangnen Jahrhunderte sich wieder zugewendet hat, ist die Suite von den neueren Instrumentalkomponisten wieder aufgenommen worden. Wie im Orchester, erscheint sie jetzt auch nicht selten in der Klaviermusik. Dieser Umstand beweist, daß über der zeitweiligen Vorliebe für die kleinen, einzelnen Stücke, für das Genrehafte, der Sinn für große, künstlerische Gebilde von einem weitern Zusammenhang nicht erloschen ist, und daß der Phantasie außer dem Vergnügen an kleinen Ausflügen immer noch das Streben innewohnt, große Strecken zu durchmessen, die in mehrfachen Stationen zurückgelegt werden müssen.

Augenscheinlich sucht aber unsre heutige Instrumentalkomposition nach einer neuen Art dieser größeren Formen. Wie auf dem Gebiete der Orchestermusik das neunzehnte Jahrhundert verschiedne Versuche gezeitigt hat, von denen keine allgemeine Zustimmung erfahren, so zeigt auch die neuere Klavierkomposition mancherlei Ansätze zu großen Neubildungen. Daß mehrere nebeneinander auf-

tauchen, beweist, daß wir uns in einer Übergangsperiode befinden. Wie einst aus den mannichfachsten und abweichendsten Zusammenstellungen nationaler Tänze sich die Suite herausbildete und als feste Form kanonische Geltung für mehrere Jahrhunderte erlangte, so wird eines Tages auch unsre Instrumentalkomposition sich für eine einzige Form der cyklischen Darstellung entscheiden und in ihr eine Zeit lang ausschließlich dichten und denken. Ob diese jetzt schon ersunden ist oder erst noch zu ersinnen ist, muß dahingestellt bleiben. Augenblicklich laufen in der Klaviermusik Sonate und Suite, Variationen und Cyklen kleinerer Bilder neben einander her. Letztere sind in der Anzahl und Form der einzelnen Teile ganz abweichend von einander. Gern faßt man sie durch einen Titel zusammen. Hier ist nur verwandtes in ein Heft gereiht, wie in „Wanderbildern" oder in „Wandlungen," in Soirées de Vienne, de Petersbourg ꝛc. Dort schreitet in den einzelnen Nummern eine Begebenheit vom Anfang zum Ende wie in den verschiednen Cyklen, die als Bal costumé herausgegeben wurden. Ein andres Heft wird Carnaval betitelt, um die neu zugewachsenen Arten der kunstvoll ausgeführten Tanzweisen zusammenzufassen. Noch eine andre Art neuer großer Formen in der Klaviermusik bilden die „Rhapsodien." Vorderhand läßt sich mit der Bezeichnung noch nicht der Begriff einer bestimmten Form verbinden. Man braucht nur auf die ganz verschiedne Anlage der Rhapsodien von Brahms und der von Liszt hinzuweisen. Die Anwendung des Wortes auf Musikstücke finden wir zuerst bei dem von seinen Landsleuten als „Schiller der Musik" hochgefeierten Prager Komponisten Wenzel Tomaschek, welcher im Jahre 1812 bei Kühnel (Peters) in Leipzig zwölf Rhapsodien erscheinen ließ, die von keinem geringeren als F. L. Gerber als „der kühnste Aufschwung einer feurigen Phantasie, kühn in der Führung und hinreißend durch ihr Leben" gepriesen wurden. Auch für einige andre Formen hat die neuere Klaviermusik die Titel aus der Dichtkunst entlehnt. Es sind die Novelletten, Idyllen, Balladen und Romanzen. Auch Dichtungsarten von besondrer Seltenheit hat man, wie wir sehen werden, der Musik anzupassen gesucht. Der allgemeine Trieb nach Wachstum und Entwicklung hat zuletzt auch die von altersher sanktionirten Formen der Klaviermusik mit ergriffen. Die liedartigen Formen der Klaviermusik ziehen Sonatenelemente an sich, die Tänze werden zu dramatischen Szenen.

Was speziell die eben erwähnten neuen Tanzformen betrifft, so hat in ihnen unsers Erachtens die moderne Klavierkomposition einen rühmlichen Beweis von Schöpferkraft gegeben. Sie geben in extenso das deutlichste Bild von den Tendenzen, welche die Instrumentalmusik beherrschen, und verraten am wenigsten von deren Schwächen und Mängeln. Man erstaunt immer wieder über die Fülle geistigen Gehalts, über die Tiefe des Ausdrucks, die Intimität der Beziehungen, welche unsre besten Klaviervirtuosen in diese Walzer und Mazurken hineingelegt haben. Auf Grund von Tonweisen, die ursprünglich nur ganz äußerlichen Zwecken zu dienen bestimmt sind, solche feine, volle Bilder zu ge-

stalten, welche seelisches Leben bis in die geheimsten Schlupfwinkel enthüllen — das ist ein Meisterstück, welches eine spätere Zeit der romantischen Periode doch hoch anrechnen wird. Daß hier namentlich Chopin der Hauptdank gebührt, weiß jedermann. Verschweigen läßt sich allerdings nicht, daß diese Idealisirung der Tänze sehr oft zu weit getrieben und der ursprüngliche Charakter gänzlich verleugnet worden ist. Eine Wirkung, wie sie der Schöpfer des „Furienwalzers" erreicht hat, bleibt ja immerhin interessant; saugen aber die schwachen Nachahmer an auf muntern Rhythmen zu wimmern, so kann sich der wahrheitsliebende Mensch schlechterdings nur ärgern.

Wir kommen mit der Bemerkung über die Nachahmer unter den Klavierkomponisten auf bereits gesagtes zurück und damit an den Schluß der Generaldebatte. Ihr Resultat fassen wir noch einmal in den Satz zusammen, daß für die Klaviermusik seit Robert Schumann zwei Momente charakteristisch sind. Der eine ist das Vorwiegen des Genrestückes und der kleinen Formen, der andre der unverhältnismäßig starke Prozentsatz unselbständiger und völlig wertloser Arbeiten.

Diese allgemeinen Betrachtungen könnten nach verschiedenen Richtungen weitergeführt werden. Das Gegebene genügt indeß, um daraus nützliche Lehren zu ziehen. Den Musikern haben wir mit unsern Auseinandersetzungen nichts neues gesagt. Die Besten unter ihnen und alle Kenner der alten Meister teilen die absprechende Meinung über den Gesammtertrag unsrer neuern Klaviermusik. Ginge man in musikalischen Kreisen ernstlich zu Rate über die Sache und zunächst denjenigen Ursachen auf den Grund, auf welche die Verflachung zurückzuführen ist, deren Spuren in dem Totalbilde der gegenwärtigen Klavierkomposition eklatant hervortreten, so müßte man über zwei Forderungen eins werden. Sie gehen die jungen Leute an, welche sich der Musik widmen wollen, und lauten: 1. ganz gründliche Schulung im Fache und 2. eine allgemeine Erziehung, welche geistig selbständige Menschen heranbildet. Für die erste Forderung haben unsre Konservatorien einzutreten; ihre Lehrpläne müßten allenthalben auf diejenige Strenge des theoretischen Unterrichts zurückgreifen, welche in der frühern Zeit der Kontrapunktisten gebräuchlich war. Der zweiten Forderung stellt das moderne Leben mit seinen abschweifenden Sitten und Gebräuchen viele Hindernisse entgegen. Eltern, Vormünder und Erzieher mögen es aber beachten: wenn ein Knabe sich der Musik widmen will — gutes Gehör und Formensinn genügen nicht, um in die Reihe der wirklichen und nützlichen Künstler vorzudringen. Wer nicht schon in früher Jugend die Anlagen zeigt, ein ganzer Mann, ein Mann für sich zu werden, der bleibe weg von der Musik! In Kopf und Herz muß alles frisch und von einer Stärke sein, die über den durchschnittlichen Gesellschaftsbedarf hinausgeht.

Den musikliebenden Dilettanten predigen unsere Auseinandersetzungen Vorsicht. Wer allen Heften des neuen Klavierverlags blind gläubig, gutmütig vertrauensselig gegenübertritt, riskirt seine Zeit zu verlieren und seinen Geschmack

zu verderben. In der That würden unſre Ärzte nachweiſen können, welche Verwüſtungen die kritikloſe Hingabe an die neuere Klaviermuſik angerichtet hat. Aus manchem lebendigen und geiſtvollen Mädchen hat übertriebenes und unrechtes Klavierſpielen eine unbrauchbare, ſtumpfe Träumerin gemacht. Es iſt nicht bloß die unbedeutende Nachahmermuſik, die den Geiſt einſchläfert; auch die wahren Meiſter taugen nicht gleichviel für jedermann und zu jeder Zeit. Eine der gefährlichſten Unſitten der heutigen Klavierfreundinnen iſt der eifrige Chopin-Kultus. Ihm iſt manches Nervenſyſtem zur Hälfte geopfert worden. Ferne ſei der Verſuch, das Genie dieſes kranken Mannes herabſetzen zu wollen. Aber daß man ſeine ebenſo wunderbaren und hinreißenden als überreizten und zwiſchen Himmel und Hölle frivol hin- und herfahrenden Phantaſien zum täglichen Genuß für geeignet hält, ſie zur Ausbildung der muſikaliſchen Jugend verwendet, iſt eine der unverſtändigſten Verirrungen, welche auf dem Gebiete der Pädagogik jemals vorgekommen ſind. Man könnte mit demſelben Rechte Heines geſammelte Werke als Leſebuch für Bürgerſchulen einführen.

Daß wir die Klaviermuſik ſeit Schumann nicht in Bauſch und Bogen verwerfen, wollen wir dadurch beweiſen, daß wir die Leſer an eine Reihe von Komponiſten und von Werken für Klavier zu zwei Händen heranführen, welche Intereſſe verdienen. Von welchem Punkte aus aber man dieſe neue Periode auch betrachtet, man kommt immer wieder auf Robert Schumann zurück. „Er der herrlichſte von allen!“ Als Klavierkomponiſt reicht er heran an die beſten Alten, und die ſpäteren überragt er ſammt und ſonders. Wer auch von den neueren auf einzelnen Gebieten ihm gleichen mag, Schumann hat den Weg erſchloſſen, und die Gaben der Grazien, die wir ſonſt an verſchiedene Beſitzer verteilt finden, er beſaß ſie alle auf einmal: Humor und Ernſt, Tiefſinn und Naivetät; eine ganze Reihe der ſonſt getrennteſten Strömungen — in ſeinem Geiſte kamen ſie zuſammen und gaben einander von ihrer Fülle ab. Phantaſtiſch und grübleriſch iſt er, aber doch auch kindlich heiter und klar. Von Laune und Übermut ſprudelnd, ſtrömt er zugleich über von tiefem Gefühl, von Innigkeit und Frömmigkeit. Jetzt ausgelaſſen, burſchikos wie ein Brandfuchs, rührt er auf der nächſten Seite wieder durch echte Töne einer faſt weiblichen Zartheit. In den feinſten Raritäten der Literatur und des geiſtigen Lebens bewandert, liebt er zugleich auch die Urwüchſigkeit des Volkslebens, und ſo paßt er für die erleſenen Geiſter unter den Muſikfreunden und iſt teilweiſe doch auch für die einfachen untern Klaſſen verſtändlich. Allen bereitet er herzliche Freude. Er iſt der Liebling aller, die Natur und Leben ſchätzen, und wer ſähe ſich gern aus dieſem Kreiſe ausgeſchloſſen? Die Muſikgeſchichte zählt wenige unter den ihrigen, über deren Wirken und Schaffen eine ſolche Friſche, eine ſolche Jugendlichkeit der Seele ausgebreitet iſt.

Einen mehr als jugendlichen Charakter hatte ſein Eintritt in die Muſik; mit einer faſt komiſch wirkenden Unbefangenheit ſtellte er ſich unter die Kom-

ponisten. Den reifen Kollegen muß er wie ein Knabe vorgekommen sein. Der Eindruck des Knaben, aber des „Knaben, der das Fürchten nicht kennt," machte seine ersten Kompositionen. Später ward er gesetzter und gemeinverständlicher. Hat er bei diesem Prozeß — wie man nicht leugnen kann — an Eigenart und natürlichem Gehalt auch etwas verloren, eine Originalerscheinung ist er immer geblieben und am unverkennbarsten und glänzendsten immer als Klavierkomponist, originell bis auf die Vortragsbezeichnungen. In Schumanns Klavierwerken hat die musikalische Romantik uns ihre originellsten und liebenswürdigsten Thaten vermacht; in den spätern von ihnen liegt der Beweis, daß die romantischen Ideen sich einem höhern und großen Stil wohl einfügen lassen.

Preist man an Schumann, dem Klavierkomponisten, die Vielseitigkeit, so bedeutet das jedoch nicht, daß er allen guten Arten der Pianofortemusik gleich zugethan gewesen sei. Im Genre des höhern Virtuosenstücks hat er nur ganz vereinzelte Gastrollen gegeben. Nicht aus Prinzip. Im Gegenteil hat er trotz seiner Opposition gegen den Überschwang dieser Gattung ihre guten Seiten lebhaft bewundert. Aber Schumann ging beim Komponiren vom klanglichen Element nicht aus — auch unbewußt ließ er sich vom poetischen Vorwurf stimmen und führen. Doch wir wollen nicht weiter ausführen, was jedermann weiß.

Allgemein bekannt ist es auch, daß Schumann als Kritiker die Klaviermusik durch die Einführung junger Talente zu fördern suchte. Hierbei schlug er die edle Gesinnung sehr hoch an und stellte ihretwegen ab und zu einen Begleitbrief aus, der bei dem Überbringer ein stärkeres Talent voraussetzen läßt, als dieser in der Folge gezeigt hat. Unter den älteren Schützlingen Schumanns ist es Stephen Heller (geboren 1815 zu Pest), dem wir den Vorzug geben. Kunstkritik behält immer einen subjektiven Beisatz, und so mag auch diese Bevorzugung auf einem Teil persönlicher Anlagen beruhen. Aber das eine darf man dreist sagen, daß Stephen Heller allen gefallen muß, die sich nicht im Übermaß mit ihm beschäftigen, und daß er allen warm empfohlen werden kann, die ihn noch nicht kennen sollten. Hellers Musik gehört zur gesundesten, welche die Klavierkomposition unsrer Periode aufzuweisen hat. Seine Kompositionen stehen unter den Werken der Kunst, in welchen die grüne, ewig frische und wunderbare Natur gefeiert wird, in erster Reihe. Sie atmen dasselbe Entzücken und die Ergriffenheit, welches uns noch heute zum Dichter des „Frühlings," zu Ewald Christian von Kleist, hinzieht, ohne dessen altväterische Allüren. Das Goethische Motto:

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen —
So geht's von Ort zu Ort,

welches über op. 95 (Allegro pastorale) des Komponisten steht, paßt für den ganzen Heller.

Es kann Wunder nehmen, daß noch keiner von unsern Geistreichen Heller den musikalischen Forstmann genannt hat. Es ist der Wald, den er zu schildern nimmer müde wird: der Wald mit seiner Feierlichkeit, mit seinen langen dunkeln Schatten, mit seinen scharfen und tiefen Lichtern, der Wald mit seinem Vogelgezwitscher und seinem Blätterrauschen, mit seinen neckenden, zirpenden Geistern. Zu den Spaziergängen in den Wald, zu welchen sich der Komponist auf den Titelblättern so vieler Hefte offen bekennt, muß der Kenner von Hellers Werken noch eine große Anzahl heimlicher Abstecher hinzurechnen. Beginnt er oft auf andern Wegen — auf einmal baut sich der Wald in seiner Pracht wieder vor uns auf. Selbst in einer Polonaise, die sich sonst nicht für die Aufführung im Freien eignet, ertappen wir ihn plötzlich wieder beim Hörnerklang. Es ist unzweifelhaft, daß starke Jugendeindrücke dagewesen sein müssen, um diese Waldesstimmung so nachhaltig zu befestigen, daß sie selbst in dem Treiben der großen Weltstadt dem Komponisten treu geblieben ist und die Oberhand behalten hat. In dem geräuschvollen Paris zu leben, gefeiert zu sein und doch das Gemüt von spezifisch deutscher Schwärmerei voll zu haben — das ist ein seltnes Glück! Daß sich Heller desselben bewußt gewesen ist und darauf gehalten hat, es sich zu bewahren, kann man aus der Summe seiner Werke herauslesen.

Heller hat sich nicht ohne Absicht ausschließlich der Klavierkomposition gewidmet. Er ist ein Spezialist dieser Gattung, wie Field, Chopin, Henselt, Kirchner, und hat sich seinem Lebensberufe sicher nicht ohne höhere Tendenzen hingegeben. Vielleicht gingen sie auf eine Reformation des Klaviergeschmackes; daß die Klaviermusik sich vorwiegend dem Ausdruck subjektiver, seelischer Stimmungen hingebe, mag ihm zuweilen nicht das Rechte geschienen haben. Wo er selbst Stoff für seine musikalischen Schilderungen der menschlichen Innenwelt entnimmt, bleibt er immer wahr. Niemals übertreibt er die Leidenschaft und Erregtheit, obwohl er zum Stürmen den gehörigen Atem besitzt. Seine zweite Sonate und seine Balladen zeigen ihn am deutlichsten von dieser Seite. Ein wunderschöner Theil ist in der Meer-Ballade der Beginn des Chorgesangs. Wie ein Hilferuf, wie eine Bitte um Frieden klingt es aus ihm. In diesen Fällen zeigt er am meisten Verwandtschaft mit Schumann, mit dem er auch die Hinneigung zu Jean Paul teilt. Diesem von der Gegenwart ziemlich vernachlässigten Dichter zu Ehren schrieb er ein Heft „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke“ (op. 82), die Schumann zum Verfasser haben könnten, bis auf zwei Züge, welche überhaupt an Heller außer seiner Liebe zum Walde charakteristisch sind. Der eine ist auf ungarische Einflüsse zurückzuführen, rhythmisch erkennbar an einer gewissen Hastigkeit des Ganges. In dem andern macht sich der Pianist von Fach bemerkbar. Nicht als ob Heller etwa ein platter Passagenheld wäre. Aber er fängt zuweilen gern an, als wolle er nur das Instrument probiren, dabei stellt sich von ungefähr ein kleines Motiv ein, aus dem sich eine Melodie entspinnt. Gern wiederholt er ein paar Töne in ver-

Digitized by Google

schiedenen Oktaven und gönnt sich als Komponist und Erfinder einige Ruhe. Niemand schätzt ihn wegen solcher Momente des leichten Sichgehenlassens gering. Er hat manche Nummern geschrieben, die der leichten musikalischen Belletristik zugehören, wie die „Tarantellen" und die „Ländler" und „Walzer." Aber über die geschäftsmäßigen Salonkomponisten erhebt er immer ein stolzes Dichterhaupt. Und zu andern Zeiten streut er wieder Meisterzüge aus, die man an diesem Orte nicht erwartet. Seine „Polonaise" (op. 104) z. B., sein „Albumblatt" (op. 110), seine Morceaux de Ballet (op. 111) sind Salonstücke reinster und Genrestücke leichtester Tendenz, und doch reich an Wendungen einer höhern Kunst, an Wendungen, die nur einem gewiegten Kontrapunktiker und poetischem, geistvollem Kopfe möglich sind. Wo wir ein einfaches Marschstück erwarten, bringt er ein allerliebstes Wechseln zwischen Parliren und Promeniren an, wo eine sentimentale Melodie genügte, überrascht er durch eine reizende, stimmungsreiche Polonaise, und die Ballettänze sind ihm nur eine Folie für die frappantesten Kunststückchen musikalischer Pantomimik. Geist, Witz und Laune begleiten Heller überall, und auch aus seinen unbedeutenderen Sachen spricht eine mehr als bloß musikalische Bildung und Erfahrung.

Freilich zu den Künstlern, welche durch eine gewaltige Entwicklung imponiren, gehört er nicht. Nach seinen frühern Klavierkompositionen, in denen man Violinen und Hörner deutlich hören kann, mußte man in ihm einen Symphoniker erwarten. Wohl möglich, daß uns das zeitraubende und aufreibende Leben der Weltstadt um einen gebornen Orchesterkomponisten gebracht hat. So blieb er beim Klavier und am Klavier ziemlich derselbe. Wer seine Hefte „Im Walde," eine seiner Sonaten und vielleicht noch die „Tarantellen" studirt hat, kennt im wesentlichen den ganzen Heller. Dieselben Stimmungen und dieselben Motive kehren sehr oft wieder. Immer wieder wechselt er mit feierlichen Klängen und phantastischem Scherz, führt behaglich promenirend an überraschende Aussichten und endigt dämmernde Präludien in hochaufjauchzenden Naturtönen. Deshalb soll man nicht zu anhaltend bei ihm verweilen, sondern lieber öfters zu ihm zurückkehren.

Nur in seinen letzten Kompositionen erscheint Heller ein andrer und kaum wiederzuerkennen. Besonders sind zwei von ihnen durch das veränderte Wesen ihres Autors merkwürdig, die Caprice humoristique (op. 112) und die Fantaisie (op. 113). Da knackt er Nüsse und scheint für die beiden französischen Kollegen (L. Kreuzer und Hector Berlioz), denen diese Kompositionen gewidmet sind, musikalische Vorstellungen in der philosophischen Akrobatik zu veranstalten, er bringt uns allerhand erstaunliches, aber nicht viel erfreuliches.

In demselben Jahre, wo Heller nach Paris ging, nahm ein andrer junger deutscher Musiker seinen bleibenden Aufenthalt in Petersburg, erwarb sich in der Folge um das Klavierspiel in Rußland große Verdienste, wurde geadelt und gelangte zu hohen Ehren. Es ist Adolph Henselt (geboren 1814 zu Schwabach

in Baiern). Als Pianiſt wurde er in den wenigen Städten Deutſchlands, wo er ſich hören ließ, ſofort neben Thalberg und Liſzt geſtellt, zog ſich aber ſehr bald aus der Öffentlichkeit zurück. Als Komponiſt zählte er zu den erklärteſten Lieblingen der „Davidsbündler.“ Mit dem ausgeprägteſten Zuge ſeines Talentes, ſeiner großen Kunſt in der Filigranarbeit, war er der Mann jener Zeit. Die Generation von heute fängt an, ſeine Klavierwerke hinſichtlich des Ideengehaltes etwas kühler zu beurteilen, und niemand wird jetzt noch in Henſelt einen „deutſchen Chopin“ erblicken. Aber in der Auffindung ſinniger und origineller Figuren wird er doch noch lange als Muſter dienen können. Die ſaubere Ausarbeitung ſeiner Kompoſitionen, ihr Reichtum an neuen und wirkungsvollen Spielarten macht ſie zu einer Fundgrube für Studirende, den Wohlklang, den ſie ausſtrömen, die geiſtige Harmonie, die ariſtokratiſche und liebenswürdige, kindliche Natur, die aus ihnen ſpricht, verleihen ihnen einen mehr als vorübergehenden äſthetiſchen Wert. Einzelne ſind auch von poetiſcher Eigenart. Verpflanzt nicht das kleine Augenblicksbildchen, das unter dem Titel „Wenn ich ein Vöglein wär'“ allgemein bekannt iſt, den ganzen Zauber des Nachtigallenhains friſch und duftend auf das Klavier? Das Heft „Etüden“ (op. 2), in denen dieſes Klavierſtückchen enthalten iſt, und ein ſpäteres (op. 5) zählen zu Henſelts wertvollſten und reizendſten Kompoſitionen.

Wir benutzen die Gelegenheit, um hier die Bemerkung einzuſchalten, daß die Etüdenkompoſition vielleicht den wertvollſten Teil der neuern Klavierliteratur bildet, denjenigen Teil, welcher von dilettantiſchen Elementen am meiſten frei geblieben iſt. Dieſe Thatſache zeigt wieder eklatant, daß in der muſikaliſchen Kompoſition ein gelinder Druck formeller Feſſeln der Phantaſie, wenn ſie überhaupt da iſt, nur nützt. Auf dem Felde der Klavieretüde ſind in der Periode ſeit Schumann Früchte gediehen von jener Reife, welche wir an den beſten Ernten der klaſſiſchen und vorklaſſiſchen Zeit bewundern. Der Garten, den Bach, Clementi, Berger, Cramer angelegt haben, iſt in einem würdigen Stile erweitert worden. Allen voran ſteht Ignaz Moſcheles, deſſen op. 70 (24 Etüden durch alle Tonarten) man getroſt — cum grano salis — als das „Wohltemperirte Klavier der Romantik“ bezeichnen darf.

(Fortſetzung folgt.)

Vom Wiener Burgtheater.

nter den deutſchen Theatern nimmt keines widerſpruchslos den erſten Rang ein, ſo wie das Théâtre français unter den franzöſiſchen. Kaum auf einem andern Punkte iſt der Lokalpatriotismus ſo empfindlich; mag in einzelnen Fällen das Publikum der größern Städte mit den Leiſtungen ihrer Bühne noch ſo wenig zufrieden ſein, noch ſo gern von einer frühern guten Zeit ſchwärmen: handelt es ſich um den Vergleich mit fremden Anſtalten, ſo wird mit Wärme oder auch Hitze für die heimiſche Anſtalt eingetreten. Und aller Wahrſcheinlichkeit nach können Wien und Berlin, München und Dresden, Leipzig und Frankfurt mit Grund eigentümliche Vorzüge ihrer Theater geltend machen. Nichtsdeſtoweniger genießt das Burgtheater in der Theaterwelt ſelbſt einen Grad von Anſehen wie keins der Konkurrenzinſtitute. An die „Burg“ zu kommen oder doch wenigſtens dort die Feuerprobe glücklich zu beſtehen, iſt die Sehnſucht aller ſtrebſamen Künſtler; hinterher ſind natürlich manchmal die Trauben ſauer. Worauf beruht nun dieſe bevorzugte Stellung? Auf der Repertoirebildung nicht. Nur ſelten iſt das Burgtheater in dieſer Beziehung führend und tonangebend geweſen. Rechnen wir die höchſt fruchtbare Direktionszeit Schreyvogls und die Blüteperiode Friedrich Halms ab, ſo iſt Wien nur ausnahmsweiſe den übrigen Städten vorangegangen, wenigſtens ebenſo oft deren Beiſpiel gefolgt. Das heißt: große Rührigkeit im Vorführen von Neuigkeiten war in Wien meiſtens anzutreffen, aber die Verſchiedenheit des Geſchmackes im Oſten, Weſten und Norden ließ unzähligemal Berlin, Dresden, München darauf verzichten, ebenfalls aufzuführen, was in Wien mit Erfolg über die Bretter gegangen war. Die Scheu vor echt tragiſchen Konflikten wurde ſeit der Mitte des Jahrhunderts wohl an der Donau überwunden, dafür aber die dramatiſche Produktion der Franzoſen mit einer Vorliebe kultivirt, zu welcher man ſich an andern Orten glücklicherweiſe nicht aufzuſchwingen vermochte, und den wiederholten Anläufen zu einer „edleren Richtung“ fehlte der rechte Ernſt, um das Übelwollen einer frivolen Journaliſtik zu überdauern. Auch läßt ſich kaum behaupten, daß gerade die glänzendſten ſchauſpieleriſchen Talente immer in Wien verſammelt geweſen wären. Im Gegenteil hatten die gefeiertſten gewöhnlich eine feſte Stellung, falls ſie überhaupt eine ſolche hatten, in andern Städten, ja ſie waren wohl ausdrücklich Wien untreu geworden.

Hiermit berühren wir die eigentliche Stärke des Burgtheaters. Der brennende Ehrgeiz, welcher des Beifalls nie genug haben kann, und die ruheloſe Gewinn-

sucht fanden hier nie ihre Rechnung. Das Bemühen einzelner, sich auf Kosten des Ganzen geltend zu machen, prallte an der festgefügten Ordnung ab, und der Unsitte, das Engagement gewissermaßen nur als die Station zu betrachten, von welcher aus Beutezüge nach allen Seiten ausgeführt werden können, war bis vor kurzem wenigstens eine Schranke gezogen. Deshalb kehrten Dawison, die Seebach u. a. einem Institut den Rücken, welches dem Flügelschlag ihrer freien Seele Fesseln anlegte; wohin dieser sie geführt hat, ist bekannt. Und in Wien, wo man anfangs über solche Verluste trauerte, drang bald die Erkenntnis wieder durch, daß etwas besseres gerettet worden war: das künstlerische Zusammenwirken, die Einordnung jedes einzelnen Gliedes in die Organisation, ohne welche ein Kunstwerk undenkbar ist.

Das seit hundert Jahren gepflegte Zusammenspiel und die Empfindung und Schätzung für dasselbe im Publikum, eines wie die andern von Generation zu Generation fortgepflanzt, verschaffen dem Burgtheater seinen hervorragenden Platz.

Dieser Vorzug setzt aber eine einheitliche, kräftige Leitung voraus. Die Verfassung des Théâtre français scheint dieser Behauptung zu widersprechen, und die Gründer eines „Deutschen Theaters" in Berlin haben augenscheinlich die Absicht, sie auch für Deutschland ad absurdum zu führen. Wir lassen uns hier nicht darauf ein, das Statut der Pariser Bühne zu kritisiren und nachzuweisen, daß in diesen wie in andern Dingen die französischen Muster nicht für uns passen; nach ziemlich verbreiteter Ansicht wird uns die neue Berliner Schöpfung nur zu bald von dieser Wahrheit überzeugen. Die Geschichte des Burgtheaters aber sagt uns, daß die besten Zeiten die eines festen Regiments gewesen sind. Im vorigen Jahrhundert gab es eine Art republikanischer Verfassung, doch hielt es mit derselben weder Schröder noch Kotzebue aus. Führt eine schwache oder lässige Hand das Steuer, so tauchen die Erinnerungen an die goldnen Zeiten der Regisseurwirtschaft auf, unmerklich etablirt sich diese und kann dann nur durch große Energie wieder beseitigt werden.

So war es vor dreißig Jahren, so ist es heute abermals.

Deinhardstein, der Nachfolger Schreyvogls, hatte die Dinge gehen lassen, wie sie wollten, und nach einem Interregnum im Jahre 1848 äußerte sich allgemein das Verlangen nach einem wirklichen Direktor, natürlich einem solchen, der „auf der Höhe der Zeit stünde." An Kandidaten mangelte es nicht, alle aber drängte Heinrich Laube zurück, der schon von der Paulskirche aus Verbindungen in Wien angeknüpft hatte. Besonders die Schauspieler waren für ihn, denen seine mehr gemachten als gedichteten Dramen imponirten und die ihn bei der Inszenirung seiner „Karlsschüler," eines dem Durchschnittsniveau der Theaterbildung so sympathischen Stückes, als geschickten Regisseur kennen gelernt hatten; ältere Mitglieder haben nachher häufig verraten, daß sie in dem ihnen zu Dank verpflichteten „Literaten" einen Direktor erwarteten, welcher sich gern von den

bewährten Praktikern werde leiten lassen. Darin hatten sie sich arg verrechnet. Laube fand die Schauspieler, von denen er in den dreißiger Jahren entzückt worden war, um soviel älter geworden und erkannte, daß vor allem für Nachwuchs gesorgt werden müsse; die Schauspieler hingegen wollten nicht einsehen, daß ein vorsorglicher Direktor nicht so lange warten dürfe, bis das Publikum ihn daran erinnere, daß ein Romeo an der Schwelle der Sechziger die Illusion doch einigermaßen störe. Darüber entbrannte der Krieg, in welchem auf seiten der Schauspieler alle ehemaligen Aspiranten auf die Direktorstelle und alle sich zurückgesetzt fühlenden hoffnungsvollen Dramatiker standen, in welchem aber Laube durch seine Ausdauer den Sieg davontrug. So große Fehler er beging, so ungerecht ihn die Opposition der Alten gegen diese Opponenten machte, so oft er auch seinen Wienern Mittelgut als erste Qualität aufdisputiren wollte: im Laufe der Jahre gewöhnte das Publikum sich an die neuen Erscheinungen, gewann viele davon lieb, wurde auf einige stolz. Und das bewirkte nicht allein die Macht der Gewohnheit, die talentvollen Jüngeren hatten von den Alten soviel gelernt, sich allmählich dermaßen in den Stil der Bühne eingespielt, daß die scheel angesehenen Eindringlinge berufene Nachfolger der bewunderten Größen wurden. Die heutigen Stützen des Burgtheaters gehören fast ausnahmslos in diese Kategorie und sind jetzt so sehr eingewöhnt, daß sie ihre eigne Vergangenheit vergessen zu haben scheinen.

Auf Laube folgte, wenn auch nicht unmittelbar, Dingelstedt, der Mann von kavaliermäßigen Neigungen und Manieren, dem das Theater so wenig wie irgend etwas andres Herzenssache war, der große Aktionen, wie die Aufführung der historischen Dramen Shakespeares, selbst leitete, die tägliche Arbeit jedoch gern auf andre Schultern abwälzte. Unter ihm und während des abermaligen Interregnums unter einem Intendanten, welcher unmittelbar vorher Finanzminister gewesen war, hatten wieder die als Regisseure fungirenden Schauspieler das Ruder so ziemlich in die Hände bekommen, was bald zu spüren war. In den meisten Schauspielern steckt wohl etwas vom Weber Zettel, die Neigung alles zu spielen und die Überzeugung alles spielen zu können, und es ist immer schon ein Gewinn, wenn wenigstens ihrer mehrere sich brüderlich in das teilen, was ihnen nicht zukommt. Da erlebte man denn die erstaunlichsten Experimente. Vor allen schien Sonnenthal, der ja im bürgerlichen Schauspiel und Lustspiel in Deutschland keinen Nebenbuhler zu fürchten hat, alle Einsicht in die Grenzen seiner Begabung verloren zu haben. Und nicht genug, daß er, dem die Natur nichts Heldenhaftes verliehen hat, glaubte, den Othello frei nach Salvini und den Tell frei nach Anschütz geben zu müssen, daß er garnicht die Komik, die contradictio in adjecto im „Jüdischen Bauernhelden" empfand: er wurde auch — Dichter. Der Koulissenklatsch wußte nämlich bei Zeiten das hochwichtige Ereignis zu berichten, daß Sonnenthal ein dem Burgtheater eingereichtes Lustspiel

überarbeitet habe; auf dem Zettel folgte dem Namen des Verfassers der Zusatz „und * * *," und als nach der ersten Aufführung der herzlich unbedeutenden Neuigkeit die guten Freunde heftig applaudirten, erlaubte der Regisseur Sonnenthal dem geheimen „Dichter" Sonnenthal, dem Publikum seinen Dank abzustatten. Dieser Sieg der Eitelkeit über die Ordnung wurde denn doch vielen zu arg. Ein Mann, der berufen ist, die Gesetze des Instituts aufrecht zu erhalten, durchbrach mit sophistischer Motivirung eins der weisesten Gesetze derselben, nämlich das, welches den Darstellern untersagt, anders, als wenn ihre Rolle es erheischt, sich dem Publikum zu zeigen. Nur den gastirenden fremden Schauspielern und den Verfassern neuer Stücke ist jene Befriedigung gewährt, und auf den letztern Titel konnte sich der glückliche Schauspieler berufen; allein wer konnte sich darüber täuschen, daß nun unter seinen Kollegen ein Wettlauf um die Ehre ähnlicher geheimen Mitarbeiterschaft beginnen werde! Trug doch so mancher mit Gram oder Grimm das grausame Verbot, da die glücklichen Opernsänger die Freiheit genießen, nachdem sie sich gegenseitig umgebracht haben, Hand in Hand und süßlächelnd dem verehrten Publikum ihre Verbeugung zu machen; und hatte doch Dingelstedt die Hand geboten, andre lästige Bestimmungen zu umgehen, z. B. das Herkommen, daß außer den Ferien kein Urlaub zu Gastreisen bewilligt, vielmehr der ganze Körper beisammengehalten wurde! Auch das lag klar zu Tage, was aus dem Repertoire geworden sein würde, wenn man die Regisseure hätte weiter schalten lassen. Es ist in der Natur ihrer Beschäftigung begründet, daß Schauspieler an einem Stücke selten mehr sehen als die einzelnen Rollen, vorzüglich diejenigen, welche sie selbst zu spielen wünschen. Wer „gute Rollen" schreibt, für Abgänge und Aktschlüsse sorgt, das Publikum gewinnt, der ist ihnen der genehme Dichter, und einen Schutz gegen solche Einseitigkeit gewähren die Zuschauer nur in jenen mittleren und kleineren Städten, in welchen die literarische Bildung überwiegt.

So machte sich denn wiederum die Unentbehrlichkeit eines Direktors fühlbar, welcher Fachmann aber nicht Schauspieler war; wieder suchten verschiedne den Blick auf sich zu lenken — wer möchte nicht einmal regieren, wenn auch nur auf den Brettern! — und wieder stimmten die Mitglieder des Theaters für denjenigen, welcher wirklich gewählt wurde, Adolph Wilbrandt. Recht eigentlich durch das Burgtheater nach Wien gezogen und an Wien gefesselt, hatte er in rastlosem, oft zu hastigem Produziren dieser Bühne eine lange Reihe von Dramen geliefert, die keineswegs immer gelobt werden konnten, aber immer für sein eminentes dramaturgisches Talent zeugten. Man hoffte daher in ihm einen tüchtigen Regisseur zu gewinnen, der seine gründliche Kenntnis des Handwerks im Dienste idealer Kunstanschauungen verwenden werde; zugleich hoffte man das beste für sein eignes Schaffen, sobald eine praktische Beschäftigung ihn zu langsamerem Arbeiten nötigen werde. Die Schauspieler aber dachten offenbar über ihn wie ihre Vorgänger über Heinrich Laube.

Das erste Jahr seines Wirkens als Direktor hat die Erwartungen der Theaterfreunde nicht Lügen gestraft. Ohne die Produktion der Gegenwart zurückzusetzen, hat Wilbrandt mit Kühnheit, Geschick und Erfolg alte Schätze gehoben, und damit bewiesen, daß er dem Burgtheater wieder eine höhere Aufgabe stellen will, als es seit den Tagen Laubes, des eingefleischten Gegners alles Nichtmodernen, geschehen war. Er hat Euripides, sogar mit dem Satyrspiel, auf die Bühne zu bringen gewagt, und Calderons „Richter von Zalamea" in der ganzen harten Tragik, welche frühere Dramaturgengeschlechter nicht glaubten den deutschen Nerven bieten zu dürfen; und mußte der Grieche sich mit einem sogenannten Achtungserfolge begnügen, so wurde ein um so vollerer dem Spanier zuteil. So viel sich wahrnehmen läßt, ist man mit der neuen Leitung allgemein zufrieden, bis auf einen oder den andern abgeblitzten Konkurrenten und — die Regisseure. Daß zwischen diesen und dem jungen Direktor nicht alles nach Wunsch bestellt sei, verriet kurz vor Beginn der Sommerferien ein Artikel Speidels in der Neuen freien Presse, welcher den Herren Lust zu Übergriffen zum Vorwurfe machte, im einzelnen übrigens wohl den meisten Lesern unverständlich geblieben ist. Die Regisseure aber müssen alle Andeutungen gut verstanden und sich tief getroffen gefühlt haben, da sie sofort eine Kabinetsfrage zu schaffen versuchten. Sie verlangten in einem an die Direktion adressirten und durch die Zeitungen veröffentlichten Schreiben Enthebung von ihren wichtigsten Pflichten, Mitwirkung bei der Wahl der aufzuführenden Stücke und bei deren Besetzung. Wie übereilt der Schritt war, konnte dessen Aufnahme in der öffentlichen Meinung ihnen sagen: jedermann außer ihnen erkannte, daß das keine Antwort auf einen Zeitungsartikel sei, für welchen der genannte Verfasser allein die Verantwortlichkeit trägt, und daß die Herren wohl auf ihr Amt hätten verzichten können, nicht aber auf dessen Obliegenheiten. Erreicht haben sie damit auch nur, daß der Direktor ihnen in sehr feiner Form einen Verweis erteilte und zugleich sie darüber aufklärte, wie er die Stellung der Regisseure als der Beiräte und Organe des Direktors ansehe. Daß dieses Verhältnis das richtige ist, geben selbst jene Blätter zu, welche sonst in allen Dingen dem Parlamentarismus das Wort reden.

Der jüngſte Tag.

Von Edward Eggleſton.

(Fortſetzung.)

Als der Sommer herankam, entließ Samuel Anderſon, fortgeriſſen von dem fanatiſchen Fieber ſublimirter Inbrunſt, das ihn ſelbſt und ſeine Frau ergriffen hatte, Jonas und alle ſeine andern Dienſtleute, gab ſein Geſchäft auf und widmete ſeine Aufmerkſamkeit ganz und gar der Ordnung ſeiner Rechnung für das kommende jüngſte Gericht. Ehe Jonas das Haus verließ, um ſich eine neue Stelle zu ſuchen, ſagte er Cynthy Ann, wenn er ſie eher kennen gelernt hätte, ſo würde „es bewirkt haben, daß ſich ſein Kaffee fürs ganze Leben geſetzt hätte.“ Es ginge jetzt mit ihm auf die Mitte der Woche zu, aber es wäre ihm wie einem jungen Kerlchen zu Mute, ſeit er an einem Orte ſich aufhielte, wo er dann und wann ein paar liebe und freundliche Worte zu hören bekäme, „und — hm — er dächte, das ganze Jahr hindurch, ſelbſt im Dezember, würde es ihm wie Mai ums Herze ſein, wenn er im Nordlichte ihres Antlitzes leben könnte.“

Und der guten Cynthy Ann thaten ſeine Worte ſo wohl, daß ſie Gott die ganze nächſte Woche hindurch deswegen um Vergebung bat und im Konventikel ihrer Klaſſe laut das Bekenntnis ablegte, ſie habe „der Verſuchung nachgegeben und ihr Herz auf die Dinge dieſer vergänglichen Welt geſetzt.“ Sie fürchtete, ſie hätte ſich „nicht immer erinnert, daß ſie doch eigentlich nichts als ein armer unwürdiger ſterbender Wurm im Staube ſei, und daß alle die ſchönen Dinge in dieſer Welt mit dem Gebrauche vergingen.“

Und Bruder Goshorn, der Klaſſenvorſteher in Hardens Croß Roads, ermahnte ſie, jedes Idol aus ihrem Herzen zu reißen. Und doch machte das holde Weſen des Weibes, Gottes himmliſches Geſetz offenbart in ihrem Herzen, ſich ein wenig geltend. Sie pflanzte einige Nachtviolen in eine alte blau und weiße Theekanne und ſetzte ſie auf das Fenſterbret. Die Nachtviolen ſollten

sie an Jonas erinnern, und während sie mit der einen Hälfte ihrer Natur ihn zu vergessen trachtete, freute sich die andre und bessere Hälfte (die verderbte, sündhafte, würde sie ausgesagt haben) der Erinnerung an alles, was er gethan und gesagt hatte. In Wahrheit standen die Blumen in keiner Verbindung mit Jonas, ausgenommen insofern, als mit dem Erwachen ihrer Liebe zu ihm diese kleine Neigung zu Blumen in die dürre Wüste ihres Lebens kam. Aber eines Tages entdeckte Frau Anderson die alte blaue Theekanne mit den jungen Pflanzen.

Ei der Tausend, Cynthy Ann! schrie sie, man sollte doch meinen, du hättest mehr Verstand, daß du in deinen Jahren solche Kinderei treibst und Blumen pflegst. Und das noch dazu, wo der jüngste Tag vor der Thür ist. So gewiß, wie du diesen Tag sehen wirst, wirst du eine der thörichten Jungfrauen sein, die kein Öl in ihrer Lampe haben.

Was Juliens Blumen betrifft, so hatte Frau Abigail sie mit roher Hand auf die Straße hinausgeworfen, um Versuchung von ihr zu entfernen und ihre Gedanken auf die furchtbaren Wirklichkeiten des Unterganges alles Zeitlichen hinzulenken.

Aber Cynthy Ann errötete und berente und behielt ihre zerbrochene Theekanne, obwohl sie mit Grauen empfand, wie schwer sie sich damit versündigte. Niemals begoß sie die Nachtviolen ohne das Gefühl, daß sie einem Idol ein Trankopfer darbringe.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein nettes Spielchen.

Es war ziemlich natürlich, daß der „Mud-Clerk" auf dem alten Dampfboot Jatan eine gewisse Zuneigung zu dem „Striker" gefaßt hatte, wie man den Lehrling des Maschinisten damals zu bezeichnen pflegte. Zumal da der Striker so viel mehr als der Mud-Clerk wußte und ihm in vielen Beziehungen Rat erteilen konnte. Ein Lehrling mit so viel allgemeinen Kenntnissen war in der That etwas neues, und alle Offiziere des Bootes hatten ihn gern, ausgenommen Sam Munson, der zweite Maschinist, der eine natürliche Eifersucht gegenüber einem Striker empfand, der mehr als er wußte.

Der Striker hatte außerordentlich rasch gelernt, sodaß man ihn regelmäßig Wache thun ließ. Der erste Maschinist und der dritte thaten zusammen die eine Wache, und der zweite Maschinist und der Striker die andre. Auf diese Weise erfreute sich das Boot der Dienstleistungen eines ausgelernten Maschinisten, während es ihm nur den Gehalt eines Lehrlings zahlte.

Um die Zeit, wo der schwerbeladene Jatan sechs Uhr abends zu Kairo aus dem Mississippi in den Ohio einlief, hatte der Striker seine Wache abgemacht, und er hätte jetzt zu Bett gehen sollen, um sich auf die zweite Wache in der Nacht vorzubereiten, zumal da er nur die „Hundewache" zwischen dieser und

Digitized by Google

dem Vormittag haben konnte. Aber zu Kairo war ein Paſſagier an Bord geſtiegen, deſſen Geſicht ihm bekannt vorkam. Der Anblick desſelben hatte ein Gedränge alter Erinnerungen, angenehmer und unangenehmer, wachgerufen, und ein Gedränge der zarteſten und grimmigſten Empfindungen, die der Striker je im Leben gefühlt hatte. Schlafen konnte er unter dieſen Umſtänden nicht, und ſo ſuchte er, da ihm bekannt war, daß der Mud-Clerk die Wache hatte, nach neun Uhr das Komptoir auf, ſtellte ſich außen vor den Zähltiſch und unterhielt ſich mit ſeinem Freunde, der wenig zu thun hatte, da der größte Teil der Fracht ſo verladen war, daß er bis ans Ende der Fahrt an Bord blieb, und da ſeine Frachtzettel für Paducah alle fertig gemacht waren. Der Striker unterhielt ſich mit dem Mud-Clerk, hielt aber ein Auge auf das Gedränge von Paſſagieren geheftet, die mit einander am Schenktiſche tranken, im Geſellſchaftsſalon rauchten, an den Tiſchen des Herrenzimmers laſen oder ſchrieben oder mit abgenommenen Hüten galant in der Damenkajüte plauderten, welche im fernen Hintergrunde über einer langen Reihe von Tiſchen mit grünen Decken und unter einer langen Reihe vergoldeter Stalaktiten zu ſehen war. Die kleinen herabhängenden Glasprismen unter den Kronleuchtern klirrten luſtig, wenn das Boot bei jedem Schlag ſeiner Schaufelräder erzitterte, und gaffende Hinterwäldler ſtarrten, zum erſtenmal von Hauſe fort, all den roſtigen Firleſanz an und fragten ſich verwundert, ob Könige wohl imſtande wären, auch nur halb ſo ſchön zu wohnen als ſie hier in der Kajüte des „palaſtartigen Dampfers Jatan," wie das Boot auf den Anzeigen geſchildert wurde. Das wirre Gemurmel vieler Stimmen, gemiſcht mit dem luſtigen Geklingel der Glasbehänge, gab dem Ganzen ein lebendiges, aufgewecktes Weſen.

Aber der Striker ſah den Mann nicht, nach dem er ausſchaute.

Wer ſtieg in Kairo ein? fragte er. Mir iſt, als hätte ich einen Mann aus unſrer Gegend geſehen.

Das weiß ich wahrhaftig nicht, ſagte der Mud-Clerk, der ſeine Worte in phlegmatiſcher Weiſe langſam aufeinander folgen ließ. Wollen 'mal nachſehen. Hier ſteht A. Robertſon und T. Lefevre und L. B. Sykes und N. Anderſon.

Wo will Anderſon hin?

Hat durchbezahlt bis Louisville. Kennen Sie ihn?

Aber gerade in dieſem Augenblicke trat Norman Anderſon ſelbſt herein und ging mit einer neuen Bekanntſchaft nach dem Schenktiſche. Sie rauchten miteinander nicht die Friedenspfeife wie die rothäutigen Amerikaner, ſondern wie die weißhäutigen ließen ſie ſich eine geheimnisvolle Flüſſigkeit mit einer andern ſorgfältig miſchen, und indem ſie dieſes Gebräu verſchluckten, beſiegelten ſie ihre neugeſchloſſene Freundſchaft nach dem ſeltſamen und unerklärlichen Ritus, der unter ihrem Volke Brauch war.

Norman war zu einer Tour abgeſchickt worden, auf der er ausſtehende Gelder einkaſſiren ſollte, und da er neunhundertundfünfzig Dollars in der Taſche

hatte, fühlte er sich so erhaben, als ob es sein eignes Geld gewesen wäre. Der Herr, mit dem er trank, hatte einen schwarzen Kreppstreifen um seinen weißen Hut und schien sehr kurzsichtig zu sein.

Wenn dieses grüne Jüngelchen da ein Freund von Ihnen ist, August, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie gut thun würden, ihm zu sagen, er möge sich lieber nicht zu tief mit dem jungen Menschen mit dem weißen Hut und der goldnen Brille einlassen, wenn er nicht etwa Lust hätte, all seinem Kleingeld noch vor Schlafengehen Valet zu sagen.

Das wars, was der Mud-Clerk August, dem Striker, in seiner langsamen Weise mitteilte, aber der Striker schien die Worte wie etwas zu hören, was fernab gesprochen wird. Denn gerade in diesem Augenblicke hatte er eine Vision, in der ihm eine betrunkene Pöbelrotte, ein Strick und ein flehendes Weib und ein braver alter Mann, der mit dem Tode bedroht war, erschienen. Gerade in diesem Augenblicke hörte er grobe, heisere Stimmen durcheinander schreien, rohes Fluchen und gellendes Gelächter, und über all dem Lärm die holde Bitte eines kleinen Mädchens, die ihrem Vater das Leben zu lassen bat. Und rasch stieg ihm das Blut in sein deutsches Gesicht, und er empfand, daß es ihm unmöglich sein werde, diesen Norman Anderson aus den Klauen des Gauners zu retten, wogegen es sehr möglich erschien, daß er ihn, wenn Norman ihn herausforderte, über die Brustwehr des Bootes ins Wasser werfen würde. Denn hatte er nicht Andrews Brief, der das Treiben jener Rotte beschrieb, in seiner Tasche? Und wollte er ihm nicht von der Stunde an, wo er ihn empfangen, ein Loch in diese Tasche brennen?

Aber andrerseits war es ja der Bruder Juliens, und es gab nichts, was er nicht für Julien gethan hätte. So gab der Striker, nachdem der Mud-Clerk aufgehört hatte zu sprechen, beiden Impulsen Ausdruck, indem er ein wenig patzig erwiederte: Er ist kein Freund von mir, und dann leise hinzufügte: Obschon ich ihn nicht gerupft sehen möchte.

Inzwischen war ein neuer Schauspieler auf der Bühne erschienen, und zwar in der Person eines Mannes mit schwarzem Schnurrbart und Backenbart, der hinter einem Tische mit Karten nicht weit vom Schenktische Platz nahm.

Hallo! sagte der Mud-Clerk mit leiser und langsamer Stimme, Parkins ist wieder zurück. Nachdem er letzten Februar zu Paducah in die Patsche geraten war, verduftete er, und seitdem hat er sich immer im Schatten gehalten. Er hat sich seitdem einen Backenbart stehen lassen, sodaß man ihn nicht erkennen soll. Aber er wird sich trotzdem fix genug verkriechen, wenn wir nach Paducah kommen. Nu sollen Sie 'mal sehen, wie geschwind er die grünen Jungen fangen wird. Die Aussicht auf dieses Schauspiel war so reizend, daß sie den Mud-Clerk beinahe antrieb, etwas lebhaft zu sprechen.

Aber August Wehle, der Striker auf dem Jatan, hatte das unbehagliche Gefühl, daß er auch dieses Gesicht schon zuvor gesehen habe, und daß dieser

lange Schnurrbart und der Backenbart zu beiden Seiten desſelben in merkwürdig kurzer Zeit gewachſen waren. War es denn möglich, daß es zwei Menſchen gab, die über die untere Hälfte ihres Geſichts in ſolcher automatenhafter Weiſe ein Lächeln breiten konnten, während die Spinnenaugen nicht das geringſte davon fühlten? Wahrhaftig, dieſer Menſch mit dem ſchwarzen Schnurr- und Backenbart ſah zwar nicht ganz wie der Geſanglehrer im Schulhauſe zu Sugar Grove aus, der das „rotſpitzige Heu auf der Oberlippe hatte," und doch — und doch —

Meine Herrſchaften, ſagte Parkins — bei Dickens würde er Smirkins heißen —, ich hätte Luſt ein Spielchen zu machen, juſt weil's ein ſo ſpaßiges Ding iſt. Es iſt ein Kunſtſtück mit drei Karten. Ich lege drei Karten hin, aufgedeckt. Hier iſt die Careau-Sechs, die Pique-Acht und Coeur-Aß. Nun werde ich ſie ſo ſchnell umwenden, daß mir keiner von Ihnen ſoll ſagen können, welches Blatt das Aß iſt. Sehen Sie wohl, ſo! Nun möchte ich den Wein für die Geſellſchaft wetten, daß keiner von den Herren hier das Aß aufdecken kann. Alles, was ich will, iſt ein bischen Spaß. Etwas, um den Abend zu verbringen und der Geſellſchaft Vergnügen zu machen. Wer will den Wein wetten? Die Schrift ſagt, die Hand iſt ſchneller als das Auge, und ich warne Sie, wenn Sie wetten, werden Sie wahrſcheinlich verlieren. Hiermit deckte er die Karten auf, ſodaß man ihre Bilder ſah, und ſiehe da, die Karte, von der jedermann überzeugt war, ſie müſſe das Aß ſein, war wirklich dieſe Karte. Die meiſten der Zuſchauer bedauerten, nicht gewettet zu haben; denn ſie ſahen, daß ſie gewiß gewonnen hätten. Wieder wurden die Karten mit der Bildſeite nach unten hingelegt, und wieder wurde die Geſellſchaft verlockt, um den Wein zu wetten. Niemand wollte wetten.

Nach vielen gewandten Reden und viel fingerfertigem Hantieren mit den Karten, bei dem es allen mit rechten Dingen zuzugehen ſchien, und bei dem es ſo zuging, daß jedermann leicht die Stelle erriet, wo das Aß lag, erbot ſich der kurzſichtige Herr, der mit Norman getrunken hatte, fünf Dollars zu wetten.

Fünf Dollars! erwiederte Parkins mit ſpöttiſchem Lachen. Fünf Dollars! Denken Sie denn, ich bin ein Spielgauner? Ich brauche das Geld der Herren nicht. Ich habe ſo viel Geld, wie ich brauche. Wenn ſie indeß um den Wein mit mir wetten wollen, ſo bin ich dabei.

Der kurzſichtige Herr weigerte ſich, um etwas anderes zu wetten als um die fünf Dollars, und Parkins wies ſeinen Vorſchlag mit dem Hohn eines Herrn zurück, der auf keinen Fall einen Cent Geld verwetten mag. Aber er wurde jetzt lebhaft und harauguirte die geſammte Geſellſchaft. War denn kein Gentleman in dieſer Geſellſchaft, der um den Wein für die Geſellſchaft wetten wollte, wo es ſich um ein ſo intereſſantes Kunſtſtückchen handelte? Es kam ihm ſonderbar vor, daß kein Gentleman den Mut haben ſollte, auf die Wette ein-

zugehen. Aber kein Gentleman besaß den Mut, um den Wein zu wetten, und so befanden sich offenbar keine Gentlemen in der Gesellschaft.

Indeß machte jetzt der kurzsichtige Herr mit dem weißen Hute, der mit dem Kreppstreifen geziert war, in ärgerlichem Tone den Vorschlag, zehn Dollars darauf zu wetten, daß er das Aß aufdecken könne. Er langte sogar eine Zehn-Dollar-Note heraus, und nachdem er sie geprüft, indem er sie dicht unter seine Nase hielt, wie Geizige zu thun pflegen, streckte er die Hand aus und sagte: Wenn Sie es im Ernst meinen, so lassen Sie's uns wissen. Ich wette zehn gegen Sie.

Darüber geriet Parkins in Wut. Niemals in seinem Leben, sagte er, hätte ihn jemand so anhaltend geplagt. Er möchte, daß der Herr wisse, daß er kein Spielgauner sei. Er hätte soviel Geld, als er brauchte, und was die Wette um zehn Dollars beträfe, so dächte er nicht daran. Aber jetzt, wo der Gentleman da — er betonte das Wort Gentleman — jetzt, wo dieser Herr darauf zu bestehen schiene, um Geld zu wetten, wollte er ihm zeigen, daß er sich nicht werfen ließe. Wenn der junge Mann auf eine Wette um hundert Dollars eingehen wolle, so werde er mit Freuden dabei sein. Wenn der Herr sich nicht imstande fühlte, hundert Dollars auf eine Karte zu wagen, so hoffte er, er würde von der Sache gar nicht mehr reden. Er hätte zuerst überhaupt nicht beabsichtigt, um Geld zu wetten. Aber jetzt würde er mit niemand um weniger als hundert Dollars wetten. Ein Mann, der es sich nicht leisten könnte, hundert Dollars zu verspielen, sollte gar nicht wetten.

Wer ist denn der Mensch dort in dem weißen Hut und mit der Brille? fragte August den Mud-Clerk.

Das ist Smith, der Geschäftsteilhaber Parkins'. Der prasselt nur so um sich herum, um Einfaltspinsel aufzutreiben. Und der Mud-Clerk sprach dies mit Gleichgiltigkeit und doch wieder mit einer Art dilettantischem Interesse an dem Spiele, das seinen Freund, den Striker, erschreckte.

Warum setzt man diese Gauner nicht ans Ufer? sagte August, dessen Gerechtigkeitsliebe stark war.

Was Sie da sagen! erwiederte in seiner schleppenden Weise der Mud-Clerk. Der erste Clerk versuchte es, aber der Alte beschützt sie und (das sagte er flüsternd hinter der Hand) kriegt, glaub' ich, seinen Anteil. Er kann sie aussetzen, sobald er Lust hat. Ich muß hier die Erklärung einfügen, daß es auf Dampfbooten nur einen „Alten" giebt, und daß dieser — der Herr Kapitän ist.

Inzwischen hatte Parkins seine Karten umgewendet und so hingelegt, daß jedermann wußte oder zu wissen glaubte, wo das Aß sei. Smith, der Mann mit dem weißen Hute, ging jetzt um fünf Dollars höher und erbot sich, fünfzehn zu wetten. Aber Parkins war darüber verdrießlicher als je. Er sagte, Smith möge seiner Wege gehen. Er schob seine Hand in die Tasche und zog eine Handvoll goldner Zwanzig-Dollar-Stücke heraus. Wenn irgend jemand von

den Herrſchaften hundert Dollars wetten wollte, ſo möge er herankommen. Wer nicht hundert Dollars verlieren könnte, thäte beſſer, ſtill zu bleiben.

Smith that jetzt einen großen Sprung. Er wolle fünfzig wetten, erklärte er. Aber Parkins wollte nichts von fünfzig hören. Er hätte geſagt, meinte er, daß er um nicht weniger als hundert wetten wollte, und das wäre auch jetzt noch ſein Vorſatz. Er holte jetzt Handvoll auf Handvoll von Gold heraus und ſchichtete die Doppeleagles wie eine Verſchanzung vor ſich auf, während die umſtehende Menge ihn vor Aufregung wie eine Brandung umwogte.

Endlich entſchloß ſich Herr Smith, der kurzſichtige Gentleman mit der Brille, der Gentleman, der ſchwarzen Krepp um ſeinen weißen Hut trug, um hundert Dollars zu wetten. Er nahm ſein kleines Portemonnaie heraus und zog daraus einen Hundert-Dollar-Schein.

Nun denn, ſagte er ärgerlich, ich wette um hundert mit Ihnen. Und er legte die Note hin. Parkins häufte fünf Zwanzig-Dollar-Stücke darauf. Jeder von den Umſtehenden fühlte, daß er augenblicklich das Aß aufdecken könnte. Die Karte, die rechts vom Kartengebenden lag, war unzweifelhaft das Aß. Norman war davon feſt überzeugt. Er wünſchte, daß er an der Stelle Smiths gewettet hätte. Aber Parkins hielt Smith einen Augenblick zurück.

Hören Sie 'mal, junger Mann, ſagte er, wenn Sie nicht vollkommen gut in der Lage ſind, dieſe hundert Dollars zu verlieren, ſo thun Sie beſſer, die Note wieder an ſich zu nehmen.

Ich bin ganz ebenſo gut in der Lage, ſie zu verlieren, wie Sie es ſind, erwiederte Smith patzig, und zu jedermanns Enttäuſchung deckte er nicht die Karte auf, auf die jedermann ſein Augenmerk gerichtet, ſondern die mittelſte, und verlor auf dieſe Weiſe ſein Geld.

Warum nahmen Sie nur nicht die andre? ſagte Norman dickthueriſch. Ich wußte, daß dieſe das Aß war.

Ja warum wetteten Sie denn nicht? entgegnete Smith ein wenig ſpöttiſch lächelnd. Norman wünſchte, er hätte es gethan. Aber er hatte keine hundert Dollars eignes Geld bei ſich, und er empfand Gewiſſensbedenken — ſchwache, aber immerhin Bedenken oder vielmehr Furcht vor den Folgen — bei dem Gedanken, das Geld ſeines Prinzipals zu einer Wette zu verwenden. Während er Motiv gegen Motiv abwog, wettete Smith nochmals, und zwar wählte er zu Normans Verdruß wieder eine Karte, die ſo offenkundig die unrechte war, daß Norman es für eine rechte Dummheit hielt, daß ein ſo kurzſichtiger Mann durchaus wetten müſſe. Wollte doch Gott, daß ich hundert Dollars eignes Geld hier hätte und — ſiehe da, Smith wettete von neuem. Diesmal aber befragte er ſich bei Norman, bevor er ſeine Wahl traf, und natürlich deckte er die rechte Karte auf, wobei er die Bemerkung machte, daß er wollte, ſeine Augen wären auch ſo ſcharf. Wenn er ſo gute Augen beſäße, getraute er ſich vor Schlafengehen ſeine baaren tauſend Dollars zu gewinnen. Dann ſchlug er vor, Norman

ſolle mit ihm auf gleichen Gewinn ſpielen. Norman ging darauf ein, und plötzlich ſah er ſich im Beſitze von fünfzig Dollars, die er mühelos gewonnen hatte. Das verdrehte ihm den Kopf. Nichts berauſcht einen ſchwachen Menſchen ſo leicht, als Geld ohne Anſtrengung zu verdienen. So fuhr Norman fort, zu wetten, bisweilen unabhängig, auf eigne Rechnung, zuweilen in Gemeinſchaft mit dem gentlemänniſchen Smith. Die Aufregung des Glückswechſels — eines Glückswechſels, der ganz und gar in dem Belieben des Kartengebers ſtand, welcher ſich als vollkommener Taſchenſpieler erwies — trug ihn weiter und immer weiter. Und dieſer Glückswechſel hatte auf die Dauer zur Folge, daß drei Einſätze von fünfen in die Taſchen der Gauner wanderten, welche fanden, daß das Spielchen ein recht intereſſantes Vergnügen für Gentlemen ſei.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Das Ergebnis eines mit Gentlemen verbrachten Abends.

Was that nun Auguſt die ganze Zeit über, während welcher die lächelnden Hallunken durch ihre aufs höchſte ausgebildete Täuſcherkunſt ihr ſchwachköpfiges Opfer in ihr Garn zogen? Wo war ſeine raſche, charaktervolle Entſchloſſenheit, ſeine ſchnelle Faſſungskraft, ſeine ſchöne deutſche Ausdauer hin, die den Bruder Julia Anderſons aus den Klauen von Harpyien hätten retten können? Konnte unſer blauäugiger junger Landsmann, der es verſtand, edle Beſtrebungen ſich zu bewahren, während er in den Furchen eines Pflügers hinſchritt — konnte er daſtehen und ſeine Rachſucht ſättigen, indem er Zeuge von dem Ruin eines jungen Menſchen war, der gleich vielen andern nur deshalb ſchlecht war, weil er ſchwach war?

In der That, Auguſt war ein Mann mit dauerhaften Gefühlen. Sein Groll über das Unrecht, das ihm angethan worden, war zäh, war beharrlich wie ſeine Liebe. Aber ſeine Liebe zur Gerechtigkeit war höher und dauerhafter, und er wäre nicht imſtande geweſen, zuzuſehen, wie irgend jemand in dieſer erbarmungsloſen Weiſe ausgezogen wird, ohne kräftig an die Seite des Opfers zu treten. Noch viel weniger aber vermochte er's über ſich zu gewinnen, zu ſehen, wie der Bruder Juliens durch die trügeriſchen Lichter ſchurkiſcher Strandräuber auf Klippen gelockt wurde, ohne den lebhaften Wunſch zu empfinden, ihn zu retten. Denn der Brief Andrews hatte jetzt aufgehört, ihm in der Taſche zu brennen. Jener andre Brief, der einzige, den Julia imſtande geweſen war, ihm durch Cynthy Ann und Jonas zukommen zu laſſen — jener andre Brief ganz voll von jenen zärtlichen Überſchwänglichkeiten, von denen die Liebe ſich nährt, der Gedanke an dieſen andern Brief, der ihm ſagte, wie ſchön und köſtlich die Einladungen an die Mühſeligen und Beladenen ſeien, hatte ſeinen Groll geſtillt, und ſtatt deſſen ſtellte ſich der lebhafte Wunſch ein, Norman um Juliens und

der Gerechtigkeit willen zu retten. Aber wie das zu machen, das war eine sehr schwer zu lösende Frage — eine Frage, an deren Lösung August schier verzweifelte. Eine Schwierigkeit lag in der Schwäche und Querköpfigkeit Normans, eine andre in seinem Vorurteil gegen die Dutchmen im allgemeinen und gegen August im besondern, eine dritte Schwierigkeit darin, daß August eine Art Flüchtling, wenn nicht vor der Gerechtigkeit, so doch vor der Ungerechtigkeit war.

Aber als fast ein Drittel von dem Gelde des Prinzipals Normans auf den Haufen der Gauner gewandert war, und als August zu begreifen begann, daß es das Geld eines andern war, was Norman verspielte, und daß das Opfer nicht bloß von halbem Ruin bedroht war, entschloß er sich etwas zu thun, selbst auf das Wagnis hin, sich Norman und Parkins — war er etwa der verkleidete Humphreys? — zu erkennen zu geben und wegen Einbruch in ein Haus verhaftet zu werden. August handelte mit Augen, die für alle Gefahren offen waren, welche ihm von den Pistolen der Spielgauner und deren Bosheit drohten, aber nachdem er aufgebrochen war, um sich einzumischen, rief ihn der Mud-Clerk zurück und bemerkte ihm in seiner halb gleichgiltigen Weise:

Sieh mal her, August, und sei mir kein verdammter Pinsel. Das ist hier ein nettes Spielchen. Dieser einfältige junge Schnüffel muß lernen, daß man sich mit Gaunern nicht einlassen soll, und er sieht mir nicht darnach aus, als wollte er sich raten lassen. Laß ihn doch ein bischen braten, es wird ihm gut thun. Es ist gesund für junge Leutchen. Ich vermute, das ist der Grund, weshalb der Alte es nicht verbietet. Und diese Kerle führen gute Schießeisen mit Stechern bei sich, und ich erkläre dir, daß ich nicht damit behelligt sein mag, deiner Mutter nach Hause zu schreiben und ihr auseinanderzusetzen, daß du in einer Balgerei mit Spielgaunern umgekommen bist. Ich erkläre, daß ich das nicht thue. Und dann wirst du dir den Alten auf den Hals ziehen, wenn du einen Vogel aus der Falle herauslässest, in welche er hineintappt; darauf kannst du dich verlassen. Und du wirst dann in Louisville den Lauspaß kriegen. Laß das Spiel in Ruhe. Du kommst in keiner Weise gegen Parkins auf, und ich glaube, die grünen Jungen sind die ihm gebührende Beute. Katzen könnten nicht ohne Mäuse leben. Du wirst, sage ich dir, deine Stelle einbüßen, wenn du auch nur ein Wort sagst.

August wartete lange genug, um sich der vollen Größe seines Opfers bewußt zu werden. Weit davon entfernt, dadurch abgeschreckt zu werden, wurde er dadurch nur entschlossener zu handeln. Jetzt war es nicht so sehr die Liebe zu Julien, die ihn bestimmte, als das Abschiedsgebet, der Segen und das ganze Leben und Wesen der sanften herrnhutischen Mutter in ihrem kinderreichen Hause daheim, woran er in diesem Augenblicke dachte. Dinge, die jemand nicht aus Liebe zu einem Weibe thun würde, kann er aus Liebe zu Gott thun, und es geschah in einer Art moralischer Exaltation, als August sich von dem erhabenen Geiste der Selbstaufopferung erfüllt fühlte, den er bei seiner Mutter gesehen

hatte, und sich darüber betraf, daß er im Herzen zu sich sagte, so wie er sie hatte sagen hören: Wir wollen alles thun um des Vaters willen. Manche werden dies Heuchelei nennen. Um so schlimmer für sie. Dieses Motiv, zu wenig empfunden in unsern Tagen — zu wenig empfunden zu jeder Zeit, ist der große Impuls, der Menschen die tapfersten Thaten zu vollbringen in den Stand gesetzt hat, die jemals gethan worden sind. Die erhabenste Selbstaufopferung ist dem Menschen nur mit Hilfe eines starken tonischen Mittels moralischer Art möglich. Gottes Liebe ist die Hauptstütze der stärksten Geister.

August berührte Normans Arm. Das Gesicht des letzteren drückte eher alles andre als Freude aus, ihm zu begegnen; denn er fühlte sich jetzt schuldig. Doch war dies nicht dasjenige Gefühl, das in Normans Gefühl überwog. Er bemerkte, daß Augusts Kleider mit Maschinenöl befleckt waren, und seine erste Bestürzung war, das Zusammentreffen könne seiner Respektabilität schaden.

In hastiger Weise begann August ihm auseinanderzusetzen, daß er mit Gaunern wette, aber Smith stand dicht bei ihnen und warf August so verächtliche Blicke zu, daß es Norman sehr unbehaglich zu Mute wurde, und Parkins sagte, als er sah, daß die Menge sich von Augusts Auseinandersetzung angezogen fand, bei denen er Norman den Kniff erklärte, mit welchem die obere Karte zuerst ausgespielt wird: Ich sehe, Sie verstehen sich auf das Spiel, junger Mann. Warum wetten Sie dann nicht?

Darüber lachte die Menge, und Norman zog sich von Augusts öligen Kleidern zurück und sagte, er habe keine Lust, weiter mit einem Menschen zu sprechen, der, wie er glaube, ein Einbrecher sei. Aber August folgte ihm, entschlossen, ihn vor Smith zu warnen. Smith aber kam ihm vor, indem er zu Norman sagte: Sehen Sie sich nach Ihren Taschen um, dieser schmierige Kerl will Sie bestehlen.

Und Norman, der nichts war, wenn er nicht der äußerlich höchstachtbare blieb, beschloß, den lästigen „Dutchman" sogleich abzuschütteln. Ich weiß nicht, sagte er, was Sie jetzt treiben, aber zu Hause sind Sie als Dieb bekannt. So lassen Sie mich, bitte, fortan ungeschoren. Dies versuchte Norman in vernichtender Weise zu sagen.

Die Menge erwartete eine Prügelei. August sagte laut genug, um gehört zu werden: Sie wissen sehr wohl, daß Sie damit lügen. Ich wollte Sie davor bewahren, ein Dieb zu werden; denn Sie verwetten Geld, das nicht das Ihrige ist.

Die Gesellschaft sympathisirte natürlich mit dem feinen Herrn und war gegen das Maschinenöl an den Kleidern des Strikers, sodaß sich schnell ein von Smith angeregtes Gemurmel erhob: Schmeißt doch den Rüpel hinaus! und August wirklich „hinausgedrängelt" wurde. Es war noch gut, daß man ihn nicht über den Haufen warf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Von der Sammlung, welche die Brockhaussche Buchhandlung in Leipzig unter dem Titel Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts herausgiebt, liegen wieder mehrere neue Bände vor. Der 15. Band enthält Dichtungen von Johann Fischart, herausgegeben von Karl Goedeke. Die 33 Seiten umfassende Einleitung stellt zusammen, was an Nachrichten über Fischarts Lebensverhältnisse vorhanden ist. Daß Mainz der Geburtsort Fischarts ist, wird durch die Unterschriften, deren Facsimile nach einem Mischbande der Wolfenbüttler Bibliothek der Einleitung beigefügt ist, wohl vollgiltig bewiesen. Die Zeit der Geburt setzt Goedeke um 1550 an und meint, daß Fischarts Hauptwerke in den Jahren zwischen 1575 und 1581 geschrieben seien. Außer seinem langjährigen Aufenthalt in Straßburg, seiner Doktorpromotion in Basel 1574 und seiner Amtmannschaft in Forbach steht aus seinem Leben wenig fest. Goedeke hütet sich wohl, aus den in seinen Werken verstreuten Andeutungen allzuviel Folgerungen betreffs seiner Reisen zu ziehen, man kann da zu leicht getäuscht werden. Auch aus Hans Sachs' Gedichten hat man mit Unrecht eine gar zu umfassende Wanderschaft des Dichters herauskonstruirt. Von den zahlreichen Werken Fischarts giebt Goedeke in diesem Bande eine Auswahl der nichtpolemischen Dichtungen; sie enthält von den bekannten Werken: Flöh Haz, Weiber Traz; Anmanung zu christlicher kinderzucht; das glückhaft schiff von Zürich; außerdem einige Proben von Erklärungen zu Holzschnitten, wie er deren viele verfaßt hat, und endlich auch einen Kranz von sieben Sonetten, die ihre Spitze gegen Katharina von Medicis kehren und die eine ganz leidliche Beherrschung der Form zeigen. Aus der Einleitung sei noch die gelegentlich gemachte Mitteilung Goedekes erwähnt, daß auf seine Anregung hin die Erwerbung der Meusebachschen Sammlung für die Berliner Bibliothek erfolgt ist. Für einen spätern Band stellt Goedeke eine Auswahl nichtkonfessionell-polemischer Schriften in Aussicht, wie er auch eine Darlegung des Ganges der innern Entwicklung Fischarts einem spätern Bande vorbehält, der vorzugsweise die Prosaschriften zu berücksichtigen haben wird. Auch an eine Ausgabe des Gargantua scheint Goedeke zu denken, und es ist das sehr erfreulich, da aus seiner Feder eine auf umfassender Literaturkenntnis beruhende Erklärung dieses Fischartschen Hauptwerkes zu erwarten ist, und deren bedarf kein Schriftsteller mehr als eben Fischart, dessen Prosawerke wegen der Fülle dunkler und weit hergeholter Anspielungen schon von den Zeitgenossen kaum in allen Einzelheiten verstanden worden sind, sodaß jetzt „der Genuß derselben dem Vergnügen an gelösten Rätseln gleichkommt." Doch möge die Furcht vor solcher Dunkelheit niemand von dem Genuß der hier in Auswahl gebotenen Gedichte abschrecken; diese sind vollkommen verständlich, und die sich bietenden Schwierigkeiten kann man leicht mit Hilfe der erklärenden Anmerkungen Goedekes überwinden, bei denen man nur an wenigen Stellen statt der Verweisungen eine sofortige Erläuterung zu haben wünschte.

Der sechzehnte und siebzehnte Band bietet den Esopus des Burchard Waldis in der Ausgabe Julius Tittmanns. In der 64 Seiten umfassenden Einleitung giebt Tittmann einen Bericht über das bewegte Leben des Waldis und über seine Dichtungen, unter denen der Esopus und das Fastnachtsspiel vom verlornen Sohne

die hervorragendsten sind. Während mit dem letztern Waldis in entscheidender Weise in die Reformationsbestrebungen in Riga eingriff, ist der Esopus gewissermaßen sein Lebenswerk, das er schon in Livland begonnen und nach seiner Rückkehr nach Deutschland und Einlenkung in ruhigere Lebensbahnen fortgesetzt und vollendet hat. Die dreihundert Fabeln der ersten drei Bücher gehen auf lateinische Originale zurück, das vierte hundert setzte er als neue hinzu. Die unmittelbare Quelle des Waldis ist eine 1516 zuerst erschienene Sammlung des Martinus Sorpius aus Löwen, die bis zur 84. Fabel des dritten Buches die Vorlage bildet. Woher Waldis die übrigen genommen, ob sie eignes Erzeugnis des Dichters sind oder ob er sie andern Vorlagen entlehnte, ist zunächst schwer zu entscheiden; fast möchten wir meinen, daß man mehr noch, als Tittmann zu thun geneigt ist, auf Vorlagen als auf eigne Erfindung des Waldis schließen dürfte. Die persönliche Einkleidung ist wohl auch bei Waldis wie bei andern gleichzeitigen Dichtern oft Kunstmittel, daher denn auch die darin enthaltenen Angaben über seine Erlebnisse mit einiger Vorsicht aufzunehmen sind. Vom vierten Buche hat Tittmann nur eine Auswahl gegeben; die dadurch veranlaßte neue Bezifferung giebt mitunter Anlaß zu Verwechslungen. Im ganzen bedauern wir, daß gerade das vierte Buch nicht vollständig gegeben ist. Es enthält mehr Schwänke als Fabeln; aber gerade diese haben durch ihre frische Darstellung des gleichzeitigen Lebens für uns ein noch höheres Interesse als die Bearbeitung der alten Äsopischen Fabeln. Doch ist auch so die Ausgabe sehr willkommen. Zu IV 97 (58) wäre vielleicht nachzutragen, daß der Schwank von einem, der den Esel lesen lehrt, auch vom Stricker seinem Pfaffen Amis einverleibt worden ist.

Auch aus der Sammlung Deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts liegt wieder ein neuer Band, der vierzehnte, vor. Er enthält Lyrische Gedichte von Andreas Gryphius, herausgegeben von Julius Tittmann. Gryphius, aus dessen dramatischen Werken Tittmann bereits im vierten Bande dieser Sammlung eine Auswahl veranstaltet hat, ist als lyrischer Dichter weniger bekannt, denn als dramatischer. Zunächst denkt man bei seinem Namen an seine Komödien Peter Squenz und Horribilicribrifax. Und doch ist Gryphius auch in seinen lyrischen Dichtungen nicht unbedeutend; es findet sich in ihnen eine Fülle guter Gedanken, sie atmen einen ernsten frommen Sinn, sind mit gutem Geschmacke in schlichter und natürlicher Sprache geschrieben und zeigen auch eine Beherrschung der Sprache und eine Gewandtheit im Gebrauche der gebundenen Redeform, die für jene Zeit erstaunlich ist. Freilich der Jammer der Zeit lastet in jeder Weise auf ihnen: nicht nur die trübe Grundstimmung besonders der religiösen Gedichte, jener schwermütige Sinn, der bei jedem Anlasse an Tod und Grab denkt und bei diesen Gedanken sogar mit einem grausamen Behagen verweilt, wie das mit einem an die neueste französische Schule gemahnenden Realismus ausgeführte Schaudergemälde „Kirchhofsgedanken" beweist — nicht nur diese Grundstimmung ist die Folge der unauslöschlichen Eindrücke, die Gryphius von den Schicksalen seiner Heimat Schlesien im dreißigjährigen Kriege empfangen hat; die Einleitung Tittmanns, die die persönlichen Verhältnisse des Dichters hier mehr beiseite läßt, da diese, soweit wir darüber unterrichtet sind, schon im vierten Bande der Sammlung ausführlicher dargelegt worden sind, zeigt durch die zusammenfassende Darstellung der Schicksale Schlesiens, die ja die eines großen Teiles von Deutschland waren, daß die einer so grauenhaften Verwüstung folgenden Jahre in erster Linie andern Aufgaben gewidmet sein mußten als der Pflege der Kunst. Neben dem literarischen Interesse ist es denn auch das kulturhistorische, das in hohem Grade durch Gryphius' Ge-

dichte erregt und befriedigt wird, und hier sind vor allem die vermischten Gedichte zu nennen (sie bilden den letzten Teil der Auswahl); hier finden wir lebendige Schilderung der Zeit ebenso wie in einem Teile der Epigramme. Die Gesänge und Lieder sind fast durchgängig religiösen Charakters, ebenso ein Teil der Sonette; aus letztern kann man einige Kenntnis persönlicher Verhältnisse des Dichters schöpfen, wobei freilich manches, wie z. B. die Persönlichkeit der Eugenia, die in den Gedichten oft genannt wird, dunkel bleibt. Die Einleitung Tittmanns giebt einen genauen Nachweis der frühern Ausgaben, sowie eine Inhaltsangabe eines lateinischen Gedichtes von Gryphius Olivetum, das die letzten Tage Christi poetisch behandelt.

Der deutsche Eisenbahn-Güter-Tarif mit seinem Klassifikations- und Raum-System sowie die jetzige Eisenbahn-Tarif- und Wirtschaftspolitik der preußischen und deutschen Regierung. Von einem praktischen Verkehrsbeamten. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage des Reform-Tarifs. Elberfeld, in Kommission der Bädekerschen Buch- und Kunsthandlung, 1882.

Als die Reichsregierung eine neue Ära der Wirtschaftspolitik einleitete und die einheimische Produktion durch Zölle gegen die ausländische zu schützen begann, galt es auch, die Begünstigungen aufzuheben, welche die deutschen Eisenbahnen durch ihre Differentialtarife dem Auslande gewährten. Es wurde dies erzielt durch die Erwerbung des norddeutschen Eisenbahnsystems vonseiten des preußischen Staates, durch Aufhebung der Differentialtarife und Einführung eines einheitlichen deutschen Gütertarifs, der durchweg von dem Gedanken getragen ist, die Transportkosten dem Werte der Güter anzupassen, für Rohstoffe und Halbfabrikate auf einen möglichst niedrigen Einheitssatz zu bringen und die einheimische Industrie überall gegen die Konkurrenz des Auslandes in Schutz zu nehmen. Die vorliegende Schrift erläutert diesen Tarif und zeigt an einer Menge von Beispielen seine großen Vorzüge, seine Schwächen und seine Entwicklungsfähigkeit. Wir stimmen dem Verfasser durchweg bei auch in dem, was er über den Bau von Kanälen sagt, und empfehlen die Schrift umsomehr, als das Publikum über diese Dinge in der Regel nur durch seine Zeitungen und folglich schlecht orientirt wird. Den Schluß der Broschüre, der die Erfolge der Schutzzölle behandelt, darf man ungelesen bei Seite legen; er ist oberflächlich und dem Hauptinhalte der Schrift nicht angemessen.

Berichtigung.

In dem letzten Politischen Briefe ist ein lapsus memoriae des Verfassers zu berichtigen. Dem am 30. Oktober 1876 eröffneten Reichstage wurde allerdings auch, wie dem von 1875, eine Brausteuervorlage gemacht. Aber die letztere Vorlage betraf nicht eine allgemeine Erhöhung, sondern die Genehmigung eines Zuschlags auf die Brausteuer, welcher in den Großherzogtümern Koburg-Gotha, Meiningen-Hildburghausen und in dem Fürstentum Reuß ältere Linie erhoben wurde. Die Vorlage wurde auch nicht verworfen, sondern nur dahin abgeändert, daß der Zuschlag, anstatt bis auf weiteres, bis zum März 1878 genehmigt wurde. — Außerdem wolle man noch folgende Stellen berichtigen. S. 612 Z. 18 lies ausreichender Steuerquellen (statt einer Steuerquelle); S. 613 Z. 10 v. u. lies aus den direkten Steuern (statt indirekten); S. 614 Z. 20 lies 1875 (statt 1876); Ebda. Z. 5 v. u. lies antasten (statt entlasten); S. 616 Z. 19 v. u. tilge er. S. 618 Z. 1 lies Wahrheit (statt Mehrheit); S. 619 Z. 13 v. u. aus der Besteuerung (statt in der Besteuerung).

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig

Die Lage in Frankreich.

Die französische Presse hat in der letzten Zeit mit einer gewissen Genugthuung verkündigt, daß der Ausgang der ägyptischen Verwicklung eine Niederlage für den Fürsten Bismarck bedeute, da dieser hinter der Zanderpolitik des Sultans gestanden habe. Diese Behauptung ist grundlos; denn der deutsche Reichskanzler steht der Pforte mit seiner Politik zwar wohlwollend gegenüber, hält sich aber nicht für berufen, die Rolle eines Beraters derselben zu spielen, der ihr sagt, was ihr fromme oder nicht. Der Padischa und seine Minister müssen selbst wissen, was ihr Interesse erheischt oder verbietet.

Viel besser begründet würde es sein, wenn man sagen wollte, der Triumph der Engländer am Nil und der Zustand, welcher sich wahrscheinlich daraus entwickeln wird, werde sich zu einer Schädigung der Interessen Frankreichs und zu einer Verminderung seines Einflusses gestalten. Zwar ist nicht in Abrede zu stellen, daß der rasche Sieg Wolseleys über die Ägypter in gewissem Maße auch den Franzosen zu Gute kommt; denn der Schrecken und das Gefühl der Ohnmacht, die dadurch dem Volke im Lande der Pyramiden eingeflößt worden sind, werden sich selbstverständlich über die ganze muhammedanische Welt, also auch über diejenigen Teile derselben, welche im Besitze Frankreichs sind, verbreiten, und andrerseits wird die neue Ordnung der Dinge, welche in Ägypten beabsichtigt ist, sei sie welche sie wolle, zweifelsohne auch die Ansprüche der französischen Gläubiger des ägyptischen Staatsschatzes, soweit sie der Billigkeit entsprechen, sicherer stellen, als sie in den letzten Jahren waren. Aber das ist nicht die Hauptsache. Wenn Gambettas Organe behaupten, die Expedition Englands und deren Erfolg habe an dem Condominium Frankreichs und Großbritanniens nichts geändert, so sagen sie damit nur etwas halbwahres und werden vermutlich bald

gewahr werden, daß sie sich getäuscht haben. Für den Augenblick besteht der status quo ante bellum mit seiner englisch-französischen Kontrole, seiner Liquidationskommission, seinen internationalen Gerichtshöfen und seinen Kapitulationen allerdings rechtlich fort. Die englische Regierung mag mit dem Sultan und dem Chedive einen Vertrag abschließen, der das bisherige Regime durch ein anderes ersetzt, welches dem englischen Interesse besser als jenes entspricht, und unter welchem die Ägypter Gelegenheit haben, freier als unter jenem für ihre Wohlfahrt zu sorgen. Aber das alte Abkommen zwischen England und Frankreich wird dadurch nicht ohne weiteres aufgehoben sein. Dasselbe lebte mit der Autorität des Chedive sofort wieder auf, und diplomatisch liegen die Dinge in Ägypten heute wie vor der Revolution Arabis und der Nationalpartei. Der Satz beati possidentes ist richtig und leidet auch auf die Engländer im Nillande Anwendung, aber vorläufig nur im militärischen Sinne. Diplomatisch sind dort die Besitzenden alle Mächte, deren Stellung in Ägypten auf Verträgen beruht, die nicht ausdrücklich für ungiltig erklärt worden sind. Die Bedingung, unter welcher die Mächte sich mit der britischen Expedition zufrieden gaben, war, daß der territoriale und politische status quo, wie er vertragsmäßig geordnet worden, unverändert bleibe oder nur durch Beschluß Europas umgestaltet werde. Jede neue Abmachung, welche europäische Traktate alterirte oder allgemeine Interessen beträfe, würde — so hieß es im Rundschreiben Salisburys — ungiltig sein, falls sie nicht zum Gegenstand einer förmlichen Übereinkunft zwischen den Mächten gemacht würde.

Dennoch behält das beati possidentes in unserm Falle seine große Bedeutung, der von den Mächten Rechnung getragen werden wird, und zwar schwerlich zu Gunsten Frankreichs, d. h. wie Gambetta dessen Interesse auffaßt. Nicht uneben, nur etwas zu hitzig äußert sich darüber die konservative Wochenschrift „England." „Diese schwankende Republik, bemerkt das Blatt, die uns soeben dreitausend Franzosen zu gemeinsamer Bewachung des Suezkanals verweigert hat, will jetzt gemeinsam mit uns Ägypten kontroliren. Die alte zweiköpfige Oberaufsicht soll wiederhergestellt werden, nachdem England Geld und Blut eingesetzt hat. Die französischen Konsuln, die seit Jahren gegen uns intriguirten, die mit jedermann waren, der gegen uns war, mit Arabi, mit dem Pöbel, mit der Pforte, sollen von neuem Spielraum erhalten zum Dank für unsre Anstrengungen. Der fanatische Lesseps soll wieder an die Spitze des Kanals, um England zu schmähen, das sechs Siebentel des Verkehrs auf demselben liefert. Die de Rings und der ganze Haufen schäbiger Wucherer und Projektenmacher sollen wieder an die Krippe gebracht werden, abermals das arme ägyptische Volk plündern und wiederum die Interessen Frankreichs im Stile Roustans betreiben. Gambettas Drohung mit der Nichtanerkennung der von England einzuführenden Reformen kann nur die Antwort herausfordern, daß England festhalten wird, wofür es gekämpft hat, und daß es imstande ist,

es zu verteidigen... Das englische Volk will, daß dieser Krieg seine Kontrole über den Weg nach Indien und über das wichtige Nilthal feststelle, und zwar um jeden Preis. Das kann geschehen durch Verständigung mit dem Sultan und Annäherung an die deutschen Mächte."

Hierin liegt Wahrheit. England hat gehandelt, Frankreich unthätig zwischen Widersprüchen hin- und hergeschwankt, gewollt und nicht gekonnt und zuletzt den Standpunkt des verdrießlichen, mißtrauischen Zuschauers eingenommen. Es wollte nicht mit der Pforte und nicht mit England gehen. Es ließ dieses die Arbeit thun und möchte jetzt den Lohn dafür teilen. Es blieb müßig aus Rücksichten auf den Nachbar im Osten, Rücksichten, die ein grundloses Mißtrauen einflößte. Seine ganze Politik, die äußere und nicht minder die innere, wird von Mißtrauen eingegeben. Man hegt weder zu Gambetta, der handeln, noch zu Freycinet, der abwarten wollte, Vertrauen. Wollte man sich nicht an Englands Seite stellen, so mußte man sich ohne Vorbehalt dem „europäischen Konzert" anschließen. Keiner von diesen beiden Wegen wurde betreten. Aber was man freiwillig nicht thun wollte, wird man schließlich thun müssen, d. h. man wird bei der Wahl zwischen der Alternative: Lösung der ägyptischen Frage *gegen* Europa oder Regelung derselben *mit* Europa der letztern den Vorzug geben. Dabei wird man aber von seinen Ansprüchen auf Einfluß in Ägypten so viel aufgeben müssen, als Englands Opfer und Siege in der Sache wiegen. Das mag bitter sein, läßt sich aber nicht umgehen. Die östlichen Mächte werden keinesfalls den Beruf empfinden, den Franzosen zu helfen, wenn sie versuchen sollten, die Stellung in Ägypten wiederzugewinnen, auf die sie durch Nichtbeteiligung am Kriege thatsächlich verzichtet haben. Andrerseits aber wird England mit ihnen gewiß gern auf freundschaftlichem Fuße bleiben, aber zu diesem Zwecke sicher nicht über ein bestimmtes von seinen Interessen diktirtes Maß von Nachgiebigkeit hinausgehen. Eine Allianz mit Frankreich aber hat für England nicht mehr den Wert, den sie früher besaß, auch hat die Erfahrung gelehrt, daß dabei nicht viel Vorteil für England abfällt, wohl aber Beeinträchtigungen dessen einzutreten pflegen, was dasselbe als ihm dienlich anzusehen hat. Die Sympathien der englischen Liberalen für Frankreich wiegen die rechtverstandenen Interessen des britischen Reiches nicht auf, und diese weisen ganz entschieden auf Deutschland hin. Deutschland und das mit ihm verbündete Österreich-Ungarn werden keine Einwendungen machen, wenn England, wie zu erwarten steht, billig und maßvoll sich in Ägypten solche Bürgschaften verschafft, wie sie es zum Schutze seiner Interessen dort für notwendig hält, und sie werden nicht glauben, daß die Wiederherstellung der gemeinschaftlichen Kontrole ein Gebot der Billigkeit sei.

So wird die Pariser Deputirtenkammer, wenn sie wieder zusammentritt, von den Erklärungen der Regierung in Bezug auf die Stellung Frankreichs im Orient vermutlich nicht sehr erbaut sein. Man wird da erfahren, daß man

schließlich die Rechnung bei dem ägyptischen Geschäfte gern oder ungern zu bezahlen haben wird, und zwar deshalb, weil man isolirt ist und weil England nach seinen Erfolgen nicht daran denken wird, das französische Condominium in Ägypten, welches die Deputirtenkammer durch Verweigerung des Kredits für die Absendung eines Kontingents selbst aufgegeben hat, zu erneuern. Es wird dazu erstens aus politischen Gründen nicht geneigt sein, weil es sich jetzt den Weg nach Indien gesichert hat und keine Einrede und Abschwächung dieses Erfolges dulden kann, zweitens aber aus finanziellen Rücksichten nicht, weil die Wiederkehr der gemeinsamen Kontrole, die in ärgste Bedrückung und Aussaugung des mit ihr belasteten Landes ausartete, mit dessen vollständigem wirtschaftlichen Ruin gleichbedeutend sein würde. Schon jetzt scheinen die Franzosen sich darüber klar geworden zu sein, daß sie sich betreffs der ägyptischen Frage zu sehr auf die Großmut ihrer Nachbarn über dem Ärmelkanal verlassen haben. Aber wenn sie dem Gange der Ereignisse am Nil und den Urteilen der konservativen Presse Englands mit unruhigen Blicken folgen und eine Festsetzung Englands in Ägypten befürchten, so scheuen sie in gleichem Grade eine schroffe Betonung des französischen Standpunktes von Seiten ihrer Regierung, von dem aus ein englisches Protektorat über den Chedive oder etwas dem ähnliches nicht zulässig erscheint. Das Ministerium Duclerc befindet sich daher in Verlegenheit. Es ist sich bewußt, daß in Ägypten wichtige materielle Interessen und zu gleicher Zeit das überlieferte Vorwiegen Frankreichs gewahrt werden sollten. Aber das jetzige Kabinet des Präsidenten Grevy kann andrerseits seinen Ursprung nicht verleugnen. Er kam in sein Amt nach dem Sturze Freycinets, der zurücktrat, weil die Abgeordneten ihm den obengenannten Kredit verweigerten, eine Weigerung, die wieder aus allgemeiner Abneigung der Kammer vor „Abenteuern," vor unberechenbaren Unternehmungen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und aus dem Argwohn entsprang, sobald Frankreich in Ägypten ernstlich engagirt wäre und sich dort mit England entzweite, werde Deutschland über die Republik herfallen, um düstere Pläne des Fürsten Bismarck auszuführen — ein Argwohn, der in das Kapitel des politischen Aberglaubens gehört, aber nun einmal nicht auszurotten ist. Die Franzosen sind eben über die Natur und die Interessen ihrer Nachbarn östlich von den Vogesen wie immer schlecht unterrichtet und beurteilen so die Deutschen nach sich selber: wir müssen denselben Drang, den Allerweltsvormund und womöglich den Hegemon zu spielen, in uns fühlen, den Frankreich in allen Gestalten, als Königreich, als Kaisertum und als Republik gehabt hat. Daß der deutsche Reichskanzler in Übereinstimmung mit der ungeheuern Mehrzahl der Nation sich gehütet hat, dieses Erbe Napoleons des Dritten anzutreten, daß er einzig und allein sich bestrebt hat, den Frieden zu erhalten, geht, so deutlich es auch auf der Hand liegt, in keinen richtigen französischen Kopf, und hinc illae lacrimae. Die Folge ist, daß man in der Furcht, Deutschland wünsche und erstrebe die Vereinigung

Englands und Frankreichs, der Meinung ist, die Regierung dürfe den englischen Plänen in Ägypten auf keine Weise in den Weg treten.

So hat denn das ungerechte, aber unausrottbare Mißtrauen gegen Deutschland die Republik vor schwere Bedrohung ihrer Interessen gestellt. Gambetta aber benutzt den Mißmut, welcher darüber in den politischen Kreisen des Volkes herrscht, um sich, der eine Beteiligung an der ägyptischen Expedition gewollt, als Wächter und Vorkämpfer der Interessen Frankreichs zu empfehlen. Wäre man ihm gefolgt — so läßt er unter lautem Wirbeln der von ihm gestimmten journalistischen Reklametrommeln allen, die es hören wollen, Tag für Tag verkündigen —, so brauche man jetzt England nicht zu beneiden; denn dann würde man mit ihm teilen. Natürlich steigert das die Verstimmung der großen Menge, und so kann es sich begeben, daß das ärgerliche Bewußtsein der Franzosen, in der ägyptischen Affäre nicht auf der Höhe der Situation gewesen zu sein und infolge dessen Einbuße erlitten zu haben, sich über kurz oder lang zu einer abermaligen Ministerkrise zuspitzt. Gambetta steuert offenbar auf eine solche hin, da er Ducleres Platz zu erben hofft. Er scheint der Meinung zu sein, daß die Nation, wenn es zu Neuwahlen kommen sollte, die von ihm als der Ehre und dem Interesse Frankreichs feindlich denunzirte liberale Kammermehrheit fallen lassen und nur oder doch weitüberwiegend Kandidaten des gambettistischen Lagers wählen werde. Auch innere Fragen müssen ihm bei seinen Manövern dienen. Auch die Unfruchtbarkeit der letzten Kammersessionen und die scheinbare Unmöglichkeit, daß eine gegen ihn auftretende Ministerkombination sich lange am Ruder erhalte, scheinen ihm die Hoffnung zu erwecken, daß das Land und der Präsident ihn wieder an die Spitze der Geschäfte rufen werden. Das ist indeß gegenwärtig noch nicht wahrscheinlich. Denn nach Berichten aus Paris ist Grevy entschlossen, im Falle eines Sturzes Ducleres eher jeden andern Deputirten, neben Brisson und Freycinet selbst den radikalen Clemenceau, zum Minister zu machen, als den abenteuerlichen Juden aus der Provence, und dieser Entschluß ist sehr glaublich, da eine neue Ministerpräsidentschaft dieses ehrsüchtigen und fanatischen Ränkeschmiedes die eigne Abdankung Grevys zu bedeuten haben würde, und da dieser zwar nicht die Macht, wohl aber sein Vaterland zu sehr liebt, um zum Eintritt einer solchen Eventualität beizutragen. Auch das französische Volk wird sich unter gewöhnlichen Verhältnissen wohl nicht sobald geneigt zeigen, sich von Gambetta regieren zu lassen. Die Tage der Begeisterung für ihn und seine Pläne sind in weiten Kreisen vorüber, und es ist keine Aussicht, daß sie rasch wiederkehren werden. Die Notwendigkeit einer starken und rücksichtslosen Hand allein könnte etwas der Art wieder aufleben lassen. Natürlich läßt der geriebene und in allen Sätteln gerechte Agitator kein Mittel, das Erfolg verheißt, unversucht. Er kann auf eine gute Anzahl wohldressirter, ihm ergebener Zeitungsredaktionen, auf eine Reihe von Abgeordneten und auf seine oratorische Begabung rechnen. Wahrscheinlich wird er nächstens mit dieser Waffe eine Rund

reise durch die Provinzen unternehmen. Genug, er sehnt sich nach neuen Deputirtenwahlen, er läßt den prophetischen Ausspruch herumtragen, im Januar werde die Frage des Listenskrutiniums gelöst sein und zwar zu dessen Gunsten, in Paris empfehlen seine Blätter, in der Provinz seine politischen Freunde aus der Kammer nach Kräften diese Änderung des Wahlverfahrens und erklären, die Auflösung der jetzigen Volksvertretung sei ganz unumgänglich und stehe nahe bevor.

Im französischen Parlamente sind sonach demnächst harte Kämpfe zu erwarten. Schon wird von hervorragenden liberalen Politikern aus den Provinzen in Paris die Lage gemeinschaftlich besprochen, und es hat sich dabei ergeben, daß die Stimmung gegen Gambetta unter den Kammermitgliedern sich nicht in eine ihm günstigere verwandelt hat. Aber wenn wir nun auch vermuten dürfen, daß die Gegner des Exministers, gleichviel, welcher Fraktion sie angehören mögen, im Parlament zusammenhalten werden, so ist doch nicht recht zu sagen, wie es der Koalition möglich sein wird, gesetzgeberisch fruchtbar zu sein. Freycinet wenigstens konnte nur dadurch Reibung und Auseinanderfall der Liberalen und Radikalen vermeiden, daß er die wichtigere legislatorische Arbeit hinausschob. Er meinte, sich so lange mit Laviren hinhelfen zu können, bis er sich genügend befestigt habe, um die Anhänger Gambettas zu sich herüberziehen und eine gemäßigte Majorität bilden zu können. Die ägyptische Sache hat diesen Plan vereitelt, und heute läßt er sich nicht wohl weiter verfolgen, da nur noch wenige unwichtige Arbeiten von der Kammer zu erledigen sind und dann die bedeutendern, aber auch gefährlichern vorgenommen werden müssen. Kommen z. B. Fragen über die Stellung des Staates zur Kirche oder über die Umgestaltung der Magistratur zur Sprache, so zergeht die liberale Vereinigung sofort in zwei Teile. Man hat also unter den Republikanern drei Fraktionen: Gambettisten, Gemäßigte und Radikale. In gewissen Fällen können die beiden ersten, in andern die beiden letzten sich mit einander verständigen. Das Zusammengehen der Gambettisten mit den Gemäßigten findet ein Hindernis an den erstern, die schon jetzt unannehmbares fordern, weil sie Verwirrung hervorrufen und die Kammer zur Auflösung treiben wollen. Die Verständigung der Gemäßigten mit den Radikalen ist nur möglich, wenn es sich um Regiren handelt; sobald Positives erstrebt wird, muß sie an innerm Widerspruch scheitern, sie würde dann unfähig zum Schaffen sein und mit Versumpfung endigen.

Man darf deshalb noch nicht an der Lebensfähigkeit der Republik verzweifeln, aber die nächste Zukunft derselben wird kaum erfreuliches bieten. Es sieht aus, als ob ihr in der neuen Session nur die Wahl gelassen wäre zwischen Verwirrung und Versumpfung. Jene wird eintreten, wenn den Gambettisten ihr Ansturm gegen die jetzige Deputirtenkammer glückt, diese, wenn er mißlingt. Bei den Gemäßigten liegt die Entscheidung. Sie haben die dringende Pflicht, zusammenzuhalten und darnach zu streben, daß sich endlich für die politische

Digitized by Google

Entwicklung des Landes und zur gedeihlichen Entscheidung der auf der Tagesordnung stehenden Fragen ein fester Mittelpunkt bilde. Die Gambettasche Clique mit ihrer Streberei würde dagegen nicht viel vermögen, im Gegenteil mit der Zeit immermehr Boden verlieren. Wünschen wir das unsern westlichen Nachbarn; wir wünschen es damit auch uns, denn wir werden dann an ihnen auch gute Nachbarn haben.

Die Erziehung der deutschen Jugend zur Wehrhaftigkeit.

Die größte politische und militärische Niederlage, welche Frankreich je erlitten, hat im ganzen Lande ein Gefühl ungebändigten Hasses gegen die glücklichen Sieger hervorgerufen, der durch das verflossene Dezennium kaum abgekühlt ist. Man möge den vielleicht unparlamentarischen Ausdruck verzeihen, der aber doch die Thatsache nur korrekt bezeichnet, wie sich aus allen Maßnahmen der Regierung und aus dem Verhalten eines großen Teiles der Presse zur Genüge ersehen läßt. Wie im Jahre 1866 der unglückliche Schulmeister von Sadowa die kriegerischen Erfolge der Preußen zu verantworten hatte, so sollte es 1870 lediglich die allgemeine Wehrpflicht und die Organisation der deutschen Heere sein, welche ihnen den Sieg verschafft hatten. Gewiß kann der Deutsche stolz sein auf die Errungenschaft der allgemeinen Wehrpflicht, welche die Verteidigung des Vaterlandes in die Hände der besten seiner Bürger gelegt und den sittlichen Stand der Armee damit weit über das Niveau der frühern Söldnerheere erhoben hat, wie er auch mit Genugthuung auf die innere Gliederung des Heeres blickt, dessen gewaltig massiver und dabei doch leicht lenkbarer und beweglicher Bau seine Probe auf blutigem Blachfeld mit Ehre bestanden hat. Wir verdenken es deshalb auch unsern westlichen Nachbarn nicht, wenn sie in dem Bestreben, sich für die unausbleibliche Revanche würdig vorzubereiten, die Einrichtungen des deutschen Heeres von der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bis zur Einteilung in schon während des Friedens bestehende gleich starke Kadres und einer großen Zahl andrer mehr oder weniger bedeutungsvollen Bestimmungen in der noch immer nicht vollendeten Heeresorganisation äußerlich vollkommen nachgebildet haben. Möge man aber im eigenen Interesse jenseits des Rheines niemals vergessen, daß die allgemeine Wehrpflicht erst Leben und Wirksamkeit erhält durch den Geist des Volkes, von dem sie getragen wird, und daß eine Armee nicht allein durch die geschickte Art ihrer Gliederung zu Thaten hingerissen und begeistert wird, sondern daß erst der durch angestrengte und sorgsame

Friedensarbeit in allen Details zum Gemeingut gemachte Sinn für Disziplin, Subordination und unbedingten Gehorsam ein Heer zu schaffen imstande ist, welches auch in schwerer Zeit innern Zusammenhang und äußere Kraftentwicklung zeigt. Wir sagen mit voller Absicht nicht blinden Gehorsam, da man sich gewöhnt hat, unter dieser Bezeichnung die willenlose, gleichsam mechanische Ausführung gegebener Vorschriften zu verstehen, während der unbedingte Gehorsam fordert, daß ein erhaltener Dienstbefehl ohne Zögern mit vollster Überlegung und durchaus im Sinne des Befehlenden ausgeführt werde, selbst wenn der überlegende Geist des Gehorchenden meint, die Sache besser zu verstehen.

Die Gedanken der Franzosen während der Arbeit ihrer militärischen Wiederbelebung gipfelten nach den Ereignissen der Jahre 1870/71 in dem Wunsche, Deutschland womöglich in irgend einer Einrichtung zu überflügeln. Eine besondere Art militärischer Jugenderziehung schien hierzu das geeignete Mittel, und l'écolier soldat wurde bald zu einem Stichworte, dessen sich auch Gambetta in seiner politischen Agitation lebhaft und gern bediente. Der Gedanke ist nicht neu und, wie die moderne Art der allgemeinen Wehrpflicht, deutsch oder vielmehr preußisch. Kein geringerer als Gneisenau hat bereits 1807, als alle Patrioten zusammenwirkten, um die Wiedererstehung des darniederliegenden Staates vorzubereiten, Vorschläge „betreffend die militärische Organisation der Schulen im Lande" gemacht, welche auf eine gewisse Militarisirung derselben hinausliefen, Disziplin und kriegerische Übungen einführen wollten. Diese Vorschläge sind damals zugleich mit dem „Vorläufigen Entwurf der Verfassung der Provinzialtruppen" von Scharnhorst gewissermaßen als dessen Anlage und Vervollständigung der nach dem Frieden von Tilsit eingesetzten Armee-Reorganisations-Kommission eingereicht worden. Inwieweit diese letztere den Plan in Bezug auf praktische Ausführbarkeit einer Prüfung unterzogen und ob sie ihn in dieser Richtung gefördert hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls sind seine Bestimmungen nie eingeführt worden. Läßt sich in Bezug auf den Zeitpunkt, in welchem damals in Preußen, wie jetzt in Frankreich, ein solcher Plan hervortritt, eine gewisse Analogie nicht verkennen, so hat man es doch im Nachbarlande besser verstanden, ihn der Durchführung entgegenreifen zu lassen.

Gambetta hatte, wie oben angedeutet, den Gedanken einer militärischen Jugenderziehung in sich aufgenommen und war mit dem weiten Blicke des vaterlandsliebenden, aber revanchedurstigen Staatsmannes bemüht, demselben eine weitere Fassung zu geben. Nicht nur sollte der Knabe körperlich gekräftigt und dadurch für die militärische Brauchbarkeit im Heere vorbereitet werden, sondern als Hauptzweck dieser Bestrebungen entpuppte sich die Absicht, mittelst derselben den soldatischen Sinn in der Nation zu erwecken oder wieder zu erwecken. Aber trotz des mächtigen Armes, welcher fördernd, oft vielleicht überhastend, überall in die Speichen des Staatswagens griff, wo es sich um Entwicklung des Heerwesens handelte, geschah jahrelang nichts in Bezug auf die Einführung mili-

tärischer Übungen in den Schulen, bis im Jahre 1879 General Trochu in seinem Buche über die französische Armee mit bestimmten Forderungen in dieser Richtung hervortrat und später Oberst Desprels in einem „Lehren des Krieges" betitelten Werke sich ihm anschloß. Darauf forderte der Kriegsminister, General Favre, in den letzten Monaten des Jahres 1880 die Offiziere der Armee in Anlehnung an die Trochu'schen Vorschläge zum Entwurf eines Handbuches für den Unterricht der Jugend nach den von ihm selbst gegebenen leitenden Gesichtspunkten auf. Die Behandlung sollte sich auf die rein militärischen Dinge, aber auch auf die Lehre von der Vaterlandsliebe, den Soldatentugenden, den Soldatenpflichten und selbst den Pflichten des Staatsbürgers erstrecken. Nach dem Rücktritt des Generals Favre nahm der Unterrichtsminister Bert des Ministeriums Gambetta die Leitung dieser Pläne energisch in die Hand. Nach seinen Verfügungen soll in allen staatlichen Schulen und den in Frankreich üblichen Pensionaten und Internaten der militärische Unterricht eingeführt werden, derart, daß die höheren Schulen aus ihren Zöglingen Bataillone, welche ihren Namen nach militärischen Berühmtheiten führen, die kleineren Kompanien, Pelotons oder Sektionen bilden. Die Kompanie stellt gewissermaßen die Grundeinheit dar und wird nach denselben Grundsätzen wie eine Kompanie der Armee organisirt. Die sämmtlichen so gebildeten Körper werden militärisch gekleidet, eingeteilt und ausgebildet, zu welchem Zwecke pensionirte Offiziere oder Unteroffiziere der Armee oder der Territorialarmee den Unterricht im Reiten, Fechten, Turnen, Exerzieren, der Handhabung des Gewehrs und in einfachen Gefechtsübungen übernehmen, während die Kenntnis der militärischen Einrichtungen des Heimatlandes, der Reglements und sonstigen Vorschriften dem Knaben die Erlernung des praktischen Dienstes als Soldat erleichtern und die ganze Erziehung den Mut, die Vaterlandsliebe und alle guten moralischen Eigenschaften wecken und kräftigen soll. Besonders vom Unterrichtsminister ernannte Kommissionen haben Vorschriften über die Ausdehnung der so geforderten Unterrichtsfächer und ihre Einfügung in den allgemeinen Lehrplan entworfen, und bereits vor zwei Jahren hat Kapitän Solard in seinem Lehrbuche L'écolier soldat die Anleitung für den eigentlich militärischen Unterricht gegeben. Erscheinen schon alle die genannten Anordnungen mehr oder weniger stark politisch angehaucht, so tritt der tendenziöse Charakter des erwähnten Buches noch weniger verschleiert zu Tage insbesondre in einem Titelgedichte, dessen Verfasser Paul Déroulède jüngst wieder in der Angelegenheit der deutschen Turner in Paris viel von sich reden gemacht hat.

Es entzieht sich im Augenblicke unsrer eingehenden Kenntnis, wie weit die Organisation bereits als durchgeführt zu betrachten ist. Die Zeitungen berichten nur hie und da über Schülerparaden, welche dieser oder jener Minister mit dem unvermeidlichen Hinweis auf die Gloire und dem Ausdruck der Bewunderung für die vortreffliche Haltung abgenommen hat, und jedenfalls scheint das

Bataillon des fünften Pariser Arrondissements schon am 13. Juni dieses Jahres völlig formirt, eingekleidet und bewaffnet erschienen zu sein, um bei Gelegenheit der Einweihung des Hôtel de ville vor dem Kriegsminister in höchsteigener Person zu defiliren. Das würde dem Anfange einer regelmäßigen Durchführung der oben skizzirten Anordnung gleichkommen, da dieses Bataillon in der Stärke von 640 Knaben in 4 Kompanien gewissermaßen als Lehrbataillon für die nach und nach zu errichtenden übrigen Abteilungen zuerst aufgestellt werden sollte. Am 7. Juli hat dann im Journal officiel ein Dekret des Präsidenten der Republik mit den gemeinschaftlichen Ausführungsbestimmungen der Minister des Unterrichts, des Krieges und des Innern diese Verhältnisse festgestellt und geregelt. Darnach kann jede Elementar- oder Mittelschule, welche 200—600 Schüler im Alter von mindestens zwölf Jahren zählt, auf Grund der Ermächtigung des Präfekten ein Schulbataillon bilden, welches aus vier Kompanien zu mindestens 50 Knaben zu bestehen hat. Von der Regierung ernannte Ober- und Hilfsinstruktoren leiten die Übungen des Bataillons, denen mindestens ein Lehrer der Anstalt beizuwohnen hat. Knaben, welche vom Arzt für nicht tauglich erklärt werden, dürfen zum Eintritt in das Knabenbataillon nicht zugelassen werden. Die Anfertigung des vom Kriegsminister vorgeschriebenen Gewehrs, welches sich in seiner Konstruktion wesentlich dem bisher bereits in den höhern Schulen von Paris und auf dem Prytaneum von La Flèche gebräuchlichen anschließt, ist der Privatindustrie überlassen. Es soll nicht zu schwer sein, muß den Mechanismus des in der Armee eingeführten Kriegsgewehres enthalten und zur Anschauung bringen, darf aber nicht Feuer geben können. Die Gewehre werden in der Anstalt verwahrt, und nur Zöglinge über vierzehn Jahre können Unterricht im Schießen nach der Scheibe erhalten.

Während somit in Frankreich die Weiterentwicklung des Systems der Knabenbataillone nur Sache der Zeit ist, scheint man sich auch in Pest mit der Idee ihrer Einführung an den Mittelschulen zu tragen. Die Tagesblätter berichten, daß noch in diesem Herbst ein darauf bezüglicher Antrag im Reichstage eingebracht werden solle, und wie man von dieser Maßregel die Wiedererweckung des kriegerischen Geistes der Nation erhofft, so soll dieselbe auch partikularistisch-magyarischen Tendenzen dienen. Manche der während der Schulzeit zu Soldaten vorgebildeten jungen Männer — so wird argumentirt — würden nach Absolvirung der Offiziersprüfung sich ganz dem Militärstande widmen, und dies erscheine umso wünschenswerter, als Ungarn wohl 400 000 Soldaten, aber kein nationales Offizierkorps habe. Da die Errichtung der Schulbataillone keine gemeinsame Angelegenheit sei, so habe Ungarn in dieser Beziehung freie Hand und brauche keine Einsprache Österreichs zu besorgen, wie etwa bei der Frage einer ungarischen Militärakademie. Es ist leicht zu erkennen, daß derartige Vorschläge und Wünsche sich abermals, wie fast alle Handlungen der ungarischen Regierung und der magyarischen sogenannten Patrioten, bewußt oder unbewußt

gegen das Deutschtum im Kaiserstaate richten, welches doch einzig und allein jahrhundertelang demselben den innern Zusammenhalt gegeben und namentlich auch Ungarn ausschließlich der westeuropäischen Kultur erschlossen hat.

Mögen indeß chauvinistische Tendenzen im Westen und Osten aus politischen Gründen der militärischen Jugenderziehung das Wort reden, wir wollen einmal lediglich vom praktischen Standpunkte aus die Frage beleuchten, ob und wie weit es für deutsche Verhältnisse im Interesse der Wehrhaftigkeit der Nation wünschenswert erscheint, die ersten Anfänge militärischer Erziehung schon in die Schule zu verlegen.

Seit jenen eingangs erwähnten Vorschlägen Gneisenaus ist dieser Gegenstand vielfach ventilirt und manches Wort pro et contra gesprochen und geschrieben worden, sodaß sich im Laufe der Zeit eine förmliche Literatur darüber gebildet hat. Wenn wir die Einführung einer militärischen Jugenderziehung in den Schulen zunächst im engsten Zusammenhange mit der allgemeinen Wehrpflicht auffassen, so ist vor allem festzustellen, ob in dieser Hinsicht aus derselben ein Vorteil von Bedeutung erwächst. Die allgemeine Wehrpflicht besteht insofern nur auf dem Papier, als selbst bei den strengen ärztlichen Vorschriften immer noch etwa sechzig Prozent aller diensttauglichen jungen Männer nicht eingestellt werden. Sollten diese sämmtlich zu Soldaten in dreijähriger Dienstzeit herangebildet werden, so würde eine solche Maßregel die Präsenzziffer und damit die Kosten des stehenden Heeres in solchem Grade erhöhen, daß sie schon aus diesem Grunde überhaupt undurchführbar erscheint. Wohl hat man in neuester Zeit durch die Übungspflicht der Ersatzreservisten die Zahl der ausgebildeten Soldaten zu erhöhen versucht, ohne jedoch damit die Ehre wie die Last des Vaterlandsverteidigers ganz allgemein auf alle gesunden Schultern zu übertragen. Da liegt nun der Gedanke allerdings nicht fern und ist auch von den verschiedensten Seiten angeregt worden, einen Teil der militärischen Ausbildung in die frühere Jugend des Knaben zu verlegen, hiermit die notwendige Dienstzeit zu verkürzen und bei gleicher Präsenzziffer der Armee eine erhöhte Zahl von Männern zu Soldaten auszubilden.

Dieser Vorschlag muß zunächst an der Unmöglichkeit scheitern, wirkliche Soldaten in kürzerer als dreijähriger Frist auszubilden, denn wenn schon Jahn 1810 in seinem „Deutschen Volkstum" einen solchen Zeitraum für notwendig hält und denselben in ein Jahr zum Dienstlernen, eins zum Dienstthun und eins zum Dienstlehren einteilt, so ist bei den heutigen täglich gesteigerten Anforderungen, welche die allerhöchste Anspannung von Körper und Geist verlangen, nicht an eine Herabsetzung zu denken. Ferner könnte die vorbereitende kriegerische Ausbildung in der Schule sich lediglich auf die Masse des Heeres, die Infanterie, beziehen, während die eigenartigen Dienstverhältnisse von Kavallerie, Artillerie und Ingenieuren nur in der Truppe selbst erlernt werden können. Ebenso müßte für diejenigen Knaben, welche mit dem vierzehnten Lebensjahre

die Volksschule verlassen, ein Übergangsstadium geschaffen werden, damit sie bis zum Eintritt in das Heer das Erlernte nicht wieder vergessen. Thatsächlich wird in Frankreich an einer derartigen Organisation gearbeitet, deren bedeutende Kosten in Deutschland denn doch gerechten Anstoß bei der Volksvertretung wie in der Bevölkerung selbst erregen dürften.

Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, den Knaben in der Schule körperlich vorzubereiten auf die Strapatzen und Entbehrungen der Dienstjahre, und wie wünschenswert das ist, wird jeder anerkennen und bezeugen, dessen Lebensaufgabe darin besteht, die körperlich ungewandte und ungeschlachte männliche Jugend als Rekruten einzuexerzieren; dazu liegt auch eine beachtenswerte Mahnung in der Selbstmordstatistik der Armee für 1881, welche einen erschreckend hohen Prozentsatz solcher Leute nachweist, welche den schweren an sie gestellten körperlichen Aufgaben unterlegen sind.

Bei allen Übungen der Schüler muß aber zunächst jede politische Tendenz in Wegfall kommen, ebenso Paraden und öffentliche Aufzüge, welche geeignet scheinen, das hohe ethische Moment, welches ihnen zu Grunde gelegt werden muß, zu Eitelkeit und Narretei herabzudrücken. Ebenso sollen sich die körperlichen Übungen der Knaben lediglich einer rationellen Ausbildung des schlanken, geschmeidigen Körpers befleißigen, einen frischen, fröhlichen Geist, willige Unterordnung in die Gesammtheit, freudigen Gehorsam fördern und durch angemessene Lehren und Vorträge bereits den Knaben mit dem Bilde deutscher Heereseinrichtungen vertraut machen und in ihm den Geist der Pflichterfüllung, der Vaterlandsliebe, der treuen Anhänglichkeit an Kaiser und Reich wecken und stärken.

Eigentliche militärische Übungen empfehlen sich für die Knaben nicht. Ihre Ausführung erfordert ein höheres Maß körperlicher Anstrengung und unbedingter Hingebung, als von den jugendlichen Körpern und Charakteren verlangt werden kann. Jedermann weiß, daß das sogenannte Detailexerzieren, die körperlich stramme Haltung, die Wendungen, Gewehrgriffe und der Parademarsch nicht als Selbstzweck betrieben werden, sondern als Mittel zum Zweck dienen, um durch regelmäßige strikte Gewöhnung die Masse der Soldaten, welche keineswegs Heroen sind, auch im schärfsten Gewehrfeuer und unter den mancherlei andern Gefahren, Strapatzen und Entbehrungen eines Feldzuges gehorsam und willig zu erhalten. Sie bilden die Hauptstützen der Disziplin, ohne welche eine Armee undenkbar ist; und wie dieser unbedingte Gehorsam auch in den scheinbar unbedeutendsten Kleinigkeiten, in der Drehung des Kopfes auf Kommando u. s. w., nicht ohne Hilfe des Strafgesetzbuches erlangt werden kann, so würde es grausam erscheinen, für Knaben bereits wirksame Disziplinarstrafen einzuführen, während ohne dieselben der Instruktor kein Mittel hat, die Unart zu zügeln und Gehorsam zu erlangen. Dann werden aber die militärischen Übungen zur Spielerei, und wie, man verzeihe den Vergleich, die Kinder, welche vor Besuch der Schule

die ersten Anfangsgründe in einer sogenannten Spielschule erlernt haben, allgemeiner Erfahrung gemäß nur zu oft sich des Spielens im Lernen nicht enthalten können und schlechte, faselige Schüler werden, so liegt die Gefahr nahe, daß der Rekrut, welcher die militärischen Grundlagen bereits „spielend" auf der Schule gelernt hat, nun desto schwerer sich mit dem Ernste des Handwerks befreunde. Die Konsequenzen liegen auf der Hand: größere Mühe für den Instruktor, schärferes Anfassen, mehr Strafen. In Summa: Nachteile für den Dienst und den Soldaten selbst.

Man lasse deshalb der Armee, was ihr gebührt, und der Schule das, was ihres Amtes ist. Ist aber in Deutschland im allgemeinen die öffentliche Meinung darüber kaum geteilt, daß es wünschenswert erscheine, der heranwachsenden Jugend aller Stände eine erhöhte körperliche Ausbildung zu geben, so möge man, und das ist unser Wunsch und der Angelpunkt dieser kurzen Ausführungen, die Schule dazu anhalten, ihr Augenmerk in erhöhtem Maße der körperlichen Entwicklung der ihr anvertrauten Zöglinge als „Lehrfach" zuzuwenden.

Allgemeiner obligatorischer Turnunterricht, eine Einrichtung, die den Volksschüler bis zum Eintritt in das Heer anhält, seine körperlichen Übungen fortzusetzen, die Stimme der öffentlichen Meinung, welche auf die Besucher deutscher Hochschulen einzuwirken sucht, damit auch dort Leibesübungen aller Art als Sport gepflegt werden, Maßnahmen endlich, um dort, wo dies noch nicht der Fall, dem Lehrerkollegium der Schulen in seiner Gesamtheit vom ethischen Standpunkte die Nützlichkeit und Notwendigkeit zur Überzeugung zu bringen, daß der körperlichen Ausbildung der Schüler neben der geistigen große Sorgfalt und angemessene Zeit gewidmet werden müsse — das möchten die Grundgedanken sein, welche für die Erziehung der deutschen Jugend zu erhöhter Wehrhaftigkeit nutzbar gemacht werden sollten. Dagegen müssen von den Turn- und Spielplätzen alle wirklich militärischen Vorübungen in einem Umfange entfernt bleiben, daß nicht einmal die in der Armee gebräuchlichen Kommandos dort zur Einführung gelangen, und die Übungen mit dem Schulgewehr, noch besser mit dem Ger, sollten sich ebenfalls lediglich auf solche beschränken, welche der Entwicklung des Körpers förderlich erscheinen.

Den mancherlei Vorschlägen zu erhöhter körperlicher Ausbildung der Jugend ist in neuester Zeit ein weiterer hinzugetreten. Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend nennt sich ein Büchlein (Leipzig, Urban, 1882), dessen Verfasser, Scheibert und Hönig, dasselbe mit folgenden Worten einführen: „Die gesunde Strömung der Gegenwart drängt darauf hin, in unsern Schulen, seien es Gymnasien oder Volksschulen, der Erziehung wieder den hervorragenden alten Platz einzuräumen, welchen sie dem modernen Zuge nach Bildung zum Teil hat abtreten müssen. Der Übergang von einer so einschneidenden Hauptrichtung in eine andre ist aber nicht durch einfache Dekrete zu schaffen, und auch leichter geplant als ausgeführt; besonders jetzt, wo die

Lehrkräfte, und in erster Linie die jüngern derselben, bereits aus der Periode erhöhter Bildungsbestrebungen hervorgegangen sind und an erziehlicher Vorbildung, außer dem, was das Haus in ihnen etwa gesäet hatte, was die Religion oder ethische Schriften in ihnen erweckten, oder die bewußte und unbewußte Erziehungskraft, die noch immer in der deutschen Schule pulsirt, ihnen zu Teil werden ließ, nur wenig besitzen. Da aber niemand einem andern etwas einimpfen, anerziehen oder glauben machen kann, was er selbst nicht in sich trägt, an sich erzogen oder zur eignen Überzeugung gemacht hat, so wird es ratsam sein, anfänglich künstlich neue Wege anzubahnen, auf denen die Bewegung nach erhöhter Willensausbildung ungestörte und sichere Bahn findet."

Die Schrift stützt sich auf thatsächliche Erfahrungen und will ihre Motive den Behörden und heimatlichen Lehrern zur Kritik unterbreiten. Diese Motive lassen sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen. Der Turn-, Spiel- und Exerzierplatz bietet für die erziehlichen Kräfte der Lehrer den besten Untergrund. Für die körperliche Erziehung unsrer Jugend genügt nicht das schematische Herumklimmen an Turngerüsten, vielmehr muß im rüstigen Tummeln und in einer, im guten Sinne gemeinten, sportmäßigen Bewegung mehr gethan werden. Ebenso sind wichtige sittliche Eigenschaften durch rationelle Anordnung des Turnwesens zu entwickeln. Die Schaffung möglichst vieler, durch die Knaben zu verwaltenden Ämter entwickelt das Gefühl der Verantwortlichkeit, stärkt und erweckt von neuem das alte deutsche, leider verloren gegangene Unabhängigkeitsgefühl. Der Sinn für Ordnung wird gefördert und durch die Lust an körperlichem Sport manchem Auswuchs der Tageskultur, namentlich dem überhandnehmenden Wirtshausleben, gesteuert. Der Lehrer lernt seine Schüler und diese sich unter einander nach ihren Charaktereigenschaften besser kennen, wie der Umgang aller auf dem Turnplatze den Gemeingeist und die Sicherheit im Auftreten des Einzelnen fördert. Die Verknüpfung des Lebens mit der Kunst kann durch das Turnwesen kultivirt werden, und wenn durch die harmonische Anordnung der Übungen, das Durchziehen aller Spiele mit Gesang und Klang und den so erweckten ästhetischen Sinn nichts weiter erreicht wird als unsre Studenten aus dem gesunheitsschädigenden Kneipenleben mehr zur Liebe der gymnastischen Übungen hinüberzuziehen, so wäre ein Vorteil erreicht, dessen Wichtigkeit der ganzen Nation zu Gute käme. Endlich würde die Armee nicht die schlechtesten Früchte von der Vorbereitung der Jugend einheimsen. Eine gestärkte Muskelkraft und Ausdauer, ein an Strapatzen gewöhnter und gehärteter Körper, ein zu Ordnung erzogener Sinn und ein in den militärischen Formen befestigter Jüngling wird dem Stellungsplatze zugeschickt und die Anlagen zu manchem militärischen Führer schon in der Jugend geweckt und gepflegt.

Wie uns scheint, treffen die Verfasser mit diesen Sätzen ziemlich nahe das, was zur körperlichen Erziehung unsrer Jugend in der That notwendig scheint, und nur in dem einen Punkte möchten wir ihnen entgegentreten, welcher von

der Befestigung des Knaben in den militärischen Formen handelt, da wir, wie gesagt, militärische Formen von den Turnplätzen gänzlich verbannt wissen möchten. Übrigens beruhen die Vorschläge der Verfasser nicht lediglich auf theoretischer Konstruktion, sondern auf einer unter der energischen Leitung des dermaligen Schuldirektors Scheibert in der Friedrich-Wilhelm-Schule zu Stettin durchgeführten Organisation, welche zum Teile noch besteht und segensreiche Früchte getragen hat.

Im Sommer soll dieser Organisation zufolge im Freien durch Spiele Körper und Charakter gebildet werden, während im Winter neben dem auf zwei Stunden wöchentlich zu beschränkenden Unterricht in den Turnhallen je eine viertel bis eine halbe Stunde auf den theoretischen Unterricht verwendet werden soll, um dem Knaben den frohen Sinn jener Spiele erfassen zu lassen. Hierfür ist ein besondres Handbuch ausgearbeitet, welches die Liebe zum Vaterlande, die Treue zu Kaiser und Reich, das Verständnis für das innere Wesen deutscher Kraft, für die Schlichtheit, Bravheit, Tapferkeit des Bürgers und Soldaten und den Sinn für die vaterländische Geschichte erwecken soll. Die Darlegung des deutschen Wehrsystems soll in den Schülern die Liebe zum Waffenhandwerk fördern und sie für die Zeit ihrer Dienstpflicht vorbereiten. Diese Vorträge sollen weder das Gedächtnis des Knaben beschweren noch seine Studien weiter belasten, sondern von geeigneter Persönlichkeit in schwungvoller Weise vorgetragen, den Geist des Knaben ermuntern, frisch und fröhlich machen, damit er in ernster Zeit sich über die Bedenklichkeiten des Wehrlebens erhebe. Die Organisation des Turnwesens soll eine gemeinschaftliche, vom Direktor geleitete Angelegenheit der ganzen Schule sein, die Beteiligung daran eine allgemeine. Dispensationen sollen ausgeschlossen sein, sodaß Knaben, welche aus Gesundheitsrücksichten an den Übungen nicht teilzunehmen imstande sind, Verwendung in solchen Ämtern finden würden, denen sie vorstehen können.

Wir können an dieser Stelle auf die Details in Anordnung und Ausführung, wie sie das in Rede stehende Buch angiebt, nicht näher eingehen. Es sind Einzelheiten darin, über die sich vielleicht streiten ließe und die auch die Verfasser, falls erbetene anderweitige Vorschläge, Wünsche und Verbesserungen an sie herantreten, einer weitern Prüfung zu unterziehen beabsichtigen. Im allgemeinen scheint jedoch die Organisation des Schulwesens an deutschen Schulen im Sinne solcher Vorschläge nicht allein möglich, sondern im höchsten Grade wünschenswert, und wie ihre Durchführung zur Hebung des frischen, fröhlichen Jugendsinnes jedes einzelnen gewiß wesentlich das ihrige beitragen würde, so könnte auch der Vaterlandsfreund sie nur mit Freuden begrüßen als das wirksamste Mittel zur Stärkung der Wehrhaftigkeit unsrer heranwachsenden Jugend.

Thomas Carlyle.

2.

er Dämon Carlyles wie der manches andern neueren Schriftstellers wurde die Politik. Er war zu eigenartig selbständig angelegt, um an dem eigentlich politischen Leben der Zeit, an der Herrschaft der Durchschnittsbildung und des Massenvorurteils in parlamentarischen Versammlungen und in der Journalistik dauernden Anteil nehmen zu können. Die Partei, der er mit Seele und Sinnen angehört hätte, lag in der Vergangenheit, beziehungsweise in der Zukunft. Die Art seiner Bildung und Anschauung, die gewaltige Auffassung, welche er von den ersten und letzten Zwecken des Daseins hatte, verboten ihm bei aller Neigung für „Wirklichkeiten“ die Einmischung in die Vorfälle und Zufälligkeiten des Tages. Und sicher hätte ein Schriftsteller, der wie Carlyle als Prophet vom Berge, ja gelegentlich als zornblitzender Gott aus der Wolke zu seinem Volke sprach, sich aufs strengste jede Beteiligung an Dingen versagen sollen, die noch nicht klar lagen und deren wahres Gesicht sich erst zeigen mußte. Allein der Einfluß der englischen Gewohnheiten und gewisse Aufwallungen Carlyles waren stärker als das Bewußtsein dieser Verpflichtung. Hie und da glaubte der reizbare und überreizte Mann dennoch in den Tagesfragen das Wort ergreifen zu müssen. Der Ingrimm über das, was liberales Geschwätz war oder was er so schalt, die bittere Abneigung gegen falsche Humanität und Sentimentalität, der leidenschaftliche Widerwille gegen alles pflichtlose Glückverlangen lebten tief in seiner Seele und entluden sich bei Veranlassungen, welche so ungünstig als möglich waren. Wer, der reinen Anteil an Carlyle nahm und mit ihm des fröhlichen Glaubens lebte, daß diese Welt „nicht auf Falschheit und Geschwätz, sondern auf Wahrheit und Vernunft gegründet ist, daß nichts Gutes, das von irgend einem der Geschöpfe Gottes vollbracht wurde, jemals verloren war oder sein wird,“ hätte zustimmen mögen, wenn er sich verleiten ließ, für die Sache der amerikanischen Sklavenhalter einzutreten, wenn er dem Komitee präsidirte, das den Gouverneur Eyre von Jamaika und seine brutalen Grausamkeiten verteidigen sollte, wenn er beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges von 1877 aus keinem bessern Grunde für die Russen eintrat, als weil sie „das Talent des Gehorsams, des schweigenden Folgeleistens, wenn ein Befehl gegeben wurde, besitzen,“ was man bei der universellen Vergötterung des Stimmzettels, der göttlichen Freiheit u. s. w. für eine sehr wertvolle und charakteristische Gabe halten müsse. Wer hätte Freude gewinnen können an der zur Manie gewordenen Lobpreisung der „Energie,“ unbekümmert darum, ob dieselbe von Ge-

Digitized by Google

rechtigkeit, von menschlichem Mitleid, von Edelsinn durchdrungen sei oder nicht. Carlyle schalt Napoleon I. einen Helden für die Viergroschengalerie und wandte sich mit Ekel von jeder Verherrlichung des Imperators ab. Und doch stießen ihn an dem französischen Kaiser jedenfalls nur die Lüge und Doppelzüngigkeit, das Phrasentum und die komödiantische Haltung ab; die brutale Niedertretung jedes menschlichen Rechtes, die grausame Härte gegen besiegte Gegner, die despotischen Launen hätte er ihm leicht verziehen. Wir aber vermögen für den Vertreter einer gesunderen Anschauung der Dinge, einer ernsten Wirklichkeit und echt konservativer Gesinnungen kein größeres Mißgeschick zu denken, als wenn er Gerechtigkeit und Menschlichkeit auf der Seite seiner Gegner läßt und wenn ihn die Antipathie gegen Schreier- und Schwätzertum zur Sympathie mit stupidem Autoritätsglauben und grausamer Willkür führt.

Freilich hat derjenige Carlyle schlecht begriffen, der mit diesen Abirrungen den Kern seines Wesens erfaßt zu haben meint und ihn daraufhin verurteilt. Die Eigentümlichkeit seiner Natur und seine ernste Lebensarbeit zwangen Carlyle, auch im brausenden Getriebe der Weltstadt als eine Art Einsiedler zu leben. In dieser Zurückgezogenheit erkannte er mit Hilfe unablässiger Lektüre klar und scharf genug alles, was ihm feindselig entgegenstand. Die ungeheure Majorität der Zeitgenossen, mit der er in Widerspruch war, schätzte er nach Verdienst und Würdigkeit, kein Mangel und keine Lüge derselben entging ihm. Seine Bundes- und Gesinnungsgenossen konstruirte er sich allzusehr nach der eignen edlen Empfindung und dem eignen Bewußtsein. Wie er dachte, handelte und träumte, wäre die Negersklaverei noch auf Jahrhunderte hinaus eine wohlthätige Institution gewesen, hätten die Länder am Balkan in weniger als einem Menschenalter in friedlich glückselige verwandelt werden können, in ein andres Schottland unter milderem Himmel und mit fruchtbarerem Boden. Wenn ihn solche Träume überkamen, konnte er, der Wirklichkeit forderte, leidenschaftlich ungerecht gegen die Wirklichkeit werden.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu dem Schriftsteller zurückwenden. Carlyles Erfolge hatten ihren Höhepunkt mit der Herausgabe der Briefe Cromwells und der an sie geknüpften Darstellung erreicht. Ein alter Lieblingsplan von ihm, der zusammenhing mit seinen Jugendstudien, seiner Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Literatur, war die Abfassung einer Biographie Friedrichs des Großen. Wenn wir bedenken, daß wir in Deutschland selbst nach hundertjähriger unablässiger Arbeit und endlosen Publikationen, nach Forschungen aller Art und vorzüglichen Einzelwerken zur Geschichte Friedrichs doch keine klassische Biographie des größten deutschen Königs besitzen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß Carlyle dreizehn Jahre seines Lebens an eine Arbeit setzen mußte, welcher er schließlich wohl Gehalt und großes Interesse, aber nach keiner Seite hin Vollkommenheit zu geben vermochte. Wir haben schon früher angedeutet, inwiefern ihn der Heroenkultus hier mit sich selbst in Widerspruch setzte. Die

Konsequenz seiner Darstellung Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. würde beinahe die sein, daß die jedesmalige Art und Weise, Macht zu äußern und an den Tag zu legen, nach göttlichen und menschlichen Gesetzen keinen Widerspruch dulde und daß, wer unter Friedrich Wilhelm I. an Büchern und schönen Künsten Wohlgefallen gefunden habe, ebenso ein Verächter Gottes gewesen sei, als wer unter Friedrich II. Kritik an diesen Neigungen und Erholungen des königlichen Weisen geübt habe. Indeß dürfen derartige Widersprüche die Teilnahme an den großen Vorzügen und der eminenten Anschauungs- und Darstellungsfähigkeit, welche sich in dem Buche kundgiebt, nicht mindern. Aus der Biographie Thomas Fischers sehen wir, wie schwer Carlyle die Arbeit an seinem „Friedrich dem Großen" wurde und wie bald er zu der Erkenntnis gediehen scheint, daß er sich eine Aufgabe gestellt habe, deren auch nur annähernde Lösung mit seinen Hilfsmitteln und seiner besondern Art, geistig zu schaffen, kaum möglich sei.

Die nächsten dreizehn Jahre, heißt es, von 1852 bis 1865, waren vielleicht die stillsten im Leben Carlyles. Es waren Jahre der mühsamsten, zu Zeiten fast einer überwältigenden Arbeit, Zeiten fast mönchischer Zurückgezogenheit und vielfach verbitterter Stimmung. „Friedrich der Große," das letzte umfassende, historische Werk, dehnte sich unter seinen Händen zu einer vollständigen politischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts aus. Die Vorarbeiten zu diesem erstaunlichen Denkmal des Fleißes und einer bis ins kleinste gehenden Genauigkeit begannen im Jahre 1852 mit Carlyles Reise nach Deutschland zum Zweck des Besuches von Schlachtfeldern und des Sammelns von Material. Von dieser Reise wissen wir nicht viel mehr, als das wenige, was uns in den „Erinnerungen" erzählt wird. „Es war im Jahre 1852, heißt es dort, als ich Deutschland zum erstenmal sah; auf meiner ersten Forschungsreise mit Bezug auf Friedrich; fünf Jahre nachher unternahm ich eine zweite. Diesmal wars, um bei Herrn Preuß und Kompagnie Nachfrage zu halten, mich umzusehen, und nach Büchern, Porträts u. s. w. zu suchen. Ich reiste von Scotsbrig, wo meine liebe, alte Mutter in betrübender Schwäche lebte, nach Leith und über Rotterdam nach Köln und Bonn, und ich habe niemals in meinem ganzen Leben auch nur annähernd, äußerlich wenigstens, eine unangenehmere Reise gehabt als diese. Nur die zweite übertrifft sie noch." Aus einer Notiz in Varnhagens Tagebüchern und einem Bericht Charles Boners, eines auch sonst bekannten Schriftstellers, über ein Gespräch mit Carlyle im Jahre 1862 ersehen wir, daß die Gründe zu seiner Unzufriedenheit allerdings sehr äußerlicher Natur waren und meistens in seiner physischen Empfindlichkeit ihren Grund hatten. Er fand die Speisen für einen Christenmenschen ungenießbar, die Betten zu kurz, die Gasthöfe nicht still genug. „Die Leute trampeln einem über den Kopf," sagte er, „und rennen einem die ganze Nacht an der Thür vorbei. Volle sieben Wochen, die ich in Deutschland zubrachte, konnte ich nicht schlafen." Voller Anerkennung sprach er sich indessen über einen Besuch bei Tieck aus, sowie über

die Haltung des preußischen Militärs, die allgemeine Volksbildung u. s. w. Nach Vollendung seiner Studien im Lande Friedrichs kehrte er nach London zurück, um sich nun im Ernste an die Arbeit zu machen. Zu dem Zwecke vollständiger Isolirung und Stille ließ er sich ein eignes „geräuschfestes" Studirzimmer unter dem Dache bauen. Er selbst giebt davon in den „Reminiscenzen" folgende humoristische Beschreibung: „Kurz nach meiner Rückkehr aus Deutschland begann eine arge Bauunruhe im Hause infolge der Veränderung des obersten Stockwerkes. Der ganze Flächeninhalt des Hauses sollte zu einer einzigen großartigen Dachstube verwandt werden, mit Oberlicht, ungefähr dreißig Fuß lang und dreißig breit und wenigstens elf Fuß hoch, mit doppelten Thüren und doppelten Fenstern, völlig undurchdringlich für Geräusche irgend welcher Art, kurzum für alles, mich selbst und meine Arbeit ausgenommen. . . . . Etwas wirklich gutes hätte daraus werden können, in einer Umgebung, wo gute und gediegene Arbeit vom Architekten abwärts zu haben gewesen wäre; hier aber war die Arbeit des Planens und Entwerfens zuerst und dann die der Ausführung in allen Details nichts weiter als eine Arbeit Belials, d. h. des Vaters der Lügen; eine Arbeit, wie ich sie bis dahin unter den Söhnen Adams nicht für möglich gehalten hätte. Nach und nach nahm ich denn wahr, daß dies die gewöhnliche englische »Arbeit« dieser Zeit war, und versuchte, mit mannichfachen Gedanken, tief wie Tophet, über die Aussichten, die uns so etwas darbot, in Bezug auf mein eignes kleines fehlgeschlagenes Unternehmen, stille zu schweigen." In diesem Zimmer nun, von Karten, Plänen, Porträts und Büchern umgeben, begann Carlyle seine dreizehnjährige Arbeit an „Friedrich dem Großen." Nicht ohne Grauen dachte er später an sie zurück. „Die »Friedrichsaffäre« war für uns die schlimmste, die wir je hatten; es war eine traurige Prüfungszeit für uns beide. . . Für mich wars ein verzweifeltes Ringen die ganze Zeit lang. Meine ganze Kraft der Sache gewidmet, allein, von aller Welt zurückgezogen und verlassen, in Verzweiflung jemals fertig zu werden (von Erfolg gar nicht zu reden), allein gelassen mit den Gespenstern (wie ich mich manchmal ausdrückte), »unreine Geschöpfe« an meinen Busen drückend, um ihnen ihr Geheimnis zu entlocken und abzuschmeicheln... Doch warum rede ich von dem allem? Mir ist es schon längst κόπρος, nichtssagend wie tausend Jahre alter Mist. Ich wurde fertig, Gott sei Dank; laß es denn jetzt in das Meer der Vergessenheit gesenkt werden. Woran ich mich aber noch wohl erinnere und mit stets großer Liebe und Bewunderung erinnern werde, ist das Benehmen meiner Frau während dieser Zeit. Sie war gewohnheitsmäßig in sehr schwacher Gesundheit, oft, längere Zeit, ernstlich krank; und doch zog sie mit der ihr eignen Alchemie, sozusagen, Goldkörner aus jedem Tage und selten oder nie verging ihr einer, an dem sie mir nicht etwas fröhliches und freundliches zu erzählen hatte, wenn ich nach meinem Spazierritt als der geschlagenste aller Menschen gegen Abend heimkam. Im ganzen bin ich während der Arbeit an jenem Buche einige dreißigtausend Meilen

geritten; viele davon (wenigstens im Winter) unter nächtlichem Himmel. Die Sonne ging gerade unter, wenn ich das Pferd bestieg. Den ganzen übrigen Tag saß ich schweigend oben, und hielt an in der Arbeit und an einer solchen invitissima Minerva-Arbeit! Gewöhnlich kam ich nach Hause zwischen fünf und sechs, warf meine Gamaschen ab, und für einen Augenblick von den Nachtgespenstern verschont, versuchte ich vor meinem einsamen, diätetischen und durchaus einfachen, kleinen Mittagsessen ein Stündchen zu schlafen; zuerst aber ging ich auf eine halbe Stunde hinauf zu ihr in die Wohnstube, wo ein freundliches Feuer (alles in traulichem Halbdunkel mit den Lichtern kaum angezündet), ein Löffel voll Branntwein und Wasser und eine Pfeife Tabak mich erwarteten, die ich auf dem Teppich sitzend, mit meinem Rücken an den Kaminpfeiler lehnend, rauchen gelernt hatte, sodaß, wenn die Thür ein wenig offen gelassen wurde und ich selbst sorgfältig war, aller Rauch den Schornstein hinaufzog. Dies war der einzige helle Lichtblick am schwarzen Tage. O jene Abendhalbstunden, wie schön und gesegnet waren sie! Nun warten sie meiner nicht mehr, wenn ich nach Hause komme! Meistens saß sie zurückgelehnt auf dem Sofa; auch sie von dem Treiben und Leiden des Tages ermüdet genug! Ihre Erzählung aber, selbst dessen, was schlecht war, war so voller Anmut und Wahrheit, so voller ungesuchter Melodie eines natürlich-fröhlichen und liebenden Herzens, daß ich nie irgendwo ähnliches Vergnügen empfand. Ihr Mut, ihre Geduld, ihr schweigender Heroismus muß während dieser Zeit oft überaus groß gewesen sein. Innerhalb der letzten zwei Jahre hat sie mir erzählt, wie ich bei solchen Gelegenheiten von der Schlacht bei Mollwitz zu ihr zu sprechen pflegte, so lange dieselbe auf dem Ambos war. Sie lag auf dem Sofa und fühlte sich schwach — doch hatte ich keine Ahnung, wie schwach —, dabei war sie aber geduldig, freundlich, ruhig und gut wie immer. Nachdem ich, so viel ich mich erinnere, meinen Weg mit größter Anstrengung und mit allen nur möglichen Drehungen und Wendungen durch das unentrinnbare Labyrinth und den Sumpf der Verzweiflung hindurchgefunden hatte, überwand ich, wie es scheint, zuletzt Mollwitz, sah alles klar vor mir und um mich, und begann nun in der armen Freude meines Herzens ihr einen Abend nach dem andern davon vorzuerzählen. Ich erinnere mich, daß sie wenig antwortete, obgleich stets in freundlicher Weise. Sie war in ihrem Innern damals überzeugt, daß sie dem Tode nahe sei. Der Winter dunkel, das Gewicht des Leidens und der gänzliche Verfall der Kräfte so groß, und dabei einen Abend nach dem andern mein Thema: Mollwitz! Sie hat mir dies innerhalb der letzten zwei Jahre gestanden. Wie konnte ich ohne Gefühl der Scham und der Erniedrigung zuhören? . . . . Es füllt mich in diesem Augenblicke mit Reue und Demütigung, und doch zugleich mit einer Art sanfter, frommer Seligkeit. Sie las die ersten beiden Bände von Friedrich (meistens die Druckbogen), während sie bei dem alten Fräulein Donaldson in Haddington zum Besuch war; ihr Tadel traf jedesmal den Nagel auf den Kopf,

ihr Beifall war schön und für mich wie ein Sonnenstrahl, denn ich wußte, daß er, wie übertrieben auch ihre große Liebe zu mir sein mochte, doch durchaus aufrichtig gemeint war. Die übrigen Bände las sie nicht, kaum den dritten, glaube ich. Ich wußte nur zu gut, warum nicht. . . Zu schwach, zu schwach für ein trostloses Unternehmen derart!"

Später kommt er dann noch einmal auf das „elende Buch" zurück und sagt: „Meine eigne Hoffnung und mein Gebet war allezeit gewesen, daß ich dies Buch vollenden möchte, und das ihrige auch ohne Zweifel, obschon sie niemals auch nur beiläufig eine Andeutung oder einen Wink, geschweige ein Wörtchen derart fallen ließ. Ich fühlte aber recht gut, wie es ihre ganze Existenz niederdrückte so gut wie die meinige, und der Gedanke, daß der Gegenstand nicht einer ihrer Wahl war und daß sie trotzdem dafür leiden mußte, war nicht selten bitter für mich. Der praktische Schluß war aber stets: »Bring es zu Ende, bring es zu Ende. Das ist die einzige Rettung für uns beide.« Und sicherlich, ich verwandte alle meine Zeit und alle meine Mittel auf diese trübselige Aufgabe, rang Tag und Nacht mit ihr wie mit dem häßlichsten Drachen, der mir das Tageslicht und die übrige Welt auslöschte, bis ich ihn erschlug. Darin lag vielleicht ein gewisses Verdienst, zugleich aber auch, fürchte ich, eine Verschuldung. Nun wohl, nun wohl, ich konnte es nicht besser machen! Während ich rauchend oben saß (in den Nächten, wo Schlaf unmöglich war), hatte ich Gedanken genug; ich erlaubte mir aber nicht, mich unter meinen Decken und Umhüllungen zu rühren, aus Furcht sie zu wecken und alle Aussicht auf Schlaf von ihr zu vertreiben. Schwacher, kleiner Liebling! Jetzt ist dein Schlaf ungestört; still und heiter bist du in der Ewigkeit (wie der höchste Gott es für uns angeordnet hat), und keiner in dieser Welt wird mehr wachen wegen meiner Schlaflosigkeit!"

Die einzige Erholung, die sich Carlyle in dieser Zeit gönnte, waren die kurzen Sommerferien, die er jedesmal in der Stille des Landlebens zubrachte; entweder in der schönen Umgebung Croydons, wie im Jahre 1855, oder an der See in Fifeshire (Schottland), wie im Jahre 1859, oder der Einladung hochstehender Freunde folgend, auf einem ihrer herrschaftlichen Landsitze, wie im Jahre 1860 auf dem Sir George Sinclair gehörigen Schlosse Thurso. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er sich dann völlig dem stillen Genuß der Natur hinzugeben. „Ich habe mich, schreibt er von Aberdour (Schottland) aus im Jahre 1859, ganz und gar dem Genius des neuen Platzes übergeben und habe so müßig hingelebt wie nur möglich während dieser fünf Wochen. Dieser Ort ist, was Aussicht und Lage anbetrifft, einer der schönsten, die ich je sah: Wasser, Berge, Städte, Wälder und fruchtbare Kornfelder. Alles ist hier vollkommen; Einsamkeit, Ruhe und ein Pferd dazu. Baden, Herumschlendern, Spazierengehen und Spazierenreiten, faules Träumen, eingewiegt von Wind und Wald: dies ist fast meine einzige Beschäftigung gewesen, seit Sie mich die Anker lichten sahen."

Solche Besuche dauerten freilich nicht lange, und er mußte in seine „Tretmühle“ zurück zu neuer Arbeit. Endlich aber neigte sich auch diese ihrem Ende zu. Im Jahre 1858 erschienen die beiden ersten Bände von diesem, seinem dritten großen, historischen Werke, und zwar mit der Bemerkung auf dem Titelblatt: in vier Bänden. Aus den vier Bänden wurden aber sechs. Der dritte erschien im Jahre 1862, der vierte im Jahre 1864 und der fünfte und sechste im März 1865.

Es ist kaum nötig, der Charakteristik, welche Carlyle selbst von seiner Arbeit giebt, etwas anderes hinzuzufügen, als daß das Buch über Friedrich II. die Spuren eines so verzweifelten Ringens vielfach an sich trägt. Wir haben aber absichtlich den längern Abschnitt aus der Biographie angeführt, in welchem zumeist Carlyle selbst das Wort hat. Die Mischung kindlicher und energisch gewaltthätiger, berserkerhaft trotziger Natur in der Seele des Mannes kann kaum besser zur Anschauung gebracht werden als durch diese Mitteilungen. Das beste Resultat, welches Carlyle für sich aus der langjährigen Arbeit über Friedrich den Großen gewann, war die Erneuerung seiner Liebe für Deutschland, welche er auf mannhafte und fast rührende Weise in dem großen Jahre 1870 an den Tag legte. Sein letzter Wunsch für Deutschland: „Ich hoffe nur, der Himmel werde Ihnen die Weisheit, Geduld und fromme Bescheidenheit senden, um all die Vollendung zum Rechten zu nutzen,“ ist freilich bis zur Stunde nicht recht in Erfüllung gegangen, aber jeder vaterländisch gesinnte muß ihn teilen und nachsprechen, bis die Erfüllung kommt. Dem englischen Schriftsteller soll es unvergessen bleiben, wie tapfer er für Deutschland und sein gutes Recht die Stimme erhoben hat, und wie schwer sein Wort in die Wagschale der öffentlichen Meinung in England gefallen ist.

Carlyles Lebensabend ward schwer getrübt durch den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin, welche am 21. April 1866 starb, und deren belebende Teilnahme ihm ebensowenig wie ihre hingebende zärtliche Liebe durch irgend etwas in der Welt ersetzt werden konnte. Die Ehe des Schriftstellers scheint eine von denen gewesen zu sein, welche trotz tausendfacher Erfahrungen des Gegenteils das Ideal einer wahrhaft glücklichen, durch alle Wechselfälle des Lebens von gleicher Innigkeit und Wärme durchhauchten Verbindung von Mann und Weib immer wieder lebendig erhalten.

Der Tod der Mrs. Carlyle, vielleicht auch die Erschöpfung, welche sich infolge der Überarbeitung an dem Friedrichbuche einstellte, hatten einen bemerkenswerten Einfluß auf Carlyles literarische Produktivität. Er schrieb fortan nur, wie in seiner ersten Periode, kleinere Aufsätze, von denen bei uns in Deutschland die wenigsten bekannt geworden sind. Zu diesen Aufsätzen gehört der „Prinzenraub,“ eine Episode aus der sächsischen Geschichte, die Ilias Americana in nuce, „Über den Niagara und Nachher?“, die „Erinnerungen an Sir W. Hamilton,“ „Die frühen Könige von Norwegen“ (in Frasers Maga-

zine 1875), „Die Porträts von John Knox“ und endlich — zuletzt, doch nicht das letzte — die „Erinnerungen,“ in denen der „Jane Welsh Carlyle“ überschriebene Abschnitt der wärmste, liebenswürdigste und zugleich gehaltvollste ist.

Die hohen Ehren, welche Carlyle in seinem Alter zu Teil wurden, gaben ihm Gelegenheit, seine trotzige Selbständigkeit und sein unbeirrbares Unterscheidungsvermögen zu erweisen. Die Wahl zum Lord-Rektor der Universität Edinburg im Jahre 1866 nahm er an, den preußischen Orden pour le mérite, der ihm nach Alessandro Manzonis Tode zu Teil ward, hieß er freudig willkommen, dagegen wies er das ihm von D'Israeli angebotene Großkreuz des Bathordens zurück, weil er das Bewußtsein hatte, daß dieser Orden von vielen unwürdigen getragen werde, und weil eine Auszeichnung, die einst eine Ermutigung für den jüngeren, strebenden Schriftsteller hätte sein können, unmöglich auch als eine Belohnung für den Meister am Abend seines Lebens gelten konnte.

Die immer größre Stille um ihn her versetzte den Greis in die Erinnerungen seiner Knaben- und Jünglingstage zurück, er reiste mehrfach nach Schottland und schilderte in einer längern Unterredung, die er mit der Königin Viktoria hatte, sein engeres Geburtsland zur Zeit seiner Jugend, als ein Mann mit einem Vermögen von zehntausend Pfund für einen Krösus galt, als das Volk noch Psalmen sang und die Straßen um halb zehn Uhr stille waren, „die harte, gesunde presbyterianische Wurzel von dem, was nun zu einem Schierlingswald aufgeschossen ist.“

Daß der mannhafte alte Puritaner an den Überzeugungen seines Lebens immer fester hielt und „im Alter keine neue Weise anstimmte,“ braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Bei mehr als einer Gelegenheit fand er noch jene prophetischen Worte, die kein formulirtes Programm und doch einen gewaltigen Wahrheitskern enthalten. Der Abschied, den er schriftlich und nachdem er es abgelehnt, eine Abschiedsrede zu halten, an die Studenten von Edinburg richtete, kann als das Schlußwort seines Lebens und Wirkens gelten und rückt jedem denkenden Leser das Bild des einzigen Mannes vor die Seele, welcher das irdische Treiben als ein leeres Chaos betrachtete, in dem „das äußerste, was einer thun könne, sei, wie ein Mann zu schwimmen und seinen Mund zu halten.“ Ein solcher Mann konnte ohne Überhebung und Heuchelei der studirenden Jugend zurufen: „Ermahnen Sie sie [die Studenten], den guten Kampf zu kämpfen und sich zu dem bevorstehenden Krieg, zu dem sie gleichsam ausgehoben und geweiht worden sind, als Männer zu erweisen. Sagen Sie ihnen, sie müßten die ewigen Orakel befragen (die noch nicht verstummt sind und auch noch nicht verstummen werden, wenn man sie nur würdig zu Rate zieht), das zeitliche Lärmen dagegen und Drohen und Rasen verhältnismäßig ganz beiseite lassen. Mögen sie Weisheit lieben, wie Weisheit, wenn sie ihre Schätze hergeben soll, geliebt werden will: mit frommem, tapferm, demütigem Sinn, inniger als das Leben selbst oder Preise dieses Lebens, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele.“ Uns

dünkt, dies Abſchiedswort Carlyles ſei ein Vermächtnis nicht nur an die Studenten von Edinburg, ſondern an die ganze Welt der Bildung, und auch wir in Deutſchland könnten unſer beſcheiden Teil an demſelben dahinnehmen, und ſchon um dieſes einen goldnen Wortes willen Carlyle ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Klaviermuſik ſeit Robert Schumann.

Von Hermann Kretzſchmar.

(Fortſetzung.)

Auch Ferdinand Hiller (geboren 1811 zu Frankfurt), der mit ſeinen Anfängen und ſeiner vollen Entwicklung der Schumannſchen Periode angehört, zeigt ſich in der Etüde von ſeiner beſten Seite. Seine Etüden ſind Skizzen von intereſſanter, teilweiſe vollendeter Zeichnung; an allen bewundert man die Leichtigkeit und Virtuoſität der Hand, welche die Motive ausführte. Dem Gehalte nach ragen die galanten, die graziös neckenden Nummern hervor. Im ganzen zeigen auch ſie nach dieſer Richtung im kleinen ſchon die Ungleichheit, mit der Hiller überhaupt produzirt. Dieſe Ungleichheit im Schaffen iſt freilich eine Krankheit, an welcher die Muſiker der neueren Zeit, bis auf wenige Ausnahmen, alle mehr oder weniger leiden. Ihre entſchiedenſten Ausbrüche haben in der Pianofortekompoſition ſtattgefunden. Es iſt unglaublich, was für Schwachheiten ſich Künſtler erlauben, welche anderwärts Beweiſe von Bedeutung gegeben haben, wenn ſie ans Klavier kommen. Félicien David, den wir ſeiner „Wüſte“ halber unter die vornehmern Geiſter rechnen, hat Romanzen und Souvenirs für Pianoforte geſchrieben, die ihn in die Geſellſchaft der Gaſſenhauerfabrikanten bringen. Es würde eine lange, traurige Reihe geben, wenn wir die Komponiſten von Talent und Schule alle aufzählen wollten, die in der Klaviermuſik von ihrer beſſern Natur abgefallen ſind. Wir nennen nur als die am ſchwerſten betroffenen Joachim Raff und unſern Hiller. Des letzteren ſchönes, eigenartiges Talent hat viele ſchlechte Tage gehabt und zwei ſchlimme Feinde: Legerität und das Beſtreben, allen Freund zu ſein. So iſt es gekommen, daß er reife Früchte und unreife Früchte zugleich ausbietet, vom Forcirten ins Triviale fällt, vom Tiefſinnigen und Bedeutenden ins Geſchwätzige und Phraſenhafte, vom Eigenen ins Konventionelle. Seine Werke unter einander erſcheinen wie die Kinder verſchiedner Väter, und ſehr viele ſind in ſich voller Widerſprüche, die

an Karikatur streifen und abstoßen. Was für die Kinder der Welt geschrieben ist, das ist heute veraltet, und was er den Freunden der Kunst gesagt hat, hat sich verzettelt und nicht Stil und Zusammenhang erhalten.*) Schade, schade! Denn Hiller, wir wiederholen es, besaß ein starkes, eignes Talent, eine umfassende Musikbildung und Kunstfertigkeit. Er war ein Mann von Geist und von Witz, vielleicht von zuviel Witz und Heineschen Tendenzen. In seinen Etüden und im Genrestück mag ihn die klavierspielende Welt ja aufsuchen, in seinen größern Klavierkompositionen — das „Konzert" in Hochachtung ausgenommen — mit Reserve. Einzelne seiner Arbeiten für Klavier sind überhaupt wenig bekannt geworden — wie natürlich! Darunter rechnen wir die Sonate in einem Satze (op. 78), welche einen jener obenerwähnten Versuche zur Auffindung neuer Formen bildet und dem reinen Kunstgenuß, obwohl etwas bunt, einen reichen Stoff kapriziös interessanter Natur bietet. Dazu rechnen wir ferner seine Ghaselen (op. 54), von denen namentlich die erste Nummer ausgezeichnet gelungen ist. Reizend, prompt und immer von frischem erfreulich tritt hier der Hauptrefrain in die Strophen ein. Die Form der Ghaselen ist von Haus aus musikalisch und von Alters her — allerdings erweitert — in der instrumentalen Kunstmusik zur Anwendung gekommen, am deutlichsten in den italienischen Konzerten. Sie in die kleinen Grenzen des Genrestückes zurückgeführt zu haben, ist ein Verdienst Hillers, von welchem man sich hätte eine weiterhin anregende Wirkung versprechen dürfen, die sich bis jetzt noch nicht gezeigt hat. Verwandte Unternehmungen, metrische Formen der Poesie in die musikalische Instrumentalkomposition zu übertragen, liegen allerdings vor. Anton Deprosse, ein weniger kraftvoller, aber im Sentimentalen sehr anziehender Komponist, der mancherlei für Klavier geschrieben, hat in seinem op. 21 (Vier Charakterstücke) versucht, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg und Geßner in ihren Weisen nachzuahmen. Der Ton der beiden Alten namentlich ist musikalisch sehr gut getroffen. Auch Anton Rubinstein ist hier mit einem wunderlichen Einfall zu erwähnen. Von ihm erschien in der Mitte der fünfziger Jahre eine Klavierkomposition unter dem Titel „Akrostichon Laura." Das Heft ist einer Gräfin Laura N. N. gewidmet und enthält fünf elegante Stücke, die unter sich keinen Zusammenhang haben. Das erste führt die Überschrift L, das zweite ist A genannt, das dritte, vierte und fünfte heißen U, R, A — und das Ganze ergiebt somit fraglos das „Akrostichon Laura." Wir erzählen keinen schlechten Witz; wer sich überzeugen will, frage nach op. 37 des gefeierten Komponisten.

Ehe wir von der Zeit Abschied nehmen, in welcher Schumann selbst mitwirkte, sei noch einiger Komponisten gedacht, die mit ihren guten Klavierwerken teils nicht durchgedrungen, teils ganz oder halb wieder in Vergessenheit geraten sind. Zu ihnen gehört der früh verstorbene Norbert Burgmüller, dessen

*) Dasselbe gilt von Hillers schriftstellerischer Vielgeschäftigkeit. D. Red.

starkes Talent in Schumann einen der beredtesten Anwälte fand. Es sind von ihm nicht viele Klavierkompositionen veröffentlicht worden: außer einem Konzert eine Polonaise, eine Sonate und eine Rhapsodie. In den Eckſätzen der Sonate ist er spohrisch, wie immer, wenn er ein Allegro im Vierviertelakt zu schreiben hatte, doch mit einer Nüance jugendlicher Unruhe. Von größerer Originalität ist die Romanze des Werkes, deren dramatisch erregter Mittelsatz, dem Adagio seiner C-moll-Symphonie verwandt, eine tragisch interessante Natur offenbart. Aber alle Klavierspieler, die sich nach etwas Schönem, Echtem, Apartem sehnen, seien auf seine Rhapsodie (op. 13) aufmerksam gemacht. Sie ist ein Bild von tiefem menschlichen Gehalt und künstlerisch genialer, einfacher Ausführung, eines jener Nachtbilder, wie sie Schumann und Kirchner in der Mehrzahl geschaffen haben. In schwarze, eilende Wolken tritt der Mond herein; aus des Lebens Stürmen scheint der Geist des Künstlers in das Reich der Träume zu fliehen. Wer mag wissen, welche Erinnerungen oder Hoffnungen der freundlichen Himmelsgestalt zu Grunde liegen, welche die Ausbrüche der tobenden Leidenschaft immer wieder verscheucht. Auf ihrer Zeichnung und Einführung beruht aber der Wert und die zauberische Wirkung der eigenartigen Komposition.

In diese Kategorie gehört auch Wilhelm Taubert, der allbeliebte Sänger der „Kinderlieder." Der ältere Teil seines Ruhmes datirt vom Klavier. Als Spieler heute noch einer der ersten unter den Meistern des sinnigen Vortrags, vertrat er in den dreißiger Jahren als einer der letzten die Kunst des freien Phantasirens, welche heute aus den Konzertsälen ganz gewichen ist. Als Komponist für Klaviersolo interessirt er uns namentlich durch seine Musik zum „Aschenbrödel," welche man als einen der frühesten Versuche bezeichnen darf, die deutschen Märchen auf dem Klavier zu erzählen. Taubert ist hierbei weit entfernt von der ungeheuerlichen und grausamen Vollständigkeit der eingefleischten Programmmusiker. Er entnimmt dem Stoffe nur die Motive, welche unzweifelhaft musikalisch darstellbar sind, z. B. wie Aschenbrödel weint, wie die Stiefschwestern zanken, wie Aschenbrödel (am Grabe der Mutter) trauert, wie ein Vöglein ihr Trost zusingt. Wo Tänze und Aufzüge kommen, wo das Märchen Pomp und Gepränge verlangt, ist Tauberts Musik nicht „berühmt," aber äußerst gewinnend in den intimeren Momenten. Solche bieten auch seine lyrischen Stücke genug, z. B. die — an Mendelssohn anklingenden — „Frühlingsboten" (op. 106), die „Mondnacht," das „Minnelied" oder der Cyklus „Auf dem Lande" (op. 108), in welchem man, auch ohne durch den Titel unterrichtet zu sein, fröhliche Kinder beim Spiele trifft.

Von weiteren interessanten Klavierkomponisten aus Schumanns Zeit sind noch zu nennen L. Normann, der schon nach zwei Heften an Heller und Mendelssohn erinnernder Charakterstücke — unter denen ein „Sonntagsritt" recht originell ist — wieder vom Schauplatze abgetreten zu sein scheint. Ferner C. Lührs, der ebenfalls anmutige „Märchen" geschrieben hat. Sein bestes

steht in den Suiten, deren Musik durch ein freies, ungezwungenes, wenn auch nicht eben bedeutendes Wesen anspricht. Weiter nach der Gegenwart zu begegnen wir noch C. D. von Bruyck (op. 19, Schatten- und Nebelbilder), der seine treffenden Einfälle allerdings etwas zu viel wiederholt, Gustav Flügel, der lange Zeit mit an der Spitze der bessern und beliebtesten Salonkomponisten stand (Tagfalter und Nachtfalter, Mondscheinbilder), und Emil Büchner. Für die kleinen Klavierstücke des letztern haben wir eine große Sympathie. Seine langdahinströmenden Melodien bezeugen ein angebornes Musiktalent von nicht gewöhnlicher Stärke, und in den muntern Sachen (Leichter Sinn, Turnier), wo er im allgemeinen nicht besonders wählerisch ist, schlägt er einen flotten Ton an, der besonders alte Studenten an „Juchheidi und Juchheida," an frohen Burschengesang und manche frische Stunde vergangner Zeiten erinnern wird. Dagegen hat Ernst Pauer, der als Lehrer in England der deutschen Musik anerkennenswerte Pionierdienste leistet, die Hoffnungen nicht erfüllt, welche man in den Kreisen der Schumannschen Zeitschrift eine Weile an sein Kompositionstalent knüpfte. Der anständige Musiker kämpft bei ihm mit dem Virtuosen des Salons, die Motive entnimmt er nicht der eignen Seele, sondern der Bekanntschaft mit Mendelssohn und Chopin. Freiere Regungen zeigt er nur im Bereich der Einleitungen in recitativischen Wendungen, dann und wann auch in einem Scherzo, derjenigen Form, in der ja die meisten relativ glücklich sind. Bestenfalls legt er poetisch an; in der musikalischen Ausführung bleibt er äußerlich und unselbständig. Unter denen, welche wenigstens wegen einiger aparten Wendungen bemerkt zu werden verdienen, nennen wir noch Carl Mächtig.

Halb und halb gehören zu dieser Gruppe der Halbvergessenen auch zwei Komponisten, deren Klavierwerke entschieden hervorragen: C. P. Grädener und Carl Eschmann. Grädener ist eine Natur mit scharfen Ecken, aber von unverkennbarer Gesundheit; geistreich, in der Haltung manchmal herausfordernd und wie in ironischer Abwehr gegen verhaßtes Scheinwesen begriffen. Ist nicht alles, was er sagt und singt, in gleichem Grade anmutend und blühend, so doch das meiste hübsch und natürlich, einfach erfunden und empfunden, und oft mit einem volkstümlichen Anklang hervorgebracht, der an Schumann erinnert. Am meisten anregend wirkt er im Hinblick auf die metrische und formelle Seite seiner Klavierwerke. In seinen „Fliegenden Blättern" z. B. (op. 5 und op. 28) überrascht uns eine Fülle von neuen Schemen großer und kleiner Art, ein Treiben und ein Leben, an dem man sich überzeugen kann, daß in der Kunst der Frühling ebenso ständig wiederkehrt wie in der Natur. In seinen Tänzen macht er mitunter gruseln, wie er überhaupt voll der verschiedensten Humore steckt. Es sind barocke darunter — aber auch Beethovensche. Vorbeigehen sollte an ihm kein Klavierspieler. Mit dem etwas knorrigen Talente Grädeners verglichen, erscheint dasjenige Eschmanns von entschieden weichem Stamme. Seine Musik hat die Reize des bescheidenen Veilchens. Im Konzertsaale würden seine Klavier-

stücke unbemerkt bleiben. Ihr bestes genießt man, wenn man sie abends für sich allein spielt; ein paar gute Freunde höchstens dürfen zuhören. Die großen Formen, die hochpathetischen Aufgaben, das dunkle und äußerst leidenschaftliche sind nicht seine Sache. Auch in dem eigentlich Sentimentalen liegt nicht seine Stärke. Es ist das Gebiet der freundlichen Phantasien, auf welchem er Bescheid weiß wie wenige. Da entfaltet er die liebenswürdigste Lebendigkeit, schlägt seine prächtigen, hellen Augen auf, blickt sich neugierig um, findet sinnig das Verborgenste und stürmt mit derselben jugendlichen Ungeduld vorwärts, die Schumann eigen ist. Fast schüchtern und besorgt, sich zu verirren, weist er doch immer wieder neue Wege. Den gleichmäßigen Schritt unterbricht er durch Einschaltungen, überrascht durch Zwischensätze von verändertem Rhythmus und Tempo oder von rezitativischem Charakter und vermeidet mit geschickten Schlüssen das Gewöhnliche. Mit einem Worte: er ist einer der liebenswürdigsten, und die Klavierspieler, die ihn noch nicht kennen sollten, können nichts besseres thun, als sich in seinen Kompositionen umzusehen. Von denselben sind die in op. 8 enthaltenen zwölf Charakterstücke hervorzuheben. Der Titel, den er ihnen gegeben hat, ist allein schon was wert. Er heißt: „Was einem so in der Dämmerung einfällt." Außerordentlich sinnig konzipirt ist auch der „Epilog" in op. 8, hübsch munter die Nummern „Lustiger Frühling überall" in op. 14 und phantastisch reich die Caprice-Etude (op. 36).

Wir schließen diese Kategorie mit der Hinzufügung einiger Namen, die in der spätern Periode von Schumann in der Klaviermusik auftauchten und wieder verschwanden. Es sind dies Jean Voigt, der sehr mendelssohnisch schrieb, Julius Schäffer, der gehaltvoll und eigen auftrat, aber sich bald zurückzog, J. Zellner, ein sehr begabter und interessanter Komponist, der Schumannsche und spezifisch österreichische Elemente verbindet, L. Ehlert und Heinrich Stiehl. Letzterer, der schon einer spätern Periode angehört, schreibt sehr gewandt und interessant, aber zu leicht. Noch wäre aufmerksam zu machen auf den Wiener Rufinatscha, einen etwas weichen, aber durch und durch liebenswürdigen Volksdichter am Klavier, und auf Constantin Bürgel, gleichfalls einen jüngern Klavierkomponisten, dessen Werke auf eine ernste, tüchtige, über das bloße Auempfinden hinausgewachsene Natur zeigen, welche vielleicht vom Glücke nicht in dem verdienten Maße unterstützt worden ist. Darauf läßt ein Zug in seinen Cantilenen schließen, die von Leiden und Gedrücktsein erzählen und das Weichliche, zuweilen gar das Süßliche streifen. Seine Richtung weist hinter die Romantiker zurück, auf die Wiener Klassiker, denen er oft gleichgestimmt erscheint, einfach behäbig, zuweilen auch auf Bach, allerdings einen Erzromantiker. Besonders beachtenswert ist seine Suite (op. 6) und in ihr die Fuge mit den reizenden Zwischenspielen. Wo er bekannte Stoffe wählt, zeigt er entweder in der Durchführung eignes oder in der Anlage. Hierher gehört ein allerliebstes „Spinnlied," das als dramatische Szene gehalten ist.

Trügen die Musikhefte Jahreszahlen, so würde hier noch bestimmt Kuczynski zu nennen sein. Wer ist dieser Pole Kuczynski? Kein Lexikon giebt Auskunft über ihn. Das Heft von ihm, das uns vorliegt, sieht alt aus und enthält ein sinniges, zartes Phantasiestück, das den Eindruck macht, als wenn jemand in einer stillen, lauschigen Waldecke von einer großen, weiten Reise erzählte. Auch Carl Wettig, der mehr als ein Salonkomponist sein will, möge noch wegen seines rohen, aber stürmisch kräftigen Scherzo genannt sein.

Die letzten bedeutenden Klavierkomponisten der Gegenwart, welche noch von Schumann selbst die Weihen erhielten, sind Woldemar Bargiel, Carl Reinecke, Theodor Kirchner und Johannes Brahms.

Wenn wir auf die Klavierkompositionen des zuletzt genannten nicht weiter eingehen, so geschieht es nur in der Meinung, daß Brahms der erste Musiker unsrer Zeit ist,*) und daß alle ernsten Freunde der Tonkunst so wie so von allem Notiz nehmen, was aus der Feder dieses ungewöhnlichen Mannes fließt. Nur im Vorbeigehen soll auf die ersten Klavierkompositionen von Brahms hingewiesen werden: seine Sonaten, das Scherzo in Es-moll und die Balladen. Sie bieten denjenigen Musikfreunden sehr vieles, welche sich außer für die Werke eines Komponisten auch für seine Entwicklung interessiren. Und gerade bei Brahms gleicht diese Entwicklung allein schon einem Kunstwerke. Sie ist eine Arbeit, die dem Menschen in dem Betrachter ebensoviel zu denken giebt als dem Kunstfreunde. Die Überlegenheit von Geist und Charakter, mit der diese Entwicklung geplant erscheint, die Energie und Festigkeit, mit der dieser Plan ausgeführt worden ist, zu bemerken und zu begreifen, muß man einen Blick in diese frühesten Klavierkompositionen des Meisters gethan haben. Daß sich ein Talent, welches mit solchen Erzleistungen der Hyperromantik debütirt, dieser Richtung wieder abwendet, könnte manchen ihrer schwärmerischen Anhänger zum Nachsinnen veranlassen. Des weitern wird man auch angesichts dieser frühesten Klavierkompositionen von Brahms zu der Einsicht gelangen, daß es ganz unmotivirt ist, seine Kunst für einen Ableger der Schumannschen zu halten. Der kühne Jüngling, welcher diese grandiosen und genialen Tongedichte hinwarf, stellte sich mit einem Sprung auf die Schultern des letzten Beethoven. Aber sieht man auch von dem kunsthistorischen und biographischen Interesse in den betreffenden Werken ab, so bleibt immer noch ein reicher rein künstlerischer Genuß: der Anblick einer im Sehen, Fühlen und Formen ganz ungewöhnlichen Kraft. In mancher guten Beziehung sind sie Unica in der Klavierliteratur. Der ersten der Balladen z. B. ein gleich eigenes Stück dämonischer Natur an die Seite zu stellen wird kaum möglich sein.

*) Der Verfasser hat diese Meinung bereits zu einer Zeit sehr nachdrücklich in der musikalischen Presse vertreten, wo sie nur erst von wenigen geteilt wurde.

D. Red.

Von den drei andern der ebengenannten Gruppe haben Reinecke und Kirchner ihre Position spielend gefunden. Bargiel ist auf größere Schwierigkeiten gestoßen, namentlich auch dem eignen Talente gegenüber, welches sich den hohen und zugleich vielseitigen Bestrebungen seines Besitzers nicht immer gleich willig zeigte. Schließlich hat er durch seine Orchesterouvertüren auch die öffentliche Meinung für sich gewonnen, die ihn jetzt als einen durch die Gediegenheit in Wollen und Können bedeutenden Komponisten freudig anerkennt. Sein eigentliches Element ist das der düstern Erregtheit. Wie ihm die Ouvertüre zu „Medea" als sein Hauptwurf angerechnet wird, so hat sich auch am Klavier seine Dichterkraft in den vollsten Zügen dann ergossen, wenn sie aus dem Reiche der Schatten erzählte. So in der dritten Phantasie (Brahms zugeeignet) und namentlich in seiner C-dur-Sonate (op. 34), die man für das bedeutendste seiner Klavierwerke erklären kann. Sie gleicht einer Novelle und fesselt namentlich durch die Behandlung der schauerlichen Elemente. In zweiter Linie ist Bargiel bedeutend in seinen Presti und Scherzi, die durch ein Moment kapriziöser Überrumpelung eigentümlich sind. Er ist einer der Komponisten, denen man absolut keine Oper zutrauen kann. Das Tragische im letzten Grade scheint ihm ebensowenig erreichbar wie das gewöhnlich äußerliche. Nichts hohleres, kraftlos aufprotzendes als sein Festmarsch. Auf dem Felde der freundlichen Phantasien zeigt er manche Schwächen: Breite, Umständlichkeit, spröde Zähigkeit, Festhalten an bloßen Diabelligedanken, doch auch manches wohlgelungene und manchen Beweis origineller Musikerfindung. Wir nennen die Marcia fantastica aus op. 31, die sechste Nummer aus op. 32, reizend durch gemächlichen Frohsinn, das phantasievoll bewegte Heft op. 9 und als ein besonders intimes Stück den „Zwiegesang" in der zweihändigen Suite.

Carl Reinecke, den die Klaviermusik in allen ihren Gattungen zu ihren fleißigen Mitarbeitern zählt, ist allen Spielern eine hochwillkommene Erscheinung. Der elegische Zug seines freundlichen Talentes, die lebendige, feinsinnige Ausarbeitung geben der Mehrzahl seiner Werke den Wert individueller Bestimmtheit. Besonders ausgezeichnet hat er sich in einer Spezialität: der Klaviermusik für jugendliche Spieler. Leider sind die Nummern, um die er diese Gattung bereichert hat, nicht sehr zahlreich. Wir entsinnen uns nur der drei Sonatinen op. 47 und der 27 leichten Klavierstücke für seine Kinder. Aber sie schlagen so ziemlich alles, was nach Schumann mit besondrer Rücksicht für die musikalische Jugend geschrieben worden ist. Sie sind nicht bloß geeignet für die jungen Finger, sondern eine gesunde, erfrischende Nahrung für die jugendlichen Geister, so reizende, graziöse, künstlerisch anmutende Arbeiten, daß auch die Erwachsenen mit angezogen werden. Man kann sie für heimliche Märchen halten und nur wünschen, daß ihr Verfasser die Jungen und die Alten mit noch recht vielen Gaben einer Gattung erfreue, in der es ihm zur Zeit niemand gleichthut, und die überhaupt zu bedenken nur wenige Meister die Liebenswürdigkeit haben,

noch weniger aber vielleicht das Geschick. Einen Helfer auf diesem Gebiet hat Reinecke nur an Anton Krause, der aber mehr bei einer Besprechung der Klavierstücke für vier Hände in Betracht kommt.

Kirchner ist der klassische Vertreter der nachschumannschen Klavierperiode geworden. Kein zweiter hat die Lieblingsform dieser Epoche so ausschließlich gepflegt wie Kirchner, und nur wenige so glücklich wie er. Die Geschichte der musikalischen Miniaturen wird den Namen Theodor Kirchners jederzeit in großen Lettern fortführen müssen. Von den fünfzig und etlichen Heften, die dieser Komponist bis jetzt veröffentlicht hat, gehören bis auf etwa sieben Hefte Lieder, ein Trio und ein Streichquartett alle dem genre an. Das ist eine in der Geschichte der Malerei häufige Beschränkung, für die aber auf dem Gebiete der musikalischen Komposition nur wenige Beispiele zu finden sind. Sie hat für Kirchner ihre schönen Früchte gehabt und ihn zu einer Virtuosität in der Handhabung der kleinen Form geführt, die erstaunlich ist. Kirchner hat sich innerhalb der engen Grenzen, in denen er sich festsetzte, eine Kürze angewöhnt, eine Knappheit und Sicherheit des Ausdrucks, die fast epigrammatisch wirkt, er hat dem kleinen Genrestück Fragen und Mitteilungen anvertraut, denen man es von Haus aus für nicht gewachsen halten sollte.

Die Entwicklung Kirchners gleicht einem Lebensbilde. Der Mann, welcher scherzend Franz Schubert die Frau Beethovens genannt hat, hätte mit demselben Rechte Theodor Kirchner als die Tochter Schumanns bezeichnen dürfen. Kaum ein zweiter hat in sich so viele Elemente von Schumanns Natur vereinigt als Kirchner, aber alle in weiblicher Flexion; selbst der Humor hat bei dem jungen Kirchner etwas weiches. Mit den zunehmenden Jahren nimmt er aber mehr und mehr einen Teil schweren Ernstes hinzu, in die zärtlichsten und anmutigsten Schilderungen spielt ihm ungesucht ein Schatten, eine tiefsinnige und trübsinnige Figur hinein, und in dieser Mischung nehmen seine spätern Klavierwerke zuweilen etwas von Brahmsscher Physiognomie an.

Als eine musikalische Originalkraft hat sich Kirchner mit dem ersten Schritte dokumentirt, den er als Klavierkomponist gethan hat. Die liegende Stimme in der ersten Nummer seiner Albumblätter ist eine einfache Erfindung, aber eine von denen, zu welcher nicht bloß Naivetät gehört, sondern die Naivetät des Genies. Die Frische und Selbständigkeit des Musiktalentes ist ihm immer treu geblieben und kommt auch in denjenigen Heften noch zum Vorschein, welche im ganzen von der vollen Begabung des unabläßig in demselben kleinen Genre angestrengten Mannes kein Bild geben. So enthalten die im allgemeinen zurückstehenden „Dorfgeschichten“ in der Nummer „Bruder Eduard muß läuten gehn“ eine Perle musikalischer Abendpoesie, ein Stück, welches zur Selbstbiographie des Autors gehört, aber auch alle andern innig berührt, namentlich diejenigen, welche auf dem Lande Kinder waren.

Als die vorzüglichsten Hefte von Kirchner muß man die „Albumblätter“ aus seiner frühern Periode bezeichnen, aus der spätern die „Nachtbilder.“ In zweien seiner cyklischen Werke hat er das geistige Verwandtschaftsverhältnis zu Schumann auf dem Titel selbst angedeutet. Es sind dies „Florestan und Eusebius“ (op. 54) und die „Neuen Davidsbündlertänze.“ Die Anregung, welche Kirchner hiermit gegeben hat, scheint übrigens nicht unbeachtet geblieben zu sein. Auf unserm kritischen Gange durch die neueste Klavierliteratur sind uns noch mehrere junge Leute begegnet, welche sich für Erben und Nachkommen Schumanns halten. Wir erinnern uns „Symphonischer Etüden“ von W. R. und von einem andern „Neue Kreisleriana“ gesehen zu haben.

Von bekannteren Tonsetzern aus Schumannscher Zeit ist noch Robert Volkmann unter denen zu nennen, welche als Klavierkomponisten das Genre der Miniaturen vorzugsweise gepflegt haben. Er ist auf diesem Gebiete weniger bedeutend als in der Orchesterkomposition und in den großen Formen der Klaviermusik (Konzertstück). Einzelne seiner kleinen Klavierwerke, wie die „Lieder der Großmutter,“ kann man sich nur aus einer Anwandlung gutmütiger Herablassung erklären, so linkisch erscheinen sie und so voll fremder Reminiscenzen. Wo die Anlage etwas breiter ist, wird auch die Musik bedeutender. So findet sich in den Improvisationen über Dichtungen des ungarischen Poeten Bajza ein vorzügliches Stück „An Nelli,“ das zwischen Träumerei und stürmischem Sehnen abwechselt. Die sechs Phantasiestücke enthalten einen „Hexentanz“ und eine „Walpurgisnacht,“ die durch die heftige, wilde Lustigkeit und deren Ausdruck an Wagners später geschriebene „Walkürenmusik“ erinnern. In der energischen Zeichnung tiefsten Schmerzes begegnet er sich auch in der „Phantasie am Grabe des Grafen Szechenyi“ wieder mit dem Komponisten der „Götterdämmerung.“ In den „Wanderskizzen“ (op. 41) ist der „Kirchhof“ als ein wohlgelungenes ergreifendes Bild schaurig düstrer Färbung zu nennen, aus den „Vier Märschen“ (op. 22) der „Hochländermarsch“ als ein keckes, durch und durch männlich gehaltenes Stück. Seine berühmteste und vielgenannteste Komposition aus der Gattung des Genres ist Visegrad (op. 21), eine Sammlung von 12 Stücken, die zum Teil Stoffe der ungarischen Sage und Geschichte behandeln. Die bedeutendsten darunter sind der „Schwur“ und das „Brautlied.“ Der Komponist, wie Kirchner und Schumann, ein Sachse von Geburt und ein Studiengenosse des letztgenannten Meisters, hat in Ungarn seine zweite Heimat gefunden und der Liebe zu derselben musikalisch im kleinen und großen vielfachen Ausdruck gegeben. Es ist in dieser Beziehung unter den Klavierkompositionen Volkmanns besonders seine „Phantasie über ungarische Lieder“ (op. 20) anzuführen, in welcher ein interessanter Fünfvierteltakt vorkommt. Als Deutscher bekennt er sich in einem liebenswürdigen Hefte „Deutsche Weisen“ (op. 18), das in seiner fünften Nummer einen harmonisch ungewöhnlich interessanten Schnellwalzer enthält. In seiner Klaviersonate (op. 12) ist das Andante von

hervorragender Eigentümlichkeit: eine ſchwermütige Phantaſie von tiefſtem Bangen beherrſcht.

Zu den fruchtbarſten Klavierkomponiſten der Gegenwart gehören Joachim Raff und Anton Rubinſtein. Nennt man ſie zuſammen, ſo hat man dazu ein Recht. Denn es iſt beiden etwas wichtiges gemeinſam: das große Talent und die große Sorgloſigkeit, mit welcher ſie dasſelbe behandeln, namentlich Raff. Von Chopin erzählt man, daß er oftmals ſeinen Freunden unnahbar geweſen ſei, ſich eingeſchloſſen, auf Tage das Zimmer nicht verlaſſen habe, mit großen Schritten auf- und abgegangen ſei, verzweifelt an der Feder kauend, und daß er in allen Nüancen mit ſeinem Talente gerungen habe wie Luther mit dem Teufel — um einiger Takte willen, die in eine Mazurka fehlten, oder die ihm nicht recht waren. Man braucht kein Eingeweihter zu ſein, um von Raff zu behaupten, daß er als Klavierkomponiſt von ſolchen Künſtlerkämpfen verſchont geblieben ſei. Ein paar Klavierſtücke zu ſchreiben, ſcheint er unter die Geſchäfte gerechnet zu haben, die man jeden Tag zu einer beſtimmten Stunde beginnt und zu einer andern ebenſo beſtimmten beendet, und bei denen man einen Grad beſſer oder ſchlechter ruhig dem Zufall überläßt. Die prieſterliche Auffaſſung des Komponiſtenamtes ſcheint Raff ſelbſt in der Jugendzeit, wo ſonſt alle noch ideal geſinnt ſind, fern gelegen zu haben. Später verſchlingt zuweilen auf Dekaden von Opusnummern der Routinier der Kompoſitionstechnik faſt vollſtändig den Reſt von Poeten, der in Raff noch lebte. Da trifft man kaum noch auf kleine Oaſen im fliegenden Sande, und die dicken Hefte enthalten nichts als die reine Automatenmuſik. Es giebt wenige Künſtler, welche ihrer Kunſt ſo kühl gegenüberſtehen wie Raff, und man darf ſich wirklich nicht wundern, wenn ihn viele ſchlechthin herzlos nennen. Das iſt er aber nie geweſen. Gerade ſeine Klaviermuſik enthält eine Menge traulich anmutiger Stücke, wie ſie ein Mann ohne Gemüt nicht erfindet. Solche ſtehen in ſeinen „Frühlingsboten“ (op. 55), alſo in einem Werke ſeiner frühern Zeit, ebenſo wie noch in ſpätern Klavierheften. Man ſehe nur das Larghetto in op. 135, das wie eine ſinnreiche Fortdichtung von Schumanns „Warum“ erſcheint. Das kleine Original hat Erweiterungen und ſelbſtändige Zwiſchenſätze erhalten. Ähnlich herzlich und reizend iſt in op. 149 die erſte der beiden Elegien, eine im Volkston gehaltene Erzählung einer traurigen Geſchichte. Man muß es verſtehen und kann es verſtehen, wie Raff dazu kam, mit purem Nebel zu arbeiten. Der Hauptgrund iſt der, daß er in der Zeit des Jugendfeuers, in den Tagen, die für die Entwicklung des künſtleriſchen Charakters den Ausſchlag gaben, genötigt war, ſich ſehr tief mit der Salonkompoſition einzulaſſen. Sie entdeckte ihm im Laufe der Zeit manche ihrer nobelſten Putzwerke, aber ſie ließ auch nie wieder von ihm und miſchte ſich in ſeine Gedanken, ſo oft er die Feder eingetaucht hatte. Auf dieſe Weiſe erwuchs der Klaviermuſik in Raff trotz der guten Abſichten, welche die Natur mit ihm gehabt hatte, nur ein zweideutiges Talent.

Rubinsteins Fähigkeiten sind größer, seine Schwächen kleiner. Er nimmt daher der Kunstschätzung gegenüber eine höhere Stellung ein als Raff, in der Gunst der Pianisten und Verleger vielleicht die allererste unter den zeitgenössischen Klavierkomponisten. Was immer wieder zu Rubinstein hinzieht, ist seine starke sinnliche Naturkraft, die er vielleicht zum Teil seiner halbslavischen Abstammung mit verdankt. Es ist die Energie und Frische, mit der seine schönen Einfälle in die Welt springen. In der Wirkung nach außen, an Effekt im besten Sinne des Wortes kann sich mit Rubinstein kaum einer der lebenden Komponisten Deutschlands messen, er übertrifft darin Brahms, Kirchner, Franz und alle unsre besten, hinter denen er an Tiefe des Gefühls und der Gedanken, an Abrundung und Gediegenheit des ganzen Wesens bedeutend zurücksteht.

Daß Rubinstein einer unsrer ersten Pianisten ist, merkt man natürlich auch an seinen Klavierkompositionen. Ja sein intimes Verhältnis zum Instrument verleiht allen seinen Klavierwerken ohne Ausnahme einen positiven Reiz, auch denen, die sonst weiter keinen geistigen Gehalt haben. Den neuen Klaviereffekten hat er stark nachgesonnen, nicht so systematisch und beharrlich wie Henselt, aber ebenso ergiebig. Namentlich in den Heften der ersten Jugendzeit treffen wir ihn bei dieser Arbeit und können uns an vielen kleinen Zügen erfreuen. Da ist namentlich ein Stückchen zu erwähnen, in welchem er den abgerissenen Klang der Zither nachmacht (ich weiß im Augenblicke nicht den Titel und das Heft zu nennen). Da wird dem fünften Finger allerdings viel zugemutet — aber das Geniale spricht doch aus dem kleinen Kunststück sehr freundlich und lohnt der Mühe.

Die Zahl von Rubinsteins Klavierkompositionen, an und für sich sehr groß, verteilt sich auf alle Gattungen. Das Fach der Charakterstücke und der Bagatellen des Genres hat er um manche unbedeutende, ja triviale Nummer vermehrt, aber auch mit wirklichen Treffern bereichert. Es giebt Hefte von ihm, die in dem Musterschrank musikalischer Charakteristik verwahrt zu werden verdienen. So op. 51, in welchem in der Ausführung der poetischen Sujets eine erstaunliche Prägnanz entwickelt ist. Eine Kokette, die heute mit dieser, morgen mit jener Stimmung renommirt, kann nicht besser gezeichnet werden, als es dort geschehen ist, auch daß die „Melancholie" in ihren kleinen Quälgeistern am schrecklichsten ist, wird künstlerisch kaum jemals treffender ausgeführt worden sein. Selbst in Kleinigkeiten, die für gewöhnlich nach der bequemsten Salonschablone erledigt werden, legt Rubinstein zuweilen eine Fülle von Originalphantasie. Wir verweisen hierfür nur auf die „Preghiera" in den Soirées de Petersbourg (op. 44), die um eine Gebetsmelodie eine immer stärker herbeiströmende Menge versammelt. Das Abendglöckchen bimmelt mit hinein. Die Gattung des höher stilisirten Tanzes verdankt ihm manche brillante Nummer. Wir erinnern nur an das Album beliebter Nationaltänze (op. 82.) Die in demselben befindliche Valse allemande, das Repertoirestück aller Pianisten, der höchste Wunsch vieler

Klavierschülerinnen, hat darin noch manches gleichwertige Seitenstück. Die „Tarantelle“ ist vielleicht noch bedeutender.

Es ist in den kleinen Klavierstücken Rubinsteins wie in seinen Liedern. Er könnte darin das höchste leisten und lauter Kabinetstücke leisten, wenn es das Ungestüm seiner Bestrebungen und seines Genies zugelassen hätte. Funken von Genie erglänzen unerwartet, Ausbrüche eines heißen Gemütes erfolgen an unvermutetem Orte. Wer erwartete warmen Gesang in einer Sextenetüde? Studirt hat Rubinstein in seiner Weise viel und mit Feuereifer. Die Gesammtmasse seiner Klavierwerke bietet dafür Belege genug. Er schrieb Fugen mit ausgesucht schwierigen Themen (op. 53), in denen das Klavier die Orgel an Klangfülle fast überbieten will. Präludien gehen vorher mit interessanter Mischung von freiem und gebundenem Stile. Graue Haare sind dem Komponisten bei derlei Studien jedoch nicht gewachsen, und ein Bach ist nicht dabei herausgekommen. Hätten sie weiter nichts eingebracht als einen kleinen Zusatz von kontrapunktischer Gründlichkeit, so wäre dies für Rubinsteins wildes Genie schon eine Wohlthat gewesen. Aber nicht einmal dies! Frühzeitig bewundert und gefeiert, hat Rubinstein auch mit seiner Entwicklung frühzeitig abgeschlossen. Seine Individualität, wie sie uns heute erscheint, war schon vor zwanzig Jahren fertig. Kopfüber von einer Komposition in die andre sich stürzend, ist er immer derselbe geblieben. Wenige Werke, die nicht wenigstens sporadisch von einem Funken originellen Geistes durchblitzt wären, aber in der großen Menge kaum eins, das als Ganzes schön und vollkommen befriedigend genannt werden könnte. Immer wechseln lebenstrotzende Melodien mit matten Phrasen, immer folgt auf einen Satz voll Schwung und Leidenschaft ein kalter, flacher, immer schließt schwach und banal, was glänzend und frisch begonnen wurde. Wer eine seiner vier Klaviersonaten kennt — die in F-dur ist die bedeutendste —, der kennt genug. Immer wieder dieselbe Erscheinung: viel Naturgenie und wenig Kunst und Ausdauer. Ein Anfang auf stolzer Höhe, dann ein förmlich terrassenförmiger Absturz auf niedres Niveau. Das Flatternde, der unstete Zug einer genialen Phantasie ist vielleicht ein Familienzug der Rubinsteine. Wenigstens begegnen wir ihm in den wenigen Kleinigkeiten (Feuillets d'Album), die Nicolaus Rubinstein, der vielgepriesene Bruder Antons, geschrieben, ebenfalls. Wir müssen Rubinstein nehmen, wie er ist. Entwickeln wird er sich nicht weiter, trotz der alljährlich wiederholten Versicherungen seiner Freunde. Zum Glücke bleibt bei allen Abzügen, die an seinen Klavierkompositionen zu machen sind, ein hübsches Sümmchen von erfreulichen Gebilden.

Von Rubinstein zu Franz Liszt ist kein großer Schritt: auch er ist keine harmonische Erscheinung. Die Geschichte der Klavierkomposition wird ihm trotzdem einen ersten Platz zuweisen müssen, weil er einzelne Fächer der Gattung zur höchsten Entwicklung gebracht hat, welche zur Zeit erreichbar erscheint, andre überhaupt zuerst ins Leben gerufen hat. Die That, durch welche sich Liszt um die Klavier-

kompoſition das Hauptverdienſt erworben hat, heißt: Veredlung der Virtuoſenſtücke und der virtuoſen Salonſtücke. Nebenbei hat Liſzt als Klavierkomponiſt einen Triumph gefeiert, der dauerhafter und nachhaltiger ſein wird, als die meiſten andern Ovationen, die dem vielſeitigen Künſtler in ſeiner Eigenſchaft als Tonſetzer erwieſen worden ſind. Dieſer eine reine und unbeſtrittene Triumph wird in den Annalen der Kunſt bei dem Titel „Ungariſche Rhapſodien“ zu verzeichnen ſein. Liſzts „Ungariſche Rhapſodien“ ſind ein Werk, welches einem ſpätern Herder reichen Stoff liefern könnte zur Fortſetzung des Kapitels „Stimmen der Völker.“ In dieſen Rhapſodien ſprach zum erſtenmale mit der Entſchiedenheit, die Gehör verſchafft, ein Stamm, welcher durch Weſen und Schickſale alle romantiſchen Sympathien an ſich feſſelt: der Stamm der Zigeuner. Dieſes Volk, welches in allem ſeinen Thun einer ungewohnten, ungebräuchlichen Weiſe folgt, hat auch eine ungewohnte, fremdartige Muſik, eine Muſik, die durch einen Überſchuß von Temperament und Stimmung wunderſam berührt wie ein Gruß aus einem muſikaliſchen Fabellande, in dem ungekannte, glänzende Schätze und Reichtümer der Entdeckung harren. Liſzt ſammelte einen großen Teil dieſer energiſch beredten, klagend überſtrömenden, träumeriſch ſinnenden, ſchwelgeriſch jubelnden, überſchwänglichen und excentriſchen Zigeunermelodien und verſchmolz ſie zu einem muſikaliſchen Hohenliede des Stammes. Nach und nach iſt derſelbe auf fünfzehn Geſänge angeſchwollen, die unter einander vielfach ähnlich, nach Liſzts eignen Auseinanderſetzungen (in dem Buche Les Bohémiens et de leur musique en Hongrie) die Idee eines „Zigeunerepos“ repräſentiren. Die einzelnen Teile ſind nicht alle gleich packend geraten, manche ſind zu äußerlich, einzelne Partien zu realiſtiſch natürlich, aber trotz aller Einwendungen und Wenns und Aber, die ſie hervorrufen, ein eigentümliches Stück Naturpoeſie, wie es die Klavierliteratur nicht zum zweitenmale beſitzt, bilden ſie! Für die weitere Entwicklung der modernen Tonkunſt haben ſie eine nicht zu unterſchätzende Wichtigkeit. Es iſt nicht bloß die Beliebtheit der Zigeunerkapellen, die man auf dieſe „Ungariſchen Rhapſodien“ zurückführen muß, ſondern es knüpft ſich an ſie ein Aufſchwung aller nationalen Elemente in der Muſik. Das Ungariſche voran, das Skandinaviſche und das Slaviſche hinterdrein, haben nach den Erfolgen der „Ungariſchen Rhapſodien“ mit verſtärkter Energie den Verſuch wieder aufgenommen, ſich in der abendländiſchen Kunſtmuſik zur Geltung zu bringen.

Außer ſeinen „Rhapſodien“ komponirte Liſzt auch in allen andern Gattungen der Klaviermuſik. Darunter iſt manches herzlich unbedeutende, was man dieſem geiſtreichen und in der Regel hochſtrebenden Manne nicht zutrauen ſollte! Salonſadaiſen gewöhnlichſter Art mit einem emphatiſchen Accent gewürzt und hinter hochklingenden Legendentiteln billige Spielereien des Virtuoſen. Aber Liſzt hat in der Gattung der Bagatellen, der Salonſachen und der Virtuoſenſtücke auch Nummern hinterlegt, die gegen die Alltäglichkeit gehalten,

welche in jenen Revieren herrscht, wie eine wahre Wohlthat berühren. Ein Stück von wenigen Takten wie vielleicht die „Elegie an die Gräfin Mouchanoff“ braucht keinen großen Musiker zum Verfasser zu haben, aber keiner kann so etwas schreiben, der nicht ein genialer, ungewöhnlicher Mensch ist. Diese Mischung von Äußerlichem und Innerlichem, von Trauergeläute und Klagen, von Interjektionen, Rezitativteilchen und breiten Melodien mag stillos sein für den gewöhnlichen Blick, aber sie ist ergreifend gerade durch die Einheitlichkeit und Tiefe der Stimmung, welche hinter diesen heterogenen Äußerungen durchblickt. Ist Liszt häufig in seinen Klavierstücken gerade so süßlich und behaglich leer wie die andern Gesellschaftsleute, er mischt doch immer einen Ton darein, der über diese Sphäre wenigstens hinauswill.

Wenn Liszt irgend einem Teile der Klavierkomposition den bleibenden Stempel des Genies aufgedrückt hat, so ist es dem Fache der Transskriptionen. Hier schlug er den Thalbergstil auf Nimmerwiederkehr, indem er ihn an äußerlichem Effekt, an Brillanz und Abwechslung überbot und an Stelle mechanisch äußerlicher Umspielungen eine neue Art von Bearbeitungen setzte, in denen der Virtuos auch als Poet erscheint. Die Lisztschen Transskriptionen sind zum größten Teile Paraphrasen von einer glänzenden Fähigkeit des Nachdichtens, fesselnde Rekapitulationen oder Erweiterungen der Originale, und geringer oder bedeutender — geniale Momente fehlen keiner unter ihnen.

Auf den großen Teil der komponirenden Virtuosen ist Lisztz Beispiel ohne Einfluß geblieben. Von einem Döhler war füglich nicht zu verlangen, daß er auf die alten Tage noch von dem Glauben lasse, daß die matten Einfälle durch Wiederholung gewinnen. Auch Dreyschock legte nach wie vor alles Hauptgewicht auf den pompösen Eindruck seiner Eingebungen. Einzelne aber hatten ein gutes Recht bei ihrer eignen Art zu bleiben, unter ihnen C. Wehle, Ch. Mayer und J. Schulhoff. Der erstere besitzt ein wirkliches Musiktalent. Seine Kompositionen im höhern Salonfach zeichnen sich durch leichten Entwurf aus, Motive und Ausführung haben nicht immer Wert, aber stets Leben, und was er bloß den Fingern zu Liebe einwirft, hat etwas Legeres und macht den Eindruck prätentionsloser Natürlichkeit. Seine „Legende“ ist namentlich zu empfehlen. Schulhoff hat im Laufe der Zeit die Fähigkeit verloren, seine Gedanken zu konzentriren, aber selbst seine Sonaten haben doch reizende Partien, und seine Salonsachen haben so viele sinnige Gedanken, drollige Stimmungen und Züge von seiner musikalischer Bildung und origineller Empfindung, daß man die Zeit mit ihm nicht vergeudet. Er ist in seinem Gebiete einer von den Poeten, die die Poesie wirklich kommandiren. Auch Charles Mayer — wenn er aus Arpeggien und Scalen lange Stücke reimt — hält sich dabei immer in den Grenzen einer nobeln und wahren Natur. Man soll auf solche Kompositionen nicht allzusehr von oben herabsehen. Sie wecken und fördern den Klangsinn und die Freude am Spiel, also die fundamentalen Eigenschaften des Musiktalents. (Schluß folgt.)

Der jüngſte Tag.

Von Edward Eggleſton.

(Fortſetzung.)

Es war jetzt hohe Zeit für Auguſt, ſeine Wache anzutreten; denn die laut pickende Schiffsuhr über dem Bureau des Clerks zeigte auf drei Minuten nach zwölf, und der Striker eilte auf ſeinen Poſten an der Steuerbordmaſchine, im Herzen die Bitterkeit einer Niederlage und die Schande einer Beleidigung mitnehmend. Er hatte ſeine Stelle geopfert und nebenbei viel gewagt und alles vergeblich. Der dritte Maſchiniſt klagte über ſeine Langſamkeit, weil er ihn nicht drei Minuten eher abgelöſt hatte, und Auguſt ging an ſeine Obliegenheiten mit tiefem Verdruß. Für einen beharrlichen Mann wie Auguſt iſt jede Niederlage demütigend.

Was Norman betrifft, ſo wettete er nach dieſem Vorfalle weiter, um ſeine Unabhängigkeit zu zeigen und darzuthun, daß das Geld ihm gehöre, zugleich aber in der eitlen Hoffnung, wiederzugewinnen, was er verloren hatte. Er verwettete jeden Cent ſeiner Baarſchaft. Dann verlor er ſeine Uhr, und um halb eins ging er in ſeine Schlafkabine, aller ſeiner nicht niet- und nagelfeſten Wertſachen entledigt und große Tropfen ſchwitzend. Und der Mud-Clerk, der noch immer in ſeinem Bureau war, ſagte zu ſich ſelbſt mit behaglichem Schmunzeln, daß ihm das geſund wäre, ganz geſund, es würde dem Burſchen lehren, dem Monte-Spiel fern zu bleiben und die Augen hübſch offen zu halten, wenn er auf Reiſen wäre. Ja ja, es würde ihm gut thun.

Die Idee war gut, und er ging an die Steuerbordmaſchine hinunter und erzählte ſeinem Freunde, dem Striker, das Ergebnis des netten Spielchens, wobei er die Sache in behaglicher Breite behandelte und mit allerlei Späßen berichtete, wie der verwünſchte Dummkopf nicht eher aufgehört, als bis ſie ihm auch ſeine Uhr abgenommen, und dann ein Geſicht gemacht hätte, als wollte er in den Fluß hineinſpringen. Aber es würde ihn von ſeiner Einmiſchung ins Monte kuriren. Ja ja, gewiß.

Dann ging er fort, und Auguſt dachte eben über die Herzloſigkeit ſeines Freundes nach, als der Mud-Clerk zurückkam und wieder mit gedehnten Worten, juſt als ob jedes einzelne derſelben ganz köſtlich ſchmeckte und es ihm leid thäte, ſich von ihm trennen zu müſſen, fortfuhr:

Na, alter Junge, ich habe deine Rechnung mit Parkins ins gleiche gebracht. Denke, man wird ihn in Paducah an einen Laternenpfahl hängen. Ich sah einen Padukesen an Bord und setzte ihm einen Floh ins Ohr. Wir müssen dort für eine oder zwei Stunden anlegen, um hundert Faß Syrup und zweihundert Sack Kaffee und zwei Haufen Gepäck von Reisenden auszuladen. Da wirds für Parkins eine heiße Zeit geben. Er hat dort gethan, als ob er ein Mädel heiraten wollte, und hat sie genarrt. Sie werden ihm eine Lektion geben. Du wirst da nicht auf Wache sein und deinen Spaß haben, wenn du zusiehst. Der Mud-Clerk dachte offenbar, es werde noch spaßhafter sein, Parkins baumeln zu sehen, als es gewesen war, zu sehen, wie er Norman rupfte. August, der Striker, meinte, daß keiner von beiden Auftritten sehr unterhaltend sei. Aber er war krank am Herzen, und niemand konnte billigerweise von ihm erwarten, daß er sich für männliche Vergnügungen stark interessiren werde.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ein garstiger Kunde wird aufgeweckt.

Der gleichmäßige Schlag der Schaufelräder und das unaufhörliche Stampfen der Maschinen ging fort wie gewöhnlich. Das Boot war fast bis an seine Schanzverkleidung vollgeladen und kam nicht sehr rasch vorwärts. Die Räder setzten ihre unablässigen Schläge auf das Wasser fort und die Maschinen ihr rhythmisches Gedröhn, bis August merkte, daß er schläfrig wurde. Verstimmtheit verbunden mit gezwungener Unthätigkeit hat immer eine einschläfernde Wirkung, und ein fortwährender gleichmäßiger Lärm ist dem Einschlafen günstig. Ein- oder zweimal erwachte August zum Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit und kämpfte an gegen die Schwere in seinem Kopfe. Das Ende seiner Wache näherte sich; denn die zweistündige „Hundewache" begann um vier Uhr. Aber es schien ihm, als ob die vierte Stunde nimmermehr kommen wollte.

Gerade in diesem Augenblicke ereignete sich etwas, was ihm die Augen offen halten half. Ein Mann, der sich ein rotes Tuch um die Stirn gebunden hatte, ging hinten durch den Maschinenraum. Obgleich er auf diese Art teilweise verhüllt war, bemerkte August, daß es Parkins war. Er ging durch den Raum, wo sich die Steerage- oder Deckpassagiere befinden und verschwand darauf den Augen Augusts. Er hatte im Sinne gehabt, das Boot bei einem Holzhofe just unterhalb Paducahs zu verlassen, aber aus irgend einem Grunde hatte dasselbe dort nicht angehalten, und jetzt verbarg er sich, wie August erriet, vor den Augen Paducahs. Er hatte das nicht zu zeitig gethan; denn die große Glocke auf dem Oberdeck kündigte durch ihr Geläut schon die Nähe Paducahs an, und die sommerliche Dämmerung zeigte sich matt durch den Nebel, der auf der Stromfläche lag.

Plötzlich erklang die Lärmglocke im Maschinenraume, und Wehle trat an seine Maschine. Dann läutete die Glocke das Zeichen zum Anhalten der Steuerbordmaschine, und August entsprach demselben. Der Lootse eines westlichen Dampfbootes hängt beim Steuern zur Bewerkstelligung einer Landung sehr von seinen Maschinen ab, und man ließ die Backbordmaschine eine Weile länger arbeiten, um das tiefbeladene Boot nach der Landestelle an dem primitiven Werftboote jener Tage herumschwenken zu lassen. Es liegt etwas schönes in

dem Vertrauen und der Treue, mit welchen der Maschinist der Glocke des Lootsen gehorcht, obwohl er nicht weiß, was vor ihm ist. Er fragt nicht, was die Folge des Befehls sein wird, sondern thut nur genau, was ihm geheißen wird, wenn man ihn etwas thun heißt. August hatte seine Maschine angehalten und versuchte, sich Parkins und die Ereignisse dieser Nacht aus dem Sinne zu schlagen, um bereit zu sein, dem nächsten Signal für seine Maschine zu gehorchen. Aber die Glocke befahl zunächst, die andre Maschine anzuhalten, bei welcher der zweite Maschinist stand, und August war infolge dessen frei von der Verantwortlichkeit dafür, daß er den Klang der Glocke kaum bemerkt hatte, bis sie zum zweitenmale und zwar lauter erschallte. Dann bemerkte er, daß die Backbordmaschine noch immer arbeitete. War Munson tot oder eingeschlafen? Offenbar war es Augusts Pflicht, bei seiner Maschine zu bleiben. Aber dann schrak er zusammen vor dem Gedanken, welch ein Verlust an Leben und Gütern entstehen würde, wenn der zweite Maschinist seine Maschine anzuhalten unterließe. Während er noch zögerte, und alle diese Betrachtungen ihm durch den Sinn fuhren, erklang die Lootsenglocke abermals lange und laut, und jetzt rannte August, mehr einem unbewußten Antriebe als einer Überzeugung folgend, hinüber nach der andern Maschine, hielt sie an und richtete sie dann, indem er sich überlegte, daß sie das Boot so lange gegen den erteilten Befehl vorwärts getrieben, ohne auf Anweisung zu warten, so, daß sie den Rückgang des Fahrzeuges veranlaßte. Dann ergriff er Munson, weckte ihn auf und eilte darnach auf seinen Posten zurück. Aber die Backbordmaschine hatte noch keine drei Umdrehungen nach rückwärts gemacht, als das Boot, durch die vorhergegangene Nachlässigkeit hoffnungslos aus seinem Kurse getrieben, an das alte Werftboot anprallte und es zum Sinken brachte. Ohne die Geistesgegenwart und das rasche Handeln Wehles würde das Dampfboot selbst schwer gelitten haben. Der Steuermann und bald nachher der Kapitän kamen hastig in den Maschinenraum gestürzt. Munson wurde stracks entlassen, dem Striker aber wurde der Gehalt eines Maschinisten versprochen.

August ging in diesem Augenblicke von seiner Wache, und der Mud-Clerk sagte zu ihm in seiner charakteristischen gleichgiltigen Weise: Na solch ein Glück, weiß Gott! Dachte, du würdest weggeschickt werden, weil du deine Nase in Parkins' Karte gesteckt hattest, und nun wirst du gar befördert.

Der Unfall verursachte viel Aufenthalt für das Boot, da es sehr unbequem war, ohne Vermittelung durch das Werftboot an diesem Tage und bei diesem Wasserstand Fracht abzuliefern. Man brauchte eine volle Stunde, um eine Landestelle zu finden und das Doppelgerüst und die temporäre Plankenbekleidung zu errichten, die man bedurfte, um den Syrup, den Kaffee und das Mobiliar und Gepäck von Mitreisenden ans Ufer zu schaffen. Ein Wink, daß Parkins auf dem Flusse sei, hatte Padneah bereits erreicht, und der Sheriff mit zwei Abgeordneten sowie ein kleiner Kreis andrer Leute waren an der Landestelle, um sich nach ihm umzusehen. Eine Durchsuchung des Bootes führte nicht zu seiner Auffindung, und die Menge würde die Landestelle verlassen haben, wenn der Mud-Clerk, als er wegen der Frachtbriefe über den Platz am Ufer ging, nicht gelegentlich den einen und den andern schlauen Wink hätte fallen lassen. Diese Winke, welche in nicht auffälliger Weise gegeben wurden, ließen die Menge weiter der Dinge harren, die da kommen würden, und als die so vom Stapel gelassenen Gerüchte sich weiter ausbreiteten, war der Platz zwischen Stadt und Fluß bald von einer aufgeregten und zornschnaubenden Menschenmasse angefüllt.

Digitized by Google

Wenn es sich um die Frage gehandelt hätte, ob ein Verbrecher der Gerechtigkeit überliefert werden solle, würde August nicht gezaudert haben, dem Sheriff zu sagen, wo er nachzusehen habe. Aber er wußte sehr wohl, daß der Sheriff den Mann nicht lebendig durch den zusammengeströmten Volkshaufen bringen würde, und selbst solch einen Schuft der summarischen Rache des Pöbels zu überliefern, war etwas, wozu er nicht den Mut in sich fand.

In der That, der Sheriff und seine Unterbeamten suchten gerade nicht sehr eifrig nach ihrem Manne. Unter den obwaltenden Umständen war es nicht wahrscheinlich, daß er sich ohne einen Kampf ergeben würde, in welchem jemand getötet werden konnte, und außerdem mußte eine Schlacht mit dem Pöbelhaufen folgen. Es war, was sie einen halsbrecherischen Handel nannten, und so waren sie nicht abgeneigt, des Kapitäns Versicherung als wahr hinzunehmen, daß der Gauner bereits ans Ufer gegangen sei.

Während August nicht willens war, den gehetzten Schurken einem grausamen Tode zu überliefern, begann er sich die Frage vorzulegen, warum er dessen Schrecken nicht im Interesse der Gerechtigkeit benutzen könnte. Denn er hatte eben in diesem Augenblicke das bekümmerte und verstörte Gesicht Normans gesehen, das in dem Morgennebel gräßlich aussah.

Endlich schritt August, voll von diesem Gedanken und von seiner Gewohnheit bewogen, auf alle Gefahr hin zu vollenden, was er begonnen, durch den jetzt stillen Maschinenraum nach dem Quartiere der Deckpassagiere. Es war etwa noch eine halbe Stunde vor sechs Uhr, wo die Hundewache vorüber war und er wieder an seine Arbeit gehen mußte. In einer der obersten von den schmutzigen Verschlägen, im dunkelsten Winkel, in der Nähe des Rades entdeckte er etwas, was ihm sein Mann zu sein schien. Die Deckpassagiere ringsum lagen noch im Schlafe. August blieb einen Augenblick stehen, indem ihn das Gefühl der Gefährlichkeit seines Unternehmens an die Stelle fesselte. Dann las er ein Stück Reißholz auf und berührte damit den Gauner, der nicht sehr fest eingeschlafen sein konnte, da er so lag, daß er die Flüche des Pöbels am Ufer hören konnte. Zuerst regte sich Parkins nicht, aber August gab ihm mit seiner Stange einen kräftigeren Stoß. Da blickte jener zwischen der Decke und dem über seine Stirn gewundenen Tuche heraus.

Ich bitte mir das Geld aus, das Sie vorige Nacht von jenem jungen Manne gewonnen haben. Rasch, wenns beliebt!

Parkins sah, daß es nutzlos war, seine Identität zu leugnen. Wollen Sie über den Haufen geschossen sein? fragte er grimmig.

Ebensowenig, wie Sie gehenkt sein wollen, erwiederte August. Das eine würde binnen fünf Minuten auf das andre folgen. Geben Sie das Geld zurück, und ich werde weggehen.

Der Gauner zitterte einen Augenblick. Er war gestellt, in die Enge getrieben. Er zog eine Rolle Banknoten heraus und händigte sie August ein. Es waren nur fünfhundert Dollars. Er sagte, die andern vierhundertundfünfzig hätte Smith an sich genommen. Aber August mit seinen festen deutschen Nerven blieb unerschütterlich bei seiner Forderung stehen. Er sagte: Wenn die andern vierhundertundfünfzig nicht auch herausgezahlt werden, so rufe ich den Sheriff herein oder die Menge. Parkins wußte, daß jede Minute, die August dort stand, seine Gefahr vergrößerte, und die menschliche Natur ist heutzutage doch noch recht sehr so wie in den Zeiten Hiobs. Der Teufel verstand die Sache sehr gut, als er sagte, alles, was der Mensch habe, werde er geben, um sich

das Leben zu retten. Parkins bezahlte die vierhundertundfünfzig Dollars in Goldstücken. Er würde zweimal soviel bezahlt haben, wenn August es verlangt hätte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

August und Norman.

In einer Geschichte, wie ich sie hier im Sinne hatte, kommt es mehr auf Charakterentwicklung als auf die Ausgestaltung des Planes an, und hierin liegt die wahre Bedeutung dieses Zusammenstoßes zwischen Wehle mit den Spielgaunern, ja dieses ganzen Lebens auf dem Dampfboote. Es ist nicht genug, wenn ein Mensch in einer Dorfgemeinde gut ist; die scharfen Kämpfe und strengen Prüfungen eines aufgeregteren Lebens sind notwendig, um dem Charakter Festigkeit und Milde zu geben. August Wehle war an diesem Morgen in Paducah, wo er die neunhundertundfünfzig Dollars in der Tasche hatte, kaum noch derselbe Mensch, der er am Abend zuvor gewesen war, als er den brennenden Groll gegen den Mann empfand, der seinen Vater gemißhandelt hatte. Wenn man auf ein hohes Ziel hinarbeitet, wird man unbewußt auf das Niveau dieses Zieles erhoben. Menschen werden bisweilen zu Christen, indem plötzlich Forderungen an ihre höhere sittliche Natur gestellt werden — Forderungen, welche sie zwingen, zwischen einem höhern Leben, als ihr bisheriges ist, und einer sittlichen Erniedrigung zu wählen. Das hatte August erfahren. Er war durch die Gelegenheit und Notwendigkeit heldenmütigen Handelns empor und zu Gott hingezogen worden. Ich hege keinen Zweifel, daß der barmherzige Samariter von seiner Herzensgüte mehr Gewinn hatte, als der unter die Räuber geratene Jude.

Bevor er Gelegenheit hatte, das Geld seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückzuerstatten, waren die beiden Stunden der Hundewache verflossen, und er war genötigt, sehr zu seinem Verdruß wieder eine Wache zu übernehmen. Er war jetzt fast vierundzwanzig Stunden ohne Schlaf gewesen, und nach einer so aufgeregten Nacht war es ebenso unangenehm als gefährlich, dieses Geld, das ihm nicht gehörte, sechs Stunden länger bei sich behalten zu müssen, da er jede Minute erwarten konnte, durch ein Manöver der Gauner und ihrer Verbündeten, die seiner Wiedererlangung des Geldes eine falsche Deutung geben konnten, in Schwierigkeiten verwickelt zu werden. Der Morgen schien so langsam zu vergehen. Alle Möglichkeiten, daß Parkins ihn angriff, daß der junge Anderson sich selbst ums Leben brachte, und daß man seine Beweggründe irrig auslegte, seiner selbstlosen Handlung den Schein einer Beraubung gab, gingen als Schreckgespenster durch seine reizbare Phantasie. Endlich, während die Maschinen ihr Gestänge eintönig vorwärts und rückwärts schoben und der „palastartige Dampfer" Jatan langsam seinen Weg stromaufwärts ging, wurde August wegen seines Geldes so ängstlich zu Mute, daß er sich entschloß, sich um einen Teil desselben zu erleichtern. So schickte er einen vorübergehenden Deckarbeiter an den Mud-Clerk und ließ ihn zu sich bitten.

Ich möchte, daß Sie mir dieses Geld aufbewahrten, bis meine Wache vorüber ist, sagte August. Ich stellte Parkins diesen Morgen, als wir in Paducah waren' und ließ mirs herausgeben.

Herausgeben? erwiederte der Mud-Clerk, indem er sich weigerte, das Geld zu nehmen. Da hast du ja dein Leben riskirt, denn jener Narr hat dich einen Dieb genannt. Du bist ein Dummkopf, August, und nichts als dein höllisches Glück kann dich davor bewahren, eines schönen Morgens in der Frühe ausgeräuchert zu werden. Nicht um die Welt werde ich das Geld an mich nehmen. Ich habe keine Lust, Blei in den Leib zu kriegen, und ich muß alle meine Tage unter diesen Kerlen verleben. Ich bewahre das Zeug für keinen Menschen auf. Der Alte würde mich in Louisville ausschiffen; denn ich habe niemals eine Maschine für einen andern angehalten und sie in aller Geschwindigkeit rückwärts arbeiten lassen wie du. Wenn ich gewußt hätte, wo Parkins sich verkrochen hatte, so würde ich draußen unter der Menge ein leises Wörtchen haben fallen lassen, aber ich hätte dem grünen Jüngelchen nicht die Kastanien aus dem Feuer geholt, und ich mag die heißen Dinger nicht für dich in der Hand halten.

So mußte denn August in seiner nervösen Aufregung, welche durch diese Rede nicht gemildert wurde, sich zufrieden geben und das Geld bis zum Mittag behalten. Und nach allen den übeln Vorgefühlen, die er gehabt hatte, kam endlich der Mittag heran. Vorgefühle kommen gewöhnlich von den Nerven und bedeuten nichts, aber niemand hält ein Register über Vorgefühle und Weissagungen, die sich nicht verwirklichen. Als der erste Maschinist und ein neuer Mann am Mittag die Arbeit an den Maschinen übernahmen, riet der erstere August, sich gleich schlafen zu legen, aber es gab keinen Schlaf für ihn, bis er Norman gefunden hatte, der am ganzen Leibe zitterte, als er seiner ansichtig wurde.

Wo ist Ihre Schlafkabine? fragte August barsch; denn er konnte es nicht über sich gewinnen, zu dem armen Sünder, obgleich er im Elend saß, freundlich zu sprechen.

Norman wurde bleich. Er hatte den ganzen Morgen an Selbstmord gedacht, aber er war ein Feigling, und jetzt war er augenscheinlich überzeugt, August werde ihn umbringen. Er wagte aber nicht, der in der Frage des letztern enthaltenen Aufforderung ungehorsam zu sein, sondern ging voran nach seinem Gemache, wobei er mehrmals stehen blieb und den Versuch machte, um Verzeihung zu bitten, es aber niemals weiterbrachte als zu den Worten: Ich — ich —

Einmal in die Schlafkabine gelangt, setzte er sich auf die Lagerstätte und sagte, nach Luft schnappend: Ich — ich —

Hier ist Ihr Geld, sagte August, indem er es ihm einhändigte. Ich ließ mir es von dem Spielgauner herausgeben.

Ich — ich — stotterte der erstaunte und verstörte Norman.

Sie brauchen kein Wort zu sagen. Sie sind ein feiger Hallunke, und wenn Sie auch nur das geringste verlauten lassen, so schlage ich Sie zu Boden wegen der schändlichen Behandlung meines Vaters, die Sie angestiftet und geleitet haben. Nur deshalb, weil — na, ich wollte Sie nicht gerupft sehen.

Norman war zum erstenmale in seinem Leben wirklich beschämt und hing den Kopf. Es ging August ein wenig zu Herzen, aber die Erinnerung an den Angriff der Pöbelrotte auf seinen Vater ließ ihn wieder hart werden, und so wurde seine großmütige Handlung in ungraziöser Weise vollbracht.

Dreißigstes Kapitel.

Gescheitert.

Nicht das Boot. Das Dampfboot fuhr ganz wohlbehalten nach Louisville und ankerte vor dem Landungsplatze, um seinen Syrup und Zucker auszuladen und eine neue Ladung von gepreßtem Heu, Mais und Mehl einzunehmen; dann ging es den Strom hinab und machte, ich weiß nicht, wie viele weitere Reisen, bis endlich, ich weiß nicht, wie oder wann sein Dasein endete. Was wird aus alten Dampfbooten? Der Jatan fuhr noch Jahre lang von dem Tage an, wo er an jenem Sommermorgen vor Louisville anlegte, und dann flog er entweder in die Luft oder verbrannte, vielleicht fuhr ihm ein grausamer versunkener Baumast quer durch den Leib, vielleicht wurde er durch Eisschollen versenkt, vielleicht auch beraubte man ihn seiner Maschinen und ließ ihn fortan Dienst als Segelbarke thun, oder, was wahrscheinlicher ist, er nutzte sich ab wie die einspännige Droschke und fiel schließlich auf einmal zusammen.

Es war auch nicht der Gauner, welcher diesen Morgen scheiterte. Er hatte noch andre nette Spielchen mit drei Karten oder mehr oder auch gar keinen zu spielen.

Desgleichen lief auch der Mud-Clerk nicht auf und zerschellte, die gute Seele, die sich niemals kompromittirte, niemals auf die Seite trat, wo es ihr an den Kragen gehen konnte, und niemals sich über etwas ereiferte und grämte; der liebe, behaglich sein Garn ausspinnende optimistische Philosoph, der sehen konnte, wie andrer Leute Mißgeschick das beste für sie war, und der immer auf seiner Hut war, daß ihm selbst nichts der Art begegnete. Auch der wars nicht, der scheiterte.

Endlich war es auch nicht Norman Anderson, der auf den Grund lief und strandete. Er ging in den Laden seines Prinzipals mit dem stolzen und männlichen Bewußtsein hinein, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben, er lieferte jeden Cent des Geldes, das in seine Hände gelangt war, getreulich ab und empfing wie alle getreuen Haushalter das herzliche Lob seines Herrn.

Wohl aber sah sich August Wehle, der Striker, gerade als er zum Maschinisten aufrücken sollte, als er dachte, jetzt glatte Fahrt vor sich zu haben, plötzlich und in empörender Weise fest auf dem Boden aufsitzen, und nirgends war eine Raae oder ein Gangspill zu entdecken, mit dem er sich hätte davonhelfen können, nirgends neben ihm ein freundliches Fahrzeug, das ihm ein Schlepptau zugeworfen und ihn in Sicherheit bugsirt hätte.

Es scheint, als ob der Kapitän, als er ihm Beförderung versprochen, nicht gewußt habe, daß August sich in das Treiben der Spielgauner gemischt hatte. Aber als Parkins seine Klage vorbrachte, rührte es den Kapitän. Allgemein herrschte unter den Bediensteten des Bootes der Glaube, daß ein gewisser Prozentsatz des Gewinnes der Spielgauner zu den Emolumenten des „Alten“ gehöre, und er war nicht der einzige Dampferkapitän, welcher von den netten Spielchen in der Kajüte Nutzen zog, vor denen er beide Augen schloß. Und diese den Gaunern wieder abgeknöpften neunhundertfünfzig Dollars waren für den tugendhaften und hochachtbaren Kapitän ein baarer Verlust von — na, gleich viel, wie viel, sein Anteil würde wenigstens groß genug gewesen sein, um die Miete für den Kirchenstuhl seiner Frau in der Kirche des heiligen Johannes zu bezahlen und noch etwas für wohlthätige Zwecke übrig zu behalten. Denn der Kapitän

stand nicht an, solchen Wohlthätigkeitsanstalten, die bereit waren, ihre Dankbarkeit dadurch zu bezeigen, daß sie seinen Namen als den des Direktors oder den Namen seiner Frau als den der Frau Direktorin an der Spitze ihrer Mitgliederliste veröffentlichten, gelegentlich selbstlos eine Gabe von fünfundzwanzig Dollars zufließen zu lassen. In diesem Falle wußte seine rechte Hand niemals, was die linke that, z. B. niemals, wie sie das Geld verdiente.

So geschah es denn, daß man, als August sich seinen Gehalt auszahlen ließ, ihm bemerkte, daß er entlassen sei. Ein Grund wurde ihm nicht angegeben. Er versuchte den Kapitän zu sprechen. Aber der Kapitän war im Schooße seiner Familie, küßte seine wohlgekleideten kleinen Jungen und erfreute sich der Achtung, deren sich nur exemplarische und vorsorgliche Väter erfreuen, und legte sich drinnen in seinem Herzen niemals die Frage vor, ob diese Knaben einmal ein Opfer von Gaunern oder selbst Gauner werden könnten. Der Kapitän konnte August, den Striker, nicht bei sich empfangen; denn er war in seinem Heim und durfte sich hier nicht von seinen Untergebenen stören lassen. Überdies war es Sonntag, und da durfte man nicht bei ihm eindringen; denn der Herr Oberpfarrer der Johanniskirche speiste auf Einladung seiner Frau bei ihm, und da gebührte es sich für ihn fürsichtiglich zu wandeln, nicht mit Augendienst als einer, so den Menschen gefallen will, sondern als ein Diener des Herrn.

Infolge dessen weigerte er sich, den geängstigten Striker bei sich zu sehen und drehte sich um, um den Oberpfarrer zu seiner bewundernswürdigen Predigt über die Sünde Judas Ischarioths zu beglückwünschen, der seinen Herrn um dreißig Silberlinge verkauft hatte.

Für August Wehle gab es nichts weiter zu thun. Der Fluß war in raschem Fallen, die großen Dampfboote oberhalb der Stromschnellen des Ohio „gingen," wie die Dampfbootleute sich ausdrücken, „schlafen" in den Mündungen der Nebenflüsse und andern passenden Häfen, eine Menge von Maschinisten war beschäftigungslos, und es gab keine offnen Stellen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Cynthy Ann bringt ein Opfer.

Jonas war sein ganzes Leben hindurch, wie er es in seiner stark gemischten Rhetorik ausdrückte, ein umherirrender Sandhügelkranich gewesen, der viele krummen Pfade ging und wie die Karten im French Monte plötzlich an ganz unerwarteten Orten zum Vorscheine kam. Er war in jedem wunderlichen Neste gewesen von Halifax bis nach Texas hinab und war dann in seine Heimat zurückgekehrt. Da er von Natur vorsichtig und besonders voll Mißtrauen gegen das weibliche Geschlecht war, ist es nicht zu verwundern, daß er sich nicht verheiratet hatte. Erst als er neben Cynthy Ann an demselben Werftboot anlegte, glaubte er jemand gefunden zu haben, auf den er sich bei einem Nebel oder einem Orkane verlassen konnte. Dies sagte er Cynthy Ann als einen Grund, weshalb sie seinen Heiratsantrag annehmen sollte.

Jonas, erwiederte Cynthy Ann, nur keine Schmeicheleien! Mein Herz ist furchtbar schwach und den Eitelkeiten dieser Welt zugekehrt. Wenn du von mir armen, unwürdigen Person solche Sachen sagst, so muß ich mich verabscheuen und in Sack und Asche trauern.

Na, wenn ich sie denke, warum sollte ich sie da nicht sagen? Ich kenne kein Gesetz, welches verböte, die Wahrheit zu sagen, wenn man an eine Stelle kommt, wo man durchaus nicht umhin kann. Ich nenne dich keinen Engel; denn du bist keiner, du hast keine Flügel oder Federn. Ich sage auch nicht, daß du so hübsch seist, daß man davon auf den Rücken fallen möchte. Ich behaupte nicht, daß du ein junges Küchlein von diesem Frühjahr her seist. Ich lüge nicht und schmeichle nicht. Ich gehe nicht blind drauf los wie verliebte junge Leute. Aber ich sage dir mit offnen Augen und bei vollem Verstande und mit feierlichem Gefühl wie jemand, der sein Testament macht, daß von der Bucht von Fundy bis zum Rio Grande kein solches Frauenzimmer zu finden ist wie Cynthy Ann. Ich habe herumgesucht auf dieser bürdebeladenen Erde, wie es im Gesangbuchsliede heißt, und siehe da, es gab nur eine einzige. Wenn diese einzige und alleinige mich glücklich machen will, so will ich meine müden Schwingen zusammenfalten und mich in einer ländlichen Blockhütte zur Ruhe setzen und Maiskorn und Kartoffeln bauen, bis der Tod uns scheidet.

Cynthy zitterte. Cynthy war eine Heilige, eine Märtyrerin religiösen Gefühls, eine mittelalterliche Nonne in ihrer asketischen Verschmähung der Freuden des Lebens. Aber Cynthy Ann war auch ein Weib, und zwar ein Weib, dessen Frühlingszeit vorüber war. Wenn die Liebe so spät aufknospt, wenn die Gelegenheit zu blühen für die Natur des Weibes erst in gereiften Jahren und unverhofft sich einstellt wie in Cynthys Fall, so ist es nicht leicht, der Versuchung zu widerstehen. Cynthy zitterte, gab aber doch ihre christliche Beständigkeit nicht ganz auf.

Jonas, sagte sie, ich weiß nicht, ob ich darf oder nicht. Ich leugne nicht — na ich denke, ich werde am besten thun, den Bruder Goshorn zu fragen; denn was nützte es, wenn ich dich gewänne oder irgendwelche Freude der Welt und Schaden nähme an meiner Seele, indem ich dich in meinem Herzen zum Abgotte machte? Ich weiß nicht, ob ein Newlight ein Ungläubiger ist oder nicht und ob ich ungleich verheiratet sein würde oder nicht. Ich muß die fragen, welche das besser verstehen als ich.

Na, wenn ich ein Ungläubiger bin, so giebt es niemand, der mich so geschwind eines bessern belehren könnte als du. Ich habe niemals viel an das Weibervolk geglaubt, bis ich an dich glaubte.

Aber das ist eben die Sünde dabei, Jonas. Ich würde an dich glauben, und du würdest an mich glauben, und wir würden unser Vertrauen auf ein Geschöpf statt auf den Schöpfer setzen, und der Schöpfer ist gewaltig eifersüchtig auf unsre Abgötter, und er würde uns von hinnen nehmen wegen Abgötterei.

Nein; denn ich würde dich nicht anbeten, obschon ich lieber dich als irgend jemand anders anbeten würde, wenn ich mich einmal aufs Anbetungsgeschäft verlegen thäte. Aber du siehst, Herzchen, daß ich das nicht thue. Ich würde dir keine Lämmer oder Schafe opfern, nicht zu dir beten und dir nicht die Pantoffeln küssen, wie es manche Leute mit dem Papste machen. Und ich weiß, du würdest dir keinen Abgott aus mir machen wie die alten griechischen Götter, von denen Andrew Bilder hat. Ich bin bei weitem nicht hübsch genug zu einem Jupiter oder einem Pollo. Und ich sage dir, Cynthy, 's ist keine Sünde, jemanden zu lieben. Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes.

Aber Cynthy Ann bestand darauf, daß sie den Bruder Goshorn, den emeritirten Klassenführer der Methodisten in Croß Roads, um Rat fragen müsse.

Bruder Goshorn war ein guter Mann, aber Jonas hegte eine große Verachtung vor ihm. Er war ein Mückenseiher, obwohl ich nicht glaube, daß er Kameele verschluckte. Bei Liebesmahlen stand er stets an der Thür und wies jede Frau mit Goldschmuck oder Edelsteinen, jedes Mädchen, welches eine künstliche Blume auf ihrem Hute hatte, jede, welche Locken trug, und jeden Mann, dessen Haare über die nach seiner Meinung von den Regulativen der heiligen Schrift vorgeschriebene Länge hinausgingen, von der Teilnahme zurück. Desgleichen jedes Frauenzimmer, welches einen Schleier trug. Zur Stütze dieses letzterwähnten Verbotes zitirte er Jesaia 3, 23: Zu der Zeit wird der Herr den Schmuck ... wegnehmen, die Hefte, die Spangen, die Kettlein ... die Schnürlein, die Bisamäpfel, die Ohrringe, die Ringe, die Haarbänder, die Feierkleider, die Mäntel, die Schleier.

Ihm stellte Cynthy Ann mit vielem Zittern und Zagen die Sache vor. Alle ihre Hoffnungen in Betreff dieser Welt hingen hieran. Aber diese Rücksicht berührte den Bruder Goshorn nicht sehr. Hoffnungen und Freuden galten ihm nichts, wo sichs um die Strenge der Zucht handelte. Die Regeln der methodistischen Kirchenzucht hatten für einen Geist seines Schlags mehr zu bedeuten als die zehn Gebote oder die sieben Seligkeiten der Bergpredigt. Er schüttelte seinen Kopf. Er wüßte es nicht, sagte er. Er müsse sich mit dem Bruder Hall beraten. Nun aber war der Bruder Hall ein Wanderprediger, der erst sein zweites Jahr reiste, sehr jung und sehr unreif. Zehn Jahre der scharfen Abschleifung des Lebens eines methodistischen Reiseapostels würden seine Abwendung von den Dingen dieser Welt beseitigt und seinen Sinn für das Praktische besser entwickelt haben, als sie irgend eine andre Schule dieser Welt zu entwickeln imstande gewesen wäre. Aber bis jetzt hatte Bruder Hall sich noch nichts von seiner frommen Strenge abgeschliffen, noch nichts von seinem Glauben verloren, daß das All nach hohen allgemeinen Grundsätzen ohne Ausnahme regiert werden müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Unter den Kannibalen auf Borneo. Eine Reise auf dieser Insel und auf Sumatra. Von Karl Bock. Mit 30 Tafeln in Farbendruck, 7 Holzschnitten und 1 Karte. Jena, Costenoble, 1882.

Unwillkürlich tauchen Reminiscenzen auf an „Kunibert von Eulenhorst“ und an die Kapitelüberschriften der Schundromane unsrer Zeit, wenn der Verfasser eines jüngst erschienenen Reisewerkes dasselbe mit dem Titel „Unter den Kannibalen auf Borneo“ geschmückt hat. Wozu dieser Titel? Der Verfasser hat auf seinen Reisen in Borneo zwar die Daiaken, denen das Kopfabschlagen eine Lieblingsbeschäftigung sein soll, besucht, vom Stamme der Menschenfresser aber hat er nur wenige Individuen in wohlgeschützter Stellung beobachten können. Und das nennt sich dann „unter den Kannibalen“? Die Geschmacklosigkeit ist zu bedauern,

da das frisch geschriebene Werk, soweit es nach der vorliegenden Übersetzung beurteilt werden kann, einer solchen Reklame nicht bedurft hätte.

Der Reisende geht, gewiß zum Vorteil seines Buches, über seine Abreise wie Heimreise, die beide lediglich schon oft geschildertes hätten wiederholen können, kurz hinweg. Nach seinem Eintreffen auf den ostindischen Inseln war er zunächst mit zoologischen Sammlungen in Sumatra beschäftigt, und über diese seine Thätigkeit berichtet er in dem kürzern zweiten Teile seines Werkes.

Für weitere Kreise interessanter wird der Inhalt des ersten, die Reisen in Borneo betreffenden Teiles sein, da er die Beschreibung eines in Deutschland weniger bekannten Teiles von Borneo giebt, obgleich auch hier Ethnographie und Zoologie dem dem Reisenden erteilten Auftrage entsprechend vorwiegend Berücksichtigung finden. Zunächst schildert der Verfasser seine Fahrt von Java nach Borneo, ferner einen Besuch bei dem Rajah von Ghoa und eine Fahrt in der See von Celebes. Als besonders anziehend ist hervorzuheben die Schilderung des Sultanats von Kutei an der Ostküste von Borneo und des dazu gehörigen Gebietes, vorzüglich des Lebens und Treibens am Hauptstrome, dem Mahakkam; denn auf die Erforschung dieses Flusses und seiner Nebenflüsse, der anliegenden Seen und ihrer nächsten Umgebung sah sich der Reisende bei der Undurchdringlichkeit der Wälder zumeist beschränkt. Sultan Mohamad Soleman Chaliphat ul Muminin von Kutei, von unserm Reisenden seines Diamantenreichtums wegen der Diamantenfürst genannt, ist ein Herrscher von dem Durchschnitt aller orientalischen; aus verschiedenen, oft keineswegs fürstlichen Gewerben sucht er möglichst viel herauszupressen und kann ungeachtet seiner reichen Einkünfte doch nicht zu einem geordneten Staatshaushalt gelangen. Ein ergötzliches Beispiel, wie an den Höfen derartiger Herrscher verfeinerte europäische Sitten mit rohen orientalischen Gebräuchen sich vermischen, giebt die Schilderung eines Geburtstagsfestes seiner Majestät.

Allgemeine Witterungskunde nach dem gegenwärtigen Standpunkte der meteorologischen Wissenschaft. Für das Verständnis weiterer Kreise bearbeitet von Dr. Hermann J. Klein. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich. Leipzig, G. Freytag, 1882.

Vom Wetter ist jedermann so sehr abhängig, daß er an der Witterungskunde ein natürliches Interesse hat und sich für seinen Privatgebrauch wohl nach eignem Gutdünken hie und da zutreffende Wetterregeln macht. Es war deshalb von der Verlagsbuchhandlung, welche eine kleine populärwissenschaftliche Bibliothek unter dem Namen „Das Wissen der Gegenwart, Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete" zusammenstellt, sehr verständig, die Witterungskunde gleich als Nummer zwei einzufügen. Das Büchlein ist vortrefflich ausgefallen. Die Darstellung der meteorologischen Lehren ist klar und gewandt, und vorsichtig, wo es sich um Schwankendes, Ungewisses, noch nicht hinreichend Erforschtes handelt, woran eine so junge Wissenschaft wie die Witterungskunde begreiflicherweise keinen Mangel leidet. Die Abbildungen sind zweckmäßig und deutlich, die Tabellen übersichtlich und praktisch. Der Preis (1 Mark) ist außerordentlich niedrig und auf Massenabsatz berechnet, den wir dem Buche aus voller Überzeugung wünschen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig

Ägypten und die Allianzgerüchte.

Vor der Schlacht bei Tel El Kebir ging in Damaskus das Gerücht um, Arabi habe den Herzog von Connaught gefangen genommen, und die Königin Viktoria sei dadurch genötigt worden, mit dem Ägypter auf folgende Bedingungen hin Frieden zu schließen: England zahlt alle Kriegskosten, durch die Staatsschuld Ägyptens wird, soweit die Gläubiger Franken sind, ein Strich gemacht, die britischen Truppen verlassen Ägypten ohne Verzug, vorher aber werden General Wolseley und Admiral Seymour hingerichtet, endlich giebt die Königin dem siegreichen Arabi ihre Tochter Beatrice zur Frau.

Die Sache hat bekanntlich eine wesentlich andre Wendung genommen. Nun aber schwebten und schweben auf der Gegenseite allerlei Mißverständnisse und Erfindungen in der Luft, die zwar nicht so naiv wie jenes, aber immerhin noch ziemlich komisch sind, zumal da einige davon an recht hoher Stelle geglaubt wurden. So redete z. B. Herr Gladstone in einer Weise, daß man annehmen mußte, das ägyptische Volk sei voll von unterdrückter Zuneigung zu seinem Chedive und dessen englischen Gönnern und warte nur auf die Beseitigung Arabis, um in die tiefste Friedensstimmung zurückzuversinken, sodaß es keiner Bewachung mehr bedürfte. Hat der englische Premier das wirklich zu wissen gemeint, so wird er jetzt enttäuscht sein. Niemand wird heute daran zweifeln, daß ein Sieg Arabis ganz Ägypten in Aufstand versetzt und im gesammten muhammedanischen Oriente gefährliche Zuckungen hervorgerufen haben würde, und jeder Billigdenkende und Vorsichtige muß zugeben, daß die Engländer noch für geraume Zeit gezwungen sein werden, eine starke Militärmacht in Kairo, Alexandrien und den Orten am Suezkanal zurückzulassen, wenn die Wiederherstellung der Ordnung von Dauer sein und ihr Schützling Tewfik nicht abermals verjagt werden soll. Demzufolge wird denn auch etwa die Hälfte von Wolseleys Heer im Nilthale bis

auf weiteres zurückbleiben, drittehalb Regimenter Infanterie in Alexandrien, neun in Kairo und am Süßwasserkanal, dazu die erforderliche Artillerie und Kavallerie, und das wird so lange währen, bis eine starke ägyptische Polizei und Gendarmerie geschaffen sind und daneben die ägyptische Armee zu einem mäßigen Teile reorganisirt ist. Das Menschenmaterial für die letztere soll unter der muhammedanischen Bevölkerung Indiens geworben und unter englische Offiziere gestellt werden, die jedoch in die Dienste des Chedive treten werden, wobei sichs nur fragt, ob England so viele brauchbare Militärs abzugeben imstande ist. Den entlassenen ägyptischen Soldaten sollen Staatsländereien angewiesen werden, den Negern unter ihnen im Sudan, und man wird darauf bedacht sein, nicht viele an einem und demselben Orte anzusiedeln. Keine europäische Macht wird hiergegen mit Fug etwas einwenden können. Nur so läßt sich den jetzt nach Ägypten wieder zurückkehrenden Franzosen, Italienern, Griechen und Deutschen vor neuen Ausbrüchen des arabischen Christenhasses Sicherheit schaffen.

Darüber, wie die englische Regierung sich die Neugestaltung der Verhältnisse Ägyptens sonst vorstellt, ist offiziell noch nichts bekannt gemacht worden. Doch weiß man, daß die Ansprüche und Ziele Gladstones maßvoller Art sind, und daß darüber mit den einzelnen festländischen Kabinetten verhandelt wird. Das eine und das andre davon ist wohl mit Sicherheit zu erraten. Ägypten kann in vielen Beziehungen nicht wieder werden, was es vor dem Kriege war, und man wird sich darauf gefaßt machen müssen, erhebliche Veränderungen eintreten zu sehen. Namentlich in Frankreich wird man genötigt sein, zwei große Thatsachen geistig zu verdauen. Als die Wasserstraße Englands nach Indien gefährdet war, beeilte sich die friedfertigste Regierung, die jenes seit langen Jahren gehabt hatte, mit einem Eifer, der Freund und Feind in Erstaunen versetzte, die Waffen zur Wahrung ihres Interesses zu ergreifen. Die Nötigung dazu hatte zweitens sehr beträchtliche Ausgaben zur Folge, und England muß Bürgschaften erhalten, daß sie nicht bald wieder eintritt. Damit Europa die Abänderungen des status quo ante bellum, die hiernach erforderlich sind, gutheiße, bedarf es keines Kongresses, auch keiner Konferenz, es läßt sich dafür eine Formel finden, die in einem Protokoll ausgedrückt werden kann. Nach vorgängiger Verständigung mit den in Europa einflußreichsten Mächten wird England mit der Pforte ein Abkommen treffen. Ägypten wird sicher nicht annektirt und ebensowenig für unabhängig erklärt werden. Dagegen wird England unzweifelhaft einen solchen Stand der Dinge herbeizuführen suchen, bei dem es mehr Einfluß auf die Politik des Chedive auszuüben vermag als bisher. Unter welcher Gestalt dies geschehen soll, darüber ist, wie es scheint, noch kein endgiltiger Beschluß gefaßt. Vielleicht bestellt man einen Generalkontroleur, der dem ägyptischen Ministerrate beizuwohnen hat. Vielleicht ernennt man auch einen Ministerresidenten bei der Person des Chedive. An Vorbildern für eine Organisation, die keine Einverleibung ist, aber so ziemlich alle Vorteile einer

ſolchen bietet, mangelt es der britiſchen Politik nicht. Fragen wir, ob eine ſolche Ordnung der Dinge unſre Intereſſen bedrohen oder ſchädigen würde, ſo iſt darauf mit nein zu antworten. Es kann uns gleichgiltig ſein, ob in Ägypten England oder Frankreich mehr Einfluß beſitzt.

Was die Frage wegen der Obligationenbeſitzer angeht, ſo kann es, nachdem eine Kommiſſion die Grundlagen zu einem neuen Liquidationsgeſetze feſtgeſtellt hat, dem Chedive und ſeinen Gläubigern überlaſſen werden, ſich auf billige Bedingungen hin, d. h. ſolche, unter denen die ſchändliche Ausſaugung des Landes durch europäiſche Wucherer nicht von neuem beginnen kann, zu verſtändigen. Die engliſche Regierung hat zu einer Mitwirkung hierbei keinerlei Verpflichtung. Sie hat nicht die Rolle eines Anwalts der fränkiſchen Finanzbarone zu ſpielen, viel eher hat ſie im eignen Intereſſe darauf zu ſehen, daß ein Abkommen möglich werde, nach welchem die Hilfsquellen des Landes vorzüglich für dieſes ſelbſt fließen, ſodaß es ſich raſch erholen und dann wohl gedeihen kann. Die gemeinſchaftliche Kontrole Englands und Frankreichs über die ägyptiſchen Finanzen wird keinesfalls in ihrer früheren Geſtalt, vielleicht garnicht wiederhergeſtellt werden, wie lebhaft auch franzöſiſche Blätter dies verlangen. Zwar ſoll der engliſche Botſchafter in Paris dem dortigen Konſeilspräſidenten die Verſicherung gegeben haben, man gedenke ſie engliſcherſeits beizubehalten, und infolge deſſen der bevollmächtigte Miniſter Billot zu Verhandlungen über die Sache nach London abgereiſt ſein. Aber andrerſeits wird berichtet, daß der Chedive auf Abſchaffung der doppelten Kontrole und Erſetzung derſelben durch eine Kommiſſion ägyptiſcher Beamten dringe, in welcher ein Vertreter Großbritanniens den Vorſitz führen ſolle. Auch verlautet, daß Dilke entſchieden gegen eine Wiedereinrichtung jener zweiköpfigen Behörde ſei, weil dieſelbe nur die Syndikate, welche den größten Teil der ägyptiſchen Schuld in Händen haben, begünſtigen und eine Hauſſe herbeiführen würde, welche jene ſich durch vorteilhaften Verkauf ihrer Papiere zu Nutze machen würden. Eine Baiſſe würde dann nicht ausbleiben, und die Herſtellung der Kontrole würde die Schwierigkeit der Lage nur noch ſteigern. Iſt der Widerſtand Dilkes Thatſache, ſo ſteht hinter ihm die öffentliche Meinung in England, welche die betreffende Inſtitution niemals gern geſehen und ſie von Anfang an mehr notgedrungen als von ihrer Nützlichkeit überzeugt hingenommen hat. Allerdings füllte ſie den Geldmännern die Taſchen, aber ſie gefährdete die guten Beziehungen zu Frankreich, ſodaß ſich daraus ein Verhältnis entwickeln konnte, wie das, welches im Jahre 1865 in Schleswig-Holſtein zwiſchen Preußen und Öſterreich herrſchte. Sie bürdete ferner den Ägyptern eine Menge fremder Miteſſer auf und gab ſo in allen Schichten der Bevölkerung gewiſſen Grund zur Unzufriedenheit. Die Kontrole griff weit über die ihr gezogenen Grenzen hinaus und mißachtete dabei alle Beſchwerden. Ihren Leitern, namentlich dem franzöſiſchen, kam es nur darauf an, dem Volke ſchnell möglichſt viel Geld abzupreſſen. Derſelbe Vertreter Frankreichs, Blignières, nützte ſeine Stellung

fortwährend aus, um einen über die Finanzangelegenheiten hinausreichenden Einfluß auszuüben. Wenn die Ägypter das im Dienste der Kontrole arbeitende Heer reichdotirter fränkischer Beamten sahen, mußten sie sich sagen, daß sie deren Dienste bei viel weniger Gehalt ebensogut verrichten könnten. Die Eifersucht der kontrolirenden Mächte aufeinander verursachte, daß zahlreiche Stellen geradezu doppelt besetzt wurden, weil die Engländer sich keinen Franzosen und die Franzosen sich keinen Engländer auf dem betreffenden Posten gefallen lassen wollten. Um den Gläubigern Ägyptens rasch große Summen abliefern zu können, bewirkten die Kontroleure, daß viele Hunderte von Offizieren plötzlich auf Halbsold gesetzt wurden und daß man ihnen ihre Gehaltsrückstände vorenthielt. Auf dieselben Einflüsse wird die sogenannte Moukabala-Operation zurückgeführt, durch welche die Fellahin, die man zur Zahlung einer bestimmten Summe einlud, wogegen sie künftig nur die Hälfte der Grundsteuer entrichten sollten, um über 240 Millionen Mark geprellt wurden. Endlich widerstrebte die Kontrolverwaltung dem Verlangen der ägyptischen Notabelnversammlung, in das Budget für die eignen Bedürfnisse des Landes Einsicht nehmen zu dürfen.

Das sind in England so bekannte Dinge, daß selbst der Minister Fawcett vorige Woche in einer öffentlichen Rede sagte, „was auch immer das Maß der künftigen Kontrole Europas über Ägypten sein werde, die Mißbräuche der frühern würden sich bestimmt nicht wiederholen und das ägyptische Volk nicht mehr die Ungerechtigkeit zu tragen haben, einen großen Teil des Landeseinkommens in die Taschen fremder Beamten wandern zu sehen.“ Die Franzosen sträuben sich mit Macht gegen ihre Verdrängung aus der Kontrole, aber vielleicht gelingt es bald, sie auf andre Gedanken zu bringen und durch Zugeständnisse auf andern Gebieten zu beschwichtigen. In Tunis möchte die französische Regierung die „Kapitulation“ beseitigt wissen. England hat wie andre Mächte mit dem Bey wie mit dem Sultan gewisse Verträge abgeschlossen, nach welchen die in deren Landen ansässigen Engländer in Zivil- und Kriminalprozessen nicht von den einheimischen Behörden, sondern von ihrem Konsul abgeurteilt und die Einfuhrzölle nicht ohne Einwilligung Englands erhöht werden sollten. Diese Beschränkungen sind den Franzosen, nachdem sie sich faktisch zu Herren von Tunis gemacht haben, sehr unbequem, und so verhandelt das Auswärtige Amt in Paris mit den Mächten über deren Beseitigung. In Ägypten sind derartige Privilegien durch die internationalen Gerichtshöfe ersetzt worden, in Tunis aber wollen die Franzosen in Zukunft nur „tunesische,“ d. h. in praxi französische Richter haben, und hierin kann ihnen Lord Granville gefällig sein, wenn sie in Ägypten befriedigende Zugeständnisse machen. Auch in Madagaskar, wo sich deutlich die Nebenbuhlerschaft Frankreichs und Englands zu einem Streite zugespitzt hat, kann letzteres etwas zur Kompensation abgeben.

Die Hauptsache ist dem Ministerium Gladstone unstreitig der Suezkanal. Als Benjamin Disraeli Ende 1875 den großen Coup mit dem Ankaufe der im

Besitze des Chedive Ismail befindlichen Kanalaktien durchführte, begriffen weitgehende Politiker, worauf er damit hinauswollte. Seitdem hat die englische Politik dieses Ziel, gleichviel, ob Tories oder Whigs am Ruder waren, im Auge behalten, und Gladstone wird es aller Wahrscheinlichkeit zufolge erreichen. Wahrscheinlich sind schon Unterhandlungen zu dem Zwecke im Gange, die freie Schifffahrt auf dem von Lesseps geschaffenen Kanale unter den Schutz eines europäischen Vertrags zu stellen. Denn bis jetzt ruhte das Recht der Benutzung des Kanals auf einer sehr schwankenden Grundlage, d. h. auf der Auslegung des vom Vizekönig Said einer französischen Aktiengesellschaft erteilten und vom Sultan bestätigten Fermans aus dem Jahre 1856, wonach der Suezkanal als eine neutrale Fahrstraße für Handelsschiffe aller Nationen ohne Ausnahme und Unterschied stets offen sein sollte. Dies war indeß in nicht vollkommen klaren und unzweideutigen Worten ausgedrückt, sodaß sich aus der Urkunde auch Dinge herauslesen lassen, die den Engländern unbequem und gefährlich erscheinen. Um diese Übelstände zu paralysiren, müßten sie sich zu permanenter Besetzung des Kanals entschließen. Sie sehen aber gegenwärtig keinen rechten Grund, weshalb sie fortdauernd in verschiednen Punkten wie Port Said, Ismaili und Suez Garnisonen halten sollten, ja dies würde geradezu gegen den Geist der Gladstoneschen Politik verstoßen. Der Zweck, den England in Bezug auf den Kanal verfolgt, ist einfach folgender. Die Regierung will den „Graben" durch die Landenge zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere vertragsmäßig zu einem Meeresarme umgestalten, der von den Fahrzeugen aller Flaggen zu allen Zeiten und ohne irgendwelche Beschränkung passirt werden kann, jedoch macht sie einen Vorbehalt. Während festgesetzt werden soll, daß die Fahrt durch den Kanal ebenso frei sein müsse, wie die durch den dänischen Sund, durch den Kanal zwischen England und Frankreich und durch die Meerenge von Gibraltar, wird, wie die offiziöse Pall Mall Gazette wissen will, von England der Vorschlag gemacht werden, den Kanal und seine Einfahrten, d. h. auf eine drei Meilen breite Strecke an seinem nördlichen und seinem südlichen Ende, allen militärischen Operationen durch einen europäischen Vertrag unzugänglich zu machen. Kriegsschiffen aller Nationen, selbst solcher, die mit der Pforte Krieg führen sollten, soll es freistehen, diese Straße zu passiren, aber sie sollen verpflichtet sein, sich dabei aller Kriegsakte zu enthalten, und es soll überhaupt innerhalb des erwähnten drei Meilen breiten Raumes zu beiden Seiten des Kanals kein solcher Akt vorgenommen werden dürfen. Die Landenge von Suez soll also neutral sein, sie soll nicht zum Kriegsschauplatze gemacht werden, sonst aber mit ihrem Kanal der Schifffahrt aller Art offen stehen. Eine solche Kombination der Attribute eines freien Meeresarmes mit denen eines geschlossenen ist bereits vor 32 Jahren vorgekommen, und zwar in Gestalt des sogenannten Clayton-Bulwer-Vertrags, der die Neutralität des projektirten Panamakanals feststellte. Die Anwendung der Bestimmungen dieses Traktats auf den Suezkanal würde

nicht viel mehr bedeuten als die Ausdehnung eines internationalen Abkommens auf den vorliegenden Fall. Leſſeps behauptete im Jahre 1877, daß die Pforte kein Recht beſitze, gegen die Durchfahrt der ruſſiſchen Schiffe durch ſeinen Kanal Einſpruch zu erheben, und England machte damals die Freiſtellung desſelben von allen kriegeriſchen Maßregeln zur Bedingung ſeiner Nichtbeteiligung am Kriege. Das genannte engliſche Blatt glaubt nicht, daß irgendeine ziviliſirte Macht gegen dieſe Vorſchläge Einſpruch erheben werde, und wir ſchließen uns dieſer Erwartung an. Italien hat, gewiſſermaßen als Wortführer der vier Oſtmächte, ſchon vor Ausbruch des ägyptiſchen Krieges den Antrag geſtellt, den Kanal durch eine internationale Seepolizei zu ſichern, und die Aufnahme, welche derſelbe gefunden, hat gezeigt, daß die Großmächte einer europäiſchen Bürgſchaft für die Freiheit dieſer Waſſerſtraße, die England jetzt zu beſchaffen ſtrebt, nicht ungünſtig ſind.

Mit Bezug auf die ägyptiſche Angelegenheit iſt nun vielfach die Frage aufgeworfen worden, ob England zur Ordnung derſelben eines Bundesgenoſſen bedürfe, ja man hat ſchon von Allianzen, deren Abſchluß im Gange ſei, geſprochen. Die Times warnte vor einem Bündniſſe mit Deutſchland, weil dasſelbe die wertvollere franzöſiſche Freundſchaft auflöſen werde. Der Morning Advertiser dagegen äußerte ſich ſehr entſchieden Deutſchland zugeneigt. Das konſervative Blatt ſagt: „Was will man denn nur mit der franzöſiſchen Allianz? Iſt damit die Kooperation Frankreichs mit uns in Ägypten gemeint, ſo wolle man ſich erinnern, daß dieſe Allianz bei einem Haare die wertvollſten engliſchen Intereſſen geſchädigt hätte. Die engliſch-franzöſiſche Note erweckte ſofort den Argwohn Europas, und hätte die Politik Gambettas, die ein Ergebnis derſelben war, die Oberhand behalten, ſo hätten wir leicht in einen europäiſchen Krieg verwickelt werden können, in welchem nur Frankreich unſer Bundesgenoſſe geweſen wäre und wir ſchwerlich den Triumph der engliſchen Intereſſen erreicht hätten, den wir jetzt errungen haben. Es iſt ſehr ſchön, von Sympathien der Liberalen für Frankreich zu reden, aber die Sympathien Englands richten ſich nach Deutſchland, mit deſſen Intereſſen die unſern faſt in allen Stücken zuſammenfallen.“ Der Observer wieder will gar nichts von Allianzen wiſſen, und wir glauben, er ſpricht damit, wenn auch in etwas zu ſelbſtbewußtem Tone, die Meinung der einflußreichſten engliſchen Politiker aus. Er ſagt: „Wir ſind Herren der Situation in Ägypten. Unter dieſen Umſtänden begreifen wir nicht, wozu wir Bundesgenoſſen bedürften. Doch werden wir von allen Seiten beſchworen, unſer Vorgehen in Ägypten den Rückſichten fremder Politik unterzuordnen. Wir werden ſelbſt in Kreiſen, in denen wir vernünftigerweiſe mehr Verſtändnis erwarten dürften, vor den verhängnisvollen Folgen gewarnt, die entſtehen könnten, wenn wir uns unſrer Stellung in Ägypten nicht bedienten, um unſer gutes Einvernehmen mit Deutſchland zu befeſtigen, während wir andrerſeits mit unerhörten Übelſtänden bedroht werden, wenn wir unſre ägyptiſche Politik nicht ſo ein-

richten, daß jedwede Gefährdung unsrer Allianz mit Frankreich verhütet wird. Uns mangelt unsersteils das Verständnis, was England durch Bündnisse gewinnen könnte, obwohl es natürlich für uns von Vorteil ist, uns mit unsern Nachbarn auf freundschaftlichem Fuße zu befinden, und da unsre insulare Lage uns hinreichend gegen einen Angriff von außen schützt und unsre allgemeine Politik der Nichtintervention es für uns unnötig, mindestens uns nicht wünschenswert macht, uns im voraus durch Verpflichtungen zu binden, welche uns zur Teilnahme an einem oder dem andern Konflikt auf dem Festlande nötigen würden, so befinden wir uns nicht in der Lage, ein Schutz- und Trutzbündnis, sei es mit Frankreich, sei es mit Deutschland oder mit irgendeiner andern Macht, einzugehen."

Das ist englische Politik. Aber wenn diese kein Bedürfnis empfindet, sich an uns einen Bundesgenossen zu erwerben, so ist auch bei uns kein Verlangen nach einer Allianz mit England vorhanden. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben. Wir haben früher nichts gegen das englisch-französische Kondominat in Ägypten eingewendet, weil es unsre Interessen nicht berührte. Wir haben jetzt nichts dagegen, wenn England dort allein Einfluß übt, denn es wird uns nichts schaden. Ist diese Gleichgiltigkeit den Engländern angenehm und nützlich, so soll ihnen damit kein Gefallen erwiesen, sondern einfach die Politik fortgesetzt werden, uns nicht in Angelegenheiten zu mischen, die uns weder Nutzen verheißen noch mit Schaden bedrohen, und dafür erwarten wir keinen Dank, und noch weniger die Belohnung mit einem Bündnisse gegen Frankreichs oder Rußlands Aggression. Uns genügt zur Abwehr einer solchen die eigne Kraft und das Bündnis mit Österreich-Ungarn, welches unzerreißbar ist, weil es auf engster und stärkster Interessengemeinschaft beruht. Gewiß würde Englands traktatmäßige Verpflichtung, mit uns und Österreich für die Erhaltung oder rasche Wiederherstellung des Friedens zu wirken, nicht zu verachten sein; denn es ist zwar als Militärmacht in europäischen Kriegen äußerst schwächlich, aber als Geldmacht höchst respektabel, und man weiß, was Montecuculi gesagt hat. Aber erstens, was sind Traktate für längere Zeit geschlossen gegenüber dem parlamentarischen Systeme, wo heute diese, morgen jene Partei obenauf ist, wo in diesem Jahre ein deutschfreundlicher und im nächsten ein Frankreich zugeneigter Premier am Ruder steht? Zweitens aber kann man sogar sagen: ein recht gutes Einvernehmen Englands mit Frankreich könne von der deutschen Regierung insofern gern gesehen werden, als es eine russisch-französische Allianz auszuschließen scheint. Daß England sich mit Frankreich verbünden könnte, um Deutschland anzugreifen, ist nahezu undenkbar, wenigstens noch nicht dagewesen. Höchstens haben wir in einem Kriege mit Frankreich — der ferne sei — wieder die fraudulent neutrality unsrer britischen Vettern von 1870 zu erwarten, und die ließe sich zur Not ertragen.

Konkurrenzen
in der Erklärung der deutſchen Familiennamen.

Von K. G. Andreſen.

er irgend einmal über Bedeutung und Beziehung unſrer deutſchen Geſchlechts- oder Familiennamen nachgedacht hat, dem tritt alsbald die Überzeugung entgegen, daß ein großer Teil derſelben ſich einer Erklärung oder wenigſtens einer befriedigenden Erklärung hartnäckig weigert, ein andrer zwar, oberflächlich betrachtet, einen Sinn bietet, aber die Vermutung hinterläßt, daß das wahre Verhältnis im Grunde ein ganz anderes ſei, und daß man ſich durch den äußern Schein habe beſtimmen und verführen laſſen. Dieſer Schein trägt ſogar, was ſich ohne handgreifliche Beweiſe kaum denken läßt, nicht einmal immer den Charakter einer gewiſſen objektiven Berechtigung, ſondern geht zuweilen aus der Gedankenloſigkeit oder dem Eigenſinne des Erklärers hervor, in einzelnen Fällen ſelbſt aus ſeiner tadelnswerten Neigung, auf Koſten der ihm nicht unbekannten Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit unerfahrene, für Scherz empfängliche Leſer eine Weile zu beluſtigen.

Ein Vergleich jener ältern falſchen Deutungen, welche, früh begonnen und herkömmlich fortgeſetzt, noch zum großen Teil in das jetzige Jahrhundert hereinreichen, mit denjenigen nicht minder verfehlten, denen wir in einer viel jüngern Zeit bei einzelnen Schriftſtellern begegnen, läßt auf der einen Seite das Gefühl eines gewiſſen mit aller Achtung verträglichen Wohlbehagens, auf der andern das des gerechten Unmuts zurück. Daß die ältere Zeit für etymologiſche Unterſuchungen nicht oder nicht hinreichend gerüſtet war, das weiß man von vornherein, wundert ſich daher nicht allzuſehr über die Erſcheinungen; von der neuern aber darf mit Recht erwartet werden, daß ſie die Ergebniſſe der auf neue Gründe erbauten Sprachwiſſenſchaft ſich und andern zu Nutze mache.

Längſt abgethan ſind und nur noch ein vorübergehendes hiſtoriſches Intereſſe haben Erklärungen wie Arnold und Mahrhold als Ehrenhold und Roßlieb (Philippus), Godehart (Gotthard) als gute Art, Gangolf als gehende Hilfe, ſowie die Überſetzung von Childerich, Roderich, Kunigunde durch die adjektiviſchen Ausdrücke kinderreich, ratreich, dem Könige günſtig. Werden dieſe Deutungen genauer angeſehen, ſo zeigt ſich, daß ſie teils auf Unkenntnis des Altdeutſchen beruhen, teils von der nicht unnatürlichen, beinahe ſelbſtverſtändlichen Neigung, das in der bekannten Sprache zunächſt liegende zu ergreifen, veranlaßt worden ſind. Die Entſtellung und Umänderung von -old (zu walten)

in -hold, die Wörter mar und hrod, welche beide den Begriff des Ruhms enthalten, waren den alten Namendeutern fremd; daß -olf den Wolf, kuni das Geschlecht, gund den Krieg meine, child in vorwiegend fränkischer Mundart dem gemeinaltdeutschen hild (Kampf) gegenüberstehe, das wußten sie nicht und konnten es den Umständen nach nicht leicht wissen. Was Wunders daher, daß sie an Mähre (mitteld. mar, Pferd), Rat (vgl. Raderich), Hilfe (im fünfzehnten Jahrhundert mittelrhein. hulf), König (mitteld. kunic), gönnen (mittelhochd. gunnen, Prät. gunde), Kind (vgl. engl. child, angels. cild) dachten? Noch einige Erklärungen stärkerer Art mögen hier, jedoch ohne Berichtigung, hinzugefügt werden: Eberhard Oberrat oder Schweinsart, Albert ganz Bart, Lambert lang und wert, Harald altes Haar, Henrich hennenreich, Winfrid beim Weine friedlich. Im Jahre 1800 verstand ein bekannter friesischer Schriftsteller unter Angilram einen starken Jüngling, unter Rudolf und Witolf einen Rathelfer und einen klugen Helfer. Die Deutung des Namens Ariovist als Ehrenfest (statt Heerweiser) hat noch viel länger fast allgemein gegolten.

Einen wesentlich andern Charakter, als diese kindlichen und unschuldigen Erklärungen, tragen jene Mißgriffe, welche vor dreißig Jahren von einem Manne, dem Jacob Grimm einen Teil seiner deutschen Grammatik gewidmet hat, in dem hannoverschen Namenbüchlein niedergelegt worden sind. Wenn derselbe ausdrücklich, bemerkt, daß die seitherigen Versuche der deutschen Namenforschung mehr von dem guten Willen als der Befähigung derer, die sich damit befaßt haben, Zeugnis ablegen, und hinzufügt, nachdem die Sprachforschung festen Grund und Boden gewonnen habe, dürfe nicht mehr ins Blaue hinein etymologisirt, gedeutelt und erklärt werden, und selbst das Scharfsinnige und Witzige werde auf Anerkennung nur da rechnen können, wo es sich als wahr oder wenigstens wahrscheinlich bestätigen lasse: wenn solche Äußerungen von einem berühmten und auch mit Rücksicht auf die Erforschung der deutschen Sprache und Herausgabe vieler Schriften aus ihrem Bereiche verdienten Gelehrten gethan werden, und man nun gewahr wird, mit welchem Leichtsinn er selbst unter das Gute und Richtige soviel Schlechtes und Falsches dergestalt gemischt hat, daß der unselbständige, vertrauensvolle Laie das eine vom andern schwer oder gar nicht zu scheiden vermag, so weiß man in der That keine Worte zu finden, die eine solche Rücksichtslosigkeit genügend bezeichnen könnten. Worauf ganz oberflächlich gebildete oder gedankenlose, aber im Plattdeutschen bewanderte Leser im ersten Augenblicke verfallen mögen, das giebt der Verfasser in allem Ernst als Wahrheit aus: die Namen Lüde, Beren, Behne und Beneken, die aus alten Personennamen (vgl. Ludwig, Bernhard) entsprungen sind, sollen Leute, Beeren oder Birnen, Beine und Beinchen bedeuten; Gehrke und Wieneke nebst Wynecken, gleichfalls Koseformen altdeutscher Vollnamen (vgl. Gerhard, Winfrid), werden als kleiner Wurfspieß und kleiner Wein ausgelegt;

Rohrs (aus Konrad; vgl. Cordts, Kordes, Cohrding, Coorßen) ſoll dem holländiſchen koorts (Fieber), Meyn (Magino; vgl. Meinhard, Meinhold) dem mittelhochd. mein (Falſchheit) entſprechen. Den Namen Hauhardt, der ohne Zweifel aus Hughard (vgl. Haug und Hugo) hervorgegangen iſt, erklärt der Verfaſſer imperativiſch: haue ſehr; in Harrjes (zu Haro; vgl. Harries, Hars, Hargens) erkennt er den Ausruf Herr Jeſus: in Lieker (Liutger; vgl. Lücker, Lieffert, Liethert) und Wieters (Wither, Withard) die niederd. Adverbia lîk (gerade) und wîters (weiter, ferner), in Lüer (aus Lüder) das mittelh. »lûr, lürre, Lauer, Treſterwein,« in Rühle (Ruodilo) das niederd. »rühl Pflugreute, Pflugrödel.« Der Name Walte (Walto, Waldo) gilt ihm anfangs als Imperativ, ſpäter als „Streu mit übergelegten Betten," Uthe (Uto, Udo) als das niederd. Adverb ûte (»dat vüer is ûte«); Focke (Focco, Folco) verſteht er als Fockſegel (holl. fock, niederd. vocke), Eppen (Eppo, Koſeform von Eberhard, -win) als Eppich; für Butze (Buzo) nimmt er ein gleichlautendes niederd. Wort mit der Bedeutung „von Brettern zuſammengeſchlagenes Schlafgemach unter der Treppe" in Anſpruch, für Buſſe (aus Burchard) die niederd. Form von Büchſe. Unter den Zuſammenſetzungen mit Holz (Aſtholz, Hohnholz u. a.) befindet ſich Helmholz (zu Helmold; vgl. Weinholz, Weinhold, Winold); Bertram (Berahtram) und Weyrich (Wigrich) werden als die Pflanzennamen pyrethrum und Wegerich oder Weiderich erklärt; bei Reimer (Raginmar) denkt der Verfaſſer an „reimen," bei Hartje (zu Hard; vgl. Hartke, Hartig) an „Herzchen." Dieſe Beiſpiele, welche ſämmtlich die ärgſte Verkennung der alten deutſchen Perſonennamen enthalten, reichen zur Beurteilung des Verfahrens aus. Daß ſich auf dem Gebiete der jüngern Beinamen ähnliche Mißgriffe in Menge offenbaren, läßt ſich vorausſetzen. Wer die Mühe daran wenden will, vergleiche, in welcher Weiſe die Geſchlechtsnamen Thun, Reden, Bergen, Langen, Holzkamm, Stift, Börner, Heuer, Kölle, Krumſiek verſtanden worden ſind.

Verſchieden von den bisher vorgeführten Erklärungen ſind diejenigen, welche auf dem Grunde der für die Erforſchung der deutſchen Geſchlechtsnamen überhaupt notwendigen Bedingungen und Verhältniſſe, wie ſie von der Sprache, der Geſchichte und der Logik dargeboten werden, verſucht und durchgeführt, auch bei beſonnenen und urteilsfähigen Hörern und Leſern Anklang gefunden haben oder im ganzen ſogar das Übergewicht behaupten, im Grunde jedoch oft teils geradezu der Wahrheit entbehren, teils von der Wahrſcheinlichkeit, wenn es ſich nur, was meiſtens der Fall iſt, um dieſe handeln kann, mehr oder weniger entfernt ſind.

Die verſchiedenen Konkurrenzen, welche bei der Unterſuchung und Erklärung der deutſchen Familiennamen ans Licht treten, werden nach drei Haupteigenſchaften und Beſtimmungen angemeſſen geſondert. Darnach betrachten wir 1. Namen, deren Mehrdeutigkeit ſich im Bereiche der urſprünglichen Einzelnamen

bewegt und hält; 2. diejenigen Namen, welche teils derselben Klasse angehören, teils zu den Beinamen gerechnet werden können; 3. Namen, die nur als Beinamen verständlich sind oder zu sein scheinen.

Während die erste Klasse lediglich ein sprachliches und sprachgeschichtliches Studium erfordert, müssen für die Untersuchung und das Verständnis von Namen der beiden andern Klassen außerdem noch andre, besonders logische und ästhetische, Verhältnisse in Anspruch genommen werden. Ob z. B. der Name Ehlers gleich Ahlers (Adalhard) oder gleich Eilers (Agilhard) sei, ist eine Frage, deren mögliche oder unmögliche Beantwortung allein von sprachhistorischen Gründen abhängt. Was dagegen der Name Bierhals bedeute, ob er mit Bier und Hals zusammengesetzt sei, oder vielmehr, mit patronymischem s und eingeschobenem h versehen, die in alten Namen überaus geläufige Silbe -old, -ald enthalte, deren auslautender Konsonant vor dem s sehr oft abfällt, ferner zugleich eins der vielen Beispiele sei, wo sich Ber- in Bier- verwandelt hat (vgl. Bierlich, Biernoth, Bierbaum, Bierwald, Bierig, Biertz, Bierung, Bierling) und demgemäß aus Berald, Berold (Bärwald, Beerhold) erklärt werden müsse: das verlangt, wenn man sich bemüht, aus der Verbindung jener beiden appellativen Wörter einen erträglichen Sinn (Hals, der viel Bier schluckt?) zu gewinnen, nicht geringe Überlegung, während für die Deutung aus dem alten Personnamen die dargelegten verschiedenartigen Lautverhältnisse allein maßgebend sind. Oder man nehme einen Namen der dritten Klasse, Busenbaum, worunter sich Vilmar einen Stammbaum gedacht hat, weil ihm die angrenzenden Namen Busebaum, Busboom, Buxbaum schwerlich bekannt oder gegenwärtig waren; schon im Mittelalter war Buchsbaum häufiger Schmeichelname, aber die seltsame Beziehung von Baum auf Busen hat zu keiner Zeit ein Wort der Sprache erzeugt, und Stammbaum wäre überdies ein zu einem Namen wenig geeigneter Begriff.

* * *

Die ursprünglichen Einzelnamen, d. h. diejenigen Namen, welche sich nicht auf Mitglieder der Familie erstrecken, vielmehr bloß das Individuum betreffen, gehören nicht ausschließlich der alten deutschen Sprache an, sondern ein Teil derselben ist später vornehmlich durch das Christentum aus der Fremde eingeführt worden, z. B. Andreas, Johannes, Georg, Martin. Beiderlei Namen, deren Grundcharakter, allgemeiner und besondrer Unterschied in diesem Augenblicke unerörtert bleiben muß, dürfen hier um so eher, wenn auch nicht willkürlich und unordentlich vermischt, so doch im Zusammenhange, neben und nach einander auftreten, als es bei der Namenforschung überhaupt am wesentlichsten darauf ankommt, stets im Auge zu behalten, daß die deutschen Geschlechtsnamen, deren auf die verschiedenartigsten und verwickeltsten Gesichtspunkte gegründete Sonderung in eine Menge von Abteilungen und Unterabteilungen der darauf an-

gewandten Mühe kaum oder gar nicht verlohnt, aus zwei großen Klassen, Einzelnamen und Beinamen, bestehen.

Unter den heutigen Geschlechtsnamen, welche aus altdeutschen Personennamen hervorgegangen sind, befinden sich sehr viele, deren gesetzmäßige Erklärung auf mehr als einen Ursprung zurückgeführt werden kann. Bei Namen solcher Art ist es nur in den wenigsten Fällen möglich, einen annehmlichen Grund zu gewinnen, aus welchem eine Deutung vor einer andern den Vorzug erhalten dürfe. Der Grund beruht hauptsächlich auf dem Grade der Geläufigkeit, den die Namen im Altertume behauptet zu haben scheinen; er verliert aber an Kraft, wenn man erwägt, daß im Verlaufe der Zeit zahllose Namen verloren gegangen sind. Auch aus der Bedeutung, welche den altdeutschen Stämmen innewohnt, läßt sich in zweifelhaften Fällen ein Anhalt entnehmen, der mehr für die eine als für die andre oder dritte Erklärung spricht. Beide hier genannten Gründe treten sehr stark hervor, wenn es sich z. B. um Namen handelt, welche an sich sowohl zu Diot, Diet (Volk) als auch zu Dio (Diener) und Dau (Sitte) stimmen, oder wenn Hruod (Schall, Ruhm) und Hruom (Ruhm), Liud (Volk, Leute) und Liub (lieb) auf der Wahl stehen.

Die mit liquider Erweiterung von Ad und Ag versehenen Stämme Adal (Geschlecht, Adel) und Agil (zu mittelh. ecke, Spitze, Schneide, sodann Schwert) können in der Zusammenziehung gleiche Form annehmen. Zwar wird Agil nicht leicht in Al gekürzt sein, weil das i, neben welchem kein a erscheint (vgl. Magan und Magin, Ragan und Ragin), den Umlaut bewirkt; aber viele zu Adal gehörige Namen weisen auch die umgelauteten Formen Edal, Edil, Edel auf. Hieraus folgt nun, daß die mit der zusammengezogenen Form El beginnenden Namen sprachlich sowohl aus Agil als auch aus Adal hervorgegangen sein können. Auf geschichtliche Nachweise ist in Fällen solcher Art nicht soviel zu geben, als man vielleicht erwartet. Wenn z. B. Elger und Eilger (aus Agil) im zehnten Jahrhundert für denselben Mann vorkommen, so liefert das dreizehnte den Namen Elbo als Verkürzung aus Adalbold; es könnte auch umgekehrt beglaubigt sein, daß Elger gleich Adalger zu verstehen, Elbo aus Agilbert entsprungen sei. Im allgemeinen zweifelhaft sind demnach, um bloß Hauptbeispiele anzuführen, die Familiennamen Elbert nebst Elvers, Elmer, Elwert, Elert nebst Ehlers. — Dem fruchtbarsten von allen Stämmen, Diot, Diet, machen Dag (Tag), Dau und Dio einigemale Konkurrenz. Die Geschlechtsnamen Dabbert, Tappert stimmen zu Tiadbert, aber auch zu Dagobert. Mit Dau scheinen Daubert, Daumer, Dauwald zusammengesetzt zu sein; vergleicht man jedoch Namen wie Daudert, Dauter, Daude, Dautel, die wegen der zweiten Dentalis nicht zu Dau gehören können, so zeigt es sich, daß auf das au kein Gewicht gelegt werden darf, wie denn in Wirklichkeit jede Formel, in der ein Vokal oder Diphthong, ganz einerlei welcher, von zwei Dentalen eingeschlossen wird, deren zweiter häufiger abfällt als verbleibt, ausschließlich auf Diot zurückweist. Durch

den Wegfall der zweiten Dentalis trifft Diot buchstäblich mit Dio zusammen; allein so nahe es liegen mag, die Namen Diemann, Diemund, Tülf auf Dioman, Thiomunt, Thiulf zu beziehen, scheinen denselben doch vielmehr Dietman, Thiotmunt, Theodulf zu Grunde zu liegen, zumal da es zahllose andre Namen gleicher Art giebt, z. B. Diebold, Diemar, Diewald, zu denen mit Dio zusammengesetzte alte Namen nicht nachgewiesen werden können. Dem Stamme Diot darf sich auch die Koseform Tamm, welche urkundlich zugleich auf Tanomar zurückgeht, unterordnen lassen; wesentlich gestützt wird diese Ableitung durch den friesischen Vornamen Tiamke (neben Tamme), dessen i auf den Vollnamen Tiadmer verweist. Ferner: wie Wedekind eins ist mit Wittekind (Widukind, von witu, Wald, engl. wood), ebenso läßt sich Dedekind als Zusammensetzung, wenn auch nicht gerade von Dede, so doch von Diot, dessen niedersächsische Form Det lautet, mit Kind denken; möglicherweise jedoch hat sich das auslautende d, wie öfters (vgl. jemand, niemand aus ieman, nieman), dem n unorganisch angefügt, wonach die Verbindung der verkleinernden Silbe -kin (-ken, -chen) mit dem reinen Stamme zu Tage träte, der Name folglich mit Tiedken, Didtchen, Taddiken zu vergleichen wäre. — Obgleich das althd. era (Ehre) zu Personennamen verwendet worden ist, scheinen die mit Er- (Ehr-) beginnenden Familiennamen im allgemeinen richtiger mit Abfall des anlautenden Konsonanten auf Her (Heer) zurückzuweisen; dahin gehören Erbrecht und Ehrbrecht (Herbert), Erfert, Erhard, Ermann (Hermann), Ehrhold (Herold), Erwig (Herwig), Ericke, Ehring (Hering), Erling (Herling), wie denn der Vorname Erwin, welcher nicht gleich dem Familiennamen Ernenwein auf die erweiterte Form Ernwin deutet, sicher aus Herwin, Heriwini entsprungen ist. — Die Stämme Fro (Herr) und Frod (klug), deren Trennung in Frorath aus Frowirat und Frödrich aus Frodrich offen liegt, mengen sich in Frobart (Frowibert und Frodobert), Froreich (vgl. Rorich aus Roderich), Frohloff (vgl. Roloff aus Rodolf). — In demselben Verhältnis stehen Gau (pagus) und Gaud (Gote?) zu einander. Kaupert stammt wahrscheinlich von Kawiperht und nicht von dem seltenen Gautbert; deutlich gehören Gauder, Gaudy, Gaudig zu Gaud, wogegen Gaumer, Gauke, Gautzsch zweifelhaft sind. — Auf den insbesondre durch den volksetymologisch interessanten Namen Glaubrecht, wie es scheint, sicher gestellten Stamm Glau (scharfsichtig, einsichtsvoll, klug) beziehen sich Koseformen, welche auch auf Hlod, Hlud (alth. hlut, laut, κλυτός, berühmt) Anwendung gestatten. Zwar liegt es überaus nahe, die Geschlechtsnamen Glau, Klaue, Klaucke unter Glau zu stellen; aber wenn Laubert, Laumer, Laurich, Laue, Lau, Lauck nirgend anderswohin passen als zu Hlod, Hlud, so folgt, daß auch jene Formen, in denen das anlautende H, wie oft, durch G vertreten ist, demselben weit fruchtbarern Stamme überwiesen werden dürfen. Hagan, Hagin (Hagen, Hain) mischt sich mit Heim (Haus, Heimat) nicht bloß in dem berühmten Namen Heinrich,

als deſſen Hauptquelle Heimerich betrachtet zu werden pflegt, ſondern auch in denjenigen Namen, deren zweiter Teil mit der Labialis anlautet, z. B. Heimbrecht (Haginberht und Heimperht), ſodann in Heimer, welcher Name ſich zu Heimar, d. i. Haginmar, wie Reimer zu Raginmar verhalten, aber auch als Zuſammenſetzung mit Heim (vgl. Heimert) verſtanden werden kann. — Wenn gleich im Altertume eine Anzahl Namen mit Halid, Helid (Held) gebildet worden ſind, ſo laſſen ſich doch ihnen entſprechende Familiennamen mit vollkommener Sicherheit ſchwer behaupten; die wenigen mit Held- beginnenden Namen werden beſſer dem viel bekanntern Stamme Hild (Kampf) überwieſen, z. B. Heldreich und Heldwein. Bei einigen dieſer Namen erwächſt durch Aſſimilation oder Abfall des d die Form Hell-, Hel-, wie in Hellmuth (Vorname: Helmuth) aus Hildimuot, woneben kein Helidmuot angetroffen wird, ferner in Hellmar und Helwert. Die Silben Hell-, Hel- ſind aber zuweilen auch aus Helm deutbar, z. B. in Helbert, Hellmund, die auf Helmbert, Helmunt und paſſender auf Hildibert, Hildemund zurückgeführt werden können. — Der Stamm Hlod, Hlud (ſiehe S. 117) berührt und miſcht ſich in ſehr großem Umfange mit dem Stamme Liud, ſodaß insgemein kaum der Verſuch gemacht wird, für einige Fälle eine ziemlich ſichere Scheidung zu begründen. Im ganzen ſteht feſt, daß die im erſten Teile der Zuſammenſetzung mit u verſehenen Namen beiden Stämmen angehören können, z. B. Luboldt, Lubbert, Ludhardt, Luther, Lummer, Lutterig, Ludold, Ludolf, ferner viele Koſeformen, wie Lude, Ludl, Ludke, Lutz, Lubbe, Luff, Lumme. Da au als Umgeſtaltung aus u angeſehen werden darf, ſind Laubhold, Laubrecht, Laudert, Lauter, Laurich, Lauth, Laudig, Lauze, Laubell, Laupp ebenſo zu beurteilen. Entſchieden auf Hlod, wofern die Möglichkeit einer ſpätern dialektiſchen Wandlung unberückſichtigt bleiben kann, weiſen die Namen mit o, wie Lobbert, Lohfert, Lotter, Lorich, Lothal und Lothholz, Loth, Loll, Lock, Lotze, Lodzig, Loppe, Lob, Lopitzſch, Loffe, Lommel. Dieſem o entſpricht einzelnemale niederdeutſches a, namentlich in Ladewig und Lade. Dem o folgt ſein Umlaut ö, z. B. in Löpelt, Löbbert, Löther, Lömer, Löhrig, Löwald, Löltgen, Löloff, Löffke, Löhdefink, Löbbe, Loebell, Löbcke, Löhde, Lödel, Lödeke, Lötzſch, Löckell, Löſchigk. Der Umlaut ü in Namen wie Lübbert, Lübbren, Lücker, Lüder, Lühmer, Lührig, Lütolf, Lülwes, Lüdde, Lühl, Lücke, Lübbe, Lüffe wird wohl mehr auf Liud, zumal da iu in der Ausſprache ſpäter wie ü gelautet zu haben ſcheint, als auf Hlud zu beziehen ſein. Namen mit ie, i, e, ei, eu gehören zu Liud, z. B. Liepoldt, Lippert, Lefahrt, Leitelt, Leutloff, Liethe, Litti, Letſche, Leitzke, Leuffgen. — Die nahe äußere Berührung von Kuni (Geſchlecht; vgl. Kunigunde) und Kuon (kühn) läßt vermuten, daß in den Familiennamen der Urſprung von dem einen oder andern Stamme im allgemeinen ſchwer zu erkennen iſt. Unter den Vollnamen darf zu Kuon mit Beſtimmtheit wohl nur Konrad (Chuonrad) geſtellt

werden, da alle übrigen in den Urkunden, ſo weit man überſieht, mit Kun- anlauten; indeſſen der Umſtand, daß jener Name im Altertume häufig gleichfalls die Form Kun-, Chun-, Cun- zeigt, erlaubt es, die Möglichkeit desſelben Verhältniſſes auch für andre Namen anzunehmen, wie denn die den Geſchlechtsnamen Königer, Könneker, Könker zu Grunde liegende alte Form Chuneger von Stackerjan auf Kuon, von Fick auf Kuni bezogen wird. Die urkundlichen Koſenamen Cuono, Cuonulo, Cuonico, Chuonzi geſtatten kaum einen Zweifel, daß die heutigen Namen Kuhn, Kühnell, Kunicke, Kunz und ähnliche zu Kuon, nicht zu Kuni gehören. Zwiſchen Liud (S. 118) und Liub kann mitunter geſchwankt werden. Die alten Namen Liubold, Liubert, Liubrand ſind ſchwerlich mit Liub zuſammengeſetzt, ſondern ſtehen für Liutbold, Liutbert, Liutbrand; daher müſſen die Familiennamen Liebold, Liebert, Liebrand zu Liud, nicht zu Liub geſtellt werden. Aber auch der Name Liebhardt, der im erſten Augenblicke der ſeltenen alten Form Liubhart zu entſprechen ſcheint, iſt ebendahin zu ziehen: -beraht, -bert hat mit der Zeit Entartung in -bard, -bart erlitten (vgl. Herbart, Willbarth neben Herbert, Wilbrecht); b irrtümlich zum erſten Teile gerechnet und h vor den Vokal geſetzt (vgl. -hold aus -old) giebt von ſelbſt -hard, -hart. Genau ſo verhalten ſich Siphardt, Ripphart zu Sigiperaht (Siebert), Richbert (Rieprecht). — Der Anlaut Wal- in heutigen Vollnamen kann dreifachen Grund haben: Wal (strages, die Erſchlagenen auf der Walſtatt; vgl. Walkyrien), Walah (fremd, ausländiſch, welſch), Wald (zu walten, herrſchen). Dem erſten dieſer Stämme fällt mit Sicherheit bloß der Name Walraf (Walahraban, Walaram, Rabe der Walſtatt) nebſt benachbarten Formen zu; der zweite miſcht ſich wohl überall mit dem dritten, da ſelbſt Wahlert und Wahler, die man unter Walah zu ſtellen pflegt, der Ableitung von Wald nicht widerſtreiten (vgl. Wohlert, Wohler aus Wald-), wie auch Wahlmar, Wollmar richtiger gleich Waldomar verſtanden als aus Walahmar gedeutet werden. Koſeformen wie Wahle, Wall laſſen die Beziehung auf Walo, auf Walaho und auf Waldo zu. — Von Wid und Wig (Kampf) abgeleitete Namen treffen in denjenigen Formen zuſammen, denen die auslautende Media d und g abgefallen iſt, wie in Wiebold (Witbold und Wigbold), Wieprecht, Wieger. Für die Kurzform Wicke ſteht noch ein dritter Stamm zu Gebote, Wil (Wille): zu Wid verhält ſich Wicco wie Rocco zu Hrod, zu Wig wie Sicco zu Sig (Sieg), zu Wil wie Bocco (aus Bolko) zu Bold, Bald (kühn). — Obgleich der Begriff der Zeit (Zit) zur Namengebung verwendet worden iſt, z. B. in Ziedrich und Ziethe, gehören doch mit Zi- beginnende Geſchlechtsnamen mit Wahrſcheinlichkeit häufiger zu Sig, deſſen S ſich im niederdeutſchen und namentlich frieſiſchen Dialekt in Z verwandelt. Für die folgenden Namen können von Zit ſtammende Formen nicht nachgewieſen oder kaum vorausgeſetzt werden; dagegen ergiebt ſich dem genannten mundartlichen Übergange gemäß jedesmal und zwar großenteils buchſtäblich ein zu Sig ge-

höriger bekannter Name. Man vergleiche Ziebold, Zibell und Siebold, Siebel; Ziebarth, Zypprecht, Ziebertz und Siebarth, Siebrecht, Sybertz; Zieb und Sieb; Zieſer und Sieſers; Ziegert, Zieger und Siegert, Sieger; Zickert, Zickermann und Sickert, Sickermann; Ziemann und Simann; Ziemer, Zeymer, Zimmer, Zimmerly und Siemer, Seymer, Simmer, Simmerlein; Zirig, Zierck (Cirk) und Sierig, Sierck; Ziegold und Sigold (Siegwald); Zickler und Sickler (liquide Erweiterung); Zick, Zickel und Sick, Sickel. Daß Zybrandtsnicht von dem urkundlich ein einzigesmal beglaubigten Perſonennamen Ciprand (Zitprand) herrühre, ſondern wie Sybrand aus Sigibrand hervorgegangen ſei, wird niemand bezweifeln wollen; aber Zitz und Zietz mögen zu Zizo gehören, mithin von Sitz und Sietz (Sizo = Sigizo) zu trennen ſein.

Die vorgeführten Beiſpiele haben viele und mannigfaltige Konkurrenzen der alten deutſchen Stämme in Betreff einer größern oder kleinern Reihe verwandter Namen veranſchaulicht. Die zunächſt folgende Unterſuchung wird ſich mit einer Anzahl einzelner Namen beſchäftigen, zu deren Erklärung mehrere Stämme auf der Wahl ſtehen und benutzt worden ſind.

Der Geſchlechtsname Bendrich ſcheint einen mit Band (wahrſcheinlich Banner, bandum von binden), wozu Bannert, Bandemer gehören, zuſammengeſetzten Perſonennamen, der ſich nicht findet, vorauszuſetzen; der Vergleich aber einerſeits mit Händrich, Hentrich, (Heinrich, Henrig) und Hundrich (Huhnrich, Hunrich), andrerſeits mit Bennert, Benſer, Benhelm, Bennold, die von Bern (ber, Bär) ſtammen, legt die Vermutung ſehr nahe, daß Bendrich aus Bernrich entſtanden ſei. — Ob Ranger mit Rand (Schildesrand, Schild), mit Ragan (urſprünglich Rat, Beſchluß der Götter, in Namen zur Steigerung des Begriffes gebraucht), oder mit Hraban (Rabe) zuſammengeſetzt ſei, bedarf der Erwägung; die Lautverhältniſſe geſtatten jede dieſer drei Beziehungen (vgl. Rannewig und Randwig, Rahnert und Raginard, Granold und Hrabanold), aber die mittlere hat am meiſten für ſich und wird unterſtützt durch die aus Ragin hervorgegangenen Umlautsformen Renger und Rencker. — Daß der erſte Teil des Namens Grumbrecht das Adj. gruoni, grün (vgl. Grunert), enthalte, dürfte nicht ſo ausgemacht ſein, wie man anzunehmen pflegt; der Name kann auch, mit Bewahrung des anlautenden H als G, aus Rumpraht, wenn hier das altd. hruom (Ruhm) vorauszuſetzen iſt, entſprungen ſein. Einen Anhalt findet dieſe Erklärung in dem Namen Rumpelt, inſofern daneben auch Grumpelt angetroffen wird. Oder ſollen dieſe Namen, die ſich wie Robert und Grobert, Rudhart und Gruttert, Rüdrich und Grüderich, Rudewig und Krudewig, Roloff und Krolof verhalten, von einander getrennt werden? — Der Urſprung des Namens Ferdinand, den man bis in die jüngere Zeit hinein bald von Fart (Fahrt) abgeleitet, bald mit Herinand verglichen oder noch auffallender zu deuten geſucht hat, liegt heute vor Augen: Ferdinand

ist gleich Fridenand; vgl. Ferthericus im dreizehnten Jahrhundert = Frethericus, Fridrich, ferner die heutigen Geschlechtsnamen Fedder, Feddersen (Fridher), wo obendrein das r des Stammes weggefallen ist. — So nahe es liegt, die Namen Erich und Ewald als mit Ewa (alth. êo, mittelh. ê, uralte Zeit, Recht und Gesetz) komponirt zu betrachten, muß doch zu Erich die Form Eirich, welche auf Agirich weist, berücksichtigt werden, und Ewald läßt sich ebendahin ziehen, da dieser Name in norddeutschen Urkunden mit Enwalt, Einwald, d. h. Aginold, wechselt. — Wenn auch die Gleichstellung von Bathel und Badilo, Patilo (zu badu, patu, Kampf) an und für sich nichts vermissen läßt, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß Bartel gemeint sei; vgl. Battram neben Barttram aus Bertram und die Koseform Bette aus Berhto. — Der Name Luckhardt (Leukart, Leickardt, Luikert, Lückert) gestattet eine doppelte Erklärung: entweder aus dem, wie alle auf -gard, meistens weiblich gebrauchten Namen Liutgart, Ludgard, wohin Lüttgert zu gehören scheint, oder aus einer jüngern Zusammensetzung der Koseform Luck (Liudiko, Ludke) mit -hart. — Die sonderbare Behauptung Potts, Heidenreich sei mit einem Pluralkasus verbunden, erledigt sich durch den Hinweis auf die bekannte liquide Erweiterung eines einfachen Stammes: wie sich Eginard zu Eckart, Hägenbarth zu Hackbart, Reinholz zu Rachholtz, Manhold oder Meinhold zu Magold oder Meyhold verhalten, geradeso Heidenreich (Heidanrich) zu Heidreich (Heidrich). Die mehrfachen Übergänge der Bedeutung von Heid (vgl. Kindheit und Adelheid) können durch „Art, Wesen, Zustand, Rang, Würde, Person" bezeichnet werden. — Für den Namen Urich eignen sich zwei verschiedne Erklärungen: von Ur (Auerochs, Ur), also entsprechend einem aus Uro zu erschließenden Deminutiv Urico, und aus Udorich (Uodalrich, Ulrich; von uodal, Erbgut), wie Rorich aus Roderich. Nichts weiter als U ist vom Stamm ebenfalls in Ubber (Udibert, Uodalbreht), Ufert, Ufer (Uodalfrid) verblieben. — Noll kann aus Nodilo (Nod, Not) wie Roll aus Rodilo entsprungen sein (vgl. Nohle, Nohl), oder es liegt Noldus, d. i. Arnoldus, zu Grunde (vgl. Nolte, Noldt, Noltze, Nölting). — Ob Namen wie Berthes und Perthes, Rolfes und Rulffes als Patronymica von Berth (Berhto) und Rolf (Rodolf) anzusehen oder aus den lateinischen Formen Hubertus, Rolfus entsprungen sind, kann zweifelhaft erscheinen; für die letztere Ansicht sprechen Dolfes (dial. Vorname) und Dolfus aus Adolfus, Mannes aus Hermannus, Drickes aus Henricus. — Wie Ralf zu Radolf, verhält sich der friesische Name Gralf zu Graolf (Grauwolf); andre nehmen Metathesis des r an, für die es bei diesem Stamme an Beispielen zu mangeln scheint, und deuten aus Garleff. Eine andre, in der Sprache der Friesen weit verbreitete, mit einer Veränderung des Vokals verbundene Metathesis enthält der Name Garleff selbst, insofern er aus Garulf, Gerolf hervorgegangen ist.

(Schluß folgt.)

Zu Goethes Leipziger Studentenzeit.

Von G. Wustmann.

Besser noch als aus „Dichtung und Wahrheit“ sieht man aus einem kleinen unter die Theateraufsätze Goethes eingereihten Fragment (Hempel, Bd. 28, S. 623), von welcher Wichtigkeit für den jungen Studenten Goethe das Leipziger Theater gewesen ist. Gewiß das wichtigste aber unter seinen damaligen Theatererlebnissen war das, was er an die Spitze jenes Fragmentes stellt: daß gleich im ersten Jahre seines Leipziger Aufenthaltes dem Schauspiel, welches bis dahin in den Mauern der Stadt ein unstätes Wanderleben hatte führen müssen, durch die Freigebigkeit und Unternehmungslust eines kunstsinnigen Bürgers eine eigne bleibende Stätte bereitet wurde. „Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicherweise das Schauspiel neue Aufmunterung und Belebung.“ Im Oktober 1766 wurde das Leipziger Komödienhaus mit Elias Schlegels „Hermann“ festlich eröffnet.

Nicht sicher ist bisher der Tag dieser ersten Aufführung gewesen. Blümner (Geschichte des Leipziger Theaters, S. 131) meinte, die letzte Vorstellung, die Koch auf dem alten Schauplatze in Quandts Hofe gegeben habe, „müsse“ den 5. Oktober stattgefunden haben, und da in der Clodiusschen Schlußrede zu dieser Vorstellung die Eröffnung des neuen Hauses auf den folgenden Tag angekündigt wird, so hielt er den 6. Oktober für den Eröffnungstag. Dieser Vermutung steht die Angabe der Schauspielerin Caroline Schulze gegenüber, die in ihren von Uhde herausgegebenen Denkwürdigkeiten (Historisches Taschenbuch 1873, S. 401) aufs bestimmteste den 10. Oktober als den Eröffnungstag nennt. Gewiß ist dieser Widerspruch die Ursache, weshalb Düntzer, der sonst in seinem Leben Goethes mit so diariumsmäßiger Genauigkeit vorschreitet, in diesem Falle nichts andres zu sagen wagt, als die Eröffnung des neuen Theaters habe „anfangs Oktober“ stattgefunden (S. 74).

Uhde rühmt in der Einleitung zu den Denkwürdigkeiten der Caroline Schulze die oft überraschende Genauigkeit ihrer Aufzeichnungen. Auch der vorliegende Fall ist ein Beweis dafür: ihre Angabe ist die richtige, wie sich aus doppelter aktenmäßiger Quelle nachweisen läßt.

Im Leipziger Ratsarchiv befindet sich eine handschriftliche Chronik von Leipzig, welche in vier stattlichen Foliobänden die Jahre 1714—1771 umfaßt. Sie kündigt sich auf dem Titelblatte des ersten Bandes ausdrücklich als Fortsetzung der bekannten gedruckten Leipziger Chronik von J. J. Vogel an, die bis zum Jahre 1714 reicht; als Verfasser nennt sich der Universitätspedell und Notar Johann Salomon Riemer. Diese Chronik, die unter einem großen Haufen

von Spreu doch auch eine beträchtliche Menge wertvoller Mitteilungen enthält, ist bisher sogut wie nicht benutzt worden. Die wenigen, die etwas von ihrem Vorhandensein gewußt und in früherer Zeit gelegentlich die eine oder andre Notiz aus ihr geschöpft und veröffentlicht haben, haben stets (absichtlich oder unabsichtlich) unterlassen, ihren Aufbewahrungsort anzugeben, und so konnte es z. B. kommen, daß Spitta, als er vor einigen Jahren mit der Abfassung des zweiten Bandes seiner Biographie Johann Sebastian Bachs beschäftigt war und dabei auch durch verschiedene Spuren auf diese continuatio annalium Lipsiensium hingewiesen wurde, trotz wochenlanger Nachforschungen die gesuchte Quelle nicht auffand. Die vorhandenen Zitate schienen auf ein Druckwerk zu deuten. Als aller Bemühungen ungeachtet sich keines dergleichen nachweisen ließ, lag es am nächsten, an den auf der Leipziger Stadtbibliothek befindlichen Vogelschen Nachlaß zu denken. Aber auch hier war alles Suchen vergebens. Wo die Quelle in Wahrheit verborgen war, konnte niemand ahnen.*)

In dieser handschriftlichen Chronik nun ist unter dem 10. Oktober 1766 aufgezeichnet: „An eben diesem Tage wurde zum erstenmale Commoedie auf dem neuen Theater am Ranniſchen Thore auf der Pastey gehalten, die Comoed. wurde betitult Hermann."

Aber noch eine zweite, bessere Quelle liegt vor. Das Leipziger Ratsarchiv verwahrt auch zwei Aktenstücke aus den Jahren 1764 und 1765, das eine registrirt als: Acta, die von Hrn. Obristen George Rudolph von Fäsch gesuchte Überlaßung eines Platzes am Eingange des Schloßes alhier zu Anlegung eines Concert-Saales betr., das andre als: Acta, die gnädigst anbefohlene Übergebung der Ranstädter Bastey zu Anlegung eines Concert-Saales an Herrn Ingenieurs-Obristen George Rudolph Fäschen, und was dem anhängig, betr. Was nach den Aufschriften schwerlich jemand vermuten wird: diese beiden Aktenstücke enthalten die Entstehungsgeschichte des alten Leipziger Theatergebäudes.

Schon im August 1764 wandte sich der Oberst Fäsch an den damaligen Administrator Kursachsens, den Prinzen Xaver, mit der Bitte, ihm den vor dem Eingange in die Pleißenburg nach der Stadt zu gelegenen freien Platz zur Errichtung eines Konzerthauses zu schenken.**) Das Leipziger Kreisamt und der Leipziger Rat, die zur Begutachtung dieses Gesuches aufgefordert wurden, sprachen gegen die Bebauung dieses Platzes mancherlei Bedenken aus, namentlich fürchteten sie, daß, wenn auch bei dem beabsichtigten Bau ein Durchgang nach dem Burgthore gelassen würde, dennoch Verkehrsstörungen entstehen könnten, und so lehnte die Regierung das Gesuch Fäschs ab, forderte ihn aber auf, andre in

*) Der Verfasser dieser Mitteilungen ist damit beschäftigt, eine Auswahl der wertvollsten Notizen aus dem umfänglichen Werke durch den Druck zu veröffentlichen.

**) Die Bitte hat nichts auffälliges. Schon der verstorbene Kurfürst hatte alles an der Pleißenburg gegen die Stadt zu gelegene Areal zur Bebauung verschenkt. Nur dieses Stück war noch übrig.

fiskalischem Besitz befindliche Bauplätze in Vorschlag zu bringen. Fäsch kam dieser Aufforderung im Mai 1765 nach, schlug zwei andre Plätze vor, darunter die Rannische oder Ranstädter Bastei, die Regierung entschied sich für diese, und so gab Prinz Xaver am 29. August 1765 dem Rate Befehl, er möge den Obersten Fäsch diese Bastei sammt den Baumaterialien, aus denen sie aufgeführt sei, „erb- und eigenthümlich zu seiner freien Disposition und etwa gutfindenden Abtragung, auch anderweiten Bebauung übergeben und einräumen." Noch im Herbste desselben Jahres — wenige Tage nach Goethes Ankunft in Leipzig — wurde mit der Abtragung der Bastei begonnen. Plötzlich aber erscheint ein neuer Unternehmer und auch ein neuer Plan. Laut eines am 8. März 1766 vollzogenen und im Leipziger Stadtbuch eingetragenen Kontraktes trat Fäsch den ihm geschenkten Bauplatz an den Leipziger Bürger und Kaufmann Gottlieb Benedict Zemisch ab, und während bisher immer nur von einem Konzertsaale die Rede gewesen war, wurde nun der ursprüngliche Plan durch den umfassenderen eines Komödienhauses verdrängt, in das zugleich ein Konzertsaal mit eingebaut werden sollte, und schließlich blieb es gar bloß bei dem Komödienhause. Der Bau, Mitte April 1766 begonnen, wurde rasch gefördert, und in der Michaelismesse konnte die Eröffnung des neuen Theaters stattfinden.

In demselben Aktenstück nun, aus dem wir alle diese Einzelheiten entnehmen, ist auch ein vortrefflich erhaltenes Exemplar des ersten Theaterzettels aus dem neuen Hause eingeheftet. Da das Blatt wahrscheinlich ein Unikum ist, so ist es wohl gerechtfertigt, den Wortlaut desselben hier mitzuteilen. Der Zettel lautet, mit Hinweglassung der Eintrittspreise und der Schauspielpersonen, denen übrigens die Namen der Schauspieler nicht gegenübergedruckt sind:

„Mit gnädigster Erlaubniß | wird heute | von den | Churfürstl. Sächsischen | Hof-Comödianten | auf dem neuen Theater, | nach einer vorhergegangenen Rede in Versen | zum Erstenmale aufgeführet: | Herrmann. | Eine Tragödie in fünf Akten, und ein Originalstück in Versen vom Herrn Prof. Schlegel. | Darauf folgt ein Ballet: | von vergnügten Schäfern. | Den Beschluß macht: | Die unvermuthete Wiederkunft. | Eine Comödie des Herrn Regnard in einem Akte. | Der Anfang ist nach 5. Uhr. | Leipzig, Freytags, den 10. Oct. 1766. Heinrich Gottfried Koch."

Am Schlusse des Zettels, unter den Eintrittspreisen, steht noch folgende Bemerkung: „Man ist genöthiget sehr zu bitten: sich gütigst gefallen zu lassen, daß künftig unter währender Action kein Zutritt aufs Theater erlaubt werden kann, weil sowohl die Enge des Raums, als auch das Machinenwerk solches bey mehrmaliger Verwandelung wegen Verhinderung und zu besorgenden Schadens nicht gestattet; da überdieß noch der enge Raum zur Zeit zum Ankleiden muß gebraucht werden."

Die „barbarische Gewohnheit" also, die Zuschauer auf der Bühne zu dulden, die, wie Lessing in der Hamburgischen Drumaturgie (10. Stück) erwähnt, in Paris

schon 1748 durch die Aufführungen von Voltaires „Semiramis“ abgeschafft worden war, sich aber in den französischen Provinztheatern noch jahrelang hielt, 1759 auch von dem Knaben Goethe noch während der französischen Okkupation in Frankfurt auf dem französischen Theater „erlebt und mit Augen gesehen wurde“ (Dichtung und Wahrheit, 3. Buch), hatte sich in Leipzig bis 1766 erhalten und wurde erst mit der Eröffnung des neuen Hauses für immer beseitigt.

An diese Feststellung eines nicht unwichtigen Datums aus der deutschen Theatergeschichte möge gleich noch eine andre kleine Berichtigung angeschlossen sein. Goethe erzählt im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit,“ daß, als Oeser auf dem großen Boden des neuen Theaters am Theatervorhang gemalt habe, seine Schüler sich oft um ihn versammelt hätten, und daß er dem Meister bei dieser Gelegenheit die Aushängebogen von Wielands „Musarion“ vorgelesen habe. Oder wie er im siebenten Buche bei andrer Gelegenheit noch bestimmter sagt: „Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mitteilte.“

Schon Löper hat in seinem Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit“ richtig bemerkt, daß hier ein Gedächtnisfehler Goethes vorliegen müsse. Den Theatervorhang malte Oeser im Sommer 1766, die erste Ausgabe der „Musarion“ aber trägt die Jahreszahl 1768: sie wurde dem Verleger, Reich, erst im Sommer 1768 zur Durchsicht zugesandt und erschien jedenfalls zur Michaelismesse.*) Wenn also wirklich Goethe Oesern die Aushängebogen der Dichtung bei seiner Arbeit im Theater vorgelesen hat, so kann dies nur bei der Anfertigung von Dekorationen geschehen sein, wie sie Oeser in der Folge ebenfalls für das Theater herstellte. Nun fragt man sich aber doch: Wie kam Oeser zu den Aushängebogen von Wielands „Musarion“? Denn in Oesers, nicht in Goethes Händen haben wir sie uns nach Goethes eigner bestimmter Erzählung zuerst zu denken.**)

Die Sache erklärt sich wohl folgendermaßen. Oeser hatte für den Verleger Wielands, Reich, die Vignette zu dem Titelblatt der „Musarion“ geliefert. Dies Titelblatt bildet, wie es damals die Regel war, das erste Blatt des ersten Bogens, und so war es selbstverständlich, daß Reich Abzüge dieses Bogens und dann auch die weitern Aushängebogen Oesern zusandte. Natürlich mußte dieser die Dichtung vorher bereits aus dem Manuskript flüchtig kennen gelernt haben, wie hätte er sonst eine Szene daraus illustriren sollen? Trotzdem konnte er den Wunsch hegen, nach dem Drucke das Ganze nochmals bequem zu genießen.

*) Löper meint, zu Ostern. Vgl. jedoch K. Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. S. 31.

**) Biedermann (Goethe und Leipzig I, S. 86) dreht die Sache herum, wenn er schreibt: „Musarion äußerte eine lebhafte Wirkung auf ihn, und er beeilte sich, die Aushängebogen sofort seinem Lehrer Oeser vorzulegen.“ Auch Düntzer erzählt falsch (S. 88): „Reich teilte dem Genesenden [Goethe] die ersten Bogen des eben im Druck begriffenen Gedichts mit.“

Die Vignette ſtellt den Moment aus dem Anfange des zweiten Geſanges dar, wie Phanias in Begleitung der Muſarion ſich ſeinem Landhäuschen nähert und dort mit anſehen muß, wie ſeine beiden weiſen Freunde ſich am Boden wälzend ihre philoſophiſchen Überzeugungen mit Schlägen einander mitzuteilen bemüht ſind. Daß die Vignette in der That von Oefers Hand iſt, lehrt der erſte Blick. Auch zu der andern Dichtung Wielands, die gleichzeitig bei Reich erſchien, zum „Idris" — die Vorrede iſt datirt „B[iberach]. den 30. des Brachmonats 1768" — hat Oeſer die Titelvignette gezeichnet. Sie zeigt die Szene aus der 38. Strophe des erſten Geſanges, wo Idris im Bade von der ſchönen Nymphe überraſcht und beſtürmt wird, während ſein Pferd Raſpinette am Ufer graſt. In Dürrs Verzeichnis der Oeſerſchen Druckvignetten (Adam Friedrich Oeſer, S. 226) fehlt ſowohl die zum „Idris" wie die zur „Muſarion."*)

Die oben erwähnte handſchriftliche Chronik enthält noch manches, was zu Goethes Aufenthalt in Leipzig Beziehung hat. So berichtet ſie z. B., daß am 29. November 1765 „der weiſe Bär am Sperlings Berge Hr. Breitkopfen dem Buchdrucker gehörig mit solennitaeten unters Dach gebracht" worden ſei (die Grundſteinlegung hatte am 4. Mai in Gegenwart des kurfürſtlichen Hofes ſtattgefunden, der ſich damals in Leipzig aufhielt, die Univerſität und die Sammlungen beſichtigt und an dem genannten Tage auch der Breitkopfſchen Druckerei einen Beſuch abgeſtattet hatte); ſie erwähnt 1766 bei verſchiedenen Anläſſen einen der intimſten Jugendfreunde Goethes, den Dr. jur. Chriſtian Gottfried Hermann, den ſpätern Leipziger Bürgermeiſter; ſie giebt unterm 12. Dezember 1766, dem Todestage Gottſcheds, eine eingehende Darſtellung von dem äußern Lebensgange des Verſtorbenen; ſie erzählt, daß im Oktober 1767 zur Michaelismeſſe der kurfürſtliche Hof abermals Leipzig beſucht und eine Reihe akademiſcher Vorleſungen mit ſeinem Beſuche beehrt habe, führt auch die Themata dieſer Vorleſungen ſämmtlich auf; Clodius z. B. „laß eine critiſche Beurtheilung der Dichter vor," Böhme „handelte das Leben Henrici IV. Königs in Franckreich ab." Erneſti ſprach „von den Mitteln, der Gelehrſamkeit aufzuhelffen" und nannte unter den Hinderniſſen derſelben unter anderm „die Comoedien, das Concert, die Vernachläßigung des Privat Fleißes," Gellert endlich „redete von den Vorzügen der alten Schrifft Steller vor den neuen." Am ausführlichſten aber verbreitet ſich der Chroniſt über ein Ereignis aus den letzten Wochen von Goethes Leipziger Aufenthalt, über den Studententumult, mit deſſen Schilderung Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die Erzählung ſeiner Leipziger Studentenzeit abſchließt.

*) Auch die ſämmtlichen Illuſtrationen zu Wielands „Grazien" (Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1770) und zu Wielands „Neuem Amadis" (Ebda. 1771) ſind dem emſigen Oeſerſammler entgangen. Die ſieben Blätter zu den „Grazien" ſind von Geyſer, die achtzehn zum „Amadis" teils von Geyſer, teils von Stock geſtochen; gezeichnet ſind ſie alle von Oeſer. Vgl. übrigens Buchner, a. a. O. S. 48 und 51.

Nach unsrer Chronik handelte es sich dabei nicht um einen einmaligen Unfug, sondern um eine ganze Reihe von Exceſſen, die sich durch die Sommermonate des Jahres 1768 hinzogen. Den Anfang machte ein muthwilliger Streich, den eine Anzahl Studenten am Abend des 29. Juli verübt hatten, nachdem das Vogelschießen der Schützengeſellschaft mit dem üblichen Feuerwerk geschloſſen worden war.

„Da nun dieſes Vergnügen ein Ende hatte — erzählt der Chroniſt —, ſo giengen einige studiosi nach Plagwitz in die Geßneriſche Schencke, und wurde eine Studenten Wache vor dieſelbe geleget, und wann studenten hineinwolten, ſo von der Affaire nichts wuſten, wurden ſie in die andere Schencke zu gehen beordert, letztere iſt alsden ſo voll worden, daß kein Menſch mehr hineingehen können; Handwercks Purſche und ander liederlich Geſindel haben ſich reteriren müßen, und haben ſich die Purſche gantz ruhig gehalten. Nach 12. Uhr marchiren 200. Purſche in die Geßneriſche Schencke, wie aber die Wirthin ſiehet, daß die Purſche ſo ſtarck ankommen, entſpringet ſie mit ihrer Familie, unterdeßen aber zerſchmeißen die studenten alles was ihnen vorkommt, Krüge, Gläſer, Fenſter und den Ofen. Es kamen auch die Bauern der Schenckin zu Hülfe, welche aber durch 50. Studenten zurück getrieben worden. Wie alles ruiniret war, giengen die Purſche geruhig in die andere Schencke. Der Schaden wurde auf 80 rthl. aestimiret.

Den 31. als Sontags Abends giengen 50. bis 60. Studenten durch das Peters Thor, welche kein Thor Geld geben wolten, da kam es mit denen Stadt Soldaten zum Hand Gemenge, ein Soldat aber ſo die Wache hatte, wurde von denen Studenten auf den Peters Kirchhoff getragen, die Flinte genommen, und mit Schlägen übel tractiret, als bat er um ſeine Flinte, daß man ſie ihm geben ſolte, ſo haben die Studenten ſolche mit dem gröſten Ungeſtüm auf die Erde geworffen, und gieng alles nach Hauſe.

[Den dritten Auguſt] giengen 5 Studenten durch das Grimmiſche Thor, als daßelbe geſchloßen war, viere bezahlten das Thor Geld, Matern als das Haupt wolte ſolches nicht geben, ſondern wiederſetzte ſich der Wache, und entblößte den Degen. Wie die andern 4. dieſes hören, kamen ſie wieder zurück, der eine davon ſtach die Schildwache in die Hand, zwey entkamen, Matern und noch einer wurden ſogleich in die Hauptwache gebracht, und andern Tages durch die Pedells abgehohlet und auf das Carcer gebracht. Wie Matern ins Verhör kam, gab er 2. andere, ſo Anführer im Peters Thore geweſen ſeyn ſolten, an, welche Schießler und Seyfert waren, ſolche ließen Ihr. Magnif. der Hr. Rector auch gleich hohlen und ins Carcer ſetzen. Als dies geſchehen, wurde eine Wache von Stadt Soldaten an das Carcer in dem Zwinger geſtellt. Von dieſer Zeit an mußten 50. Mann Feld-Soldaten die Nacht hindurch ins Schloß auf das Piquet ziehen.

Den 11. war vor die Leipziger Academiſten ein trauriges Schauſpiel. Es hatte nehmlich der Lieutenant Oheim mit den Stadt Hauptman dem Kaufmanne

Hr. Frege, dieſen Tag die Wache. Letzterer ſchicket den Herrn Lieutenant 6 rthl. auf die Wache, mit vermelden, weil kein Defensioner mehr auf das Piquet ziehen wolte, ſo ſolte der Hr. Lieutenant den heutigen Piquet ein douceur machen, dieſer theilet das Geld ein, und wie ſie es bekommen hatten, ſo wurde es auch verſoffen. Als der Zapfenſtreich Abends ſeinen Anfang nahm, ſo giengen nicht alleine eine große Bedeckung von Stadt Soldaten mit, ſondern es wurden auch Patrollen ausgeſchickt, welche alle mit aufgeſteckten Pajonete aufziehen muſten. Die Studenten unterließen es deswegen doch nicht, ihren Zapfenſtreich mit einer kleinen Trommel zu ſchlagen. Als ſie an das Fürſten Hauß kamen, ſo gieng es von den Soldaten an ein hauen, ſchlagen und ſtechen, wem ſie antraffen, der bekam etwas davon, viere von denen studiosis brachten ſie mit gewaltigen Schlägen in die Wache, von den übrigen aber wurden einige plessirt, und mußten dabei auch welche unſchuldig mit leiden.

Den 19. ſind 9 studenten aus dem Carcer durch die Herren Comilitones, ſo tumults wegen und 4. Wochen gedauert hatte, zu ſitzen gekommen, parforce von dem Herrn Rectore Magnifico Herrn Hoffrath Boehmen loßgebethen und von 1500. studenten in Empfang genommen worden, welche nachgehends 6. Mann hoch durchs Grimmiſche Thor hinaus in den Kohl Garten zogen, und ſich eine Stunde luſtig machten, nachgehends wieder in der ſchönſten Ordnung um 7. Uhr mit Music hereinzogen, und dem Hrn. Rect. Magnifico ein frohes Vivat rufften, und von da auf den Marckt giengen und mit folgenden Worten: Es leben alle, die unſere Freyheit behauptet haben! beſchloßen und [ſich] geruhig mit guter Nacht Nehmung nach Hauſe begaben.

Den 27. war Hr. D. Samets Geburths-Tag, und ſeine Auditores brachten ihm ein Vivat unter Trompeten und Paucken Schall, dieſes wurde in der gröſten Ordnung und Ruhe zu Ende gebracht. Aber noch dieſen Abend rottirten ſich einige junge studenten zuſammen, dieſe ſchmißen Hrn. Fregen die Fenſter ein, und blieb alſo im erſten Stock nicht eine Scheibe gantz. Die Schaar Wache that nichts, als daß ſie Zuſchauer waren. Am eben denſelben Abend giengen 3. studenten durch das Ranſtädter Thor, zwey davon bezahlten das Thor Geld, der dritte aber, weil er kein Geld hatte, will ein Pfand geben. Dieſes wollen ſie im Thore nicht annehmen, es komt aber noch einer, dieſer höret den Streit und bezahlet, und wie er bezahlet hat, ſo ziehet er ſeinen Degen und ſticht den einen Soldaten durch die Hand und entſpringt, iſt auch glücklich davon gekommen, die erſten 3e aber ſind arretiret worden.

Den 28ten kamen 12. studenten aus den Kohlgarten und giengen durch das Grimmiſche Thor und bezahlten alle ihr Geld richtig, daß auch der Lieutenant zu ihnen ſagte: Meine Herren, ſie können in Gottes Nahmen gehen, es iſt alles richtig. Darauf ſagte der Unter Officier: Die Jungen können wohl ein wenig warten, bis ich das Geld durchgeſehen habe. Wie die Studenten dieſes höreten, giengen ſie in aller Stille zu dem Commendanten und erzehleten ihm, wie ihnen

der Unter Officier begegnet hatte, und verlangten diesfals Satisfaction, welche er ihnen auch verspricht.

Den folgenden Morgen als den 29ten gehen sie wieder zu dem Commendanten und erkundigen sich wegen der versprochenen Satisfaction. Da will er von nichts mehr wißen und spricht, er wolte sie schon abstraffen laßen.

An eben diesen Tage wurde die Raths-Wahl gehalten, und der Burgermeister Hr. Hoffrath Schubert hatte die Regierung angetreten. Dieserwegen wollten Ihm 2. junge studenten ein Solennes Vivat bringen und schlugen es an das schwartze Bret. Es wurde aber auf dem Marckte durch 200. nicht gebilliget, daß kein einziger mit gehen solte. Deßen ohngeachtet haben sich 50. studenten zusammen rottiret, diese giengen zu dem Burgermeister und rufften ein schlechtes Vivat. Wie sie fortgehen wollten, so kamen die Stadt Knechte mit ihren Stangen und trieben sie aus einander.

Diesen Nachmittag ruckten 50. Mann Feld Soldaten in das Peters Thor zu denen Stadt Soldaten auf die Wache."

So weit unsre Chronik. Der Rat hatte schon unterm 12. August durch Maueranschläge dazu aufgefordert, den polizeiwidrigen Unfug einzustellen. Am 31. August veröffentlichte der Rektor der Universität einen von dem Prinzen Xaver an die Professoren gerichteten Erlaß, den er mit Bitten und Beschwörungen in lateinischer Zunge begleitete, nachdem schon tags zuvor eine kurfürstliche Kommission von Dresden eingetroffen war, die zur Untersuchung und Bestrafung der Ausschreitungen abgesandt war. Die Kommissarien entledigten sich ihres Auftrages in den ersten Septembertagen, und am 7. September kann der Chronist berichten: „Die Ruhe und Ordnung ist wieder hergestellt, und hoffet man selbige durch die genommenen Maaßregeln auch in der Folge zu erhalten." Am 5. Oktober kehrte die Kommission nach Dresden zurück, und ein vom 28. Oktober datirter Erlaß an die Studentenschaft, vom Rektor wieder mit einigen beweglichen lateinischen Zusätzen begleitet, machte den Schluß dieser denkwürdigen Ereignisse.

Vergleicht man die Aufzeichnungen unsrer Chronik mit Goethes Darstellung, so sieht man, daß ihm vor allem die Episode in der Erinnerung geblieben war, die er selbst mit angesehen hatte: der Angriff auf das Fregische Haus; alles übrige hat er in eine Art von poetischem Extrakt zusammengefaßt. Auch die Ursache der studentischen Erbitterung auf Frege hatte er im Gedächtnis behalten. Denn wenn er schreibt, man habe erzählt, „es hätten angesehene Personen wegen tapferen Widerstandes die Obsiegenden gelobt und belohnt," so giebt er augenscheinlich ein Gerücht wieder, das sich infolge der aus Freges Tasche an die Stadtsoldaten gelangten Geldspende gebildet hatte.

Noch eine Zugabe. Sie betrifft ein Erzeugnis studentischen Witzes, das zwar erst einige Jahre nach Goethes Weggange von Leipzig entstanden ist, aber doch mit ein paar Kleinigkeiten aus seinen eignen Mitteilungen sich berührt.

Zu Anfang des Sommerſemeſters 1773 wurde in den Leipziger Studentenkreiſen unter dem Titel „Leipziger Studentengeographie“ ein in Kupfer geſtochener Plan von Leipzig und Umgegend kolportirt, an den ein ebenfalls in Kupfer geſtochenes Textblatt angebogen war, welches über die um die Stadt herumliegenden Ortſchaften allerhand Winke für die neuangekommene ſtudirende Jugend enthielt. Das Opus erregte Anſtoß. Daß unter dem Plane von Leipzig die verfängliche Strophe zu leſen war:

Die Lage einer fremden Gegend kennen,
Der Städte Pracht und ihre Nahmen nennen,
Iſt nichts, iſt bloße Theorie;
Allein in Städten hübſche Mädchen küſſen,
Des Dorffes Bier und ſeine Stärke wiſſen,
Iſt practiſche Geographie —

hätte hingehen mögen; allein die Bemerkungen über einzelne der um Leipzig liegenden Dörfer und die dort befindlichen Wirtſchaften waren zu laſterhafter Natur, als daß ſie nicht den Zorn der Zenſurbehörde, der hohen „Bücherkommiſſion,“ hätten erregen ſollen. Der Kupferdrucker Kupfer, der das Avertissement der „Geographie“ in die Zeitungen hatte rücken laſſen, wurde daher vorgefordert, leugnete aber, das Opus ſelbſt gedruckt zu haben; es ſei ihm aus Halle zum Vertrieb zugeſchickt worden, wie er durch den ebendaher erhaltenen Brief darthun könne. Als er jedoch aufgefordert wurde, dieſen Brief unverweilt einzureichen, geſtand er, daß die „Studentengeographie“ von ihm ſelbſt gedruckt und kolorirt worden ſei. Was auf den Platten ſtünde, habe er aus verſchiedenen Stammbüchern genommen, und „die Kupferſtecherin, die Philippin alhier“ habe die Platten in ſeinem Auftrage geſtochen.*) Darauf mußte er die beiden Platten und alle noch vorhandenen Abdrücke abliefern, und der Leipziger Rat berichtete über den Vorfall an das Oberkonſiſtorium nach Dresden. Dieſes verlangte die ungeſäumte Zuſendung der Kupferplatten und aller Abdrücke, ſowie die Ausforſchung und Beſtrafung des Verfaſſers, und da die Kupferſtecher und Kupferdrucker, wie der Adreßkalender auswies, zum großen Teil in den akademiſchen Kollegien wohnten, ſo wurde den Kuratoren der Kollegien die ſtrengſte Aufſicht über dieſe Leute eingeſchärft. Der Rat nahm darauf die Unterſuchung wieder auf, und es zeigte ſich, daß der junge Maler und stud. math. Capieux, der an der Oeſerſchen Akademie Zeichenunterricht erteilte, die Zeichnung zu den Kupferplatten geliefert, dieſelbe aber einem Studentenſtammbuch entlehnt hatte, welches er bei dem Leipziger Innungsmaler Schiele geſehen, der ein Stammbuchblatt in dem Buche hatte malen ſollen. Zu guter letzt wurde noch der Eigen-

*) Johanna Dorothea Philippi, geb. Syſang, eine damals vielbeſchäftigte Leipziger Kupferſtecherin.

tümer des Stammbuches ſelbſt ermittelt, die „Studentengeographie“ mit philologiſcher Akribie mit den betreffenden Blättern des Stammbuches kollationirt, und dabei zeigte ſich denn allerdings, daß beide im weſentlichen mit einander übereinſtimmten. Nur bei dem Dorfe Eutritzſch, wo im Stammbuche als ehemaliger hospes der „ſelige Hendel“ genannt war, hatte Capieux dafür den „ſeligen Gieske“ eingeſetzt, weil „niemals ein Hendel in Eutritzſch geweſen ſei.“ Als Dichter aber der oben angeführten klaſſiſchen Strophe und als Erfinder der ganzen „Studentengeographie“ hatte ſich in dem Stammbuche ein stud. theol. Werner genannt; unter der Strophe ſtand noch der ſchwungvolle Zuſatz: „Beſter Herr Bruder! Dieſes ſey das Denckmahl der feſteſten Freundſchafft, welche wir in dieſer Zauber Flur in dem ſchönen Pleis Athen errichteten. Leipzig d. 20. Novbr. 1770.“ Hiermit wurde die Unterſuchung geſchloſſen, und die Bücherkommiſſion berichtete nochmals nach Dresden, worauf Kupfer und Capieux zu einer Geldſtrafe verurteilt wurden.

Die Dörfer, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ als Zielpunkte ſeiner Leipziger Spaziergänge nennt, befinden ſich natürlich ſämmtlich auf der „Studentengeographie,“ ſämmtlich mit kurzen, für den Neuling lehrreichen Zuſätzen. Von Raſchwitz heißt es: „Ein gantz angenehmer Ort, man frage die Lohnkutſcher darum,“ von Gohlis: „Merſeburger — — Die nützliche Pflanze der Gelehrſamkeit wird hier von den vielen Knoten-Unkraut erſtikt. Schade genug — —.“ Bei den Kohlgärten von Reudnitz iſt bemerkt: „Eine immerflüßende Quelle und Erquikung grundtriebiger Kuchenmuſen — Die Caravanen dahin ſind bekannt — —,“ beim Roſenthal: „Die ſchönſte Promenade um Leipzig. Freylich giebt es auch viele moraliſche Eber darinnen, doch dafür kan das gute Roſenthal nicht — —.“

Daß auch der junge Goethe gelegentlich als „grundtriebige Kuchenmuſe“ nach Reudnitz gepilgert iſt, und wie er dort den Kuchenbäcker Hendel — den das erwähnte Stammbuch irrtümlich nach Eutritzſch verſetzt hatte — in einer parodiſtiſchen Ode gefeiert hat, iſt allbekannt. Die „Studentengeographie“ zeigt nun auch, wo das böſe Merſeburger geſchenkt wurde, dem er einen Hauptteil der Schuld an ſeiner ſchweren Erkrankung in Leipzig zuſchob.

Die Klaviermuſik ſeit Robert Schumann.

Von Hermann Kretzſchmar.

(Schluß.)

Unter der Zahl der Virtuoſenkomponiſten ſind noch J. Winiawski und J. Wielhorski bemerkenswert, jener durch den Enthuſiasmus, in welchen ihn das Geflatter der eignen Töne zu verſetzen ſcheint, dieſer durch die natürlich weiche Stimmung ſeiner Bagatellen. Einer der fleißigſten aus dieſer Klaſſe, Rudolph Wilmers, iſt heute total veraltet. Seine Kompoſitionen ſind plump überladen, mattherzig, haben keinen Geiſt und kein Ende. Selten, daß man ihn einmal bei einem vornehmeren Gedanken trifft wie in der Etude de Concert (op. 105). Dasſelbe Schickſal wie Wilmers' Kompoſitionen haben auch die von Hans Seeling erfahren, deſſen zu ihrer Zeit pikante Harmonien heute jede Spitze eingebüßt haben. Uns will es heute unbegreiflich erſcheinen, wie dieſes ſtumpfe Talent mit ſeinen ewigen zweitaktigen Perioden jemals für einen poetiſchen Kopf gelten konnte, wie man ihn, der beſtenfalls Mendelsſohn oder Schumann zitirt, für originell halten konnte. Littolf, der in der Orcheſterkompoſition eine Zeit lang als Revolutionär galt, zeigt ſich in ſeinen virtuoſen Salonkompoſitionen für das Klavier ſehr zahm, ſchmachtend und mitunter geſchmacklos. Nur das Phantaſtiſche ſcheint ihn wirklich etwas aufzurütteln. Intereſſant iſt z. B. ſein Scherzo (op. 115), ein wie ein Irrlicht hin- und hertänzelnder, nirgends faßbarer Satz, und die Walpurgisnacht, ein wildes und rohes, aber doch von wirklicher Kraft erfülltes Stück. Leſchetizky ſteht auf der Grenze des Zuläſſigen. Einzelne muſikaliſche wertvolle Züge und ab und zu ein poetiſcher Brocken verraten, daß er etwas Gutes könnte.

Einer der beſten Komponiſten im virtuoſen Salonfache iſt Theodor Kullack. Mit ſeinen Oktavetüden als guter Muſiker und Pädagog weit und breit dokumentirt, hat er auch in den brillanten Kleinigkeiten, die ab und zu aus ſeiner Feder kamen, meiſt einen Zug von Größe und Nobleſſe behalten. Er erſcheint wie ein Mann, der den Kindern zu Liebe einmal mit Fangball ſpielt. Er wirft aber in Kraft und Übermut einige Längen weiter als die andern. Einzelne ſeiner feinen Salonſachen, wie die Danaides, Sylphides, das friſche, kecke, launige Prelude et Scherzo, die Shéhezerade gehören zu dem beſten der Gattung und können mit den Werken Hellers verglichen werden. Oft genug allerdings verfällt auch er der landläufigen Sentimentalität, welche für die Salon- und Theemuſik nun einmal kanoniſch zu ſein ſcheint.

Unter den unmittelbaren Schülern Liſzts ſind zwei dem Geiſt ihres Meiſters in ihren eignen Klavierkompoſitionen am meiſten getreu geblieben: Hans von Bülow und Carl Tauſig, beide unter den Pianiſten des neunzehnten Jahrhunderts Größen erſten Ranges. Die bedeutendſte von Bülows Klavierkompoſitionen iſt ſeine „Ballade," ein ſchwermütig grübleriſcher Phantaſieerguß, dem heimlich das vielverarbeitete Motto Per aspera ad astra zu Grunde zu liegen ſcheint. Aus ihr ſpricht ein höherer und kräftiger Geiſt. Die Mehrzahl von Bülows Klavierkompoſitionen entbehrt der individuellen Phyſiognomie. Zum Teil hängen ſie ſtark an Schumannſchen Schößen, wie der Valse de l'Ingénu (op. 18), der wie eine endloſe Umſchreibung eines Davidsbündlertanzes erſcheint — „Euſebius zuckt es um die Lippen" —, zum andern Teile ſtehen ſie auf einer überraſchend harmloſen Kunſtſtufe, von der ſich der Autor nur vorübergehend flüchtig erhebt, um einen feineren Muſiker und eine kräftigere Natur ſehen zu laſſen. In die letztere Kategorie ſchlägt eine der umfangreichſten von Bülows Klavierkompoſitionen: der Carnevalo di Milano (op. 21), eine loſe Sammlung von Polkas, Mazurken, Tarantellen, Walzern, die alle, wenn auch nicht eigentümlich, ſo doch lebendig gehalten ſind. Intereſſant durch die echt italieniſche Färbung ſind die eingeſtreuten Intermezzi.

Tauſig hatte von der Natur für den Komponiſtenberuf eine nicht zu verachtende Portion von Befähigung erhalten, die aber entweder gar nicht oder nicht zur rechten Zeit zur Ausbildung gelangte. Seine Klavierſtücke zeigen ein ungewöhnliches Talent, Themen von Charakter und faßbarer Stimmung zu erfinden; eins der ſchönſten, eigen und einfach, eröffnet ſeine große „Phantaſie." Aus glücklichen Anfängen aber ebenſogut weiterzukommen, hat er nicht erreicht. Das abgerundetſte und erfreulichſte, was von ihm vorliegt, ſind die Nouvelles Soirées de Vienne, in denen hübſche Straußſche Walzer von allem möglichen Schabernack einer ausgelaſſenen Phantaſie verfolgt werden.

Der Liſztſchen Richtung gehören der Form nach zum Teil die Klavierkompoſitionen von Hans von Bronſart an. Ganz in dem Stile der „ſymphoniſchen Dichtung" iſt z. B. die „Meluſine" gehalten. In manchen ſeiner Klavierſachen tritt aber Bronſart ſelbſtändig auf und zeigt ſich da als eine durch männliches Pathos ausgezeichnete Natur. In ſeinen „Nachklängen aus der Jugendzeit" ſtehen unter den Titeln „Elegie" und „Viſion" zwei in dieſer Hinſicht hochbedeutende Nummern. Theodor Ratzenberger, ein andrer Schüler Liſzts, der viel für Klavier komponirt hat, bleibt in der Regel im gewöhnlichen Geleiſe und rekapitulirt Reminiſcenzen. Zuweilen aber, wenn ihn der Geiſt des Virtuoſen überkommt, ſpielt er ſich über hausbackene Einfälle in Schwung. Über etliche Liſztſche Schüler, die als Virtuoſen Anſehen genießen, kann man ſich nicht genug wundern, wie ſchlecht ſie komponiren, ſelbſt über L. Braſſin. Das Stümperhafteſte hat R. Joſefy mit einem „Abendlied" geleiſtet.

Ehe wir uns der Schlußgruppe, den bedeutendsten Klavierkomponisten des letzten Jahrzehnts, zuwenden, ist noch einer Reihe von Männern zu gedenken, die auf dem Gebiete der Klavierkomposition eigentlich nur Gastrollen gegeben haben. Es sind unter ihnen etliche unsrer berufensten Tonsetzer, Männer, die in andern Gattungen der Komposition ihren Ruf begründet haben und als spezielle Klavierkomponisten weniger beachtet werden, obwohl sie das in hohem Grade verdienen.

In erster Linie sind hier Kiel und Rheinberger zu nennen. Kiel, auf dem Gebiete der Ensemblemusik für Klavier bekannt und von allen gediegnen Musikfreunden gern aufgesucht, hat auch für das Klaviersolo eine Reihe von Kompositionen geschrieben, die ihn als eine originelle, abgeschlossene Natur zeigen. Wir verehren ihn als Verfasser einer „Tarantella“ (op. 27), die sich durch die großen Schritte auszeichnet, mit welchen hier der Salon durcheilt wird, und als Komponisten eines Notturno, das so knapp geschrieben ist, wie es nur die gute Sitte irgend erlaubt. Höchst interessant sind unter Kiels Klavierkompositionen die Hefte op. 28 und 36. Jenes bringt eine Suite, deren erste Nummer eine einsätzige Sonate bildet. Sie ist als ein Beitrag zur Entwicklung neuer Formen sehr merkwürdig und auf ihren musikalischen Inhalt angesehen ein sehr reiches, lebendiges Stück. Das Scherzoso waltet vor und ist mit Beethovenscher Frische und Geradheit ausgedrückt. In op. 36 erblicken wir einen der erfreulichsten Beweise, daß Bachs Wesen und Art wieder in die neue Klaviermusik einziehen wird. Es sind drei Giguen, gesunde Nachkommen einer vor Alters hochbeliebten Tonfamilie, von der wir nur wünschen können, daß sie in der gegenwärtigen Klavierkomposition wieder aufstehe. Es giebt keine bessere Abwehr gegen melancholische und sentimentale Strömungen, als wie sie das frische Geschlecht der Giguen bietet, und für launiges Gezänk, anmutige Neckerei eignet sich keine Form besser als dieser fugirte Sechsachteltakt. Wenn die Giguen wieder aufkämen, so hätte es auch noch das Gute, daß diejenigen, die welche schreiben wollten, doch etliches Solide zuvor lernen müßten.

Zu dem Kapitel „Geographische Klaviermusik“ hat Kiel in seinem op. 38 einen der freundlichsten Beiträge geliefert. Das Heft heißt „Reiseerinnerungen“ und führt uns zunächst nach Venedig, wo wir Rudertakt und die Terzen des Stanzengesanges zu hören bekommen. Von da geht es an den Comer-See, wo wieder der Kahn ruhig dahintreibt. Im glatten Gleiten kommt dem Komponisten eine wunderschön träumerische Melodie von höchster Einfachheit. Die Reise schließt in Brienz bei Jodlerklang und Alpentanz; der Maestro jauchzt mit drein.

Rheinbergers Klavierkompositionen finden sich zuweilen auf den Konzertzetteln und sind durchschnittlich bekannter als die von Kiel, im ganzen aber auch nicht so sehr, wie sie verdienen. Möchten seine Erfolge so sein, daß sie den Komponisten veranlaßten, dieses Feld mehr zu kultiviren. Es wachsen nun

einmal auf ihm bei dem heutigen Stande der musikalischen Erziehung die wichtigsten und begehrtesten Früchte. Daher müssen sich alle guten Geister hier zusammenschaaren, wenn das Feld nicht dem Verderben anheimfallen soll.

Rheinberger erscheint zunächst als ein Virtuos der Form, als einer der wenigen Künstler, denen der Kontrapunkt und die hohe Technik der Kunst ein Spiel und eine Lust ist. Die Gedanken wachsen ihm, während er sie unter den Händen hält, und herbe Motive beginnen zu grünen und zu blühen, wenn er sie einmal fest an sich gezogen. Er darf sich einen trocknen Anfang und strenge Aufgaben erlauben, weil er der großen Kombinationen sicher ist. Es ist imposant, wie er ein Stück ins andre zieht, auf früheres zurücklenkt und in der Form den Geist anregt. Zweistimmige Fugen schön zu schreiben, mit interessantem Inhalt zu füllen, hinreißend und warm zu schließen ist keine Kleinigkeit — Rheinberger bewegt sich in dieser Form so frei wie in einem Liede ohne Worte. Viel gepflegt hat er auch die Variationenform und die der Etüde. Von seinen Phantasiestücken erregten die reizenden Nummern „Im Walde" zuerst Gefallen. Das Terrain aber, wo sich seine Phantasie am reichsten und von allen Seiten zeigt, scheint das des Kapriziösen zu sein. Namentlich sein op. 43 ist ein Meisterstück dieser Gattung.

Als weitre Gäste in der Klaviermusik sind von anerkannten Tonsetzern ferner noch zu nennen: Bruch, Gernsheim, Goldmark und J. Brüll. Der erstere hat leider nicht viel für Klavier geschrieben, und dieses wenige ist nicht alles gleich gut. In seinem op. 12 stehen aber zwei Nummern in B-dur und D-moll, die in schlagender Erfindung Schwärmerei eines glücklichen Gemütes malen und mit echtestem musikalischen Blute durchgeführt sind. Gernsheim hat außer Phantasiestücken auch Variationen und andre Klavierkompositionen großer Form veröffentlicht, die für das große Publikum etwas zu zurückhaltend sind. Goldmark verrät als Klavierkomponist namentlich in „Sturm und Drang" eine starke Neigung zu Meyerbeers schlechten Seiten. Unter dem Streben nach ganz absonderlichen Wirkungen stellt sich aber auch mancher echte und eigene Naturklang ein, der dem Komponisten der Sakuntala-Ouvertüre aufs Konto kommt.

Auch Joseph Brambach, der durch größere Kompositionen für Chor und Orchester bekannt geworden ist, hat eine Reihe von Klavierwerken geschrieben, in denen sich ein Mann von Bildung, gründlicher Musikerfahrung und eine tiefere Natur zeigt. Seine „Novelletten„ namentlich lohnen das Aufsuchen. Es sind das Stücke von natürlicher Fertigkeit und Schwung. Die erste „Im humoristischen Ton" und ein Trauermarsch sind sein Bestes. Endlich ist in dieser Rubrik S. Jadassohn als geschickter Eklektiker zu nennen.

Sehr unrecht würde es sein, unter den bedeutendsten neueren Klavierkomponisten nicht Adolph Jensen zu erwähnen. Im Klavier ist er zwar nicht zu einer gleichen Position gelangt wie im Liede; dennoch war er glücklicher als z. B. Carl Löwe, der auf diesem Felde nur blanke Niederlagen

erlebte. Jensens hübscheste Klavierstücke stehen in den „Wanderbildern," einem Cyklus, den jugendlicher Frohsinn und glückliche Stimmung durchwehen. Da ist noch alles frisch und natürlich und wenig von der kranken Süßlichkeit und Sentimentalität, die sich später bei dem leidenden Künstler zur Manie ausbildete. Die beiden Nummern „Mühle" und „Frohsinn im Dorfe" erinnern an die Naivetät und die leichte Hand Franz Schuberts. Auch in den „Innern Stimmen" und in den „Romantischen Studien" stehen frische Bilder, wie die Humoreske „Im Walde" mit dem verworrenen Hörnerklang und das „Jagdstück" mit der Hundehetze, intime Poesie, wie „Stille Liebe," „Schwermut" und „Nachklang." Mit größern Formen wollte es Jensen nicht glücken. Seine Sonate (op. 24) bewegt sich in teilweise sehr mühsamen Übergängen von einem Schumannschen Gedankenschnitzel zum andern. Reich, aber einseitig begabt, hatte er die rechte Zeit versäumt, zu einem selbständigen Stile durchzudringen. Erst in Schumannschen, dann in Chopinschen Banden, verfiel er später Wagner und dessen Pathos und Dissonanzen, und das Schmachten und Winden wurde immer ärger. Daß er den Weg suchte zur Freiheit, zeigt auch ein Gang durch seine Klavierkompositionen. Lehrreich ist in dieser Beziehung das Heft „Sturm und Drang," ein Cyklus, der im Inhalt reizlos und arm, in der Form einer Sonate gleicht. Im letzten Satze wird nach dem Muster der neunten Symphonie von Beethoven ein rhetorischer Rückblick veranstaltet. Die „Idyllen," Randzeichnungen zu Stellen griechischer Dichter, sind seine letzten Klavierkompositionen. Phantasie und Stimmung versagen hier schon vollständig, tastend sucht sich der gequälte Komponist das Nötige zusammen. Ein Rest von Genialität spricht aber trotzdem noch aus diesen Skizzen!

Die Klavierkomposition der letzten zehn oder zwölf Jahre zeigt insofern eine neue Wendung, als Deutschland nicht mehr allein und ausschließlich das Wort führt. Vier Künstler, die an der Spitze der jüngsten Klavierkomposition stehen, sind hier zu nennen: Grieg, Tschaikowsky, Dvortschak und Saint-Saens, ein Norweger, ein Russe, ein Böhme, ein Franzose.

In verschiedenem Grade Vertreter nationaler Musikelemente, sind sie alle gleich gut ausgebildete Musiker. Es entspricht dem Anciennetätsverhältnisse, daß Saint-Saens (geboren 1835) auch an Reife voransteht. Er genoß, mit dem empfänglichsten Musiksinn geboren, frühzeitig die beste musikalische Erziehung und spielte zu einer Zeit, wo andre Kinder noch mit den Buchstaben kämpfen, bereits Bachs „Wohltemperirtes Klavier" par cœur. Alte Musikzeitungen bringen die wunderbarsten Notizen über ihn. „Vierjährig improvisirte er die schönsten Walzer." Als Wagner 1860 für eine Sängerin der Großen Oper eine neue Szene im „Tannhäuser" komponirt hatte, begleitete sie der junge Saint-Saens nicht bloß prima vista aus der Partitur, sondern transponirte auch ohne Stocken das verwickelte Stück in die von der Sängerin verlangte Tonart. Diese vorzügliche Schule ist es, welche auch seinen Klavierkompositionen allen einen

zuverlässigen Halt giebt; sie bietet einen Widerpart gegen barocke Exzesse, vor denen seine Phantasie nicht sicher ist. Namentlich seine heitern Kompositionen bereiten einen großen Genuß. Hier trifft man am meisten Französisches: eine Fülle von pikanten Wendungen und die Kunst, an und für sich harmlose und einfache Dinge in einer Beleuchtungsart darzustellen, für welche es kein andres Wort als esprit giebt. Seiner Jugendliebe zu Bach ist Saint-Saens in seinen Klavierkompositionen treu geblieben und pflegt ihr in manchem Stücke alter Form Ausdruck zu geben. Bekannt ist seine gravitätische „Gavotte."

Saint-Saens ist unter den gegenwärtigen Klavierkomponisten in Frankreich der hervorragendste, aber nicht der einzige bedeutende. Die französische Klavierschule, zur Zeit Couperins auf dem Gebiete der Klavierornamentik tonangebend, hat nie aufgehört, mit der Entwicklung der Spielkunst und der Komposition Schritt zu halten. Die letztere erhielt von ihr wichtige Impulse für die Ausbildung des virtuosen Stiles. An der Arbeit der romantischen Periode beteiligten sich hervorragend zwei Franzosen: Cesar Auguste Franck (geb. 1822) und Charles Valentin Alkan (geb. 1813). Der letztere gab an Kühnheit und Originalität seinem Landsmann Berlioz nichts nach und ist wie dieser oft mit den verschiednen Breughels der niederländischen Malerschule verglichen worden. In der Etüdenkomposition hat sich gleichfalls ein Franzose ausgezeichnet: Argenton, dessen Etudes poétiques die technisch schwierigsten Probleme mit der freundlichsten Miene und in einfach gehaltvoller Weise entwickeln. Bei allen diesen französischen Klavierkomponisten tritt jedoch das spezifisch nationale Element nur wenig hervor; stärker geschieht dies schon bei Tschaikowsky, und am stärksten bei Dvortschak und bei Grieg.

Tschaikowsky hat elf Klavierhefte veröffentlicht, welche idealisirte Tänze, Humoresken, Lieder ohne Worte und andre Musikstücke genrehaften Charakters enthalten. An Reichtum und Mannichfaltigkeit des Talentes bleibt er hinter Rubinstein, den die Russen ja ebenfalls zur Hälfte als den ihrigen reklamiren, zurück. Er übertrifft ihn aber an Haltung und Sicherheit und kann sich in den Künsten der Kompositionstechnik getrost mit ihm messen. An dieser hat er sichtlich seine große Freude und bringt gerne einen basso ostinato und andre Handgriffe des gewiegten Kontrapunktikers ostensibel an. Diese Neigung entspringt bei ihm weniger der Pedanterie als dem Übermute, der einen Zug in seinem Wesen bildet. Er erinnert darin an Rossini, dessen lustiges Gelächter zuweilen in Tschaikowskys Kompositionen wiederklingt. Tschaikowsky ist eine lebenslustige, kraftvolle, gesunde Natur. Seine Schwächen sind nicht die des Salonmannes, sondern Unarten des Sohnes aus dem Volke. Niemals verfällt er in Schwulst, aber zuweilen in zu ungenirte Gemütlichkeit und ins Triviale. Selbst in den Augenblicken aber, wo der Mangel an vollendetem Geschmack hervortritt, bleibt er nur selten Proben von musikalischer Originalität schuldig und schwingt sich oft genug plötzlich wieder in die höhere Sphäre der genialen Natur auf. Na-

tionalweisen streut er in seine Kompositionen nur als Episoden ein, und das Lob spezifisch russischer Musiktendenzen, welches ihm wiederholt gemacht worden ist, dürfte er selbst wenig beanspruchen. Sogar in Klavierstücken deskriptiver Natur, wo nationale Vorwürfe sich gut anbringen ließen, macht er von dieser Gelegenheit keinen Gebrauch. In seinem op. 37, welches in 12 Nummern die Jahreszeiten schildert, verläuft alles so normal wie in Pommern. Daß der Komponist den Gegenstand als Russe behandelt, kann man höchstens am Mai und am November merken. Jenen charakterisirt er durch „helle Nächte," diesen durch eine „Troika-Fahrt."

Mit unverkennbarer Entschiedenheit betont Anton Dvortschak als Komponist seine Nationalität. Der Künstler in ihm ist achtungswert; aber er würde nicht hingereicht haben, auf den böhmischen Komponisten das Augenmerk zu richten, wenn er nicht eine so innige Verbindung mit dem unverfälschten Musikanten eingegangen wäre, mit dem Spielmann, der des Sonntags unter der Linde und auf dem Tanzboden die Geige streicht fürs Volk. Die „Slavischen Tänze" für das Pianoforte zu vier Händen — für welches sie übrigens nicht komponirt sind, wie man erfährt, wenn man sie vom Orchester hört —, mit denen Dvortschak zuerst Aufsehen erreichte, kamen in die rechte Zeit, in die Periode, wo man über der Klaviermusik ganz vergessen konnte, daß es noch Fröhlichkeit im Lande giebt und lustige Menschen, die sich beim Klang der Fiedel glücklich wie im Himmel fühlen. Den „Slavischen Tänzen" ließ Dvortschak später Kompositionen für Klaviersolo folgen, aus denen wir namentlich ein Heft Walzer hervorheben, darunter manche kecke Nummer, in der mit beiden Füßen zugleich dreingesprungen wird. Von der Rasse der besten „slavischen Tänze" enthalten auch die „Furiante" die eine und die andre Probe, zugleich auch von jener Mischung von Frische und Banalität, welche die Eigenart des böhmischen Komponisten kennzeichnet. Wo er den nationalen Boden verläßt, verliert er an Interesse. Bei seinen „Silhouetten" für Klavier (op. 8) fragt man: Was ist denn silhouettirt? In zwei Nummern scheinen Meyerbeer und Chopin gemeint zu sein.

Slavische Tänze wurden bereits zu Anfange dieses Jahrhunderts den Kunstkreisen vorgezeigt. Die Allgemeine musikalische Zeitung gab davon in einem ihrer ersten Bände Proben, ohne damit ein weiteres Interesse zu erregen. Erst als die romantische Strömung auch die Musik ergriffen hatte, tauchte man ein in die musikalischen Sonderschätze der einzelnen Volksstämme. Vom Jahre 1840 ab fangen die Kataloge an, die Spuren solcher Entdeckungsreisen aufzuzeigen. Einzelne Klavierkomponisten richten ihren geschäftigen Sinn auf den neuen Beuteort. Der oben schon erwähnte Pianist R. Willmers z. B. kredenzt da eine ganze musikalische Länderkarte; er hat das ganze vielstämmige Österreich durchkomponirt vom Erzgebirge bis zur Adria. Auch die Rumänen sind mit einer Phantasie bedacht. Heute stehen wir noch mitten in diesem Prozesse, der wohl das Gute haben kann, einer zeitweilig ermatteten Kunst neue Lebenssäfte

zuzuführen. Einzelner dieſer nationalen Getränke fangen wir allerdings bereits an überdrüſſig zu werden. Der Geſchmack an dem kräftigſten derſelben, dem ungariſchen, iſt uns durch die Menge falſcher Fabrikate faſt ganz verdorben worden. Was insbeſondre die ſlaviſche Muſik betrifft, ſo wohnt ihr im Vergleich zu den andern nationalen Muſikweiſen vielleicht die geringſte Lebenskraft inne. Sie hat in ihren kurzen, überſtürzenden Rhythmen etwas ungemein lebendiges, friſch naives, aber auch beſchränktes. Neben Dvorſchak iſt von böhmiſchen Klavierkomponiſten noch F. Smetano zu erwähnen, der ſich aber mit ſeinen „Albumblättern“ mehr als ſein jüngerer Landsmann auf der Hauptſtraße der Kunſt hält.

Das Skandinaviſche war in der Klaviermuſik ſchon zu Schumanns Zeit vertreten, am bedeutendſten durch Niels Gade. Bei ihm iſt das nationale Element aber nur angedeutet, in das Ganze mit allerkleinſten Fäden eingewebt, die Ton und Kolorit ſeiner Klavierkompoſition eigentümlich nüanciren; gelegentlich ſpricht es auch aus der herben Haltung der einzelnen Stücke und aus der Wahl der Stoffe. Gade ſtand noch unter dem Einfluſſe einer Kunſtanſchauung, nach welcher Reichtum und Schönheit höher ſteht als Eigenart. Aus dieſer Reſerve führte Eduard Grieg die „nordiſche Muſik“ heraus. Er folgt mehr einem realiſtiſchen Glaubensbekenntniſſe und erkennt einen ſchönen Beruf der Kunſt darin, daß ſie das Volksleben zeigt wie es iſt. Freude und Trauer finden ſich überall, wo Menſchen wohnen; aber die Spielarten, in denen ſie ſich äußern, ſind über alle Begriffe mannichfach. Von dieſem Standpunkte aus erſcheinen Griegs Kompoſitionen als getreue Kulturbilder des norwegiſchen Volkes, als muſikaliſche Ergänzungen zu Björnſons Bauernnovellen, in denen Herz und Seele jenes intereſſanten Volkes offen vor uns liegen. Den raſcheſten Einblick gewährt uns Grieg in ſeinem op. 17, einem Heſte, das „Skandinaviſche Tänze und Volksweiſen“ enthält. Für Melancholiker iſt darin wenig Erholung zu finden. Die Tänze namentlich mit ihren leeren Quinten, ihren liegenden Bäſſen, ihren ärmlichen, im kleinſten Kreiſe feſtgenagelten Melodien geben ein trauriges Bild, das einen an die Worte erinnern kann, mit denen Hebbel in ſeinen „Nibelungen“ den Norden ſchildert:

Erſt kommt ein Volk, das nicht mehr ſingen kann,
An dieſes grenzt ein andres, das nicht lacht,
Dann folgt ein ſtummes, und ſo geht es fort.

Der halbe Weg zur Stummheit erſcheint hier zurückgelegt, und mit zehnfacher Sehnſucht denkt man an das glückliche Italien, wo die Kinder einer wärmeren Sonne die innere Luft in breiten Geſängen ausſtrömen laſſen. Die Lieder und Balladen ſind viel gelenkiger und weiſen auf ein Gefühlsleben von ſeltner Tiefe. Daß ſie von demſelben Boden ſein ſollen und aus der gleichen Zeit wie die Tänze, iſt kaum anzunehmen. Fungirt Grieg hier nur als Herausgeber und Bearbeiter, ſo zeigt er in ſeinem op. 19, wie er als Künſtler an dieſen nationalen

Motiven hängt. Er hat sie zu großen, durch und durch fesselnden Bildern aus dem Volksleben ausgeführt. Der „Norwegische Hochzeitzug" ist darunter das berühmteste. Aus der Zeit, wo Grieg sich noch mehr an Gade anschloß, ist eine Sonate in E-moll (op. 7) besonders bemerkenswert. Sie enthält eins der eigentümlichsten Scherzi, die wir kennen, durchaus eignen und vornehmen Stils.

Als an Gade sich anlehnender, sehr gebildeter und talentvoller Klavierkomponist skandinavischer Abkunft ist noch August Winding zu nennen, dessen „Genrebilder" hiermit bestens empfohlen sein mögen. Schwächer ist E. Hartmann. England, das zu Schumanns Zeit in der Klavierkomposition durch die zarten, unschuldsvollen Naturpoesien Bennets vertreten war, besitzt nach dessen Tode keinen Klavierkomponisten von Bedeutung mehr. Italien hat schon seit Scarlatti abdizirt. In jüngster Zeit hat sich der junge Römer Sgambati mit einigen achtbaren Kleinigkeiten, darunter einer originellen „Musette," bemerkbar gemacht. Genannt wird außerdem Gobbi.

In Deutschland hat innerhalb der letzten Jahre das Bild, welches wir eingangs von der neueren Klavierkomposition entwarfen, keine wesentliche Änderung erfahren, und bis auf eine einzige geringe Ausnahme hat niemand versucht, weitere als die bereits gekennzeichneten Richtungen einzuschlagen. Wir könnten diese ganze letzte Periode mit Stillschweigen übergehen, wenn es nicht als eine Pflicht erschiene, einiger jungen Tonsetzer zu gedenken, die etwas künstlerisch Tüchtiges geleistet, und anderer, die das ernstlich wenigstens erstrebt haben Etliche sind noch in der Entwicklung und berechtigen zu weiteren Hoffnungen, der eine oder der andere wird vielleicht über kurz oder lang der Autorität jener eben genannten Ausländer das Gewicht eines deutschen Namens entgegensetzen können. Neben dem großen Wust von bloßem Klavierfutter, welchen die musikalische Durchschnittsqualität der Spieler noch immer zu einem gangbaren Handelsartikel macht, ist doch auch eine kleine Anzahl von Kunstwerken zustande gekommen, die Freude und Achtung erwecken können.

Einzelne dieser gediegeneren Klavierkomponisten sind nur mit wenigen Nummern hervorgetreten und haben dann andern den Vordergrund überlassen. Unter ihnen führen wir an Carl Piutti, Wilhelm Clausen (den interessanten Liederkomponisten), A. Naubert und Richard Metzdorff. Letztrer hat in seinem „Liebesdrama" (op. 21) ein interessantes Spezimen gegeben von der Anwendung des Wagnerschen Tristanstiles auf die Klaviermusik. Sechs vorwiegend langsame Sätze, in der überschwänglichsten Schwärmerei gehalten, immer auf der Hochflut der Gefühle einherziehend, in jeder Beziehung überladen, lassen es bedauern, daß der Komponist das hübsche Talent, welches er für interessante Arbeit besitzt, nicht etwas ökonomischer behandelt. Noch wäre dieser Gruppe H. Hofmann, der allzeit gewandte und verbindliche Komponist des „Ännchen von Tharau," anzuschließen, sowie der tüchtige Pianist Isidor Seiß. Hält er sich auch in seinen Ideen noch sehr an bewährte Muster, so zeigt er

in der eigentlichen Arbeit doch so viel Gediegenheit, daß man auch für seine Phantasie eine Zeit der größern Freiheit erwarten darf.

Andre dieser jüngern Klavierkomponisten haben durch Beharrlichkeit eine deutlichere Position erobert. Unter ihnen gebührt nach chronologischer Ordnung der Vortritt dem bereits verstorbenen Franz Bendel. Er hat sehr viele Irrfahrten im Reiche der Salonmusik unternommen. Der poetische Duft, welchen nähere Freunde, wie Weitzmann (der Verfasser einer Geschichte des Klavierspiels, die an Kritiklosigkeit leidet) bei dieser Gelegenheit an ihm rühmten, ist thatsächlich nicht bemerkbar. Dagegen findet man in einzelnen dieser Salonstücke, wie im „Waldesrauschen," ein nobles Streben, interessante Arbeit, zuweilen nur mit starkem Gewürz neudeutscher Harmonik versehen, längere Melodien, als in Salonsachen gebräuchlich, und einen Zug zum traulich Beschaulichen, zum volkstümlich Derben, der sich namentlich in hübschen Tanzformen äußert, bei denen er den Dreivierteltakt bevorzugt. Gegen das Ende seines Lebens lief er auch glücklich in den Hafen ein, wo sein Talent heimisch war und schrieb: „Sechs deutsche Märchenbilder" (op. 135). Es sind: „Frau Holle, Schneewittchen, Aschenbrödel, die Bremer Stadtmusikanten, Rotkäppchen, Hans im Glücke." Bendel komponirt diese bekannten Märchen etwas breit, aber an den Hauptstellen mit kurzen, geraden Strichen treffend und deutlich genug, um die Phantasie immer im klaren zu halten. Schon der bloße Versuch, einen ungewohnten Pfad einzuschlagen, wirkt wie eine Wohlthat! Sehr drollig sind die Bremer Stadtmusikanten, in denen nach einander auftreten: Katze, Esel, Hase und Hund. Das Motiv der Katzen hat Bendel später für die Einleitung zu einem Magyarentanz benutzt — ein unbeabsichtigter Hohn auf die Lehre von der musikalischen Charakteristik.

Um dieselbe Zeit ungefähr, wo Bendels „Märchenbilder" erschienen, machte ein andrer Komponist mit „Albumblättern" verdientes Aufsehen. Es ist Hermann Scholz (nicht zu verwechseln mit Bernhard Scholtz, der gleichfalls viele, zum Teil größere Klavierwerke herausgegeben hat), eine mit Jensen im hohen Grade verwandte Individualität. Diesen durch Liebenswürdigkeit und einen Anflug von Kränklichkeit interessanten Bagatellen sind später größe Klavierkompositionen gefolgt, welche aber eine weitere Entwicklung des Komponisten und den notwendigen Sieg über das weichliche Wesen nicht zu erstreben scheinen.

Als Vorort der neuesten deutschen Klavierkomposition hat sich in den letzten Jahren Berlin geltend gemacht. Hier traten zu gleicher Zeit mehrere junge Künstler auf, deren Klavierwerke das Mittelmaß überragen. Es sind namentlich die Gebrüder Scharwenka und Moritz Moszkowsky. Die Individualität des letzteren spricht sich am schärfsten auf dem Gebiete der behaglichen Lebensfreude aus, wo er seine Stimmungen in allerliebste Themen faßt. Immer erfreut er durch eine gediegne Form, die die Bekanntschaft mit Bach und eine vorzügliche Schule verrät. Von den beiden Scharwenka neigt der jüngere,

Xaver, zum brillanten Stil. Der Komponist erscheint von der Hand des Virtuosen geleitet, und seine Werke enthalten eine kleine Sammlung von Klangeffekten, bald rauschenden, bald säuselnden Charakters. Eine „Staccatoetüde“ von ihm ist nach dieser Richtung hin besonders bemerkenswert. Der ältere Bruder Philipp erscheint als die bedeutendste, poetische Kraft unter den jungen Berliner Klavierkomponisten. Am meisten aus der Tiefe geholt sind einzelne Nummern seines Cyklus „Bergfahrt“; namentlich die als „Einsamer Pfad“ bezeichnete mischt die Schauer und Wonnen, das Bangen und Entzücken in ergreifender Weise. Sehr stark fließt ihm die humoristische Ader. Seine Humoresken, Albumblätter, Mazurken, Capriccios gehören zu den liebenswürdigsten und eigentümlichsten Gebilden künstlerischen Frohsinns. Gern läßt er einen Teil Übermut am Klavier aus, stürmt dahin wie der jüngste Wildfang, poltert auch, daß man erschrickt und zeigt dann ein lachendes Gesicht. Es giebt wenige neuere Komponisten, denen man so das Vergnügen an der Sache anmerkt.

Die Genannten sind Zöglinge von Kullack. Aus dessen Lehre ging auch J. L. Nicodé hervor, der ein hervoragendes Talent besitzt, seine anmutigen Gedanken klaviermäßig auszuspinnen. Er schüttet die ausgesuchtesten Spielarten nur so hin; immer geht es bei ihm lebendig zu, zuweilen auch wild. Nach dem zu urteilen, was seine „Italienischen Volkstänze“ und seine „Etüden für den Vortrag“ merken lassen, scheint der junge Komponist alle Fähigkeiten zu einer guten komischen Oper zu haben. Viel Jugendkraft zeigt Heidingsfeld. Einer der jungen Berliner Komponisten ist wegen eines Neuerungsversuches zu erwähnen, dem von etlichen Stellen aus eine größere Bedeutung beigelegt worden ist. Es ist Paul Geißler mit einem Hefte Klavierstücke, das den Titel „Monologe“ führt. Diese „Monologe“ sind freie Phantasien über musikalisch gestimmte Szenen aus bekannteren und unbekannteren Gedichten. Mit ersichtlicher Absicht sind darin alle festen Formen vermieden, das Präludium wird aufgelöst in Akkordträumereien, das Lied in Interjektionen. Ihr Stil ist ein Gemisch heterogener Elemente, die allerdings ein poetischer Drang lose zusammenhält. Die Einwirkung Lisztscher Vorbilder ist nicht zu verkennen, sie läßt sich bis in die Details des musikalischen Ausdrucks verfolgen, in dem Vorwalten rhetorischer Baßmelodien und der Neigung zu absonderlichen Klanglagen. Als eignes Gut des Komponisten bemerkt man nur einen eigensinnigen Hang zu Sequenzen. Über den Versuch, neue Formen zu gewinnen, kann man sich ja freuen, der Grad des musikalischen Könnens aber, mit dem er unternommen worden ist, läßt sich nicht als ungewöhnlich bezeichnen, und für Kunstwerke können wir diese „Monologe“ nicht erklären.

Ein völlig mißglückter Versuch, die Führer der neudeutschen Partei auf dem Klavier zu kopiren und zu überbieten, ging von einer Dame aus: Aline Hundt, die in ihren Klavierkompositionen an Übertreibungen jeglicher Art das ärgste geleistet hat, was die neuere Klaiermusik bietet. Der Rarität halber

sollte sich jeder einmal die „Ballade“ (op. 4) dieser Dame ansehen, in welcher das Schauerliche so faustdick und so verschwenderisch aufgetragen ist, wie wir es sonst nur in den Mordgeschichten der Jahrmarktsrhapsoden finden. Den Glauben an den Komponistenberuf der Frauen, der so wie so nur an etlichen Werken Clara Schumanns eine Stütze hat, völlig zu vernichten, sind die Klavierkompositionen von Aline Hundt bestens geeignet.

Unter den Klavierkomponisten jüngster Zeit, welche ebenfalls durch den Berliner Verlag bekannt geworden sind, bleiben als beachtenswert zu nennen: Max Josef Beer und Alban Förster. Die Hefte des ersteren wirken durch die poetischen Titel anziehend. Wir finden darunter „Eichendorffiana“ und „Ghaselen.“ Der zweite zeichnet sich durch die Leichtigkeit und Gewandtheit aus, mit welcher seine anspruchslosen Phantasien hingeworfen sind. Eine hervorragende Stellung winkt ihm auf dem Gebiete der Jugendmusik.

Außerhalb des Berliner Kreises haben sich als beachtenswerte Talente gezeigt: Ernst Deurer, Otto Klauwell und W. v. Vilm. Man findet in ihren Heften manche Spuren von Individualität. Weniger durch Kraft als durch edles Streben interessant ist M. Pechtler.

Den Schluß unsrer Revue machen wir mit dem Hinweis auf zwei hervorragende und noch viel versprechende junge Talente: Julius Röntgen und Hans Huber. Der erstere hat schon in seinen Kinderjahren zahlreiche Beweise eines ungewöhnlichen Formtalentes gegeben und frühzeitig die Virtuosität in der technischen Beherrschung des großen Stils erworben. Wie das nicht anders sein konnte, wechseln aber in diesen Jugendarbeiten ganz vollendete Partien mit unbedeutenden Mitteilungen, und neben musikalischen Meisterzügen stehen zahlreiche Wendungen äußerlich konventioneller Natur. Diese Ungleichheit weicht jetzt einer gleichmäßigen Reife, und der innere Gehalt wird zusehends stärker und stärker. Namentlich seine „Improvisata“ über ein norwegisches Thema zeigt einen solchen Drang im Entwurf, soviel Schwung und Frische in der Ausführung, Unmittelbarkeit und Feuer in den Übergängen und Anschlüssen, daß wir auf dieses Talent große Hoffnungen setzen dürfen. Die Bekanntschaft mit den Klavierkompositionen Hans Hubers zählen wir zu den erfreulichsten Ergebnissen unsrer mühevollen Forschungen. Noch ist er nicht frei von Eigenheiten, die zur Entwicklung gehören, aber einer von den wenigen, die nicht bloß gründlich in allen Sätteln der Schulen gelernt haben, wie man komponirt, sondern in einer schönen bedeutenden Menschennatur das besitzen, was des Komponirens, der künstlerischen Mitteilung wert ist. Wer seine „Gedenkblätter,“ seine Sonate zu Mörikes „Maler Nolten,“ seinen Zyklus „Weihnachten“ und andre seiner schwunghaften und frischen Bagatellen, wie die Bourree und das Menuett (in op. 14) angesehen, wird mit uns der Meinung sein, daß hier ein wahrer Komponist vor uns steht, aus dem uns der Himmel einen recht großen Meister werden lassen möge!

Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

So geschah es denn, daß Bruder Hall, als Bruder Goshorn ihn benachrichtigte, daß Schwester Cynthy Ann Dyke heiraten und zwar einen Mann heiraten wolle, der ein Newlight wäre, daß sie ihn um seine Meinung in der Sache gebeten habe, und daß er nicht gewiß wüßte, ob Newlights zu den Gläubigen gerechnet werden dürften oder nicht, sich nicht damit aufhielt, nachzufragen, was für ein Mensch Jonas persönlich wäre. Er machte ein sehr feierliches Gesicht und war in der That auch feierlich gestimmt und sagte, es wäre schade, wenn eine Christin sich mit einem Newlight verheiratete. Es wäre offenbar eine Sünde; denn ein Newlight wäre eine Arianer. Und ein Arianer wäre dasselbe wie ein Ungläubiger. Der Arianer beraube Christum seiner göttlichen Natur, und da er die Dreieinigkeit nicht im orthodoxen Sinne anbete, müsse er einen falschen Gott anbeten. Er wäre folglich ein Götzendiener, und es wäre eine Sünde, sich mit einem solchen in ein Joch spannen zu lassen.

Viele Leute, die gelehrter waren als der unreife, aber fromme und aufrichtige Bruder Hall, haben uns ganz ebensolche Deduktionen gedruckt hinterlassen.

Als diese Entscheidung der gewissenhaften Cynthy Ann mitgeteilt wurde, faltete sie ihre Hoffnungen zusammen, wie man das Gewand eines gestorbenen Freundes beiseite legt, ging in ihr Stübchen und betete. Sie brachte Gott ein Opfer dar, das nicht weniger köstlich als das Opfer Abrahams war und in gleich erhabenem Geiste vollzogen wurde. Sie begoß das Pflänzchen in der alten zerbrochenen blau und weißen Theekanne, sie bemerkte, daß es eben aufblühen wollte, und da ließ sie eine Thräne darauf fallen, und weil sie es in ihrem Herzen irgendwie mit Jonas in Verbindung brachte, warf sie es weg, entschlossen, in ihrem Herzen keinen Abgott zu dulden. Und ohne Zweifel nahm Gott ihr Opfer, so mißverständlich und unnötig es auch war, als ein Zeichen der Treue ihres Herzens gegen ihre Pflicht an, wie sie dieselbe verstand.

Cynthy Ann setzte das alles Jonas in strenger und unwiderruflicher Weise auseinander. Jonas blickte sie einen Augenblick verblüfft an.

Unternahm es denn Bruder Goshorn, mir in Gestalt eines Rates ein bischen von seiner Weisheit zukommen zu lassen, die herumgestreut dalag wie falsches Kleingeld, wohlfeil wie Schmutz auf der Gasse?

Nun ja, sagte Cynthy Ann zögernd.

Ich will die Hälfte meines Vermögens darauf wetten, zahlbar nach Empfang des Betrages, daß ich dir bis aufs Tüpfelchen über dem i sagen kann, was dieser gute Christ wollte, daß ich thun sollte.

Rede nicht unchristlich hart, Jonas. Bruder Goshorn ist ein äußerst aufrichtiger und ehrlicher Mann.

Das ist er, aber seine Aufrichtigkeit nützt mir gar nichts. Er wollte, du solltest mir raten, bei den Methodisten einzuspringen, um aus der Schwierigkeit herauszukommen. Und du warst eine zu gute Christin, als daß du mich gebeten hättest, aus einem solchen Grunde meinen Glauben zu ändern; du wußtest, ich würde für dich nicht passen, wenn ichs thäte.

Cynthy Ann schwieg. Sie würde es gern gesehen haben, wenn Jonas ihrer Kirche beigetreten wäre, aber wenn er es jetzt gethan hätte, so würde sie selbst seine Aufrichtigkeit bezweifelt haben.

Na, nun sieh mal her, Cynthy, wenn du mir sagen willst, du liebtest mich nicht und könntest mich nie lieben, so will ich dich auf der Stelle gehen lassen und davon fliehen und trauern wie eine Turteltaube. Aber so lange es niemand als Goshorn ist, gedenke ich zu bleiben und die Sache weiter fortzuspinnen, bis das tausendjährige Reich der Milleriten losgeht. Ich appellire an den Kaiser oder jemand anders. Weder Bruder Goshorn noch Bruder Hall weiß genug, um diese Frage entscheiden zu können. Ich werde zu den vorsitzenden Ältesten gehen. Und du kannst einem doch nicht den Prozeß machen und ihn hängen und dann ins Zuchthaus stecken für den Rest seiner Tage, ohne ihm wenigstens eine einzige Gelegenheit zu geben, für sich gegen die ganze Welt und jedermann sonst noch das Wort zu nehmen. Ich werde selber zum vorsitzenden Ältesten gehen und ihm meine Sache vorstellen, und wenn auch der gegen mich ist, so werde ichs vor den Bischof oder den Erzbischof oder den nächsthöchsten Mann im ganzen Haufen bringen, bis ich zur alleroberſten Spitze gelange, und wenn sie alle gegen mich sind, so fange ich wieder unten an und fahre fort, bis ich einen finde, der gesunden Menschenverstand genug hat, um seine Religion damit salzen zu können.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Juliens Wagnis.

August lag sehr krank in der Burg.

Dies war die erste Nachricht von seiner Rückkehr, welche Julien durch Jonas und Cynthy Ann erreichte.

Aber vor lauter Interesse an Jonas und Cynthy Ann, von denen ich sehr viel halte, habe ich vergessen, zu sagen, daß lange vor den im letzten Kapitel erwähnten Ereignissen Humphreys plötzlich aus seiner friedlichen Zurückgezogenheit im Hügellande von Clark Township abgerufen worden war. In der That erschien das „wichtige Geschäft“ oder die „Krankheit eines Freundes,“ gleichviel, was es war, schon am nächsten Tage nach der Rückkehr von Norman

Andersons Vater von Louisville auf der Bühne. Samuel hatte berichtet, daß er seinem Sohn eine „Stelle außer dem Geschäft," d. h. einen Posten als Schuldeneintreiber, besorgt habe.

Als Humphreys fortwar, bemerkte Jonas gegen Cynthy Ann: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Dieses glänzende Exempel von Gottseligkeit spielt immer nur ein Spiel, nämlich Fuchs und Gans. Er ist jetzt hinter einem jungen Gänserich her, und er wird ihn erwischen, wenn er am fettesten ist.

Aber der sanfte Gesanglehrer war von seinem Ausfluge zurückgekommen und nahm jetzt ein tiefes Interesse am Herankommen des Weltunterganges. Jonas bemerkte, es käme ihm vor, als ob dieser Humphreys die ganze Komödie zu dirigiren Auftrag hätte und den Himmel aufspannen wollte wie einen blauen, baumwollenen Regenschirm. Er hat sein Auge dabei nur auf eins gerichtet, und es ist dasselbe alte Spiel. Immer Fuchs und Gans, und er ist der Fuchs.

Humphreys lebte noch immer in Samuel Andersons Hause, bemühte sich noch immer, Frau Abigail zu gefallen, verbeugte sich noch immer achtungsvoll vor Julien und sprach noch immer bei jeder Gelegenheit in karessirender Weise mit Betsey Malcolm.

Aber August lag krank in der Burg. Er war sehr krank. Jeden Morgen ritt Doktor Dibrell — ein „Calomeldoktor," kein „Dampfdoktor" — auf dem Wege zu Andrew an dem Hause Samuels vorbei, und jeden Morgen fragte Frau Anderson sich von neuem verwundert, wer nur da unten krank sein möge. Aber der Doktor blieb so lange aus, daß Frau Abigail den Schluß zog, es müsse vier oder fünf Meilen weit eins krank liegen, und so ihre Gedanken von der Sache abwandte. Denn Augusts Wiederkehr war geheim gehalten worden.

Aber Julia bemerkte im tiefsten Herzen und mit zunehmender Bekümmernis, daß der Doktor jeden Tag länger als am vorhergegangenen ausblieb, und sie glaubte auch eine wachsende Beunruhigung auf seinem Gesicht zu bemerken, wenn er wieder heimritt. Ihr Wunsch, die Wahrheit zu erfahren und August zu sehen, etwas für ihn zu thun, ihr Leben für ihn hinzugeben, verzehrte sie ganz. Es ist hart, einen Freund von uns scheiden zu sehen, wenn wir alles für ihn gethan haben. Aber einen Freund innerhalb des Bereiches unsrer Hände sterben sehen zu müssen, während wir doch nicht imstande sind, ihm zu helfen, ist das traurigste von der Welt. Alle diese Seelennot erduldete Julia, ohne es auch nur merken lassen zu dürfen, was doch immer einige Erleichterung gewährt. Das Feuer, das sich nicht Luft machen konnte, zehrte an ihr, und zuweilen war sie wie von Sinnen. Jeden Morgen wußte sie es so einzurichten, daß sie in der obern Veranda war, wenn der Doktor vorbeiritt, und von demselben Wartthurm aus studirte sie seine Miene, wenn er wieder zurückkam.

Dann erschien ein Morgen, wo zwei Doktoren vorbeiritten. Ein Arzt aus dem Hauptorte des County begleitete den Doktor Dibrell. So mußte es wohl in der Burg eine Konsultation geben. Julia erkannte daran, daß man jetzt dem schlimmsten ins Gesicht blicken müsse. Und sie sehnte sich, fortzukommen aus dem Hause und dem Bereiche der fragenden schwarzen Augen ihrer Mutter und den lang in ihrer Brust verschlossen gewesenen Angstschrei auszustoßen. Noch ein Tag voll solcher in sich verhaltener Qual mußte sie rein wahnsinnig machen.

An diesem Abend kam Jonas herüber und suchte eine Zusammenkunft mit Cynthy Ann. Er hatte sie seit seiner erfolglosen Bewerbung nicht wiedergesehen. Julia fühlte, daß er der Überbringer einer Botschaft war. Aber Frau Anderson war in einer ihrer anspruchsvollsten Launen, und es machte ihr nicht

wenig Vergnügen, Cynthy Ann unter dem oder jenem Vorwande den ganzen Abend an ihrer Seite zu behalten. Wäre Cynthy Ann weniger unterwürfig und gewissenhaft gewesen, so hätte sie diesen Zwang leicht durchbrechen können, aber in Wirklichkeit machte sie sich Vorwürfe, daß sie den heimlich sich einschleichenden rebellischen Wunsch hege, mit Jonas zu plaudern, nachdem sie sich eingebildet, sie habe den Abgott ganz aus ihrem Herzen hinausgeworfen. Ihr Gewissen war ein Zuchtmeister nicht weniger streng und peinlich als Frau Anderson, und zwischen beiden mußte Jonas weggehen, ohne seine Botschaft zurücklassen zu können. Und Julia mußte ihr brechendes Herz noch eine Weile in banger Ungewißheit lassen.

Warum war sie nicht schon längst weggelaufen und war so ihre Mutter los geworden? Weil sie Julia war, und da sie Julia, da sie gewissenhaft, getreu und trotz ihres unglücklichen Lebens voll kindlicher Liebe war, baute ihr eigner Charakter einen Wall gegen jeden derartigen Ungehorsam. Fast alle Beschränkungen gehen im Innern vor. Man könnte beinahe alles thun, wenn man sich selbst ihm gegenüber aufgeben könnte. Seiner Familie ins Gesicht hinein zu trotzen ist eine Sache, die eine Person von Juliens Charakter und Gewohnheiten nahezu unmöglich findet — eine wohlthätige Beschränkung der Natur, denn die Fälle, wo das Urteil eines achtzehnjährigen Mädches besser als das ihrer Eltern ist, sind sehr selten. Außerdem war der unausbleibliche „Herzschlag" ein Gespenst, das die Pforten von Juliens Gefängnis bewachte. Abend auf Abend saß sie da und blickte hinaus über die in bläulicher Dunkelheit schlafenden Hügel nach der Thalsenkung hinab, in welcher die Burg stand; Abend auf Abend hatte sie sich halb und halb entschlossen, August zu besuchen, und immer hatte die ihr Leben lang geübte Gewohnheit des Gehorsams und ein gewisses Zartgefühl sie zurückgehalten. Aber an diesem Abend, nach der Konsultation, fühlte sie, daß sie ihn besuchen müsse und wenn infolge ihres Besuchs bei ihm der Himmel einstürzen sollte.

Es war eine sehr finstre Nacht. Stundenlang saß sie da und wartete — es schienen ihr sehr lange Stunden zu sein — und dann, um Mitternacht, begann sie sich zum Aufbruche zurecht zu machen.

Nur die, welche einen solchen Schritt gethan haben, begreifen die Qual der Entscheidung, den Kampf schlimmer Ahnungen bei der Ausführung, das Zittern, das Julia empfand, als sie den Messinggriff an der Vorderthür drehte und den Riegel zurückschob — langsam und vorsichtig den Riegel zurückschob; denn es war nahe bei der Thür zur Stube ihrer Mutter — und dann wie eine Schuldbewußte in die dunkle, feuchte Nacht hinausschlich, ihren Weg nach der Hofthür tastend suchte und dann die Straße hinabstolperte. Es hatte geregnet, und es war kein Sterngefunkel am Himmel zu sehen, das einzige Licht war das von Glühwürmchen, die hier und da ein paar Grashalme mit mattem Scheine beleuchteten. Dann und wann bildete ein Leuchtkäfer einen hellen Punkt in der schwarzen Dunkelheit, aber nur um eine dunkle schwarze Stelle zurückzulassen, wenn er seinen bald aufblitzenden, bald wieder verschwindenden Strahl zurückhielt. Und als Julia zuletzt sich endlich an der Stelle sah, wo der Pfad in den Wald hineinführte, erschien ihr die Finsternis vor ihr noch furchtbarer. Sie mußte sich weiter tasten und jede Abweichung von dem glattgetretenen Wege an dem Geraschel der dürren Blätter erkennen, die selbst bei Sommerszeit einen halben Fuß tief auf dem Erdboden lagen. Mehrmals ließ sie das „Fuchsfeuer," vermoderte Baumstümpfe, die mit einem mattbläulichen

Lichte leuchteten, zusammenschrecken, und der schaudererweckende Baß der großen Ohrenle (den grausigen Orgeltönen gleich, welche „bis in das Rückenmark des Universums dringen") drängte all ihr Blut nach ihrem Herzen. Unter gewöhnlichen Umständen würde sie gewiß nicht über das Geraschel erschrocken sein, welches der schüchterne Hase in dem Dickicht in der Nähe verursachte. Es war kein Grund, weshalb sie hätte schaudern sollen, wenn ein falscher Tritt veranlaßte, daß die dornigen Zweige eines wilden Pflaumenbaumes ihr das Gesicht kratzten. Aber die Anstrengung, die zu dem Unternehmen erforderlich war, und die Seelenangst während des langen Wartens hatten die Kraft ihrer Nerven erschöpft, und es war ihr keine übrig geblieben, um Mut zu haben. So kam es, daß sie, als sie endlich vor Andrews Zaun ankam, sich tappend den Weg nach dem Thore suchte und das heisere, wie ferner Donner dröhnende Gebell des großen Bernhardinerhundes hörte, im Begriff war, das Bewußtsein zu verlieren. Aber ein echter Instinkt macht einen solchen Hund galant. Ein niederträchtiger Köter, der eine Dame verletzt! Julia ging zitternd nach der Vorderthür der Burg, angeknurrt von dem gewaltigen schwarzen Tiere, und als der Philosoph sie einige Zeit nachdem sie geklopft hatte einließ, sank sie ohnmächtig in einen Stuhl.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die geheime Treppe.

Gott segne dich! sagte Andrew, indem er ihr eine Kürbisschale mit Wasser reichte, um sie wieder zu sich zu bringen. Du bist so treu wie Hero. Du bist eine zweite Heloise. Du bist so tapfer wie die Jungfrau von Orleans. Nie will ich wieder sagen, daß die Frauen treulos sind! Gott segne dich, meine Tochter! Du hast mir den Glauben an dein Geschlecht wiedergegeben. Ich bin ein einsamer Mann gewesen, ein Stamm ohne Zweige und Blätter, geschüttelt von den Winden des Winters. Aber du bist meine Nichte. Du weißt, was Treue ist. Ich bin stolz auf dich. Fortan werde ich dich meine Tochter nennen. Wenn du wirklich meine Tochter wärest, so würdest du für mich sein, was Margaret Roper für Sir Thomas More war. Und der zottige Mann mit der egoistischen und pedantischen Rede, aber auch mit der weiblichen Empfindsamkeit vergoß Thränen.

Die wieder zu sich kommende Julia bat, sie wissen zu lassen, wie August sich befände.

Ah, du treubeständiges Herz! Und er ist so treu und beständig wie du, der prächtige Junge! Ich will dich nicht täuschen. Die Doktoren denken, daß er nicht länger mehr als vierundzwanzig Stunden zu leben hat. Aber er stirbt jetzt vor Verlangen, dich zu sehen. Dein Kommen kann ihm das Leben wiedergeben. Wir schickten diesen Morgen nach dir durch Jonas, indem wir hofften, du könntest auf irgend eine Weise entschlüpfen und herkommen. Aber Jonas konnte dir seinen Auftrag nicht ausrichten. Irgend ein Engel muß dich herangeführt haben. Es ist eine gute Vorbedeutung.

Das hoffnungsvolle Wesen Andrews entsprang aus seinem Glauben an einen guten Ausgang. Julia konnte sich nicht verbergen, daß seine Meinung keinen Grund hatte. Aber in der schweren Beklemmung, in der sie sich befand, konnte sie nicht umhin, sich selbst an diese schwache Stütze anzuklammern.

Andrew befand sich in einer gewissen Verlegenheit. Wie sollte er Julien in das erste Stockwerk hinaufbringen. Frau Wehle, Wilhelmine und der Doktor gingen auf dem herkömmlichen Wege hinauf, nicht über die Strickleiter, sondern auf einer sicheren hölzernen, die er an die Außenseite des Hauses fest angelehnt hatte. Aber Andrew hatte plötzlich eine so erhabene Meinung von den Tugenden seiner Nichte gefaßt, daß er nicht willens war, sie in dieser Art in das Oberstock zu führen. Seine Einbildungskraft hatte sie mit allen herrlichen Eigenschaften der Heldinnen aller Zeiten und Bücher von Penelope bis zu Beatrice und von Beatrice bis zu Walter Scotts Rebekka bekleidet. Endlich ergriff ihn ein plötzlicher Gedanke.

Meine teure Tochter, man sagt, daß Genie und Wahnsinn nahe bei einander wohnen. Als ich dieses Haus erbaute, befand ich mich vermutlich in einem Zustande, der an Wahnsinn grenzte. Ich gefiel mir in Schrullen — meine Schrullen waren meine einzige Gesellschaft —, in meiner schrullenhaften Stimmung gefiel ich mir darin, eine amerikanische Burg zu bauen. Diese Schrullen fangen jetzt an, mir kindisch vorzukommen. Ich legte innen eine geheime Treppe an. Kein andrer menschlicher Fuß als mein eigner hat sie jemals betreten. August, den ich mehr als einen andern Menschen auf Erden liebe, und der einer der wenigen ist, denen ich Zutritt zu meiner Bibliothek gestatte, ist stets auf der Strickleiter hinaufgestiegen. Aber du bist meine Nichte. Ich wollte, du wärst meine Tochter. Ich will dir meine Achtung zu erkennen geben, indem ich das Weib, welches zu lieben und getreu zu sein weiß, die Treppe hinaufführe — indem ich dieselbe von Füßen betreten lasse, welche goldner Stufen würdig sein würden, wenn ich solche hätte. Folge mir.

Trotz ihres Kummers und ihrer Angst und Hast machte die Achtung, die ihr Oheim ihr erwies, Eindruck auf Julien, ja sie fühlte sich durch sie bedrückt. Sie hatte eine an Aberglauben grenzende Verehrung vor der Gelehrsamkeit des Philosophen. Sie war nicht einmal an eine achtungsvolle Behandlung gewöhnt, und in dieser außerordentlichen Weise von solch einem Manne verehrt zu werden, war fast ebenso peinlich, als es angenehm war.

Der Eingang zu der Treppe, wenn man ein Ding eine Treppe nennen konnte, welches sich fast so schwer besteigen ließ als eine Leiter, befand sich in einem Gemache an der Seite des wartthurmartigen Schornsteins, und die Baumstämme, aus denen die Wände bestanden, waren außen und innen so geschichtet, daß der Raum, den die schmalen und im Zickzack laufenden Stufen einnahmen, nicht zu sehen war. Diese Stufen hinauf führte er nun Julien und ließ sie oben in einem Kämmerchen zurück. Da dieses Kämmerchen sich am Schornstein hinzog, so öffnete es sich natürlich auf das Eckstübchen neben der Bibliothek, welches ich früher beschrieben habe und in welchem jetzt August lag. Andrew stieg die Treppe wieder hinab und begab sich vermittelst der draußen befindlichen Leiter wieder in das obere Stockwerk. Er hielt es fürs beste, August auf das Kommen von Julien vorzubereiten, damit die Freude nicht ein Leben zerstöre, von dem schon so viel verzehrt war.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Zusammenkunft.

Wir verließen August an jenem Sommertage auf dem Landungsplatze zu Louisville ohne Beschäftigung. Er war nicht gerade mutlos, aber er empfand

Heimweh. Daß ihm Drohungen mit einem Kriminalprozeß wegen der verbrecherischen Art, in welcher er Samuel Andersons Haus betreten, die Rückkehr verboten, war Grund genug zu dem Wunsche, erst recht hinzugehen. Daß die Familie seines Vaters noch nicht außer aller Gefahr war, war ein stärkerer Grund, aber der stärkste von allen, obwohl er sich ihn mit einigem Erröten gestand, war die Sehnsucht, dort zu sein, wo er vielleicht bisweilen zufällig das Gesicht zu sehen bekam, welches er an jenem Frühlingsmorgen im Schatten eines Sonnenhutes gesehen hatte. Recht mannhaft kämpfte er gegen seine Enttäuschung, gegen sein Heimweh und gegen seine Sehnsucht, Julien zu sehen. Es war besser, zu bleiben, wo er war. Es war besser, nicht geschlagen zurückzukehren. Wenn er so leicht die Waffen vor dem Schicksal streckte, so gewann er niemals eine Stellung, in welcher er Julien mit Selbstachtung beanspruchen konnte. Er wollte also bleiben und sich irgendwie seinen Weg in der Welt bahnen. Aber das Bahnen dieses Weges in der Welt kam ihm jetzt nicht halb so leicht vor als an jenem Morgen im März, wo er in der Scheuer gestanden und mit Julien gesprochen hatte. Sein Glück zu machen, erscheint immer so leicht, bis man es versucht hat. Es scheint ziemlich leicht in einem Roman und noch leichter in einer Biographie. Aber kein Samuel Smiles schreibt die Geschichte derjenigen, denen es mißlungen ist; die Schiffe, die von ihren abenteuervollen Reisen nie zurückkehrten, haben uns keine Schiffsjournale hinterlassen. Viele haben die Geschichte von Leuten, die Erfolge errangen, geschrieben. Welcher schwermütige Plutarch wird auftreten, um mit einer in Wermut getauchten Feder die Geschichte derer aufzuzeichnen, denen ihre Anstrengungen mißglückten?

Nein! Er wollte nicht nach einer Niederlage heimkehren. August sagte sich das recht tapfer vor, aber ein wenig zu oft und bei jeder Wiederholung in einem weniger entschlossenen Tone. Er tadelte sich wegen seiner Schwäche und versuchte, sich andere Pläne zu ersinnen, versuchte es aber vergebens. Hätte er gewußt, wie viel jemandes physischer Zustand mit seiner Charakterstärke zu thun hat, so hätte er vielleicht erraten, daß er den Tadel nicht verdiente, den er sich zumaß. Er hätte sich vielleicht dessen erinnert, was Shakespeares Portia zu Brutus sagt, wenn sie meint: „Von Stimmung rührt es her, die ihre Stunde hat bei jedem Mann.“ Aber unter dem Eindruck eines dumpfen und unerklärlichen Schmerzes in Kopf und Rücken schloß er ein Abkommen mit sich selbst. Er wollte nach der Burg gehen und dort ein oder zwei Tage zubringen. Dann sollte nach der Welt draußen zurückgekehrt und der Kampf ausgefochten werden.

So bestieg er das Packetboot „Isaak Shelby.“ Aber bald durchzitterte ihn ein Frösteln, welches zeigte, wie gründlich die Malaria von seinem Körpersystem Besitz genommen hatte. Es war ihm, als wäre er bis auf die Knochen durchfroren. Wenn den Leser je ein solcher Fieberfrost geschüttelt hat, der in uns hineinfährt wie eine dämonische Macht in einen Besessenen, wenn er je gefühlt hat, wie sein Gehirn gefrieren will, wie seine eiskalten Knochen brechen wollen, wie eine Kälte, die kein Feuer bannen kann, sein erfrierendes Herz zu lähmen beginnt, dann wird er wissen, was das ist; und wenn er es nicht gefühlt hat, so kann ihm kein Wort von mir einen Begriff geben, was man dabei empfindet. Nach dem Frösteln kam die Periode, wo August sich zwischen die beiden Teile der Hölle Miltons gestellt fühlte, zwischen ein Meer von Eis und ein Meer von Feuer. Bisweilen versengte ihn die heiße Woge, dann floh sie wieder vor der eisigen. Endlich war alles Glut und Flamme, und das kochende Blut glühte in seinen Händen und dampfte nach seinem Gehirn, ihm die Gedanken verstörend

und ihm schier die Augen blendend. Er hatte sich, als er aufbrach, entschlossen, bei einem Holzhofe, drei englische Meilen stromabwärts von Andrews Burg, auszusteigen, um der Beobachtung und der Aussicht auf Verhaftung aus dem Wege zu gehen, und jetzt, in seinem Delirium, blieb dieser Vorsatz fest stehen, wie er ihn gefaßt. So stand er um zwei Uhr, fast wahnsinnig vor Fieber, auf, zog sich an und ging hinaus in die regnerische Nacht. Durch Schlamm und Gestrüpp watete er am Ufer hinauf, und mehr vom Instinkt als von bewußtem Denken geleitet, wanderte er in der Wagenspur am Flußrande entlang weiter. Sein rasendes Fieber trieb ihn vorwärts, während er mit sich selbst sprach und achtlos in die Regenwassertümpel hineinpatschte, die auf der Straße standen. Er erinnerte sich nie, wie er vom Schiff gekommen war. Er mußte ein oder zweimal gefallen sein, denn er war über und über mit Schmutz bedeckt, als er die Lärmglocke an der Burg zog. Auf Andrews: Wer da? antwortete er: Du wirst einen stärkern Regen schicken müssen, wenn du dies Feuer löschen willst.

So hatten denn die ursprüngliche Krankheit, die geistige Entmutigung, die Regennacht und zuletzt das Fieber sein Leben schon nahezu aufgezehrt, und jetzt, wo die Wellen der kochendheißen See nach Tagen voll Feuer und Nächten voll Delirien sich verlaufen hatten, war kaum noch Leben in dem Körper, und die Ärzte erklärten, es wäre keine Hoffnung mehr. Nur ein verzehrendes Verlangen blieb ihm. Er wünschte Julien vor seinem Scheiden noch einmal zu sehen, und gerade dieser einzige Wunsch schien unerfüllbar. Als er erfuhr, daß es Jonas mißlungen sei, Julien durch Cynthy irgend eine Botschaft zukommen zu lassen, fühlte er sich aufs schwerste enttäuscht, und er war augenscheinlich am Erlöschen, seit ihm die Hoffnung, die ihn aufrecht erhalten, genommen war.

Die Mutter saß neben seinem Bette, der Vater Gottlieb saß mit Jonas dumpf vor sich hinbrütend am Fußende desselben, und Wilhelmine weinte still in einem Winkel des Gemaches. August lag schwach atmend da, sein Leben wollte offenbar ausgehen.

August! sagte Andrew, indem er sich über sein Bett beugte, um ihm die Ankunft Julieus zu melden. August! Andrew versuchte ruhig zu sprechen, aber es lag in seiner Betonung etwas wie Hoffnung, ein hastiges Zittern ging durch den Ruf, sodaß die Mutter rasch und fragend aufblickte.

August öffnete langsam die Augenlider und sah dem Philosophen ins Gesicht. Dann schloß er die Augen wieder, und ein Etwas, kein Lächeln — dazu war er zu schwach — aber ein Ausdruck unendlicher Befriedigung verbreitete sich über sein abgemagertes Antlitz.

Ich weiß, flüsterte er.

Du weißt was? fragte Andrew, indem er sich tiefer über ihn beugte, um seine Worte zu verstehen.

Julia! Und eine Thräne schlich sich unter dem geschlossenen Lide hervor. Die zärtliche Mutter wischte sie ihm ab.

Nachdem er einen Moment geruht, blickte August Andrew fragend ins Gesicht.

Sie kommt, sagte der Philosoph.

August lächelte matt, aber Andrew wußte sicher, daß er lächelte, und näherte sein Ohr wieder seinem Munde.

Sie ist schon hier, flüsterte August. Ich hörte Charon bellen, und — ich — sah es an — deinem Gesichte.

Andrew ging nun zu der Thür des Kämmerchens und ließ Julien ein.

Tausend, wenn der nicht ein Hexenmeister ist! flüsterte Jonas. Beschwört einen Engel aus seinem Tellerschrank!

Julia sah niemand und nichts als das blasse und abgefallene Gesicht auf dem Kopfkissen. Die Augen waren jetzt wieder geschlossen, und sie schritt rasch über die Dielen, beugte sich — nicht ohne ein schwaches jungfräuliches Erröten — nieder und küßte die von der Fieberhitze verdorrten Lippen, von denen das Leben bereits entflohen schien.

Und August machte mit Schwierigkeit seine abgemagerte Hand von der Bettdecke frei und legte seine kraftlosen Finger — ach! jetzt denen eines Skeletts gleich — in die lebenswarme Hand Juliens und sagte — sie beugte sich nieder, um zu lauschen, als er mit schwacher Stimme durch die trocknen Lippen aus einem vollen Herzen flüsterte —: Gott sei Dank!

Und der Philosoph sagte, indem er die Worte aufnahm, hörbar: Amen!

Die Mutter aber weinte nur.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen von Andrew Hamilton. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. In zwei Bänden. Band I. Berlin, R. von Deckers Verlag, 1882.

Im großen und ganzen an Carlyles Darstellung sich anlehnend, schildert Hamilton nach Friedrichs Schriften wie nach den Aufzeichnungen seiner Gefährten und Zeitgenossen die fröhlichen Tage der Rheinsberger Zeit. Mag sich auch manches gegen die Form des Buches einwenden lassen, das in eine Reihe nur locker zusammenhängender Aufsätze über alle die Männer zerfällt, die damals Friedrich näher traten und denen er sich mit der begeisterten Hingabe seines jugendlichen Herzens anschloß, so gewährt doch die Lektüre mancherlei Belehrung und daneben angenehme Unterhaltung. Nicht nur, daß manche Irrtümer, welche sich bisher in den Werken, die jene Epoche in Friedrichs Leben behandeln, noch erhalten haben, berichtigt werden; das ganze Buch zeigt auch so warme Begeisterung für seinen Helden, so tiefes Verständnis für Friedrichs Zeit und auf jeder Seite ein so feines, zutreffendes Urteil über Friedrich selbst und seine Rheinsberger literarische und künstlerische Thätigkeit, es ist endlich mit solcher Behaglichkeit und frischem Humor geschrieben, daß wir nur wünschen können, es möge auch in seinem deutschen Gewande recht viele Leser finden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig

Ein Blick auf Italien.

Mancherlei Dinge giebt es, die an Italien auszusetzen sind: ein unreifer Parlamentarismus mit Parteiministerien, eine mangelhafte Verwaltung, politisches Cliquenwesen, eine vielfach Thorheit predigende Presse, eine auswärtige Politik mit großen Ansprüchen und kleinem Mute. Indeß wer billig denkt, wird sich dabei erinnern, daß gut Ding Weile haben will, und daß Italien als Einheit noch recht jung ist. Vor vierundzwanzig Jahren war es noch ein geographischer Begriff mit einem politischen Leben, das fast nur unterirdisch pulsirte und an der Oberfläche von österreichischen und französischen Einflüssen, die nebenbuhlerisch wirkten, bewegt und gestört wurde. Die Regierungen des Landes waren nur in ihrer Feindschaft gegen allen Fortschritt und alle Bildung ihrer Unterthanen einig. Kirche und Staat bemühten sich gemeinschaftlich, das vielbegabte Volk in tiefer Unwissenheit zu erhalten. Nur in Piemont und nach einigen Seiten in Toskana sah man Anläufe zu besserem. Das Band der Sprache verknüpfte nur die wenigen Gebildeten, die überhaupt lasen, sonst sprach — wie Viktor Hehn in seiner vortrefflichen Darstellung dieser Misere sagt*) — jede Landschaft ihre Mundart, die von den entfernter wohnenden nicht verstanden wurde. Die Italiener kannten sich wenig untereinander; denn Reisen war nicht Sitte und wegen Paß- und Mauthchikanen unbequem. Gegen einen Zollverein, wenn überhaupt an einen solchen gedacht wurde, sträubte sich der Lokalegoismus. Die Hoffnung auf Reform schien ein Traum, und kluge Leute waren im Hinblick darauf, daß die Halbinsel vom Beginn des Mittelalters an immer in Kleinstaaten gespalten gewesen, der Meinung, der gegenwärtige Zustand sei vollkommen

*) Italien, Ansichten und Streiflichter, 2. Aufl., S. 307 ff.

der Natur und Geſchichte entſprechend, ja im Intereſſe ſchöner Mannichfaltigkeit der Erhaltung wert. Nach den Zuckungen, welche die Februarrevolution von 1848 hervorgerufen hatte, nach dem unglücklichen Kampfe Piemonts mit der öſterreichiſchen Übermacht war die Lage noch hoffnungsloſer geworden. Chimäre ſchien es, wenn jemand noch an Befreiung vom Fremdenjoch und Einigung der getrennten Teile zu Gliedern eines Staatskörpers ſprach. Und ſiehe da, 1870 war beides vollendet, allerdings nicht ganz durch die eigne Kraft, aber immerhin eins der größten Wunder unſrer Tage, und immerhin durch weſentliche Mitwirkung Italiens ſelbſt und ſeines nunmehrigen Königs zuſtande gekommen.

Es war kein leichtes Werk geweſen. Erſt 1866 war den Venetianern geſtattet worden, ſich ihren Brüdern anzuſchließen, und die Hauptſtadt Rom wurde erſt vier Jahre ſpäter gewonnen. Während der Zeit voll Sorge und Ungewißheit, die von 1860 bis lange nach 1870 währte, haben die Italiener mit Feinden im Auslande wie im Innern zu ringen gehabt, und nur kurze Zeit ſtand dabei ein Mann wie Cavour an ihrer Spitze. Sie hatten Öſterreich mit den Waffen zu bekämpfen, Frankreichs Geboten und Verboten nach Möglichkeit Widerſtand zu leiſten, Garibaldi und der Irredenta Zaum und Zügel anzulegen und der altherkömmlichen Autorität des Papſtes mit ihrer Einwirkung auf die Biſchöfe des Landes ſowie dem Fanatismus der geſammten katholiſchen Welt, der auf Wiederherſtellung des Kirchenſtaates drang, gegenüberzutreten. Sie hatten vielfach verſchiedne Provinzen — man denke an Sizilien und Toskana — zu einer Nationalität zu verſchmelzen und während der Lebenszeit einer einzigen Generation einen Staat aufzurichten, der im Altertume Jahrhunderte zu ſeiner Entwicklung bedurfte. Prüfen wir ihr Verhalten in dieſer Periode des Wachstums mit dem politiſchen Mikroſkop, ſo entdecken wir nicht wenige Irrtümer und Mißgriffe. Blicken wir aber länger auf die Stadien zurück, die ſie hinter ſich haben, ſo ſehen wir, daß doch ungemein viel geſchehen iſt, und daß ſie es trotz ſehr bedeutender Schwierigkeiten im ganzen recht gut gemacht haben. Die Nation iſt eins geworden, ihr Heer läßt zwar zu wünſchen übrig, iſt aber eine gute Schule für das Volk und auch ſonſt nicht gering zu achten, ihre Kriegsflotte iſt ſehr reſpektabel. Das Land hat in jeder Beziehung Fortſchritte gemacht, auf dem wichtigen Gebiete der Finanzen, der Beſteuerung und der Valuta, in Betreff des Handels und in Bezug auf das Unterrichtsweſen. „Durch die ganze Halbinſel, ſagt Hehn, von Nord nach Süd, vom adriatiſchen bis zum tyrrheniſchen Meere, Eiſenbahnen zu raſcheſter Verbindung, nirgends Gepäckbeſichtigung oder polizeiliche Ausweiſe, ein Zoll- und Handelsgeſetz, eine Münze, eine Juſtiz... Jeder kann drucken, was er will, er kann, wenn es ihm ſo gefällt, ohne Prieſter heiraten, und auch zu Geburt und Tod iſt weder Geläut noch Weihwaſſer nötig. Die Zenſur iſt ſpurlos verſchwunden, und es wimmelt aller Orten von Zeitungen, darunter ſogar republikaniſche und freimaureriſche.“

Daß die Minister immer aus Kammermajoritäten hervorgegangen sind, erscheint uns als kein Vorzug und Segen, wohl aber ist lobend darauf hinzuweisen, daß Italien bis jetzt noch kein militärisches Pronunziamento und noch keine kommunistische Revolution erlebt hat wie seine lateinischen Schwestern Frankreich und Spanien.

Wenn trotzdem lange noch nicht alles so ist, wie es sein sollte, wenn sogar finstere Befürchtungen für die Zukunft Italiens laut wurden, so liegt der Grund hiervon zum guten Teil in der Verfassung des neuen Königreiches. Italien gewann seine Einheit zu einer Zeit, wo der politische Rationalismus seine allgemeinen, von der englischen Freiheit abstrahirten und angeblich für alle Völker und Staaten segensreichen Forderungen zum öffentlichen Vorurteile gemacht hatte. Selbst Halbbarbaren wie die Serben, Griechen und Rumänen sollten mit diesem Arkanum beglückt werden und wurden mit freisinnigen Verfassungen bedacht, während diese Gabe sich nicht einmal bei den Franzosen bewährt hatte. Die englische Verfassung konnte den im Staatsleben wirkenden Kräften einen sehr weiten Spielraum gestatten, da sie von der Gewohnheit der Menschen, unter denen sie, beiläufig nicht systematisch, sondern wie ein Naturprodukt, stückweise, von Fall zu Fall entstanden war, und von der monarchischen, aristokratischen und nationalen Denkart dieser Menschen immer wieder und bis auf die neueste Zeit, wo es anders werden will, regulirt wurde. Anderwärts mangelte dieser Regulator, auch in Italien, und so hat auch hier das parlamentarische Regiment nicht günstig gewirkt.

„Als es sich noch darum handelte, Italien zu schaffen und alle nationalen Gedanken auf dieses eine Ziel zu richten, bemerkt Hehn, ein gründlicher Sachkenner, da war die Turiner Rednerbühne und Presse mit der ihr innewohnenden und agitatorischen Kraft ein mächtiger Hebel, eine erwünschte Bundesgenossin. Seitdem aber hat der Konstitutionalismus die politische Praxis mehr aufgehalten als gefördert. Die Minister haben kaum Zeit, ernsthaft an des Landes Wohl zu denken und lange vorbereitete, weise überlegte Entschließungen in langsamer, ausdauernder Arbeit durchzuführen. Sie kämpfen dem souveränen Parlamente gegenüber täglich um ihre Existenz, sie müssen die im Schooße der Versammlung angesponnenen Ränke vereiteln, die Ehrgeizigen ködern, die geheimen Feinde bewachen, gegen Launen und unvorhergesehene Zufälle sich gerüstet halten, vor allem aber die Kunst bewähren, mit erhabenen Gemeinplätzen, sophistischen Feinheiten, überhaupt mit passenden und wohlklingenden Reden dem Ohre zu schmeicheln und die Herzen zu gewinnen." Die eigentlichen Geschäfte kommen der Mehrheit der Abgeordneten langweilig vor, und „auf Bildung und Erfahrung in politischer Technik wird bei der Parlamentswahl nicht gesehen. Bei großen organischen Maßregeln ... hat es sich immer am besten bewährt, wenn der Minister die von berufenen Praktikern entworfene Einrichtung frischweg ins Leben rief und der Kammer überließ, das bereits bestehende hintennach gut-

zuheißen. Es sind ja meist Lokalgrößen, die sich im römischen Sitzungssaale versammeln, und ihre eigentliche Aufgabe ist, jeder für seine Heimat Gesuche zu betreiben. Worin sie aber alle Kenner sind, ist das Wort und dessen Gebrauch und Klang ... daher schon mehr als einmal eine schwierige Stimmung durch geschickte, taktvolle Rede und gefälligen Stil, z. B. in Thronreden, beschworen worden ist... Wenn nur bei diesem Spiele nicht so viel Zeit, Kraft, Aufmerksamkeit, Leidenschaft verwendet würde, daß für die Regierung des Landes wenig mehr übrigbleibt. Verwaltungsbeamte braucht Italien, nicht Idealpolitiker, an denen es nur zu viele hat; es braucht eine gute Dienstpragmatik, eine scharfe finanzielle Kontrole, eine kernige, lieber willkürliche als schlaffe Polizei, eine auf die Sache losgehende, nicht in Formeln sich verstrickende Justiz. Aber wer in Italien arbeitet im kleinen statt mit großen Ansichten?" An einer andern Stelle sagt der Verfasser: „Ein tüchtiges Geschäftsministerium thäte dem Lande not, mit einem charaktervollen Manne an der Spitze, der bündig zu befehlen, vor allem das freigewordene Volk zur Arbeit anzuhalten und reicher zu machen verstünde. Zunächst dazu berufen, dies Werk in die Hand zu nehmen, wäre der König selbst. Das ist freilich unkonstitutionell; denn im Katechismus steht: Der König herrscht, aber regiert nicht; aber unter gegebenen Umständen, am richtigen Orte, in Zeiten des Überganges ist der Scheinkonstitutionalismus die vollkommenste Staatsform, eine Selbsthilfe der Natur bei widriger Lebensordnung. Und wenn dabei die Stimmen im Redetempel, dem Parlament, auf eine Weile minder laut würden, auch das mißtönende Orchester der täglichen Presse etwas gedämpfter spielen müßte, der Nachteil wäre nicht allzu groß."

Wäre das für die innern Angelegenheiten Italiens von Vorteil, so würde es auch der Stellung dieses Staates nach außen hin ohne Zweifel zu gute kommen, seine Politik würde stetiger, vom Wechsel der Strömungen und Stimmungen dessen, was man öffentliche Meinung nennt, unabhängiger, berechenbarer und zuverlässiger, das Land würde bündnisfähiger werden. Und es wird noch auf lange Zeit des Wohlwollens gewisser Nachbarn bedürfen. Zwar von einer Begünstigung des päpstlichen Wunsches nach Einsetzung in den vorigen Stand, die in diesen Tagen das klerikale Journal de Rome besonders vom deutschen Reiche erwartete, kann kaum irgendwo die Rede sein, und am wenigsten ist sie da zu befürchten, wo das Blatt sie am sichersten finden zu können meint. Wie nennen es eine grobe Selbsttäuschung, wenn es sagt: „Es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß der Tag nicht fern sei, an dem zwischen den katholischen geistlichen Autoritäten und der Berliner Regierung ein volles Einvernehmen zustande kommen wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß an diesem Tage die deutschen Katholiken, welche soeben Gelegenheit gehabt haben, auf ihrem jüngsten Kongresse von neuem gegen die augenblickliche Lage des Papsttums zu protestiren, den Fürsten Bismarck an die bereits von ihm kundgegebene Neigung [wo, wann denn kundgegeben?] erinnern werden, eine diplomatische Aktion in

dieſer Richtung einzuleiten.“ Aber daß Frankreich Italiens Einheit nicht gern ſieht, iſt bekannt, und wie es Italiens Intereſſen achtet, hat es in Tunis wiederholt zur Genüge bewieſen. Man hat deshalb in Rom alle Urſache, ſich mit andern Mächten ſo gut als irgend möglich zu ſtellen und namentlich der Irredenta energiſch das Handwerk zu legen. Die polizeilichen Maßregeln, die gegen dieſe Wühlergeſellſchaft infolge der Trieſter Bombenaffäre getroffen worden ſind, können als befriedigend bezeichnet werden. Der Leitartikel des offiziöſen Popolo Romano dagegen, der die Angelegenheit beſprach, ließ zu wünſchen übrig. „Die Sache, welche die Irredentiſten verfechten, hieß es da, iſt jedenfalls eine edle.“ Dann Mahnung zur Geduld, weil andre geduldig und die Agitation gegen Öſterreich gefährlich ſei. Dann wieder: „Wir verlangen von ihnen keineswegs, daß ſie ihr Ideal zum Opfer bringen, ihr Ideal, welches das aller Italiener iſt; wir begehren auch nicht die Abſchwörungen heiliger Liebe zur Geburtsſtätte ſo vieler Patrioten, noch ein Aufgeben des innigen Wunſches, dieſelben der großen italieniſchen Familie einverleibt zu ſehen, aber wir müſſen die Emigranten daran erinnern, daß nur die Zeit ihre Beſtrebungen verwirklichen kann“ u. ſ. w. Wir meinen, mit ſolchen Anſprachen, die immer etwas im Hinterhalt haben, die wie Wollen, nur noch nicht Können ausſehen, wird man ſtets unzuverläſſig erſcheinen und niemals auf feſte Freundſchaft rechnen können, die einzig auf volles Vertrauen ſich gründet.

Mehr einverſtanden kann man ſich mit der Weiſe erklären, in welcher die miniſteriellen Blätter das Geſchrei der Oppoſition nach Rüſtungen im großen Stil zurückweiſen. Volksverſammlungen forderten eine Erhöhung des Militärbudgets um mindeſtens 40 Millionen Lire, und die Vermehrung der italieniſchen Land- und Seeſtreitkräfte iſt weithin zum Loſungswort geworden. Dieſer Wunſch iſt nicht unerklärbar. Man fühlt ſich politiſch gedrückt. Seitdem Italien ein einheitlicher Staat, eine Macht geworden iſt, ſind mancherlei Ereigniſſe vorgekommen, bei denen Intereſſen desſelben im Spiele waren und ihm dennoch kein Einfluß eingeräumt und keine Berückſichtigung zuteil wurde. Die Italiener waren hier von früher her verwöhnt. Sie erreichten bis 1870 mehr Vorteile, als ihnen nach dem Maße ihrer Anſtrengungen zur Erlangung derſelben zukam. Es iſt ganz richtig, daß ſie ihre Verteidigungskräfte verſtärken ſollten. Aber man muß doch auch dem Finanzminiſter dabei das Wort erlauben, und es iſt unter dem jetzigen Miniſterium genügend für Armee und Marine geſorgt worden. Seit dem Amtsantritte desſelben ſind die Ausgaben für das Landheer von 200 auf 249, die für die Kriegsflotte von 45 auf 57 Millionen Lire jährlich angewachſen. Das Kriegsbudget Italiens beziffert ſich gegenwärtig auf 306 Millionen Lire, d. h. auf etwa 50 Prozent der geſammten Staatsausgaben, wobei nur die Verzinſung der öffentlichen Schuld und die Eiſenbahnſubventionen nicht in letztere eingerechnet ſind. Mehr wollen geht über das Können hinaus. Nach der Rede, welche der Miniſterpräſident Depretis am Sonntag vor acht Tagen in Stradella

hielt, um die Politik der Regierung darzulegen, will letztere in der Angelegenheit langsam vorgehen. Sie hält es für unmöglich, sofort die ihr angesonnene neue Vermehrung der Kosten für die Landesverteidigung anzunehmen. Die Rüstungen müßten, wie der Redner sagte, im Einklange mit den wirtschaftlichen Kräften des Landes stehen, aber die natürliche Entwicklung des Budgets in den Händen eines Mannes wie Magliani wird der Regierung gestatten, auch für die Bedürfnisse der Landesverteidigung ausreichend Fürsorge zu treffen.

Das Mädchen von Tisza-Eszlar.

Vor einigen Monaten ging die Nachricht durch die Zeitungen, daß fern in Ungarn ein Christenmädchen von Juden heimlich ermordet worden sei. Die Mörder, die Ermordete, die besondern Umstände, unter denen es geschehen sein sollte, erregten das allergrößte Interesse; trotzdem fand das Ereignis nicht die eingehende Besprechung, welche es verdiente, weil die Beteiligten jeden Berichterstatter gewissermaßen von vornherein nötigten, Partei zu ergreifen. So kam es, daß die sämmtlichen in jüdischen Händen oder unter jüdischem Einflusse befindlichen Zeitungen, deren Zahl bekanntlich mehr als neun Zehnteile der ganzen Presse ausmacht, die Nachricht als eine Erfindung hinzustellen oder doch so abzuschwächen suchten, daß die Thatsache nichts besondres zu sein schien. Von den übrigen Zeitungen verhielt sich ein Teil abwartend, und nur der kleine Teil der entschieden antisemitischen Blätter, voran die Dresdner „Deutsche Reform," griff das Ereignis auf und verfolgte den Verlauf der Untersuchung mit Energie und Spannung. Wer sich daher über die Angelegenheit unterrichten wollte, sah sich ausschließlich auf diese Quellen angewiesen.

Vor wenigen Wochen ist nun bei M. Schultze in Berlin ein Schriftchen erschienen, welches eine bequeme Zusammenfassung aller bisher über das Ereignis erschienenen Nachrichten enthält.*) Wir entnehmen demselben die folgende Darstellung.

Am 1. April dieses Jahres — es war an einem Sonnabend — schickte Frau Huri in Tisza-Eszlar, einem Dorfe am Theiß im Szabolcser Komitate

*) Esther Solymosi oder der jüdisch-rituelle Jungfrauenmord in Tisza-Eszlar. Von Georg von Marczlanyi. Autorisirte deutsche Übersetzung aus dem Ungarischen. 52 S. Oktav. 50 Pfennige.

Ungarns, um die Mittagsstunde die bei ihr im Dienste stehende vierzehnjährige Esther Solymosi, die Tochter der in demselben Orte wohnende Witwe Stefan Solymosi, ab, um einige Einkäufe zu besorgen. Der Kaufladen lag in einem Häuserkomplex, der von dem eigentlichen Dorfe durch freies Feld getrennt war; das letztere und der Weg nach jenem Häuserkomplex kann von einem Fenster der Synagoge aus übersehen werden, die am Ende des eigentlichen Dorfes auf der Westseite des freien Feldes steht. Esther drängte bei dem Kaufmann Josef Kohlmeyer, bei dem sie die Waaren, unter andern auch Farbe, holte, zur Eile, packte dieselben in ein weiß- und gelbgewürfeltes Tuch und kehrte eilends nach dem Dorfe zurück. Beim Eintritte in das Dorf sprach sie noch mit ihrer ältern Schwester Sophie und wechselte beim Gruße einige Worte mit dem Richter Josef Papp, der sie mit seinen Blicken bis in die Nähe der Synagoge verfolgte; derselbe sagte später aus, er habe dem Mädchen mit einer gewissen Beklemmung unwillkürlich nachgesehen und den Blick nicht von ihr wenden können, bis sie verschwunden gewesen. Er war der letzte, der sie gesehen, obwohl auf der andern Seite der Synagoge sechs bis acht Tagelöhner beschäftigt waren, bei denen das Mädchen auf dem Nachhausewege hätte vorüberkommen und von denen es hätte gesehen werden müssen.

Als das Mädchen nicht nach Hause kam, ging die Mutter gegen Abend aus, das Kind zu suchen; aber vergebens. Am vierten Tage zeigte sie das Verschwinden ihrer Tochter beim Bezirksstuhlrichter in Alst-Dada an und lief seit dieser Zeit von einer Behörde zur andern, um etwas über den Verbleib ihrer Tochter zu erfahren.

Als sie Anfang Mai wieder einmal vom Stuhlrichter kam, redete sie der Schächter*) Schwarz treuherzig an, fragte sie über ihre Tochter aus und tröstete sie mit den Worten: „Grämen Sie sich nicht allzusehr, Frau, das Mädchen wird schon wieder zum Vorschein kommen. Das unwissende, abergläubische Volk" — und mit diesen Worten trat er ganz nahe an sie heran — „pflegt hin und wieder das abscheuliche Märchen zu erzählen, daß die Juden zu den Osterfeiertagen das Blut von Christenmädchen brauchten. Das ist nun eine große Albernheit und blöde Lüge, man wird aber wahrscheinlich auch jetzt davon zu sprechen anfangen." Er ermahnte sie, dergleichen nicht zu glauben, erreichte aber gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigte: die Frau wurde mißtrauisch und erzählte dieses Zusammentreffen ihren Bekannten. Da kam — es war etwa Mitte Mai — der sechsjährige Sohn des Tempeldieners Scharf mit seinen christlichen Gespielen in Streit, und als sie ihn schlecht behandelten, drohte er ihnen: sie sollten sich in Acht nehmen, daß es ihnen nicht auch so gehe, wie der Esther Solymosi, die sein Vater mit seinen Freunden im Tempel geschlachtet habe. Die Kinder erzählten diese Drohung zu Hause, die Sache

*) Der jüdisch-rituelle Schlächter.

wurde ruchbar, und die Behörde beobachtete insgeheim die Familie Scharf. Als wenige Tage darauf der Pandurenkommissar am Hause derselben vorbeistreifte, hörte er Streit; er trat in den Hausflur und vernahm, wie derselbe Knabe seiner Mutter, die ihn züchtigen wollte, zurief: „Wenn ihr mich wieder schlagt, so werde ich es erzählen, daß der Vater und die fremden Leute das Ungarmädchen geschlachtet haben." Die „fremden Leute" waren einige am 31. März aus Galizien zugereiste Schächter, welche die Einwohner an der fremdartigen Tracht sofort als polnische Juden erkannt hatten. Jetzt trat der Pandurenkommissar vor und unterzog den aufs äußerste bestürzten Scharf einem ersten Verhör, auf Grund dessen er nicht nur die ganze Familie Scharf, sondern auch den Schächter Salomon Schwarz und noch einige andre verdächtige Juden verhaftete und nach erstatteter Anzeige an den Stuhlrichter auf dessen Befehl am nächsten Tage in das Gefängnis des königlichen Gerichtshofes ablieferte. Das Ehepaar Scharf leugnete rundweg alles ab; aber der sechsjährige Sohn blieb bei seiner Behauptung, daß sein Vater und die andern das Ungarmädchen ermordet hätten, und zwar am Sonnabend vor Ostern nach dem Gottesdienste, um die Mittagszeit. Dagegen hatte der ältere Sohn des Tempeldieners, der sechzehnjährige Moritz Scharf, bei mehreren eingehenden Verhören auf alle Fragen nur die eine Antwort, daß er von allem absolut nichts wisse.

Der Gerichtspräsident von Kornis, welcher vermutete, daß der junge Mensch nur aus Furcht vor der Untersuchung und aus Rücksicht auf seine Eltern und Glaubensgenossen das Geständnis verweigere, ließ denselben in die Wohnung eines Gerichtsschreibers bringen, wo er die beste Behandlung erfuhr und infolge dessen das entgegengebrachte Vertrauen erwiederte; aber leidenschaftlich lehnte er jede Mitwissenschaft von dem Verbrechen ab, nach den Verhören war er immer ernst und melancholisch. Endlich schmolz die harte Rinde, die sein Gewissen band. In einer Nacht stand er auf und eröffnete dem herbeigerufenen Beamten, daß ihn ein schweres Geheimnis drücke, unter dessen Last er erliege, man möge den Richter rufen. Der Untersuchungsrichter von Barry wurde aus dem Bette herbeigeholt und nahm folgendes Geständnis zu Protokoll.

Am 1. April, Sonnabend vor dem jüdischen Osterfest, blieben nach dem Gottesdienste gegen 1 Uhr, nachdem die Gemeinde schon die Synagoge verlassen hatte, in derselben sein Vater, der Tempeldiener Josef Scharf, der Schächter Salomon Schwarz, einige Juden aus Tisza-Eszlar, mehrere fremde Schächter und ein aus Galizien zugereister jüdischer Bettler zurück; den Moritz Scharf und seinen kleinen Bruder wies der Vater hinaus, die Brüder blieben aber in einer Ecke stehen, wo sie der Vater nicht sehen konnte. Der Vater ging nun ebenfalls mit dem galizischen Bettler aus der Synagoge nach seiner Wohnung, von der aus er den Weg nach dem zu Tisza-Eszlar gehörigen Häuserkomplex überseben konnte, nach welchem Esther Solymosi geschickt worden war. Als er das Mädchen mit einem in ein gelb und weiß gestreiftes Tuch gehüllten Bündel

— so sagte Moritz Scharf — herankommen sah, trat er an die Hausthür, redete das Mädchen an und bat es, hereinzukommen und, da gerade Sabbath sei, die Schüssel vom Herde in die Stube zu tragen. Das bereitwillig eingetretene Mädchen legte ihr Bündel auf eine Bank, um dem Auftrage nachzukommen, als der Tempeldiener sie von hinten packte und ihr mit raschem Griff die Hände band, während der hinter der Thür stehende galizische Bettler mit der Frau des Tempeldieners dem Mädchen schnell den Mund knebelten. Die drei entkleideten nun das Mädchen und stießen es in das ganz in der Nähe befindliche, unterirdisch gelegene und mit Wasser gefüllte Frauenbad, wo Esther von der ebenfalls fast entkleideten Frau Scharf und dem jüdischen Bettler gewaschen, ihr die Haare gelöst, sie dann abgetrocknet, in ein Tuch gehüllt und nach Anbruch der Dämmerung in die Synagoge getragen wurde. Dort wurde das Tuch vom Körper des Mädchens entfernt, dem Mädchen Augen und Haar mit einem sogenannten Andachtstuch umbunden und, ohne daß es Widerstand leisten konnte, auf den in der Vorhalle der Synagoge stehenden Tisch geschnallt. Die Frau des Tempeldieners vollzog dann an den Füßen des Mädchens noch eine Waschung, worauf der herangetretene Schächter Salomon Schwarz mit dem Schächtermesser durch einen langgezogenen Schnitt am Halse das Mädchen abschächtete. Das hervorquellende Blut wurde von den Anwesenden in bereit gehaltenen Gefäßen unter Beobachtung gewisser Zeremonien aufgefangen. Als die erste heftige Blutung vorüber war, ergriffen die Frau Scharf und der jüdische Bettler den Rumpf des Opfers und hielten denselben mit dem Kopf nach abwärts gewandt, um die Verblutung zu beschleunigen, wobei laute Gebete gesprochen wurden.

Dies im wesentlichen das Geständnis des Moritz Scharf.

Als der Inhalt dieses Geständnisses ruchbar wurde und der Abgeordnete, in dessen Wahlkreise Tisza-Eszlar liegt, von Onody, die Sache selbst im Reichstage zur Sprache brachte, entstand große Bestürzung unter den jüdischen Einwohnern des Orts, und sie schickten einen der angesehensten aus ihrer Mitte, den Pächter Jakob Lichtmann, nach Pest, wo derselbe mündlich und durch den Pester Lloyd verbreitete, an der Geschichte sei kein wahres Wort; Esther Solymosi sei wegen einer erhaltenen Züchtigung einfach durchgegangen und diene gegenwärtig in dem Dorfe Nagyfalu, er selbst habe das Mädchen dort gesehen, man spreche in Tisza-Eszlar gar nicht mehr von der Sache, und er wundere sich nur, daß man in Pest diese Geschichte von einem abgeschlachteten Christenmädchen überhaupt noch erzähle. Aber bereits am nächsten Tage — denn Lügen haben kurze Beine — wurde diese Lichtmannsche Aufklärung in demselben Blatte, von dem sie in die Welt gesetzt worden war, dem „Pester Lloyd," dementirt, und man schritt zu einem andern Manöver: man ließ von den verschiedensten Orten aus nach einander die Nachricht verbreiten, Esther Solymosi sei aufgefunden worden Gleichzeitig wandte man alle Mittel an, um die Ge-

richtspersonen zu mystifiziren. Aber die Verdachtsgründe mehrten sich. Zwei Witwen des Ortes sagten Anfang Juni eidlich aus, sie hätten am 1. April mittags zwischen 12—1 Uhr beim Vorübergehen aus dem Teile, wo das Frauenbad sich befinde, unterdrücktes Wehklagen und Stöhnen gehört, hätten aber gedacht, es rühre von jüdischen Kindern her. Sehr gravirend war es auch, daß die verhafteten Juden — auf das Geständnis des Moritz Scharf hin waren noch drei Schächter und drei andre Juden verhaftet worden — sich gegenseitig gar nicht kennen wollten, obwohl das Gegenteil evident war. Noch auffälliger war, daß der Staatsanwalt Michael Bot, der mit den reichen Juden intimen Verkehr hatte, der alles anwandte, um die Untersuchung zu unterdrücken, und für den auch in jener Zeit unter den reichen Juden insgeheim eine Geldsammlung veranstaltet worden sein soll, nach der Ankunft des Oberstaatsanwaltes v. Kozma sich plötzlich erschoß.

Als auch die Erfindung der jüdischen Blätter, daß am 1. April ein jüdisches Knäblein beschnitten worden sei und die beiden Söhne Scharf dies irrtümlich für die Esther Solymosi gehalten hätten, alsbald widerlegt und nachgewiesen wurde, daß seit fünf Monaten in der dortigen Synagoge überhaupt keine rituelle Beschneidung stattgefunden habe, nahm man seine Zuflucht zu folgendem Mittel. Am 11. Juni kam eine Jüdin, Frau Klein, zu der krank darniederliegenden Witwe Solymosi und gab sich derselben gegenüber als Christin aus. Sie sei eine Wahrsagerin, könne ihr aber doch nicht den Verbleib ihrer Tochter angeben. Aber in Marmaros-Sziget sei eine viel klügere Wahrsagerin; wenn ihr die Frau Solymosi ein Hemd der verschwundenen Tochter auf einige Tage überlassen wolle, so werde die Wahrsagerin in Marmaros-Sziget mit Hilfe dieses Hemdes es gewiß herausbringen, wo Esther sei. Die Witwe wollte davon nichts wissen; die Nachbarinnen aber, die die Frau hatten zu der Witwe gehen sehen und Verdacht schöpften, liefen zum Dorfschulzen, bei dem gerade der Bezirksstuhlrichter anwesend war. Vor diesen wurde die angebliche Wahrsagerin gebracht und gestand, sie sei eine Jüdin. In das Gefängnis zu Nyiregyhaza abgeführt, behauptete sie nur sechzig Kreuzer zu haben; aber bei einer genauen Visitation fand man in den Strümpfen versteckt eine große Summe Geldes, von dem sie nicht sagen konnte oder wollte, woher es stamme.

Auch die nun von jüdischer Seite auftauchende Behauptung, Esther sei vagabondirender Natur gewesen, hätte sich öfter von Hause entfernt, und so werde es wohl auch diesmal sein, genügte nicht, ihr rätselhaftes Verschwinden zu erklären; es wurde das Gegenteil konstatirt, und daß sie körperlich noch völlig unentwickelt gewesen sei.

Da wurde plötzlich in alle Welt die Nachricht verbreitet, Esther Solymosi ei am 18. Juni zwischen Tisza-Lök und Tisza-Dada von Floßknechten aus dem Theiß gefischt worden; man habe sie an der Kleidung erkannt, auch das weiß- und gelbgewürfelte Tuch habe sie, an der Hand festgebunden, gehabt;

verbreitet wurde die Nachricht von Dr. Heymann, dem Verteidiger der angeklagten Juden. Aber die herbeigerufene Mutter behauptete fest, das sei nicht ihre Tochter, und blieb auch dann dabei, als man ihr die Kleider der Esther zeigte, die sie auf das bestimmteste als die ihrer Tochter agnoszirte; das gleiche sagte die Dienstherrin der Esther aus. Die Ärzte konstatirten, die aufgefundene Leiche sei die eines vollkommen entwickelten, 18—24jährigen Frauenzimmers und habe höchstens zehn bis vierzehn Tage im Wasser gelegen.

Da das Frauenzimmer die Kleider Esthers anhatte, ihr auch das Tuch mit der eingekauften Farbe an die Hand gebunden war, ohne daß sie mit Esther Solymosi identisch war, so mußte man schließen, daß hier ein neues Verbrechen, eine Leichenschändung, vorliege und die Urheber desselben in den Mord eingeweiht seien. Auch deutete die große Zahl der meilenweit herbeigekommenen Juden und die Sicherheit, mit der sie die Auffindung der Esther laut in alle Welt verkündeten, darauf, daß diese Auffindung förmlich inszenirt und wohlberechnet sei. Der Untersuchungsrichter von Barry ließ auch den Moritz Scharf kommen und sagte zu ihm: „Die Leiche Esthers ist aufgefunden worden, und es ist konstatirt, daß dieselbe gar keine Wunde am Halse hat. Was sagst du nun?“ Der Gefragte lächelte kopfschüttelnd und gab zur Antwort: „Das kann nicht die Leiche Esthers sein, denn ich sah es, daß ihr der Schächter Schwarz einen so gewaltigen Schnitt am Halse machte, daß der Kopf fast abgeschnitten wurde und sich sofort senkte.... Nach einem solchen Schnitte wächst niemandem mehr der Hals zusammen.“

Gleichzeitig hatte man die sechzehn Floßknechte verhaften lassen, die die Leiche aus dem Theiß gezogen hatten, und fand unter ihnen zwei verkappte polnische Juden. Die von den Floßknechten gemachten Aussagen waren, wie sich bald herausstellte, verabredet und tendenziös; als Haupturheber der ganzen Leichenkomödie erschien der verhaftete Jude Jokl Smilowitsch. Aus seinen Aussagen ging hervor, daß ihn Mitte Juni fünf, angeblich unbekannte Juden aufgesucht und beredet hatten, gegen einen Lohn von zweimal 300 Gulden die Leichenauffindung in Szene zu setzen. Darnach hatte man die mißbrauchte Leiche ein großes Stück an einem Stricke unter dem Wasser fortgeschleift; unterhalb Tisza-Eszlar hätte ein Jude und eine Jüdin das Floß erwartet, letztere hätte die Kleider der Esther gehabt, die nun der Leiche angelegt worden wären; die Frau wäre den Flößern als Christin bezeichnet worden.

Was die aus dem Theiß gefischte Leiche anlangt, so sagte der im Marmaroser Komitat wohnhafte Fischer Johann Gawrill aus, die gefundene Leiche sei höchst wahrscheinlich diejenige seiner im Juni verstorbenen Nichte Flora Gawrill; dieselbe habe in der letzten Zeit ein liederliches Leben geführt und sich in Marmaros-Sziget in einem Bordell aufgehalten. Im Mai sei sie schwer erkrankt und habe sich zu ihm auf das Land bringen lassen, wo sie bald darauf verstorben sei. Einige Tage nach ihrem Tode habe er von seinen Dienstleuten er-

fahren, daß sich in einer der letztvergangenen Nächte mehrere Juden in auffälliger Weise am dortigen Friedhofe zu schaffen gemacht hätten. Die Dienstleute hätten sie nun schärfer ins Auge gefaßt und gesehen, daß dieselben mit einer Last den Friedhof verlassen, dieselbe auf einen Wagen geladen hätten und in der Richtung gegen den Theiß weggefahren wären. Daraufhin habe er Verdacht gefaßt und das Grab seiner verstorbenen Nichte aufgraben lassen; zu seinem Schrecken habe er gesehen, daß das Grab leer, der Leichnam sammt dem Sarge fortgeschafft worden sei. So scheint zunächst konstatirt zu sein, woher die mißbrauchte Leiche kam. Dagegen fehlt noch jede Spur von der echten Leiche der Solymosi? Ob sie zerstückelt und an verschiednen Orten verscharrt sein mag.

Die vorliegende Schrift enthält noch mehr und zum Teil sehr eingehende Details. Unter anderm wird auch erzählt, daß am 14. Juli ein Überfall auf den Untersuchungsrichter von Barry geplant gewesen sei, den nur die Wachsamkeit des Haushundes vereitelt habe. Durch das Bellen desselben sei der Kutscher geweckt worden; leise herbeigekommen, habe er drei Juden in der Nähe des Wohnhauses, im Innern des Hofes bemerkt, die nach der Gasse Zeichen gegeben hätten. Am Eingange hätten zwei in Kaftans gekleidete bärtige Juden gestanden, die mit Revolvern bewaffnet gewesen wären und sich in auffälliger Weise an der Eingangsthür zu schaffen gemacht hätten; als der Kutscher sie angerufen, wären sie geflohen, die zwei an der Thür über den Zaun, wobei einem ein Bund Dietriche entfallen sei. In der Nähe der Hundehütte fand man am nächsten Tage ein Stück Gänsebraten; bei der Untersuchuug ergab sich, daß es mit Arsenik vergiftet war. Hiernach war es unzweifelhaft auf Entwendung der Akten abgesehen. Seitdem ist der Untersuchungsrichter nie ohne Bedeckung.

Die Nachrichten klingen so mysteriös, daß man fast mißtrauisch werden möchte, umsomehr, als die Erzählung in der Broschüre breit, voller Wiederholungen und nur eine lose Aneinanderreihung verschiedner Zeitungsnachrichten ist. Daß aber die Berichte in der Hauptsache richtig sind, geht daraus hervor, daß auf Grund der vorgenommenen Voruntersuchung den sämmtlichen Angeklagten am 29. Juli der Gerichtsbescheid über Beendigung der Vorerhebungen vorgelesen worden ist, und dieser lautet:

Vom königlich ungarischen Gerichtshof zu Nyiregyhaza.

Gerichtsbescheid.

Gegen die in Haft befindlichen Schächter Salomon Schwarz (Geburtsort Bene), Leopold Adolf Braun (Geburtsort Michaldi) und Abraham Buxbaum (Geburtsort Neu-Sandez, Galizien) wird auf Grund des § 278 des ungarischen Strafgesetzes die Beschuldigung des Mordes, beziehungsweise der direkten Mitschuld am Morde, ferner gegen Josef Scharf, Tempeldiener (Geburtsort Hajdu-Nanas), dessen Eheweib Lina geb. Müller (Geburtsort Makos-Hottyka), Adolf Junger (Geburtsort Siroka), Abraham Braun (Geburtsort Vaja), Samuel Lustig (Geburtsort Makos-Hottyka), Lazarus Weissenstein recte Weinstein (Geburtsort Kis-Varda), Emanuel Taub (Geburtsort Nyiradonyi) wegen Ver-

dacht der Mitschuld am Verbrechen, im Sinne des § 69 Punkt 2 des Strafgesetzes, schließlich gegen den Dajen Hermann Rosenberg (Geburtsort Sankt Mihaly), Witwe Samuel Klein geborne Barbara Roth (Geburtsort Also-Badaszi), Martin Groß genannt „Hundepeitscher" (Geburtsort Nagy-Halaßi), Ignaz Klein genannt „Roßkamm" (Geburtsort Felső-Füged) und Antschel Vogl (Geburtsort Fejer-Epyhaza) im Sinne der §§ 379 und 376 des Strafgesetzes wegen des Verbrechens der Vorschubleistung zum Verbrechen, begangen durch versuchte Bemäntelung und Verheimlichung des begangenen Mordes, beschlossen, daß wider dieselben das spezielle Kriminaluntersuchungsverfahren eingeleitet werde und dieselben in strenger krimineller Untersuchungshaft zu halten seien. Es wird ferner beschlossen, daß der gegen Jokl Smilowitsch bereits am 10. Juli d. J. gefällte Gerichtsbeschluß, wonach gegen denselben wegen des Verbrechens der Irreführung des Gerichtes und versuchter Bemäntelung des Verbrechens des Mordes die Einleitung des Kriminaluntersuchungsverfahrens und die Verhängung der Kriminaluntersuchung ausgesprochen wird, auch bis auf weiteres in Geltung verbleibe; die gleichfalls in Verwahrungshaft befindlichen Moritz Widder, Nißan Mendelowitsch, David Herscho und Ignaz Matej sind auf freien Fuß zu stellen und zwar die beiden erstgenannten sofort, die beiden letztgenannten jedoch erst nach gerichtlich erfolgter Beglaubigung der durch sie gemachten Geständnisse.

Motive.

Die vierzehnjährige Tochter Esther der Witwe Stefan Solymosi verschwand am 1. April l. J. aus der Gemeinde Tisza-Eszlar, ohne eine Spur zurückzulassen, und es entstand infolge des seitens des Schächters Salomon Schwarz gelegentlich einer zufälligen Zusammenkunft mit der Mutter der Verstorbenen gezeigten auffallend verdächtigen Benehmens, sowie infolge eines durch den sechsjährigen Sohn Samuel des Tempeldieners Josef Scharf mit einigen christlichen Spielkameraden geführten Gesprächs der Verdacht, daß die verschwundene Esther Solymosi einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei.

Die behufs Aufklärung des Verschwindens des Mädchens sofort eingeleitete Voruntersuchung ergab folgende Resultate:

Salomon Schwarz, Adolf Leopold Braun und Abraham Buxbaum erscheinen auf Grund bestimmter, detailirter und übereinstimmender Zeugenaussagen und Geständnisse der Angeklagten beschuldigt, beziehungsweise der Schuld verdächtig, am 1. April d. J. in der Vorhalle der Tisza-Eszlarer jüdisch-orthodoxen Synagoge, wo sie als Schächter angeblich behufs Abhaltens eines Probeschächtens und von Probegesängen versammelt waren, die unter hinterlistigen Vorspiegelungen dahin gelockte Esther Solymosi mittels eines am Halse derselben applizirten Schnittes mit dem Schächtermesser ermordet zu haben. Gegen den Angeklagten J. Scharf, dessen Eheweib Lina geb. Müller, A. Junger, A. Braun, S. Lustig, L. Weissenstein recte Weinstein und E. Taub richtet sich der durch die aufgetauchten Verdachtsmomente, Zeugenaussagen und Geständnisse vollkommen gerechtfertigte Verdacht, daß sie von obgenanntem Verbrechen, welches die erstgenannten aus im voraus planmäßig berechneter und wohlerwogener Absicht verübt, nicht allein im voraus Kenntnis gehabt, sondern auch die Ausführung desselben teils durch a priori geleistete Hilfe, teils durch Wachestehen während der Ausführung des Mordes gefördert und erleichtert haben. Das Verhängen der Kriminaluntersuchungshaft über die Genannten erscheint demnach als vollkommen gerechtfertigt und geboten. Die genannten Angeklagten können der angedeuteten verbrecherischen Handlungen auf

vollkommen gesetzlicher Basis beschuldigt, respektive verdächtigt werden, da ihre häufigen, auffallenden Widersprüche bei Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen, sowie der Umstand, daß sie ihr Alibi, wie sehr sie auch darnach strebten, nicht nachzuweisen vermochten, den gegen sie ursprünglich aufgetauchten Schuldverdacht noch bestätigt haben. Auch waren, wie das die Zeugenaussagen und Geständnisse in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise nachgewiesen haben, während der Voruntersuchung und besonders durch den Leichenschmuggel so zahlreiche Bemäntelungsversuche des Verbrechens und Versuche zur Irreleitung des Gerichtes angestellt worden, daß durch dieselbe die Annahme berechtigt erscheint, die Vorerhebungen seien auf vollkommen richtiger Fährte gepflogen worden. Die Verhängung der Kriminalhaft über die Angeklagten ist auch dadurch motivirt, daß die noch auf freiem Fuß befindlichen Komplizen und Verbündeten der Verhafteten alle nur erdenklichen unerlaubten Schliche, Mittel und Wege benutzt haben, um dieselben aus der Haft zu befreien und den Lauf der Untersuchung zu vereiteln.

Gegeben zu Nyiregyhaza, am 29. Juli 1882.

Joseph von Barry m. pr.,
kgl. Untersuchungsrichter.

In einem spätern Artikel werden wir über die Motive des Mordes, einige andre, früher vorgekommene ähnliche Verbrechen und den weitern Gang der Untersuchung berichten.

Konkurrenzen
in der Erklärung der deutschen Familiennamen.

Von K. G. Andresen.

(Schluß.)

Mit dem zuletzt genannten Namen eröffnet sich die Erörterung einer Anzahl heutiger Geschlechtsnamen, deren zweiter, auch der Bedeutung nach in vielen Fällen geschwächter Stamm durch die Veränderungen, welche seine Form erlitten hat, verdunkelt und zweifelhaft geworden ist.

Wenn Garleff und andre Namen derselben Art, z. B. Aleff, Detlef, Rickleff, Rolef, im Friesischen und Niederdeutschen überhaupt die Verwandlung des ursprünglichen Stammes -olf in -lef enthalten, so ist damit nicht gesagt, daß die Form -lef allemal so auszulegen sei. Sie entspricht auch dem hochdeutschen, nur an zweiter Stelle, wie es scheint, verwendbaren Stamme -leib, -leip (mit bleiben und dem engl. leave verwandt, als Hinterlassener, Sohn, Kind zu verstehen), sicher in Wulfleff (Wulfolf wäre undenkbar), sodann ver-

mutlich in Hartleſ (vgl. Hartleib, Hartleb, Hartlieb). Im allgemeinen aber kann, ſelbſt bei einer genauern ſprachlichen und hiſtoriſchen Unterſuchung, nicht beſtimmt entſchieden werden, ob ein auf -leſ ausgehender Name mit -olf oder mit -leib zuſammengeſetzt iſt. Dies begreift ſich umſo leichter, als auch im zweiten Falle die Form dem niederdeutſchen Sprachgebiete angehört. — Durch den Abfall der auslautenden Dentalis, welcher beſonders im Niederdeutſchen häufig ſtattfindet, können Zweifel hinſichtlich der Beſchaffenheit des zweiten Stammes entſtehen, ob derſelbe -hard oder -her ſei. Das Urteil wird nicht ſelten zu Gunſten von -hard ausfallen, z. B. bei Eiler, Hiller, welche beſſer aus Agilhard (Eilert), Hildihard (Hillert) als aus Agilher, Hildiher erklärt werden. Gehört ein derartiger Name nicht oder nicht ausſchließlich dem niederdeutſchen Gebiete an, ſo tritt die Zuſammenſetzung mit -her in den Vordergrund oder hat alleiniges Recht, wie bei Günther, Luther, Walther, Wernher. Gleicher Beurteilung unterliegen die auf patronymiſches -s ausgehenden Namen derſelben Gattung, nur daß hier die Dentalis wohl noch leichter ausfällt; vgl. Oehlers (Odalhard), Reiners (Raginhard), Segers (Sigihard), Wiechers (Wighard), Borchers neben Borcherts (Burghard), Wolfers neben Wolferts (Wolfhard). — Den Stämmen -bold, -bald und -old entfällt gleichfalls häufig die Dentalis, wodurch eine Form entſteht, die mit dem Deminutiv einer Koſeform zuſammentrifft und die Deutung zweifelhaft macht. Namen wie Siebel und Sippel, Bertel und Bechtel, Richel und Rickel, welche im Niederdeutſchen heimiſch ſind, werden richtiger auf die Vollnamen Sigibold, Berhtold, Richold zurückgeführt als von den Koſeformen Sibo, Berhto, Rico abgeleitet, wogegen Appel, Hippel, Nobel, Rüppel als wirkliche Deminutiva gelten mögen. — Es giebt auch Namen, deren zweiter Teil -bet lautet; dieſer Form liegt entweder -bold oder -bert oder -bodo zu Grunde. Ein ſicheres Beiſpiel von -bet aus -bold iſt Sibeth, zweifelhaft ſind Opet, Ribet; die patronymiſche Form Folpts wird auf Folcbert zurückzuleiten ſein. — Wenn bloßes -et den zweiten Teil der Zuſammenſetzung bildet, ſind -hard und -old zu berückſichtigen. Bernet und Arnet gehen beſtimmt aus Bernhard (vgl. Berndt, Behrend) und Arnold (vgl. Arndt, Arent) hervor, während bei Enet (Agin-), Gobet (God-), Richet (Rich-) Zweifel berechtigt zu ſein ſcheinen. — Die dem erſten Stamme unmittelbar folgende Endung -ert entſteht zwar gewöhnlich aus -hart (Ahlert, Bernert, Burkert, Detert, Eilert u. ſ. w.), zuweilen aber liegt ihr -rat zu Grunde; dies iſt ſicher der Fall bei Hartert (Harthart wäre wunderbar), bei Brundert (Brun, auf brunja, brünne, Harniſch, bezüglich), weil der Einſchub des d nach n durch r gewirkt wird (vgl. Bendrich S. 120), vermutlich auch bei Faſtert, da Fastrat (zum Adj. fasti, feſt) ein häufiger Name geweſen iſt, Fasthart nirgends verzeichnet ſein dürfte. — Den bekannten patronymiſchen Namen Sievers führen einige auf Sigfrid, andre auf Sigwart zurück; beides iſt verfehlt, die Quelle vielmehr Sigbert. Buchſtäblich

ebenso sind beschaffen: Ahlvers und Elvers (Adalbert), Gervers (Gerbert), Jovers (Goverts, Godebert), Havers (Hadubert), Lanvers (Landebert), Mävers (Magipert), Movers (Modebert, Muotbert), Nievers (Nidpert), Renvers (Reginbert); auch Evers und Gevers, die zu Eberhard (Ebert) und Gebhard (Gebert) gehören, können verglichen werden. — Daß der Familienname Hedwig, etwa als uneigentliches Metronymicum, mit dem weiblichen Vornamen übereinstimme, braucht nicht angenommen zu werden; denn dieser letztere scheint ursprünglich das Adj. wih (heilig) zu enthalten, der Mannsname, welcher heute auch in den Formen Hedewig, Hettwig und Hawich begegnet, mit wîg zusammengesetzt zu sein.

Daß vorzüglich Koseformen, deren allgemeiner Charakter durch den Verlust teils eines ganzen Stammes, teils für das ursprüngliche Verständnis wichtiger Buchstaben gezeichnet wird, der Mehrdeutigkeit Raum geben, begreift sich leicht und ist bereits an manchen Beispielen, welche sich an die Besprechung von Vollnamen desselben Hauptstammes anschlossen, erkannt worden. Hier sollen noch einige Namen behandelt werden, die entweder durch die Schwierigkeit ihrer Erklärung hervorragen und infolge dessen eine gewisse Berühmtheit erlangt haben, oder vermöge der Besonderheit ihrer Form bloß den Hauptstamm in Frage stellen. Bei dieser letztern Art wird es sich hauptsächlich um Namen handeln, welche auf das hypokoristische -z ausgehen.

Den alten bis auf den heutigen Tag buchstäblich erhaltenen Namen Anno, der auf jeden Fall eine Koseform darstellt, hat man mit Hanno, Manno verglichen und als Agino verstanden; allein der Vergleich trifft nicht oder nur unvollkommen zu, da jene Formen nicht sowohl aus Hagino, Magino, die sich vielmehr zu Heino, Meino gestaltet haben (vgl. Eino aus Agino), als aus Hagano, Magano entstanden sein dürften. Weit eher könnte der Name gleich Hanno sein, da anlautendes H sich häufig ablöst (vgl. Artman, Erman, Ilderich). Am meisten jedoch wird die Vermutung befriedigen, daß Anno sich aus Arno assimilirt habe, wie Benno aus Berno hervorgegangen ist. — Die Erklärung des Namens Poppo (Boppo, Poppe, Popp, Bobbe, Bopp) hat viel Mühe verursacht. Der wunderbaren Deutung aus Colmar, welche auf einem Mißverständnis in Betreff einer urkundlichen Angabe zu beruhen scheint, wird wohl niemand mehr beipflichten; dagegen neigen sich hervorragende Forscher zu der Vermutung, daß Poppo gleich Bovo (vgl. Bube) sei. Viel einfacher und natürlicher, dünkt mich, ist die schon im Jahre 1873 von mir ausgesprochene Beziehung auf den zwar nicht nachweisbaren, aber durch die Geschlechtsnamen Bobardt, Popert, Popper, Bubbert, Bubert, Bobertz hinreichend gesicherten alten Personennamen Bodebert. — Der niederdeutsche Name Hepp läßt sich zu Hedbert (Hadupreht), zu Herbert und zu Helbert (Hildebert) stellen, während Happ auf den zuerst, Hipp auf den zuletzt eingeklammerten alten Namen angewiesen sind, Hopp und Hupp aber aus einer Zusammensetzung

mit Hug entspringen. — Guericke ist nicht gleich Gericke (zu Ger, Speer), sondern gleich Wericho (zu Warin, War, Wer, auf wahren und wehren bezüglich). Der Anlaut beruht auf Einfluß des Romanischen und zeigt sich, von andern Stämmen abgesehen, ebenfalls in Guerle = Wehrle oder Warlo (vgl. dagegen Gerle aus Gerilo) und ohne u in Garnier = Warner und Werner (Werinher).

Mit Rücksicht auf den Ursprung der auf -z ausgehenden deutschen Kosenamen muß zunächst eine im Bewußtsein der meisten Gebildeten haftende Annahme berichtigt werden. Wie es im gewöhnlichen Leben heißt, sollen Fritz, Götz, Lutz aus Friedrich, Gottfried, Ludwig gekürzt hervorgegangen sein. Obwohl dies nicht bezweifelt werden kann, hat es doch eigentlich keine andre Bedeutung, als daß von jenen Vollnamen, welche zu den bekanntesten unter den Zusammensetzungen ihrer Art gehören, die genannten Verkürzungen historisch nachzuweisen sind. Man darf aber nicht daraus folgern, daß auf andre Vollnamen desselben ersten oder Hauptstammes jene hypokoristischen Formen keine Beziehung haben könnten. Urkunden lehren auch, daß Luzo (Lutz) gleich Liudprandus und gleich Liudericus sei, daß Rozo (Rotz) aus Rodland (Roland) und aus Rodwin, Teuzo (Teutsch, Teusch? vgl. Die'z) aus Teupaldus (Deubold) und Teutelmus (Diothelm) entsprungen seien. In der Theorie haben die einstämmigen Kosenamen auf -z, wie alle übrigen zu derselben Klasse gehörigen hypokoristischen Formen, ein Anrecht an sämmtliche Vollnamen, während die zweistämmigen auf gewisse Gruppen oder Teile angewiesen sind. Auf alle mit Diot, Land, Hagin, Ragin zusammengesetzten alten Personennamen können Diez, Lanz, Heinz, Renz bezogen werden, Opitz, Abitzsch, Lopitzsch, Robitzsch, Nopitsch dagegen nur auf diejenigen, deren labial anlautender zweiter Stamm sich mit Odal (Od), Adal (Ad), Hlod, Hrod, Nod verbindet, Robitzsch z. B. auf Hrodbald, -bert, -brand, -bodo, -burg. — Von dem Verhältnis der mit -z gebildeten Kurzformen zu den Vollnamen desselben ersten Stammes unterscheidet sich ihre Entstehung aus Namen, deren erster Stamm ein verschiedner ist. Der auslautende Konsonant des Stammes schwindet vermöge seiner Beschaffenheit zugleich mit dem Vokal der verkleinernden Silbe (iz) in zahlreichen Fällen dergestalt, daß aus verschiedenen, aber einander äußerlich nahe stehenden Stämmen gleiche Kosesormen entspringen. Den altdeutschen Kurzformen Berzo und Bezo (Bertz, Pertz und Betz, Petz) liegen mit Ber und mit Berht zusammengesetzte Namen zu Grunde; Buzo (Butz, Putsche) deutet auf Bud hin, scheint aber zugleich mit Busse, der niederdeutschen Kosesorm von Burchard, identisch zu sein; Wizo (Witz, Waitz, Weitsch) ist aus Namen, die mit Wid und Wig beginnen, hervorgegangen; Haizo (Heitz) weist auf Haid, Heid und auf Hag zurück, während Hezo (Hetz, Hetsch) zu Heinrich und Herman gehört; auf Ranzo (Rantze) machen Ragan und Rand Anspruch, auf Walzo (Walz) Wald und Walah, auf Werzo (vgl. Werzel) Wer und Werd.

Auch innerhalb der patronymischen Formen der heutigen Familiennamen giebt es einzelne Fälle, welche einer verschiedenen Beurteilung ausgesetzt sind. Da das genetivische -s sich sehr häufig als -z äußert, also mit dem hypokoristischen -z zusammentrifft, so können Zweifel eintreten, welches von diesen beiden Verhältnissen gemeint sei. Im allgemeinen darf angenommen werden, daß das auslautende -z der Vollnamen als patronymisch, der Kurznamen als hypokoristisch zu gelten habe. Man vergleiche einerseits Behrenz, Göddertz, Liebertz, Liefertz, Richartz, Roelofz, Seifriz; anderseits Diez und Deetz, Lutz und Lautz, Rutz und Krutz, denen gleichwohl die Patronymica Diets und Deets, Luths und Lauts, Rüths und Cruts gegenüberstehen, woraus sich jene, obgleich es wenig wahrscheinlich ist, einzelnemale gestaltet haben könnten. Heute scheiden sich die Familien Schmits und Schmitz vermöge der Schreibung ihres Namens; es will aber nicht recht einleuchten, daß Schmitz einem alten Personennamen Smidizo, Smizo, der neben Smido und Smidilo nicht einmal überliefert zu sein scheint, entspreche, wohl dagegen, daß er von Schmits nur graphisch abstehe. In einer ähnlichen Lage befinden sich Wirts und Wirtz, obgleich für den letztern Namen die altdeutsche Form Werzo, wenn sie zu Werd (wert, würdig) gehört, in Anschlag gebracht werden mag. Sind Gertz, Gehrtz gleich Gerdts, Gerths (Gerhard) oder gleich einer kaum nachweisbaren Koseform von Ger? — Heutige Namen auf -ken enthalten entweder die alte Deminutivform -kin, oder das n ist patronymisch und dem Deminutiv -ke angehängt: Hünecken, Wilken können auf Huniehin, Willikin bezogen werden, aber auch von Hünicke, Wilke stammen. Dieselbe Unsicherheit mag zuweilen die auf den Stamm folgende Endung -en treffen; z. B. Harden, Lüdden, Roden lassen sich den deminutiven Hardin, Liudin, Hrodin gleichstellen, jedoch auch als schwache Genetivformen von Hart, Lüdde, Rode betrachten. — In einigen oberdeutschen Mundarten werden patronymische Geschlechtsnamen durch die Endung -er gebildet, z. B. Dietzer, Künzer, Manzer, Seibolter, Wilhelmer, welche von Dietz, Kunz, Manz, Seibold, Wilhelm deutlich abgeleitet sind. Da aber in unzähligen mit -her (-hard) zusammengesetzten Namen das stammhafte h ausgefallen ist, woraus gleichfalls die Endung -er folgt, so bietet sich eine Konkurrenz zweier ganz verschiedenen Verhältnisse dar, bei der man zur Vorsicht, insbesondere zur Beachtung teils der Beschaffenheit des an sich zweifelhaften Stammes, teils der Gegenden, in denen er häufig vorkommt, angewiesen ist oder sich anweisen lassen muß. Entspricht der Name gesetzmäßig einem alten Personennamen, scheint er außerdem nicht auf gewisse Landschaften beschränkt zu sein, sondern allgemeinere Geltung zu haben, so darf er auch nicht ausschließlich für ein süddeutsches Patronymicum ausgegeben werden. Dieser Art sind unter andern die mit den alten Formen Grimheri (-hard), Heimard, Hildihard (-her) bestens übereinstimmenden, auch anderswo als in Oberdeutschland bekannten Namen Grim-

mer, Heimer, Hilder, welche man in jener Weise zu erklären kein Bedenken getragen hat.

Bei ziemlich vielen Familiennamen erhebt sich die Frage, ob sie aus dem Deutschen stammen, oder zu den später eingeführten fremden (hebr., griech., lat.) Namen gehören.

So bequem Hanne und Henning aus Hagano und Hagining gedeutet werden, und so zuverlässig es ist, daß Henning in Mecklenburg und Pommern als Koseform von Heinrich gebraucht wird, ebenso bestimmt können beide Namen mit Johannes in Verbindung stehn, insbesondre Henning (vgl. Johanning), welcher Name in schleswig-holsteinischen Urkunden nicht selten mit Johann für dieselbe Person wechselt. — Während Bertel auf Bechtold allein angewiesen ist, dürfen Barthol und Bartel auch zu Bartholomäus (Bartelmehs, Bartelmus, Barthelme) gestellt werden, obgleich der Ursprung aus dem Deutschen, zumal in Hinblick auf Barthold und Bartelt, den Vorzug verdient. — In der Schweiz gelten Debes und Debus als Kürzungen von Matthäus, in Hessen von Tobias; das hindert nicht, die so lautenden Geschlechtsnamen zu den zweistämmigen Koseformen aus Diot zu rechnen (vgl. Debo, Debe, Debke, Debben, Devens, Depping). — Nachdem von achtbaren Forschern der niederdeutsche Name Harms aus Hieronymus erklärt worden war, hat sich diese Deutung eine lange Zeit zu behaupten vermocht und im Publikum Anklang gefunden; sie ist lautlich kaum zu verstehn und überhaupt grundfalsch: Harms ist wie Hermes aus Hermann entsprungen (vgl. Garms aus Germar). — Der aus Sigimar hervorgegangenen Koseform Simo entspricht der Familienname Siem, aber dieser Name kann vielleicht auch als Kürzung von Simon betrachtet werden; sicher deutsch sind Seim, Seime, Siemes, Siemens, Siemelink. — Obgleich sich Baltes gleich Baldes als Genetiv von Balde, Bald (Baldo) denken läßt, scheint die Erklärung aus Balthasar doch richtiger zu sein. — Sollen die anlautenden Konsonanten der beiden Namen Fester und Vester auf einen Unterschied der Bedeutung hinweisen, eine Annahme, welche freilich an sich und besonders bei Namen bedenklich ist, so ließe sich sagen, daß Fester (vgl. Festersen) wie Faster dem Personennamen Fastheri entspreche, Vester aber aus Sylvester gekürzt sei. — Für Bantel und Pantel nebst Pantelmann darf der Stamm Band (vgl. Bandel und Pandel) in Anspruch genommen werden, obwohl übereinstimmende Formen nicht zu Gebote stehn; oder die Namen sind aus Pantaleon (vgl. Bantalion, Bantleon) entsprungen. — Die aus Zusammensetzungen mit Gisal (Geisel, obses) hervorgegangene Koseform Gilo streitet um den Ursprung einiger Geschlechtsnamen mit Aegidius (roman. Gilles). Vielleicht wird es angemessen sein, die mit einfachem l versehenen Namen Giel, Gielen als deutsch, Gilles, Gillis dagegen als fremd zu betrachten, während wiederum Gille, Gill eben sowohl auf Gilo als auf Aegidius verweisen dürften. Daß auch Ilgen, wie

gelehrt wird, mit Aegidius zusammenhange, ist um so fraglicher, als dieser Name nebst Iltgen dem Deminutiv Hildikin ganz bequem entspricht (vgl. Illhardt, Illmer, Ilt, Illig, Ilten, Illing, alle aus Hild). — Wenngleich Kobes und Koops aus Jacobus entstanden sind, ist diese Herkunft für Kobbe, Kopp, Köbicke, Köpcke (im 14. Jahrhundert Copeko, Copeke), Köppen doch zweifelhaft. Schon das 9. Jahrhundert kennt den Personennamen Cobbo, den man am besten als Colbo (Kolbe, Kolb) versteht und aus Colobert (vom dunkeln Stamme Col; vgl. Coloman, Kollmann?) erklärt, wie Abbo und Albo aus Adalbert, Wobbo und Wolbo aus Wolbert d. i. Waldobert hervorgegangen sind. — In dem friesischen Namen Cirk hat man, wahrscheinlich durch den anlautenden Konsonant veranlaßt, Zusammenziehung aus Cyriacus erkennen wollen, ohne Zweifel mit Unrecht; C steht für Z, und dies für S; Cirk, Zierck, Sierck führen auf Sigirich zurück. Aber von Cyriacus (Zilligus) können Zille, Zilles, Zillich, Zils, Zilges, Zilken stammen, Namen, die jedoch auch zu Zilo, Zillo (Zil, Ziel; vgl. Zieleger, Zillhardt) passen. — Ob der Name Mark besser auf Marcus als auf die deutsche Koseform Marco (Mark, Grenze) zu beziehen sei, kann nicht an und für sich entschieden werden; derselben Unsicherheit unterliegt Marks, während Markes und wahrscheinlich Marx zu Marcus, Merk aber nebst Merkel und Markel zu Marco gehören. — Als Kürzung von Lucas wird Lucks angesehen; allein dieser Name kann auch Genetiv von Luck (Luke, Lücke, Ludke, Lüdecke, aus Liudiko) sein. — Neben Lanz, Lantzsch sind Lenz, Lentsch Koseformen von Zusammensetzungen mit Land; in Süddeutschland aber wird Lenz für Lorenz gebraucht. — Stammt Naatz aus Ignatius oder aus Nazo (zu Nad; vgl. altf. nâtha, Gnade)? Nick jedesmal aus Nikolaus oder bisweilen, wie Nicke, Niecke (Niedke) immer, aus einer zu Nid (Eifer, Zorn des Kriegers) gehörigen Koseform? — Die Namen Statz, Staatz, Staats, Stahts, welche von Eustathius abgeleitet zu werden pflegen, scheinen ebenso wohl und vielleicht richtiger mit Stad, Stat (vgl. althochd. stâti, fest, standhaft) zusammenzuhangen, die beiden erstern unmittelbar der Form Stazo zu entsprechen. — Daß Emele, Emelius nicht, wie Emilius, dem lat. Aemilius gleichstehen, liegt auf der Hand; sie stammen von Emilo (zu Amal, altnord. aml, Arbeit; vgl. Amalia), woher selbst der Vorname Emil, dessen abweichende Betonung durch jene Latinisirung zu erklären wäre, wenigstens zum Teil entsprungen sein könnte. Weiter fragt es sich, ob Milke, Mielcke, Mielck durchweg zu dem lateinischen Namen gehören, oder ob auch der noch nicht befriedigend aufgehellte Stamm Mil, mit welchem z. B. Milehard (Mielert) und Milrat zusammengesetzt sind, Anspruch erheben, Mielcke mithin als Milike (11. Jahrhundert) verstanden werden dürfe. — Der Ableitung des Namens Sebes aus Eusebius liegt kein sprachliches Hindernis im Wege; da derselbe aber auf niederdeutschem Boden erwachsen ist, läßt sich ein ganz andrer Ursprung behaupten und nachweisen: wie Debes zu Debo,

Digitized by Google

ähnlich verhält sich Sebes zu Sibo (vgl. Sebens, und zum e aus i Sehbel, Seeber, Sebade, Seffers). — Da der Name Adam von dem Namen des ersten Menschen herrührt, so fragt es sich, ob auch dessen Söhne, Kain und Abel, in den gleichlautenden Geschlechtsnamen vertreten sind. Von Abel wird dies oft behauptet, obwohl es feststeht, daß der Name, wie Abele und Apel, dem Deminutiv der Koseform Abo (zu Adal; vgl. Abico, Abilin), entsprechen kann. Daß der Name des ersten Brudermörders in deutschen Familien erhalten sei, ist nicht wahrscheinlich; zum Glücke giebt es die benachbarten Formen Kein, Keine, Gain, Kähne, Kahne, welche mit Kain aus der einstämmigen Kurzform Cagano, Gagano, Geino (Gagin, gegen) entsprungen sind (vgl. Kainer aus Geginhard oder -heri, Kainz aus Kaginzo). — Für den Ursprung des in Holstein sehr häufigen, in andern Gegenden fast unbekannten Namens Dose, zu dessen Erklärung zwar wohl noch niemals die Bedeutung des Appellativs ernsthaft in Anspruch genommen, nicht selten aber der fremde Name Theodosius herangezogen worden ist, leisten norddeutsche Urkunden sicherste Gewähr; hier finden sich abwechselnd die Formen Doso, Doszo und Dose, welche auf Dodizo, Dozo (zu Diot) hindeuten (vgl. Dotz, Totz, Thoß, Dosse, Doß), wie aus Rodizo, Rozo neben Rotz nachweislich Rose, aus Hlodizo, Lozo neben Lotz wahrscheinlich Lose, Lohse hervorgegangen sind. — Der Name Kratz kann zwar aus Pankratius (Pankratz, Bankradz, Pongratz) gekürzt sein, aber auch dem noch unaufgehellten Personennamen Chrazo (11. Jahrhundert) unmittelbar gleichgestellt werden; vgl. Kratze, Krätzel, Krätzke, die mehr auf die deutsche als die fremde Quelle hinweisen. — Obgleich Zacher der durch einen einzigen Beleg aus dem 8. Jahrhundert nachgewiesenen Form Zahheri, deren Hauptform der Erklärung bedarf, bequem zur Seite steht, scheint doch die Ableitung aus Zacharias (vgl. Zacha, österreich. Zachl, siebenbürg. Sacher) ebenfalls Rücksicht zu verdienen. — Wenn sich in Tickel, Digl, Deigl, Dogl, Dökel eine zweifache Verkleinerung der den reinen Stamm Diot enthaltenden Koseform offenbart, so darf auch wohl Dickel jenen Namen hinzugefügt werden, mag derselbe auch manchmal oder vorwiegend aus Benedictus (Bennedick, Bendick, Dickt) entsprungen sein. — Was Schmeller lehrt, aus Eligius sei Gloy hervorgegangen, wird sich, so auffallend die Verwandlung ist, für süddeutsche Gegenden richtig verhalten; die Formen Glode, Glude, Gloe, Gloye, Gloy, welche in Eutiner und Lübecker Urkunden mit einander wechseln und größtenteils noch jetzt als Geschlechtsnamen angetroffen werden, haben jenen fremden Ursprung sicherlich nicht, können aber ganz wohl aus Hlod (Chlodio) entstehen (vgl. Lode, Lude, Loy). — Die Annahme, Wenz sei auf Wan (Glanz, Schönheit) oder Wand (zu winden, wenden) zu beziehen, Wenzel dagegen aus dem slavischen Wenzeslaus entsprungen, läßt sich, wenn es auf die Scheidung ankommen soll, sprachlich nicht begründen. Warum könnte nicht bisweilen auch umgekehrt Wenz von dem fremden Namen, Wenzel (vgl.

Wenzicho, Wenzge, Wenzig) von jenen deutſchen Stämmen herrühren? — Auf Wenz und Wenzel reimen Stentz und Stenzel, welche beide von Stanislaus, nach andern von Constantin kommen ſollen; aber beiden kann auch ein deutſcher Stamm zu Grunde liegen, nämlich Stang (vgl. got. stigqvan, engl. sting, ſtechen), woher Stange und Stanke entſprungen ſind: Stentz verhielte ſich dann zu Stang wie Strenz zu Strang (ſtark, engl. strong). — Der Herleitung des Namens Liſt aus Callistus wird niemand das Wort reden, der die Perſonennamen Listhart, Listhar (List, Kunſt) kennt, deren altſächſiſche Koſeform Lista nachgewieſen wird; außer Liſt begegnen heute auch Liſter, Liſtl, Liſting. — Wenn in Siebenbürgen Sophronius in Fronius gekürzt wird, ſo folgt daraus nicht, daß in Deutſchland Frohn allemal denſelben Urſprung habe. Die heutigen Geſchlechtsnamen Frohnert, Frohner, Fröndrich, Frönwald deuten auf alte Zuſammenſetzungen mit Frowin, dem erweiterten Stamme Fraw (Herr, Frau) und als Koſeformen dürfen Frohne, Frohn, Frahne (niederd.), Frohneke, Froneck betrachtet werden.

Zuweilen ſtreiten bloß fremde Namen um die Herkunft eines Geſchlechtsnamens. An ſich liegt nichts im Wege, wie Laas und Laus auch Laß als Kürzung von Nikolaus, Nicolas anzuſehen; weil jedoch Laß, deſſen Patronymicum Laſſen in Schleswig-Holſtein ſehr oft vorkommt, eigentlich ein nordiſcher Name iſt, ſo muß die Nachricht, daß derſelbe zugleich mit Lars und Larſen aus Lafranz, der isländiſchen Form von Laurentius (Lorenz, Laverenz, Laberentz, Laſrenz), entſtanden ſei, den Vorrang einnehmen. — Wie Mewes zu Bartholomäus verhält ſich buchſtäblich Tewes zu Matthäus; es iſt aber nachgewieſen worden, daß auch Tobias ſich in Tewes verwandelt habe. Beides kann neben einander beſtehen, Fälle der Art ſind beſonders nach Gegenden und Landſchaften zu beurteilen (vgl. Gloy, Lenz). — In dieſer Lage befindet ſich ebenfalls der Name Görres, welcher gewöhnlich aus Gregorius (Gorius, Görries, Görris, Gorriſſen) gedeutet, am Rheine aber auf Georgius (Gorges, Görges) bezogen wird. — Da Augustinus und Martinus gleich endigen, können die Namen Tinnes und Thinnes von beiden ſtammen; die Deutung aus Martinus iſt aber wohl richtiger, weil die beiden letzten Silben von Augustinus nicht -tinus ſondern -stinus (vgl. Stinus, Stinnes) lauten. — Der herkömmlichen Ableitung von Jobſt aus Jodocus darf ſolange mißtraut werden, bis ſie ſprachlich und urkundlich hinreichend gerechtfertigt daſteht. Neben Jobſt giebt es auch die Familiennamen Jobs, Jobke und Job, welcher letztere Name, wie im Engliſchen, Hiob (lat. Jobus) ſein kann, Jobſt enthielte dann unorganiſches t (vgl. einſt, Pabſt, Moraſt). Daß auch Joſt, Jooſten, wie behauptet wird, von Jodocus und nicht mit Juſt von Juſtus herrühren, fällt zu glauben ebenſo ſchwer.

Durch Latiniſirung eines deutſchen Namens entſtehen mitunter Formen, welche mit einem altlateiniſchen Namen buchſtäblich übereinſtimmen. Zwar wird

nicht leicht jemand vorausſetzen, der Name Rhodius, der als Chrodius (Hrodio) ſchon im 8. Jahrhundert begegnet und als Rhode, Rohde zu verſtehen iſt, gleiche auch der Bedeutung nach dem Beinamen, den jener alte Schriftſteller Apollonius von ſeinem längern Aufenthalte auf der Inſel Rhodus erhalten hat. Aber Clodius und Claudius werden ſicherlich von der Mehrzahl derjenigen, welche in der römiſchen Geſchichte beſſer als in der deutſchen Namenkunde Beſcheid wiſſen, auf die gleichlautenden römiſchen Namen bezogen, während in Wirklichkeit beide nebſt Cludius nichts als die latiniſirten Formen von Chlodio und Cludio (Hlod, Hlud) ſind. Wenn der Vorname Lucia, Lucie an der untern Weſer und im Jeverlande, wie von dort her berichtet wird, in den meiſten Fällen als feinerer Stellvertreter des Feminins Lücke zu verſtehen iſt, ſo darf in Betreff des Familiennamens Lucius mit gleichem Grunde vermutet werden, daß er nicht römiſch ſei, vielmehr auf Latiniſirung von Lutze, Lutz, Luz (Hlod und Liud) beruhe. Die beiden Geſchlechtsnamen Mutius und Mucius, bei denen man ſich oberflächlich an den gleichklingenden römiſchen Namen erinnern läßt, können urſprünglich Muth und Mutz ſein; da ſie ſich in der Ausſprache nicht unterſcheiden, genügt vielleicht eine einzige deutſche Form. Bei dem Namen Curtius, der gewiß nicht von der Römerzeit her behalten iſt, hat man, was die deutſche Quelle betrifft, zwiſchen Curt (Konrad) und Kurz die Wahl, darf ſich auch auf beide zugleich beziehen.

Eine neue Ergänzung der miloniſchen Venus.

Auch die Wiſſenſchaft verfällt, ſowie ihre Ergebniſſe und Funde in die Maſſen dringen, der Mode. Das neueſte iſt immer modern. Selbſt die Altertumswiſſenſchaft macht davon keine Ausnahme: die „neueſte Antike“ — lächerliche contradictio! — erfreut ſich ſtets des größten Beifalls. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts dominirte der Apoll vom Belvedere und die Diana von Verſailles. Als 1820 die miloniſche Venus gefunden wurde, machte ſie bald dem ſchönen Paare Konkurrenz. Aber auch ſie wurde in der Gunſt des Publikums wieder verdrängt durch die ſogenannte Clytia, und dieſe wiederum hat neuerdings dem olympiſchen Hermes weichen müſſen, deſſen Abgüſſe jetzt zu Dutzenden in den Schaufenſtern unſrer Kunſt- und Luxushandlungen zu ſehen ſind.

In der wirklichen Wiſſenſchaft freilich ſind die Erſcheinungen nicht ſo ſchnell abgethan; die Wiſſenſchaft kehrt, wenn auch die neuentdeckten Schätze ſich noch

ſo ſehr mehren, mit gleichem Anteil auch zu ihren alten Lieblingen zurück, und umſo fleißiger, wenn dieſe Lieblinge für die Forſchung noch ungelöſte Rätſel bieten. Es iſt bezeichnend, daß in demſelben Augenblicke, wo die Kunde kommt, daß Schaper, der Schöpfer des Berliner Goethedenkmals, ſeine Wiederherſtellung des olympiſchen Hermes vollendet habe, noch ein neuer Verſuch auftaucht, die miloniſche Venus zu ergänzen; der Hermes iſt für uns drei Jahre, die Venus bereits zweiundſechzig Jahre alt.

C. Haſſe, Profeſſor der Anatomie an der Breslauer Univerſität, hat ſoeben eine zum Teil höchſt opulent ausgeſtattete Schrift veröffentlicht,*) in der er den Vorſchlag einer neuen Reſtauration der miloniſchen Venus vorlegt. Die Schrift iſt mit acht Tafeln in Quart geſchmückt, von denen vier, in vorzüglichen Lichtdrucken ausgeführt, die Vorder-, die Rück- und die linke Seitenanſicht der Statue, eine Aufnahme des im Louvre bei der Statue ſelbſt aufbewahrten Armfragmentes und drei verſchiedene Aufnahmen des eben dort befindlichen Handfragmentes zeigen; mit jeder dieſer Lichtdrucktafeln korreſpondirt eine Tafel mit lithographirten Umrißzeichnungen, welche die betreffende Anſicht in der Wiederherſtellung zeigt. Überdies hat der Verfaſſer von einem Breslauer Bildhauer, Latt, nach ſeinen Angaben die Statue in Gyps in halber Lebensgröße reſtauriren laſſen; Abgüſſe ſind von dem Genannten zu beziehen.

Der Fall, daß die Anatomie in archäologiſchen Fragen ihr Votum abgiebt, ſteht nicht vereinzelt da. Ihre Behandlungsart ſticht natürlich von der der Archäologie etwas ab. Der gerechte und vollkommene Archäolog würde über ein erhaltenes Werk der antiken Kunſt keine neue Hypotheſe aufzuſtellen wagen, ohne alle bisher aufgeſtellten Hypotheſen — auch die thörichtſten — nochmals die Revue paſſiren zu laſſen und gründlichſt deren Haltloſigkeit darzuthun. Anders der Anatom. Die Herren Mediziner ſind als Freunde der Kürze bekannt. Man braucht nur ein kritiſches Journal aufzuſchlagen: die längſten und umſtändlichſten Bücheranzeigen ſchreiben da ſtets die Philologen, die kürzeſten und präziſeſten die Mediziner. An dieſer löblichen Gewohnheit ſeiner Wiſſenſchaft hält der Verfaſſer auch im vorliegenden Falle bei ſeiner Gaſtrolle auf archäologiſchem Gebiete feſt und legt ſich den gegenwärtigen Stand der Frage über die miloniſche Venus etwa in folgender Weiſe zurecht.

Die Annahme, daß wir in der Statue einen Teil einer Gruppe erhalten haben, darf als abgethan gelten; ſie findet in den Fundberichten nicht die ge-

*) Die Venus von Milo. Eine Unterſuchung auf dem Gebiete der Plaſtik und ein Verſuch zur Wiederherſtellung der Statue von C. Haſſe. Mit 4 Lichtdruck- und 4 lithographiſchen Tafeln. Jena, Guſtav Fiſcher, 1882. — Die Beſchränkung „zum Teil" iſt leider der typographiſchen Ausſtattung wegen nötig, die zu den ſchönen Tafeln ſehr wenig ſtimmt. Der Druck iſt mit einer abgenutzten, klexigen Schrift hergeſtellt. In Frankreich verwendet man zu derartigen Publikationen jederzeit neue, noch völlig ungebrauchte Lettern — und ſo gehört ſich's.

Digitized by Google

ringſte Stütze und iſt von allen maßgebenden Beurteilern verworfen worden. Die Statue iſt durchaus als Einzelfigur zu betrachten und als ſolche zu erklären. Zwei Auffaſſungen ſind es, die hier ſeit Jahrzehnten einander gegenüberſtehen. Nach der einen hätte die Venus mit beiden Händen einen auf das linke, vortretende Knie geſtützten Schild — den Schild des Mars — gehalten, in welchem ſie ſich ſpiegelte; ſo hat zuletzt noch der Bildhauer Wittich die Statue ergänzt. (Vgl. Lützows Zeitſchrift für bildende Kunſt, 1870.) Nach der andern Auffaſſung hätte die Göttin mit der Rechten das herabgleitende Gewand in der Nähe des Schooßes erfaßt, in der Linken, ähnlich wie die Venus von Capua, einen Apfel — den Siegespreis nach dem Urteil des Paris oder das Symbol der Liebe — triumphirend dem Beſchauer entgegengehalten. Nach der zweiten Annahme hätten wir alſo in den beiden Fragmenten, welche ſich außer der Statue ſelbſt noch im Louvre befinden, welche nach den Fundberichten zugleich mit der Statue gefunden worden ſind, welche aber von den Vertretern des Schildes als nicht zur Statue gehörig bei Seite geſchoben worden: einem Armſtück und einer verſtümmelten halbgeſchloſſenen linken Hand, die einen runden Gegenſtand hält, Teile der Statue zu erblicken.

Gegen beide Annahmen ſprechen eine Reihe von Bedenken, von denen hier wenigſtens die wichtigſten wiedergegeben werden mögen. Schon der Herausgeber der Zeitſchrift für bildende Kunſt, C. v. Lützow, begleitete die Reſtauration Wittichs mit der richtigen Bemerkung, daß der in die Ferne gerichtete Blick der Venus ſich kaum mit einer Beſpiegelung im Schilde vereinbaren laſſe. Dazu kommt ein anatomiſches Bedenken. Das an der Statue erhaltene Bruchſtück des rechten Oberarmes iſt feſt gegen die Bruſt gedrückt und ſtark nach links herüber gezogen. Dieſe Haltung wird in dem Augenblicke unnatürlich, ja unmöglich, wo der Arm, wenn auch nach links abgebogen, mit ausgeſtrecktem Unterarm einen auf dem linken Schenkel ruhenden Gegenſtand hält; dann hört die Preſſung gegen die Bruſt auf, und der Oberarm wird frei. Die ganze Schildhypotheſe iſt ja aber nur deshalb entſtanden, weil man Mißtrauen gegen die Zuſammengehörigkeit der erwähnten Fragmente mit der Statue hegte, und dieſes Mißtrauen wiederum gründete ſich vor allem auf die Beſchaffenheit des Bruchſtückes der linken Hand. Die Art, in welcher die linke Hand den angeblichen Apfel hält, verträgt ſich durchaus nicht mit einem triumphirenden Zeigen desſelben. Während dem letztern Geſtus ein Halten des Apfels mit dem Daumen, dem Zeige- und dem Mittelfinger, bei eingezogenem vierten und fünften Finger entſprechen würde, ſehen wir an der erhaltenen Hand die beiden letzten Finger ſich feſt um den Apfel ſchließen, den Mittel- und den Zeigefinger dagegen, den einen weniger, den andern mehr, ſich über denſelben erheben. Gleichwohl läßt eine unbefangene Prüfung der Fundberichte kaum einen Zweifel darüber, daß dieſe Fragmente zur Statue gehören, ja daß außerdem ein drittes zu ihr gehörte, welches verloren iſt und welches, wenn es erhalten wäre, die ganze Schild-

hypotheſe unmöglich gemacht hätte. Übereinſtimmend wird von den erſten Beobachtern berichtet, daß die Statue mit abgebrochenen Armen gefunden worden ſei; einer verſichert, daß beide Arme bei der Statue am Boden gelegen haben, und zwar der rechte in der Haltung, als wolle er das fallende Gewand auf der linken Hüfte zurückhalten, der linke einen Apfel emporhaltend.

Nach allem ſcheint folgendes feſtzuſtehen. Die erhaltenen Bruchſtücke eines Armes und einer linken Hand gehören zur Statue, womit die Annahme des Schildes von ſelbſt hinfällig wird. An ein triumphirendes Vorzeigen des in der linken Hand befindlichen Gegenſtandes zu denken verbietet aber die Beſchaffenheit der Hand ſelbſt. Eine neue Ergänzung der Statue alſo wird, wenn ſie Ausſicht auf Zuſtimmung haben will, vor allem eine ungezwungene, befriedigende Erklärung der linken Hand geben müſſen. Dies iſt denn auch der Punkt, wo der Verfaſſer unſrer Schrift den Hebel anſetzt.

Haſſe giebt — und hierin liegt das Hauptverdienſt ſeiner Studie — eine ſachmänniſch genaue anatomiſche Analyſe nicht bloß der beiden wichtigen Fragmente, ſondern auch der Statue ſelbſt in ihren einzelnen Teilen. Von der Vorausſetzung ausgehend, daß der Schöpfer des Bildwerkes ſelbſt genaue anatomiſche Kenntniſſe gehabt habe, einer Vorausſetzung, die bei weiterer Betrachtung Schritt für Schritt die glänzendſte Beſtätigung findet, berichtet er einfach, was ihm, dem Kenner des lebenden menſchlichen Körpers, die einzelnen Körperteile der Statue, ihre Stellung und ihre Muskulatur erzählen, und knüpft daran die von ſelbſt ſich ergebenden Konſequenzen. Die Hauptſätze ſeiner Analyſe ſind folgende.

Das größere Bruchſtück iſt ein Stück des linken Oberarms. Ein Merkmal an ihm iſt beſonders bedeutſam: der Wulſt am Ellbogenende, welcher ſich nach vorn abwärts allmählich verbreitert, abflacht und gegen die Oberfläche verliert. Es iſt der Beugewulſt, welcher an dieſer Stelle eines jeden Oberarms in demſelben Augenblicke erſcheint, wo der Unterarm gegen den Oberarm ſtark gebogen wird. Er iſt ein unumſtößlicher anatomiſcher Beweis dafür, daß der Unterarm in ſtarker Beugeſtellung gegen den Oberarm gehalten war, und zwar im weſentlichen in der Ebene des Oberarms.

Die linke Hand, deren Finger leider arg verſtümmelt ſind, iſt eine gut gebildete, fleiſchige Frauenhand, deren Maßverhältniſſe ebenſo wie die des Oberarmſtückes vollkommen denen der Statue entſprechen. Von jeher iſt der angebliche Apfel und die Art, wie er gehalten wird, auffällig geweſen. Er iſt nicht größer als eine große wälſche Nuß und unten abgeplattet. Gehalten wird er in der Hauptſache vom Daumen, vom vierten und vom fünften Finger, während der Mittelfinger halb, der Zeigefinger beinahe ganz geöffnet iſt.

Sehr bezeichnend iſt die Haltung des an der Statue ſelbſt befindlichen rechten Oberarmſtückes; ſie wirft auf die Stellung des verloren gegangenen Armteiles ein klares Licht. Das Armſtück iſt eng an die Bruſt angeſchmiegt. Dieſer

Umſtand, ſowie die Richtung der Bruchfläche weiſt deutlich auf eine Beugelinie des Armes ſchräg über den Nabel gegen die linke Hüfte und die dort liegenden vorgebauſchten und auf dem vorgebogenen linken Oberſchenkel ruhenden Gewandfalten hin. Die rechte Hand hat unzweifelhaft an dieſe Gewandfalten gegriffen, was mit dem einen Fundbericht genau übereinſtimmt.

Überaus fein beobachtet iſt die Äußerung Haſſes über die Halshaltung. Die Haltung des Kopfes, ſagt er, wird durch die des Halſes in eigner Weiſe beeinflußt. Dieſer, leicht nach vorn gebogen, zeigt dieſelbe Drehung nach links wie der Kopf mit realiſtiſch ausgeprägten Hautfalten an der Seite, weicht aber dabei nach rechts ab und ruft dadurch den Eindruck hervor, als wolle der Kopf in mäßigem Grade einer von links herkommenden Gewalt ausweichen oder entgegenwirken. Über das gewellte und zurückgeſtrichene Haar geht eine tiefe, breite Furche, ein Beweis, daß die Statue urſprünglich, ebenſo wie Ohrringe und Armband, auch ein metallnes Diadem getragen hat.

Der Rumpf iſt über der Hüfte leicht nach rechts gebogen und dabei im obern Körperteil nach links gedreht — eine vollkommene natürliche Haltung, wenn der nach links abwärts greifende rechte Arm das über die linke Hüfte fallende Gewand erfaſſen ſoll. Die Biegung zeigt ſich anatomiſch vollkommen richtig in den Conturen, in der Rückenfurche und in den Furchen des Bauches. Die rechte Schulternackenlinie fällt in leichtem Fluß nach außen ab, die rechte Schlüſſelbeinerhebung hat ihre gewöhnliche horizontale Stellung, und ſomit ſteht auch das rechte Schulterblatt unbewegt. Anders die linke Partie. Denn trotz des kurz abgebrochenen linken Armes kann auch über die urſprüngliche Beſchaffenheit dieſer Seite kein Zweifel walten. Aus der ganzen Stellung des Schlüſſelbeines und des Schulterblattes und aus der Verkürzung der ſchräg abfallenden Nackenlinie geht hervor, daß der linke Arm leicht über die Horizontale gehoben geweſen ſein muß, aber nicht, wie in den bisherigen Ergänzungen oder wie bei der Venus von Capua, leicht geſenkt. Im letztern Falle müßte die Schulter flacher, das Schlüſſelbein ſelbſt bei Überneigung des Rumpfes nach rechts weniger gehoben ſein, und die vordere Schulterfurche müßte eine andre Richtung bekommen. Auch die vordere Begrenzung der Achſelhöhle, der freie Rand des großen Bruſtmuskels ſpricht für eine leichte Erhebung. Aber nicht nur die Erhebung, auch die Richtung des linken Oberarmes läßt ſich feſtſtellen. Die Bruchfläche iſt höchſt unbedeutend nach vorn gerichtet, die Schulter um ein geringes nach vorn gedreht; daraus folgt, wenn es nicht ſchon aus der geringen Tiefe der vordern Schulterfurche hervorginge, daß der erhobene Vorderarm nur ſo wenig nach vorn gebracht geweſen ſein kann, daß der Ellbogen allerhöchſtens in der Querebene der Wangenmitte lag.

Dieſe Haltung mit einem ſtark nach innen gebogenen Unterarm verträgt ſich nun aber ſchlechterdings nicht mit der Annahme, daß die Venus von Milo triumphirend einen Apfel in die Höhe gehoben habe. Ganz abgeſehen von der

andern Fingerhaltung, die dann erwartet werden müßte, würde ein ſolcher Geſtus nicht allein eine Hebung des Oberarmes, ſondern auch ein ſo ſtarkes Hervorragen des Ellbogens über die Antlitzfläche bedingen, daß dadurch eine ganz andre Plaſtik an Bruſt und Schulter, beſonders eine größere Vertiefung der vorderen Schulterfläche entſtehen würde.

Faßt man alle Beobachtungen zuſammen, ſo iſt nur eine Situation für die Statue denkbar: Venus iſt im Begriff, ſich zu entkleiden, um in die Fluten zu ſteigen. Ihr Blick iſt träumeriſch und ſelbſtvergeſſen in die Ferne gerichtet. Mit der rechten Hand greift ſie nach dem über die linke Hüfte herabfallenden Gewand, welches, über die rechte Hüfte bereits gefallen, nur noch durch das vorgeſchobene linke Bein feſtgehalten wird, während ſie mit dem erhobenen linken Arm das Haarband und das Diadem zu löſen und damit das Haar vollends zu entfeſſeln ſucht. Der rätſelhafte Apfel in ihrer Linken iſt eben kein Apfel, ſondern die marmorne Nachbildung eines bereits gefaßten, zuſammengeballten Teiles des Haarbandes. Die leichte Neigung des Kopfes nach rechts unterſtützt die Bewegung der Hand zum Abziehen des letzten Haltes des bereits teilweiſe gefallenen Haares. Im nächſten Augenblick wird das ganze Haar frei herabfließen, das Gewand wird fallen, und die Göttin wird in das zu ihren Füßen wallende feuchte Element hinabſteigen.

Dies das Ergebnis, zu welchem Haſſe durch das ſorgfältigſte anatomiſche Studium der Statue gelangt iſt. Zu dem Gedanken an das Diadem iſt er dabei allerdings durch einen Zufall geführt worden. Als er auf der Reiſe nach Paris begriffen war, die er zum Teil mit zu dem Zwecke unternahm, um das Original der miloniſchen Venus genau zu unterſuchen, wurde ſeine Aufmerkſamkeit in Brüſſel bei einem Beſuche der Antiquitätenabteilung des Muſeums in der Porte de Hal auf eine unſcheinbare kleine Bronze gelenkt: eine Venus, deren Oberkörper und Gewand ihn entfernt an die miloniſche Venus erinnerten; der rechte Arm gegen die linke Hüfte herumgreifend hält das fallende Gewand, der linke Arm iſt über den Scheitel erhoben, die Hand gegen den Haarſchopf herabgebogen. Dies Bronzefigürchen iſt für die Auffaſſung Haſſes entſcheidend geworden. Leider fehlt in der ſonſt ſo reich ausgeſtatteten Schrift eine Abbildung dieſer Bronze — eine bedauerliche Lücke, um deretwillen jedoch den Verfaſſer kein Vorwurf trifft. Wie er mitteilt, ſind ſeine Bitten um Überſendung der Bronze zu näherem Studium von der Oberleitung der Brüſſeler Sammlung unbeantwortet gelaſſen worden.

Dieſe Unhöflichkeit der Brüſſeler Muſeumsverwaltung iſt freilich nicht das einzige Unglück, welches der treffliche Anatom bei ſeinen Bemühungen, der Archäologie zu Hilfe zu kommen, gehabt hat. Er iſt auch von ſeinen archäologiſchen Freunden nicht ſonderlich gut beraten worden. Das Verzeichnis der ihm empfohlenen Literatur über die miloniſche Venus iſt ſehr unvollſtändig: man vermißt darin die Monographie von Veit Valentin „Die hohe Frau von

Milo“ (Berlin, G. Reimer, 1872), man vermißt Müller-Wieſelers „Denkmäler der alten Kunſt“ und Overbecks „Geſchichte der griechiſchen Plaſtik.“ Geradezu unverantwortlich iſt es aber, daß er nicht auf die verdienſtvolle Publikation des Freiherrn Göler von Ravensburg „Die Venus von Milo“ (Heidelberg, C. Winter, 1879) rechtzeitig aufmerkſam gemacht worden iſt; dieſelbe ſcheint ganz zuletzt, als ſeine Studie bereits abgeſchloſſen war, durch einen Zufall in ſeine Hände gekommen zu ſein. Daß er dieſe Verſpätung „ſehr bedauert,“ glauben wir ihm gern. Göler iſt nicht zünftiger Archäolog (er hat z. B. auch über den Kölner Dom, neuerdings auch über Rubens' Verhältnis zur Antike geſchrieben), und ſein Buch über die miloniſche Venus mag den deutſchen Archäologen etwas unbequem gekommen ſein, weil ſie ſich darin haben über Dinge belehren laſſen müſſen, die ſie ſeit Jahren, ja ſeit Jahrzehnten hätten wiſſen müſſen, wenn ſie nicht bisweilen denſelben Fehler begingen, den der deutſche Profeſſor ſo gern ſeinen franzöſiſchen und engliſchen Kollegen vorwirft, ſich nämlich nicht genügend um die Leiſtungen der ausländiſchen Wiſſenſchaft zu bekümmern. Abgeſehen davon, daß Göler, wie ſelbſt Wieſeler in der neueſten Bearbeitung ſeiner „Denkmäler“ zugeſteht, die Literatur über die miloniſche Venus „am vollſtändigſten angeführt und berückſichtigt hat,“ daß er Klarheit in die verworrene Fundgeſchichte gebracht hat, hat er auch zum erſtenmale eine Abbildung von der bereits 1861 von Claudius Tarral ausgeführten Reſtauration der Statue gegeben. Dieſe franzöſiſche Reſtauration hat aber bereits vor zwanzig Jahren dem deutſchen Anatomen den größten Teil ſeiner Ergebniſſe vorweggenommen. Schon Tarral hat durch die genaueſte anatomiſche Unterſuchung nachgewieſen, nicht nur daß das linke Oberarmſtück und das Handfragment zur Statue gehören, ſondern auch daß der linke Arm in derjenigen Stellung gehalten geweſen ſei, zu der nun auch Haſſe durch ſeine Beobachtungen gelangt iſt. Indeſſen iſt dies Unglück nicht ſo groß, im Gegenteil, es iſt beinahe ein Glück zu nennen. Gerade in dem Umſtande, daß zwei anatomiſche Unterſuchungen völlig unabhängig von einander zu demſelben Ergebnis gelangt ſind, liegt die beſte Bürgſchaft für die Richtigkeit desſelben. „Durch zweier Zeugen Mund wird allerwärts die Wahrheit kund.“

Der Haſſeſche Ergänzungsvorſchlag, durch die Abbildungen beſtens unterſtützt, hat unläugbar etwas höchſt anſprechendes. Was uns beſonders für denſelben einnimmt, iſt die feine Beobachtung, die Haſſe über die Kopf- und Halsbewegung der Göttin ausſpricht; ſie iſt ſo ſchlagend richtig, daß man ſich ihr gar nicht mehr entziehen kann, ſobald man einmal auf ſie aufmerkſam gemacht worden iſt. Jeder, der eine Frau ſich kämmen geſehen hat, hat beobachten können, wie ſie den Kraftaufwand, der nötig iſt, um den Kamm durch das lange Haar zu ziehen, in der Art zwiſchen dem Kopfe und der Hand verteilt, daß der Kopf ſich etwas nach rechts wendet, wenn die linke Hand kämmt, und umgekehrt. Eine ähnliche Drehung des Kopfes, wenn auch ſchwächer und weniger auffällig,

findet aber auch dann ſtatt, wenn eine Blume, eine Spange oder dergl. aus dem Haar entfernt wird; immer ſchlagen dann der Kopf und die beſchäftigte Hand die entgegengeſetzte Richtung ein. Ein leiſes Bedenken kommt uns nur wegen der Fingerhaltung. Wir ſind nicht ſicher, ob nicht die meiſten Frauen auch ein Stück des Haarbandes lieber mit den Fingerſpitzen als in der halb geſchloſſenen Hand halten würden.

Fände die Haſſeſche Hypotheſe in archäologiſchen Kreiſen Beifall, ſo würde die miloniſche Venus in wahrhaft entzückender Weiſe ſich unter die Bildwerke einreihen, welche die Göttin bei den Vorbereitungen zum Bade zeigen. Treffend bemerkt Overbeck in der neueſten Auflage ſeiner „Geſchichte der griechiſchen Plaſtik“ bei Beſprechung der eigentümlichen Gewandung unſrer Statue: „Zunächſt fragt man bei einer antiken Statue nach einer aus der Situation, in welcher ſie dargeſtellt iſt, ſich natürlich ergebenden Motivirung der Gewandung und ihrer Anordnung. Denn die alten Künſtler der guten Perioden haben es hiermit keineswegs leicht genommen, und die Anſicht, man habe nach einer ſachlichen Motivirung der Entkleidung der Aphrodite überhaupt nicht zu fragen und könne ſich mit dem künſtleriſchen Motiv, d. h. damit beruhigen, die halbe Bekleidung ſei von dem Künſtler nur dem Effekte zu liebe und nur deswegen erfunden, um durch den Kontraſt des bekleideten Unterkörpers die Schönheit des nackten Oberkörpers mit beſonderem Nachdrucke hervorzuheben, dieſe Anſicht iſt lediglich auf modernes Kunſtgefühl oder auf ſehr zweifelhafte antike Analogien begründet.“ Schade nur, daß Overbeck ſich in der dritten Auflage ſeiner „Plaſtik“ auf das Spiegelmotiv klemmt, das er in der zweiten Auflage ſo eifrig bekämpft hat. Wenn er das Spiegelmotiv ernſtlich an dem von ihm aufgeſtellten Grundſatze gemeſſen hätte, ſo hätte er nicht behaupten können, daß aus dieſem Motiv die halbe Entkleidung der Göttin „ſich weitaus am leichteſten und natürlichſten erkläre.“ Wenn ſie ſich aus irgend einer Situation leicht und natürlich erklärt, ſo iſt es die der Vorbereitung zum Bade. Overbeck iſt, wie es ſcheint, zu der Annahme des Schildes beſonders durch die Überzeugung gedrängt worden, daß ein urſprünglich bei der Statue befindliches, ſpäter auf unerklärte Weiſe verſchwundenes Baſisfragment mit der Künſtlerinſchrift zur Statue gehört habe. Dieſes Baſisſtück aber, von dem eine getreue Abbildung aus dem Jahre 1821 erhalten iſt, zeigt oben eine quadratiſche Öffnung, in welcher offenbar ein Gegenſtand eingezapft geweſen iſt. Overbeck denkt nun an einen kurzen Pfeiler, auf welchen die Göttin den Schild aufgeſtützt habe, den ſie alſo in dieſem Falle nur mit der linken Hand gehalten haben würde. Ungleich näher liegt es aber gewiß, wenn dieſes Baſisſtück, woran wir nicht zweifeln, zur Baſis der Venus gehörte, an das übliche urnenartige Badegefäß zu denken, welches regelmäßig an der Seite der zum Bade ſich anſchickenden Venus ſteht. Jedenfalls iſt es ein weiteres günſtiges Zeichen für den Erklärungsverſuch Haſſes, daß zwei Dinge, die er gar nicht berückſichtigt hat, das Gewandmotiv und jenes Baſisſtück, ſobald man ſie nach-

träglich mit in Rechnung zieht, ſeine Erklärung nicht ſtören, ſondern im Gegenteil ſich ungezwungen ihr einfügen.

Leider können wir von der anregenden Studie Haſſes nicht ſcheiden, ohne den Verfaſſer noch ein wenig zu zauſen wegen des fehlerhaften Deutſch, das er ſchreibt.*) In mediziniſchen Kreiſen nimmt man dergleichen wahrſcheinlich nicht ſo genau; „wir Philologen und Archäologen“ ſind aber nun einmal Pedanten.

Epilog zum Parſifal.

Die Feſtſtadt Bayreuth,**) mehr genannt in den letzten Monaten als irgend eine Weltſtadt des Kontinentes, erſcheint wieder beruhigt und iſt wieder vergeſſen. Die Wagnerianerinnen, erkennbar an unglaublich geſchmackloſen und phantaſtiſchen Toiletten, Künſtler mit wirren Locken, blaſſen Wangen und ſorgfältig gepflegten Schnurrbärtchen, bleiche Propheten, glutäugige Stigmatiſirte, kahlköpfige Gönner und gerupfte und enttäuſchte Neugierige, vor allem aber die geſchundenen Orcheſtermitglieder, ſie alle ſammt dem „Meiſter“ ſelbſt haben ſich beeilt, die nördlichen Gebirge des bajuwariſchen Frankens zu verlaſſen, und kaum hat ſich der Vorhang vor dem Bühnenweihfeſtſpiele „Parſifal“ zum letztenmale geſchloſſen, ſo zeigt die einſtige Markgrafenreſidenz wieder ihre gewöhnliche, ſpießbürgerlich-langweilige Phyſiognomie. Die Bewohner dieſer guten Stadt ſehen wieder ſehr ſolid und nüchtern aus, und von dem Rauſche der Begeiſterung oder dem Wonnetaumel, in welchen Bayreuth verſunken geweſen ſein ſoll, iſt keine Spur mehr zu bemerken. Befriedigt haben Gaſtwirte und andre wackere Geſchäftsleute ihren

*) S. 1 z. B. iſt zu leſen: mit hoch über dem Scheitel erhobenen linken Arm — S. 2: der Form und Bewegungsverhältniſſe — S. 3: zwei Anſchauungen, von denen die eine ihre weſentliche Stütze in Jahn gefunden hat und (!) welcher Wittich einen bildlichen Ausdruck gab — S. 4: die Ausſage eines andern Augenzeugen, wonach der linke Arm an der Statue gefunden ſei (!) — S. 6: daß das Bruchſtück des Armes und der Hand zur Statue gehören (erinnert an den Fadelanfang: Ein ſchwarzes, weißes und rotes Eichhörnchen kamen einmal auf einer alten Eiche zuſammen) u. ſ. w. Neben ſolchen Verſtößen nehmen ſich dann freilich gezierte Wörter, wie feſtigen, Stredung, gründen (intranſ.), für das einfache und geläufige befeſtigen, Beſtredung, ſich gründen ſehr komiſch aus. „Willſt du ſchon zierlich erſcheinen, und biſt nicht ſicher? Vergebens! — Nur aus vollendeter Kraft ꝛc.“

**) Einen Artikel wie den vorliegenden hatten wir eigentlich aus der Feder unſers geſchätzten Mitarbeiters, des Herrn Dr. H. Kretzſchmar erwartet. Da dieſe Erwartung ſich nur zum Teil erfüllte, ſo freuen wir uns, nachträglich unſern Leſern noch einen Aufſatz aus andrer Feder vorlegen zu können, der vollſtändig unſern eignen Anſchauungen entſpricht.

D. Red.

Gewinn gezählt und schmunzelnd, nachdem der Millionenstrom ausgetröpfelt war, blankes, rotes Gold in ihre Kassetten gestrichen. Selbst das an allen Schaufenstern in den mannichfaltigsten Formaten, gestochen, gemeißelt und sogar als Pfeifenkopf modellirt prangende Porträt des „Meisters" hat seinen siegesfrohen Ausdruck verloren und schaut ernst und trübe auf öde Straßen und leere Plätze, und der Tempel, den sich der „Meister" auf der luftigen Höhe der Bürgerreuth so groß und prätentiös erbaut hat, wird für lange Zeit wieder vereinsamt sein. Der heilige Gral bleibt den Augen darnach schmachtender Jünger verhüllt und Burg Monsalvat blickt trauernd und verlassen in das stille, von Nebeln und Regenschauern erfüllte Thal.

Über „Parsifal," das Textbuch und sein Verhältnis zur Dichtung Wolframs von Eschenbach, über Ausstattung und Inszenirung des Werkes, über Dekorationen, Kostüme, Ritter und Blumenmädchen hat man seit Jahren so viel Tinte verschrieben, daß es vermessenes Beginnen wäre, darauf zurückkommen zu wollen. Es ist jedoch nicht zu leugnen, daß fast in allen diesen ästhetisirenden Betrachtungen die Hauptsache jeder Oper, die Musik, verhältnismäßig geringe Beachtung und nur wenig eingehende Beurteilung gefunden hat. Der Grund dieser Erscheinung ist, abgesehen davon, daß viele der bedeutendsten Fachkritiker, überzeugt von der Nutzlosigkeit aller Bemühungen, dem im Irrwahn befangenen Publikum über Wagners künstlerische Begabung, wie über seine Verkehrtheiten und Irrtümer den Staar zu stechen, ferne geblieben sind, doch wohl nur in dem Umstande zu suchen, daß die Mehrzahl der von allen großen Blättern entsandten Berichterstatter zwar mehr oder minder philosophisch geschulte Kritiker und federgewandte Schriftsteller, aber keine urteilsfähigen Musiker waren. Sobald sie einmal notgedrungen die Rede auf die Musik brachten, eilten sie entweder flüchtig über diesen wichtigsten Teil des Werkes hinweg oder verloren sich in nichtssagendem Gefasel, das dem Leser nicht nur keinerlei Aufklärung und Verständnis bot, sondern, in abgeschmackten Phantastereien sich verlierend, den nach Erkenntnis verlangenden nur noch mehr verwirrte.

Sprichwörter sagen: „Der Meister kann die Form zerbrechen" und „Nur Lumpe sind bescheiden" und „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr." Wagner zerbricht die Formen der Sprache und der Tonkunst, wie die des geselligen, auf Herkommen und gegenseitige Achtung und Wertschätzung gegründeten Lebens. Er ist der kühnste und rücksichtsloseste Neuerer auf allen von ihm betretenen Gebieten nnd der glücklichste, denn die Welt jubelt seinen Ausschreitungen begeistert zu und nimmt sie als höchste Offenbarungen freudig und willig hin; mit andern Worten: sie läßt sich von ihm, dem „großen Manne," alles bieten.

Bei welchem andern Dichter würde man eine Drangsalirung der Sprache und einen Reimzwang entschuldigen, wie ihn Wagner sich gestattet, wenn er Verse schmiedet, wie die folgenden:

Hier war das Tosen,
Waffen, wilde Rüse!

oder:

Kannst du uns nicht lieben und minnen,
Wir welken und sterben dahinnen.

oder:

So ward es uns verhießen,
So segne ich dein Haupt u. s. w.

Wem würden gesuchte und unklare Textstellen wie die folgenden ungerügt bleiben:

Da deines Krautes Kraft,
Wie schwer er's auch errungen,
Doch deine Hoffnung trog,
Hat er auf neue Sucht sich fortgeschwungen

oder:

Wohl traf ich Wunderblumen an,
Die bis zum Haupte süchtig mich umrankten

oder:

Wer mochte dir es wehren,
Den Zaubrer zu beheeren?

Wem Derbheiten wie:

(Klingsor zu Kundry) Sag', wo treibst du dich wieder umher?
Pfui! dort bei der Ritter Gesipp,
Wo wie ein Vieh du dich halten läßt?

oder:

(Gurnemanz zu Parsifal) Laß du hier künftig die Schwäne in Ruh',
Und suche dir, Gänser, die Gans!

mit welchen geistvoll schönen Worten der erste Akt schließt?

Zahlreicher aber noch als die Sünden gegen die Sprachgesetze, sind die gegen die Gesetze der Tonkunst. Jeder große Meister der Musik hat sich unter Umständen Freiheiten den strengen Regeln der Harmonie, des Satzes und der Form gegenüber gestattet; er hat wohl auch einmal die Form, wenn höhere Gesichtspunkte ihn dazu veranlaßten, zerbrochen. Keiner aber hat wie ein rasender Roland sie mit rohen Faust- oder wilden Schwertschlägen mutwillig zertrümmert. Mag man uns beschuldigen, abgethane Dinge und veraltete Anschauungen zu verteidigen, aber gegen die ewigen Gesetze der Kunst kann man wohl in frechem Übermute sich auflehnen, geringschätzend und verächtlich über sie sich hinwegsetzen, beseitigen wird man sie nimmermehr. Immer wieder wird man in letzter Linie ein Kunstwerk nach dem Reichtume und der Mannichfaltigkeit der darin niedergelegten Ideen, dem Werte und der Bedeutung der dasselbe erfüllenden Gedanken, der Art, wie sie geordnet und entwickelt sind und wie sie sich klar und faßlich darstellen, beurteilen müssen. Ob ihre äußere Erscheinung eine glänzendere oder effektvollere ist, ihre Ausführung größere oder geringere Mittel beansprucht, eine beabsichtigte Wirkung durch eine Stimme oder deren tausende erreicht wird,

ist im Grunde gleichgiltig. Ideen und Gedanken müssen an sich wirksam und wertvoll sein. Eine einfache Bleistift- oder Federzeichnung, auf den Reiz von Farben, ja von Licht und Schatten völlig verzichtend, eine schlichte, sich auf nächstliegende Harmonien stützende oder auch dieser Grundlage sich ganz entäußernde Melodie kann, wenn ihr Inhalt ein vielsagender und bedeutsamer ist, tiefe, ungeahnte Wirkung erzielen.

Prüft man den „Parsifal" nach seinem Ideen- und Gedankengehalte, so wird man denselben auffallend arm, in ihm einen bemerkenswerten Rückgang der Inspiration, einen bedenklichen Mangel phantasievoller Frische finden. Der alternde „Meister" thut klug daran, mit diesem Werke seine kompositorische Thätigkeit schließen zu wollen. Wie Wagner in seinen Schriften dunkel, unklar und unlogisch ist, so ist er auch in seiner Musik geschraubt, wirr und unnatürlich. Ein Mensch aber, der nicht klar denkt, nicht wahr empfindet, wird auch kein echtes Kunstwerk zu schaffen vermögen. Wieder beschränkt er sich im „Parsifal" auf eine Anzahl sogenannter Leitmotive, die nur durch ihre geschickte Verknüpfung, wie das ganze Werk nur durch raffinirte Mache, und zwar nur auf den Eingeweihten wirken können. Die Bezeichnung „Motiv" ist überdies eine falsche. Mit diesem Worte benennt man nur kurze, unzerlegbare Tonfiguren. Beethoven z. B. giebt in der fünften Symphonie, im Allegro der Egmontouvertüre u. s. w. Motive. Sobald ein kurzer Tonsatz sich in mehrere Motive zerlegen läßt oder aus mehreren Motiven gefügt ist (z. B. das Thema des Finales der D-dur-Symphonie von Haydn), so bildet sich ein „Thema." Man kann also im vorliegenden Falle nur von Leitthemen sprechen, denn keines der Wagnerschen Leitmotive besitzt die prägnante Kürze und scharfe Umgrenzung, welche die charakteristischen Eigenschaften eines Motivs sind. Man hat über dieses, in Wagners spätern Arbeiten mit auffallender Beharrlichkeit festgehaltene Mißverhältnis seines Schaffens — so ganz der Weise früherer Meister entgegengesetzt, da hier immer nur kurze, sogar vielfach des Reizes der Neuheit entbehrende Tonbilder in steter Wiederholung aneinandergefügt oder in einer für das Ohr fast unentwirrbaren Weise ineinandergeschachtelt werden — so oft schon gesprochen, daß es überflüssig erscheint, die dafür oder dagegen anzuführenden Gründe aufs neue zu wiederholen und gegen einander abzuwägen.

Wolzogen zählt in seinem thematischen Leitfaden zur Parsifalmusik fünfundzwanzig solcher Leitmotive auf, von denen sich allerdings einzelne infolge geringer an ihnen angebrachter Änderungen wieder in verschiedene Untermotive teilen oder sich aus bekannten, aus frühern Opern herübergenommenen Motiven und Anklängen zusammengesetzt erweisen. Andre Erklärer aber haben mehr als doppelt so viel entdeckt.

Das erste Instrumentalvorspiel ist zusammengefügt aus dem sechstaktigen Liebesmahlspruch, der zugleich die Schmerzensfügung, das Speermotiv und die elegische Figur in sich birgt, aus dem Gralmotiv und dem Glaubensthema.

Der erste Akt beginnt mit dem Weckruf des Gralmotivs, dem sich, „das Aufspringen der schlafenden Knappen drastisch begleitend," das Leidensmotiv des Amfortas und der Verheißungsspruch vom reinen Thoren (das Thorenmotiv) anschließen. Jäh brechen dann eine aus punktirten Achteln gebildete stürmische Figur, Kundrys Rittmotiv, und das durch mehrere Oktaven abstürzende Kundrymotiv herein, dem alsbald beim Erscheinen des Amfortas das Leidensmotiv und eine Variation des Glaubensthemas, darauf das Waldrauschen folgen. Mit dem Thorenmotiv schließt der ersten Szene erster Teil. Im zweiten Teile derselben machen sich Klingsors Zaubermotiv, eine neue Variation des Glaubensthemas und das Klingsormotiv bemerklich. Die zweite Szene eröffnet das Parsifalmotiv, dem sich nach der Waldesmelodie und den Schwanenharmonien das Motiv der Herzeleide (der Mutter Parsifals) mit Anklängen an das Parsifal-, Ritt-, Kundry- und Zaubermotiv anreihen. Dann hört man von fernher das Motiv der Glocken. Die Verwandlungsmusik beginnt, die allmählich in die Heilandsklage mit ihren Wehelauten übergeht und mit Erinnerungen an den Liebesmahlspruch, Wiederholungen des Gralmotivs und Beiziehung der meisten übrigen Motive die große und sehr gedehnte Szene der Liebesmahlfeier beleben.

Das Vorspiel des zweiten Aktes ist aus dem Klingsor- und Kundrymotiv und Wehelauten des Amfortas konstruirt; ebenso dessen erste Szene. Mit dem Ertönen des Parsifalmotivs und Variationen des Rittmotivs, gemischt mit dem Thoren-, Herzeleide- und Klingsormotiv, wird Parsifals Eintritt in die Zauberburg angedeutet. Dann folgt die Szene im Zaubergarten, beginnend mit der Mädchenklage (zwei Themen), der die Kosemelodie nebst der Schmeichelfigur und das letzte Mädchenthema sich anfügt. Diese fünf Motive faßt Wolzogen unter einer Nummer zusammen. Mit dem Thorenmotiv setzt der endlose Zwiegesang des „freislichen" Helden mit der Gaunerin Kundry ein. Zuerst fällt dann eine leidenschaftliche Figuration des Herzeleidemotivs auf, das jetzt in ein zweites melancholisch aufseufzendes Herzeleidemotiv mit der Tonfigur des Liebeswehes übergeht. Das Speer-, Kundry- und Zaubermotiv, die Schmerzensfigur aus dem Liebesmahle, die Wehelaute des Amfortas u. s. w. führen zum ersten Teile der Vision Parsifals, in der nun das sehnsüchtige Motiv der Kundry auftaucht (worin die Begleitung der Verführungsschilderung nicht übersehen werden darf). Den zweiten Teil der Vision füllen die Heilandserscheinungen mit dem Charfreitagsmotiv und das hingebende Motiv der Kundry; den dritten ein Zusammenschweißen verschiedenster Motive.

Das Hauptthema des Vorspiels des dritten Aufzuges ist das Thema der Öde, verbunden mit der Trauermusik. Es folgen dann im Verlaufe der Handlung, mit beständigen Anklängen an alles Dagewesene, die erste Entsühnungsmelodie (dazu Kundrys tiefster Seufzer und Sehnsuchtsseufzer nach der Entsühnung), das verkürzte Ödemotiv, der Segensspruch, die zweite und dritte Entsühnungsmelodie, der Trauerchor und das melodische Weben der Blumenaue, dem sich

eine neue Verwandlungsmusik anschließt, auf die jedes musikalische Ohr gewiß herzlich gern verzichten würde. In der Schlußszene ist nur der Weihegruß des Titurel neu.

Schon in den nach Erscheinen des Klavierauszuges erfolgten Reklamen wurde immer nur auf die Schönheit einzelner Takte, melodischer Wendungen und harmonischer Fortschritte hingewiesen, nie von der Wirkung eines ganzen Satzes gesprochen. Schon das mußte den für die Sache sich interessirenden Leser stutzig machen. Wiederum also handelt sichs hier nicht, wie in den Opern andrer Tonsetzer um in festen Formen abgeschlossene Nummern, sondern nur um minutiöse Tongruppen, deren Schönheit, Bedeutung und Fügung in raschem Vorübergleiten erfaßt, verstanden und empfunden werden muß. Jeder, der den „Parsifal" mit einigem Verständnis und Vorteil hören wollte, mußte sich also wohl präparirt und nicht nur den Text vollständig auswendig gelernt (da der tiefen Dunkelheit wegen, in welche der Zuschauerraum mit Beginn der Aufführung versetzt wurde, derselbe unmöglich nachgelesen werden konnte), sondern auch sämmtliche Motive sich sehr gut eingeprägt haben. Der Genuß kann also bei einem derartigen Werke nicht in ruhigem, hingebendem Hören und gemüterquickendem Lauschen, soudern in fortwährender Verstandesthätigkeit und der unausgesetzten Jagd nach Motiven und ihren Anklängen und Kombinationen zu suchen sein. Wie neckische Geister und irrlichternde Flämmchen tauchen die verschiedensten kleinen Tonbilder immer und überall auf, forte und fortissimo oder piano und pianissimo, in Dur oder in Moll, in hoher, mittlerer oder tiefer Tonlage, in geraden oder ungeraden Taktarten, gekürzt oder gestreckt, neu gewendet oder variirt und dann in jeder Veränderung etwas andres bedeutend. Man hat sich bei jedem Takte klar zu machen, was mit den gehörten Klängen und Wendungen beabsichtigt wird, auf welche der verborgenen Beziehungen des Textes und der Handlung sie die Aufmerksamkeit lenken sollen. Ein solches Werk in seiner Gesammtheit aufmerksam zu hören, ist die denkbar ermüdendste und abspannendste Arbeit. Man muß wohl die seltne Kunst des Tonsetzers, mannichfaltige und neue Gebilde aus vorhandenem spröden und geringwertigen Material zu gewinnen, bewundern, zugleich aber die Sisyphusarbeit des armen Mannes beklagen, der fortwährend Steine zu einem gewaltigen Baue schichtet und fügt, aber nie ein Haus fertig bringt, in welchem man behaglich wohnen könnte, der nur dem Verstande Rätsel zu lösen giebt, das Herz aber stets leer ausgehen läßt, der den Hörer wohl in Aufregung und unter Umständen in den Zustand verwirrender Trunkenheit, die Seele jedoch nie in den beglückender Befriedigung und harmonischer Stimmung zu versetzen vermag.

Man kann ja nun einwenden: Wagner komponirt nun einmal nicht anders und folgt bei seinen Arbeiten wohlüberdachten Grundsätzen; er darf also nicht nach der Schablone beurteilt werden. Gut, wenn seine Grundsätze ihn auf Wege führen, die von allen bisher eingeschlagenen weit ablenken, so gehe er ruhig diese

Wege und lasse seine Werke durch sich selbst wirken. Wenn aber er und seine Apostel in aufdringlichster Weise fortwährend verkünden, daß diese Irrwege die allein richtigen und zu den höchsten Zielen der Kunst führenden sind, wenn sie immer von einem Wagnerschen Stile (oder Style!), der doch nur eine Manier ist, sprechen, dann bedarf es der Abwehr, dann ist man genötigt, auf das Verzerrte, Krankhafte, Widersinnige, Irrige und Schädliche seiner Bestrebungen immer wieder zurückzukommen und vor solcher Afterkunst zu warnen.

Freilich ist das mehr oder minder ein vergebliches Unternehmen. Die große Masse des Publikums, nach neuem immer dürstend und das alte rasch vergessend und leicht unterschätzend, giebt sich willig jeder neuen Erscheinung hin und wird stets auf Seite bekämpfter Neuerer stehen. Einen solchen Kampf überläßt man dann auch am besten der Zeit, die stets über Echtes und Unechtes gerecht entscheidet. Bereits finden die Direktionen der größten Theater ein Haar in der Aufführung Wagnerscher Werke („Tannhäuser" und „Lohengrin" ausgenommen). Wenn operistische Bandenführer auf den „Nibelungenring" reisen und Zulauf erhalten, so ist das nur ein momentaner Erfolg. Die guten Leute kommen, zahlen und befriedigen die Neugierde. Hüte man sich doch, an die tiefen Wirkungen zu glauben, die dieses Werk überall hervorbringen soll. Allerwärts sind die Meinungen sehr geteilt; was in den Zeitungen steht, ist meistens Schwindel und Fälschung. Auch wollen die wenigsten ehrlich zugeben, daß sie sich von Äußerlichkeiten haben gefangen nehmen lassen, daß sie enttäuscht sind, daß sie kein Urteil besitzen und daß sie mit dem großen Haufen stimmen, sei es aus Eigensinn oder Feigheit. „Tristan und Isolde," „Meistersinger" und „Nibelungenring" führt man wohl ehrenhalber hie und da noch auf größeren stehenden Bühnen auf, aber das Geschäft lohnt die darauf verwendete Mühe und Arbeit in keiner Weise, da keins dieser Stücke andauernde Zugkraft besitzt. Was man von Bayreuth aus über den massenhaften Besuch der Vorstellungen schrieb, war erlogen. Das Haus war, mit Ausnahme der letzten Aufführung, nie vollständig gefüllt; kaum waren je mehr als zwei Drittel der Plätze besetzt, und selbst dieser mäßige Besuch wurde nur erreicht, indem man Freibillete durch das ganze Land hin in Menge verteilte. Wenn trotzdem ein bedeutender Überschuß sich herausgestellt hat, so ist derselbe nur dem enormen, für Musiker und andre geringe Leute geradezu unerschwinglichen Eintrittspreise zuzuschreiben. Dreißig Mark für eine Vorstellung zu fordern, war eine Beutelschneiderei; das, was man sah und hörte, war mit dem zehnten Teil dieses Betrages mehr als genug bezahlt. Von Wagnerscher Seite warf man, als der Besuch sich durchaus nicht heben wollte, den Bayreuther Gastwirten ihre schwindelhaften Preise vor. Diese aber wiesen jeden derartigen Vorwurf mit Recht zurück, indem sie einfach den hohen Eintrittspreis als Ursache der vielen leeren Sitze geltend machten.

Die von uns nach dem Wolzogenschen Leitfaden zusammengestellten Motive, deren Aufzählung man ohne Anwandlung von Übelkeit kaum lesen kann, dürften

das unsinnige Bemühen und die irrtümlichen Voraussetzungen der neuen Kunstrichtung jedermann klar zu machen imstande sein. Mit Tönen lassen sich bestimmte seelische Vorgänge oder äußere Erscheinungen (gewisse Naturlaute, Vogelstimmen und dergleichen ausgenommen) nun einmal nicht darstellen. Ohne ein erklärendes Wort wird jede musikalische Phrase vieldeutig, wenn nicht überhaupt ganz zweifelhaft und unverständlich bleiben. Da nun auch vorliegenden Falles wieder nur Motive das Gerippe eines großen Tonwerkes bilden, sollte man wenigstens meinen, daß dieselben rhythmisch prägnant erfunden, scharf gegliedert und harmonisch und melodisch klar gebildet wären. Welche Täuschung! Meist sind sie das gerade Gegenteil dessen, was man zu erwarten berechtigt ist. Das ursprünglich einfache ist, wie alles von Wagner gemodelte, widernatürlich und krankhaft verzerrt; so gleich das Hauptmotiv der Oper, der Liebesmahlspruch, der in eigensinnigen Synkopen und Bindungen so prätentiös sich reckt und verschwimmt, daß schon sein Auswendiglernen allein zur Mühsal wird. Die Synkope spielt überhaupt eine aufdringliche, nichts weniger als angenehme Rolle fast in allen Motiven. Aus dem Knochengerüste, das fest und konsistent sein sollte, wird dadurch eine gallertartige, dehnbar weiche, verschwimmende Masse, die dem Rhythmus jeden Halt raubt und die Qual des Hörens verdoppelt. Mit diesen schlüpfrigen und ungreifbaren rhythmischen Formationen geht eine geschlechtslose Harmonik Hand in Hand. Man erhält fast nie das Gefühl einer bestimmten Tonart, sondern treibt steuerlos meist in allen vierundzwanzig Dur- und Mollscalen und unausgesetzt in enharmonischen Verwechslungen umher. Das Unbedeutendste wird auf diese Weise ballonhaft aufgebauscht und sieht wirklich zuletzt nach etwas aus. Zur vollständigen Verwirrung des Hörers aber führt, daß, abgesehen von der fortwährenden Verkapselung aller Motive, auch im größern Ganzen alle rhythmischen Elemente in steter Mischung erscheinen. Gleichzeitig erklingen nicht nur verschiedene Themen, sondern auch verschiedene Taktarten, und dabei finden sich häufig im Zusammenklange Viertel-, Achtel- und Sechzehntelbewegungen, Triolen und Sextolen, punktirte und gerade Noten, Bindungen und Synkopen. Während man den Motiven lauscht, entschlüpfen dem Ohre die Harmonien, und während man die Modulationen zu enträtseln sucht, verliert man den thematischen Faden. Indem sich Wagner an jedes Textwort, an jede Anspielung anklammert, zerfasert er seine Tonsätze in unendlich viele Splitter, giebt deswegen, wenn ihm einzelne geniale Momente, erfrischende Lichtblicke, überraschende Klänge und oft bezaubernde Effekte auch nicht abzusprechen sind, nie etwas Befriedigendes, etwas Ganzes. Momentan beginnt man bei glücklichen Ansätzen wohl immer wieder zu hoffen, daß ein größerer Zug, eine erquicklichere Formation eintreten könne, aber der ferne Lichtschimmer, der aus dem Irrsal einer dunkeln Höllenwelt zu leiten versprach, trügt immer wieder. In das frühere Dunkel zurückgeworfen, stößt man bei jeder Bewegung den Kopf an Zacken und Vorsprünge. Dem Vordersatze der Wagnerschen Gebilde fehlt

der logische, entsprechende Nachsatz, dem Hauptsatze der Gegensatz. Man findet sich einem steten Wogen, Drängen, Träumen, Wollen und Nichtkönnen gegenüber. Am erquicklichsten sind die marschartigen Sätze (Wagners Märsche zählen überhaupt zu seinen besten Leistungen), das den Auftritt des Amfortas begleitende Instrumentenspiel, das Schwanenidyll, Parsifals kurze Erzählung und die Verwandlungsmusik im ersten Akte, wenig bedeutend die Vorspiele und in ihrem Gedankengehalte bis zum letzten mehr und mehr verödend; abscheulich, ein Wirrsal von Dissonanzen, ist die Verwandlungsmusik im dritten Akte. Die sogenannte Blumenaue, ein weichgehaltenes Tonspiel, das überschwenglich gepriesen wurde, beginnt sehr hoffnungsvoll, zart und mit den süßesten Klängen; aber auch hier sieht man sich bald enttäuscht. Stelle man sich einen geschickten Pianisten vor, der sich an sein Instrument setzt und mit einem hübschen Motiv zu spielen beginnt. Er phantasirt, ohne ein Kunstgesetz zu beobachten, mit einer gewissen Routine, kommt aus dem hundertsten ins tausendste, verliert sich endlich ganz in seinen Träumereien und vergißt, daß er Zuhörer hat. Diese haben ihm erst mit Vergnügen gelauscht, aber da der Faden seiner Expektorationen gar nicht reißen will (eine bei Klavierspielern bekanntlich häufig vorkommende Erscheinung), ein Ende seiner Duselei nicht abzusehen ist, wünscht man den Phantasten mit seinem zuletzt abgebrauchten Phrasenkram endlich dahin, wo der Pfeffer wächst. In dieser Lage ungefähr findet sich der Hörer auch dieser Szene gegenüber.

Wagner ist allerdings ein Meister in der Kunst mosaikartiger Zusammenstellung; aber eine Mosaik vermag nie ein Ölgemälde zu ersetzen. Auch im „Parsifal" fehlt es nicht an den raffinirtesten Effekten. Leider nutzt sich nichts schneller ab als Effekte; sie überraschen nur einmal und verblüffen bei jeder Wiederkehr. Man darf denselben Effekt in dem gleichen Werke nicht einmal wiederholt anwenden, was vorliegenden Falles der Wegfall der zweiten Wandeldekoration beweist. Wir sind hier an dem Punkte angelangt, der in allen Besprechungen des „Parsifal" immer besonders betont wird: bei der selbständigen Haltung und Führung des Orchesters. Als das größte Verdienst des Wagnerschen Schaffens rühmt man bekanntlich, daß er dem Instrumentenspiele vorwiegende Bedeutung einräume, daß er dasselbe zu einer Ausdrucksfähigkeit erhoben habe, die vor ihm kein andrer Tonsetzer zu erreichen gewußt habe. Dieses Lob erscheint umso auffälliger, als der Meister mit Ausnahme seiner Faustouvertüre und wenigen Opernouvertüren, Vor- und Zwischenspielen und Märschen als Instrumentalkomponist eigentlich nichts geleistet hat, und auch den genannten Tonsätzen, meist kurzen Stimmungsbildern, eine hervorragende Bedeutung nicht zuerkannt werden kann. Das populärste Wagnersche Orchesterwerk, die Tannhäuserouvertüre, ist im Grunde nur ein Potpourri, wie z. B. die Zampaouvertüre und viele andre Opernouvertüren, als selbständige Instrumentalkomposition also nur von mittlerm Werte. Weder ein glanzvoll feuriges Allegro, wie Mozart

deren so viele schrieb, noch ein in den süßesten Tönen und tiefsten Empfindungen schwelgendes Adagio wie Beethoven, weder ein einem zauberischen Feenreigen gleichendes Scherzo wie Mendelssohn, noch ein gemütvoll humoristisches Menuett wie Haydn, hat uns der „Meister" geschrieben. Warum aber gab der große Orchesterkenner, der Mann, der jedem Tonwerkzeuge seine geheimsten Laute abzulauschen wußte, der stundenlange Illustrationen zu theatralischen Handlungen schrieb, nicht einmal auch eine Symphonie, mit der er sich über Beethoven oder Schumann hinausschwang? Der nächste Grund dafür dürfte doch wohl nur in der Einseitigkeit seiner Begabung zu suchen sein, und darin, daß ihm der feinere und ausgebildetere Formensinn, den ein solches Werk voraussetzt, vollständig fehlt, daß ihm ferner die Kunst mangelt, ein prägnantes, einfach gegliedertes und doch ausdrucksvolles Thema zu bilden und klar, einfach und naturgemäß zu entwickeln, mit kurzen Worten, daß er nicht imstande ist, einen breitangelegten, gesetzmäßig konstruirten Bau aufzuführen. Bei dem grenzenlosen Ehrgeize Wagners und im Hinblick darauf, daß sich mit derartigen Kompositionen auch ganz lukrative Geschäfte machen ließen, bliebe eine solche Verzichtleistung ganz unerklärlich, wenn ihm nicht die geistigen Vorbedingungen zu einer derartigen Arbeit fehlten. Und dieser Tonsetzer, der sich in richtiger Erkenntnis seiner Schwäche wohl hütet, in größeren selbständigen Orchesterwerken sich zu versuchen, wird nun als derjenige gepriesen, der dem Orchester eine neue Sprache gelehrt und es zu seinen vollendetsten Leistungen und höchsten Kundgebungen emporgehoben habe. Abgesehen davon, daß in jeder Oper der Gesang und eine naturgemäße und sangbare Melodik stets die erste und wichtigste Rolle spielen muß, und daß gerade in diesem Kardinalpunkte die Wagnerschen Opern alles zu wünschen übrig lassen, ist das, was als Inhalt des instrumentalen Teiles hier geboten wird, wenn auch nicht gerade zusammenhanglos, da ja unausgesetzt die gleichen Grundgedanken sich wiederholen, so doch nur eine sich von jeder Ordnung und Form loslösende, jeder Textbeziehung sklavisch folgende Tonmalerei. Verstehen kann man dieselbe nur (d. h. ahnen, was der Komponist mit seinen vagen Motivverkettungen beabsichtigt), wenn man mit dem erklärenden Worte in der Hand Takt für Takt dem Orchester folgen kann; nachempfinden läßt sich eine derartige Musik nur, wenn die Stimmung dazu vollständig vorbereitet und ausschließlich auf das vom Komponisten gewollte und beabsichtigte gerichtet ist. Nach beiden Richtungen geht der „Meister" hier von falschen Voraussetzungen aus. Die Instrumentalmusik kann mit absoluter Bestimmtheit keine Empfindung, keine Thatsache, keinen Vorgang schildern; ebensowenig dürften sich in wünschenswerter Menge stimmungsvolle Hörer finden lassen, die, wie die Gralsritter, nach Bußen und Kasteiungen, in Andacht versunken und nach dem himmlischen Gnadenmahle lechzend, dem Theatertempel nahen. Es ist ja richtig, man sollte jedem Kunstgenusse in vorbereiteter und gehobener Stimmung entgegensehen, aber in dem prosaischen Dasein, das wir zu führen haben und dem wir uns nun einmal nicht entziehen können,

dürfte es eine der wichtigsten Aufgaben der Musik sein, uns von der Misere der Alltagswelt zu lösen und allmählich in die wünschenswerte, den Kunsteindrücken günstige Stimmung zu versetzen. Am ersten wird ihr das gelingen, wenn sie uns von vornherein nicht zu viel zumutet und uns nicht mit zu großen Prätensionen gegenübertritt.

Man kann nicht leugnen, daß im „Parsifal" sich einzelne Tonmalereien finden, die von der Kunst Wagners, lyrische Stimmungsbilder zu schaffen, einen überzeugenden Beweis liefern. Aber was will das gegenüber den vielen trostlos öden Stellen heißen? Muß man sich bei dieser aufgebauschten und aufdringlichen Orchesterbegleitung, die nur zu verstehen ist, wenn man den Klavierauszug und das Programm zur Hand hat, nicht unwillkürlich daran erinnern, daß auch Beethoven eine Oper schrieb, in der das Orchester ganz entsprechend zu Worte kommt und doch auch der Gesang sein Recht behält? Oder besteht kein Unterschied zwischen einem Weberschen und einem Rossinischen Accompagnement? Nenne man eine Begleitung zu einem Mozartschen Gesangstücke, die nicht charakteristisch wäre, dem Textinhalt stets entspräche, fließend und faßbar und zugleich vielsagend und bescheiden. Schwindle man doch dem Publikum nicht ungeheuerliche Dinge vor! Wenn Wagner zu singen, melodisch zu gestalten, einfach zu empfinden wüßte, er würde gewiß nicht den Schwerpunkt seiner Opern ins Orchester verlegen und der Welt vorzugaukeln suchen, daß das Verkehrte richtig sei. Hinter diesem aufgedonnerten Instrumentalgewoge birgt er seine, für einen Opernkomponisten empfindlichste Schwäche. Das Orchester kann dem Gesange gegenüber stets nur eine untergeordnete Stellung einnehmen. Wo es übermäßig hervortritt (und dafür liefern gerade Wagners Opern die schlagendsten Beweise), vernichtet es jede Wirkung des Gesanges, benachteiligt die Aufmerksamkeit und den Genuß des Hörers und verschleppt in unerträglicher Weise den Gang der Handlung. Nur völliges Unverständnis oder böswillige Verranntheit kann diese Kapitalmängel beschönigen und verteidigen wollen. Allerdings werden die exklusiven Anhänger des „Meisters," denen jedes Verständnis für den Adel und die Größe unsrer erhabensten Tonschöpfer abgeht, nie die Schwächen und Irrtümer desselben zugeben. Für sie ist er der Dalai-Lama und wenn es irgend anginge, würden sie ihn verehren wie die Tibetaner ihren Papst. Abgötterei treiben sie wenigstens genug mit ihm.

(Schluß folgt.)

Politiſche Briefe.

7. Ausſichten des deutſchen Parlamentarismus.

Gleich unſrer Überſchrift lautet der Name einer ſoeben im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig erſchienenen Flugſchrift. Der Grundgedanke der intereſſanten Schrift begegnet ſich mit den Ausführungen, die mehrfach auch von uns an dieſer Stelle über den Parlamentarismus gegeben worden ſind. Wir haben uns jedoch entweder mit der Natur des engliſchen Parlamentarismus beſchäftigt und daraus die Unanwendbarkeit desſelben auf deutſche Verhältniſſe erkannt, oder wir haben dieſe Unanwendbarkeit unmittelbar aus den deutſchen Verhältniſſen demonſtrirt. Der im Anfang des vergangenen Sommers erſchienene Abſchluß des großen Werkes von Gneiſt wird Gelegenheit geben, auf den engliſchen Parlamentarismus zurückzukommen.

Die Schrift, welche uns heute intereſſirt, beſchäftigt ſich mit den Wirkungen des Parlamentarismus auf diejenigen Kulturvölker, die ihn als den Inbegriff der Freiheit nachgeahmt haben und ſich ſeiner erfreuen. Unter Parlamentarismus iſt natürlich nicht Beſtand und Wirkſamkeit von Parlamenten überhaupt, ſondern der ſogenannte reine Parlamentarismus verſtanden, unter welchem die Zuſammenſetzung der Exekutive nach den Winken der parlamentariſchen Majorität gemeint iſt.

Nach einer kurzen, aber ſchlagenden Charakteriſtik der parlamentariſchen Segnungen in Spanien, Griechenland, Dänemark, in Schweden und dem getrennt zu behandelnden Norwegen, ſowie in den Niederlanden, wendet ſich unſre Schrift zu den Großſtaaten Frankreich, Italien und Öſterreich-Ungarn. Das Bild, welches hier durch Zuſammenſtellung rein thatſächlicher Züge, aber nicht etwa durch eine tendenziöſe Auswahl, ſondern durch ſcharfes und unparteiiſches Erfaſſen des weſentlichen gewonnen wird, iſt niederſchmetternd für die Gläubigen des Parlamentarismus. Im allgemeinen haben ja alle Zeitgenoſſen dieſe Bilder vor Augen, aber es iſt eine geläufige Erſcheinung, wie viele Dinge im Leben man ſieht und doch nicht ſieht, weil man bei einer Wahrnehmung ſtehen bleibt, deren Elemente nicht organiſch verknüpft ſind. Erſt wenn dieſer Prozeß ſich vollzog, hat man ein Objekt vor ſich. Mit meiſterlicher Hand bringt uns der Verfaſſer die obengenannten parlamentariſch regierten Staaten als Objekt zur Anſchauung. Wir müſſen den Leſer, welcher Richtung er auch ſei, wenn er überhaupt Belehrung will, einladen, ſich dieſe Ausführungen nicht entgehen zu laſſen, die um ſo überzeugender ſind, als ſie das Maß objektiver Betrachtung weder in den Worten noch in den Sachen irgendwo überſchreiten.

Zuſammenzufaſſen, zu reproduziren iſt bei ſo kurzen, prägnanten Ausführungen nichts. Von Einzelheiten wollen wir nur die imponirende Liſte der Miniſterveränderungen ſeit dem 4. September 1870 hervorheben. Wie oft hat man in Deutſchland heuchleriſch über den Miniſterverbrauch geklagt, der angeblich durch die Unverträglichkeit des Fürſten Bismarck herbeigeführt werden ſoll. Nun wohl, in Deutſchland hatten wir in zwanzig Jahren 3 Miniſter des Innern, in Frankreich in zwölf Jahren 27. In Deutſchland hatten wir

in zwanzig Jahren 3 Justizminister, in Frankreich in zwölf Jahren 13. Wir hatten 4 Kultusminister, die Franzosen 14; wir 6 Finanzminister, die Franzosen 14; wir 3 Minister der öffentlichen Arbeiten, die Franzosen 17 u. s. w. Die alten Beamten der Büreaus machen den Fortbestand der Verwaltung in Frankreich möglich. Frankreich lebt unter der parlamentarischen Republik durch den noch immer nicht wesentlich erschütterten Mechanismus der Administration, den ihm der erste Napoleon hinterlassen hat, und durch den Fleiß derjenigen Bürger, die sich um gar keine Politik kümmern. Solange der Parlamentarismus diesen Bürgern Ruhe und den Mechanismus der Administration ungestört fungiren läßt, solange wird er sein Dasein fristen; wenn er tollkühn genug ist, auch diese Grenzen zu überschreiten, wird nach einem Intervall der Anarchie das Säbelregiment oder, wie man in Frankreich lieber sagt, das persönliche oder autoritäre Regiment auf geraume Zeit wieder einziehen. Dies fordert die Selbsterhaltung der Nation.

Wir wollen uns jedoch mit der Fülle interessanter Einzelheiten hier nicht weiter beschäftigen, und dafür einige Einwände, welche unsre Schrift bereits gefunden, zurückweisen. Die Nationalzeitung wiederholt einen Einwand, den sie bereits gegen entsprechende Ausführungen unsrer Briefe gemacht hat. Das Blatt bemerkte einmal gegen uns, wir sollten doch nicht das deutsche Urteil in Europa herumführen — das Blatt hatte aber den Parlamentarismus als das naturgemäße Eigentum aller Kulturvölker bezeichnet —, sondern zu Hause bleiben und sagen, wie man bei der periodischen Aufregung der allgemeinen Wahlen einen machtlosen Parlamentarismus ertragen wolle. Gegen die jetzt besprochene Schrift bemerkt das Blatt, man solle sich doch nicht den Kopf der Franzosen, Italiener u. s. w. zerbrechen. Der Spott trifft aber nicht; denn die Kritiken und namentlich auch die uns vorliegende Schrift zerbrechen sich nicht den Kopf andrer Völker. Mögen diese Völker den Parlamentarismus verdauen und genießen, so lange sie können. Was die Kritik, was namentlich unser Verfasser so eindringlich beweist, daß kein aufrichtiger Widerspruch möglich bleibt, ist folgendes: Der Parlamentarismus, d. h. die unverstandene Nachbildung des Scheines der englischen Regierungsmethode schwächt und desorganisirt jeden an dieser Nachbildung leidenden Staat; aber was die andern Staaten durch besondre Verhältnisse in der Lage sind zu ertragen, mit erheblichem Schaden zwar, aber immerhin zu ertragen, das würde für Deutschland vermöge seiner innern und äußern besonders schwierigen Verhältnisse den schleunigen und schmachvollen Untergang bedeuten. Wer das parlamentarische System für Deutschland empfehlen will, dem liegt ob zu beweisen, daß das System in Deutschland besser funktioniren würde als in Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, ja selbst als in England; wenn es auch nur dieselben Schäden unzertrennlich mit sich führen sollte, so würde es die Existenz Deutschlands tötlich zurichten und zwar in kürzester Zeit. Die Notwendigkeit einer entscheidenden und freien Stellung der Monarchie in einigen der größten Angelegenheiten, welche der regierende Parlamentarismus, der keine selbständige Monarchie erträgt, an sich reißen muß, weist der Verfasser nach an den auswärtigen Angelegenheiten, an der Armee und an der Notwendigkeit der Sozialreform, welche keiner Partei und keiner Parteiverbindung gelingen kann, weil keine den Willen und keine die Macht hat.

Nach so vieler Zustimmung dürfen wir auch nicht anstehen, den Punkt zu bezeichnen, der in der starken Kette der Beweisführung das schwache Glied geblieben ist. Leider, aber naturgemäß und darum doch nicht leider, ist es das

letzte Glied. On ne détruit jamais que ce que l'on remplace. Was soll an die Stelle des übel verpflanzten und niemals mit gutem Erfolg zu verpflanzenden englischen Parlamentarismus treten? Die freie Bewegung des öffentlichen Geistes will niemand hemmen, und damit gestehen auch alle zu, daß dieser Geist durch ein Zentralorgan mit der Regierung in Verbindung stehen müsse. Die richtige Form dieser Verbindung für Deutschland — für die andern Länder kümmert sie uns nicht — ist noch nicht gefunden. Unsere Flugschrift zeigt vortrefflich, wie der Wahn, den englischen Parlamentarismus und nur diesen handhaben zu können, wenn auch unter augenblicklich noch nicht überwundenen Hemmungen, unser parlamentarisches Leben verwirrt und unfruchtbar macht. Die schlimmste Folge dieses Wahnes hebt die Flugschrift nicht hervor, und wir wollen es in der Kürze thun. Weil die deutschen Parlamentarier sich keinen lebensfähigen Parlamentarismus denken können als den englischen, so sind alle ihre Bestrebungen bald mehr bald minder bewußt darauf gerichtet, die Macht des englischen Parlaments durch mechanische Mittel zu erobern, welche das letztere teils nicht besitzt, teils nicht anwendet, soweit es sie besitzt. Es besitzt kein Steuerverweigerungsrecht, und der Gedanke, das Disziplinargesetz des Heeres außer Kraft zu setzen, kommt bei der jährlichen Bestätigung dieses Gesetzes nie in Frage. Das Streben nach diesen und ähnlichen mechanischen Machtmitteln, deren Besitz einer bei unsern Verhältnissen der unberechenbarsten Dinge fähigen Majorität überliefert werden müßte, ist die direkt gefährlichste Seite unsres Parlamentarismus. Eine andre schlimme Seite, welche unsre Flugschrift desto deutlicher hervorhebt, besteht darin, daß man bei der Kritik der Vorlagen niemals von dem Staatsbesten ausgeht, sondern davon, ob die Macht der Regierung vermehrt wird, ob die Erlangung des Steuerverweigerungsrechts hinausgeschoben, ob die Mißtrauensvoten, welche die Wirkung von Entlastungsdekreten haben sollen, noch mehr in Gefahr kommen, an der Stärke der Regierung abzuprallen u. s. w.

Allein — dies müssen wir einräumen — damit, daß der deutsche Parlamentarismus auf dieses Bestreben verzichtete, würde er gewiß einen Weg verlassen, auf dem kein gesundes Vorwärtskommen möglich ist, aber der richtige Weg wäre damit noch nicht gefunden. Im allgemeinen liegt die Richtung vor Augen, aber mit der Richtung hat man noch nicht den Pfad. Die wahre Richtung, welche dem Parlamentarismus zu geben wäre, ist das Streben nach der denkbar größten Macht des Parlaments, aber allein durch moralische Mittel im Gegensatz zu den mechanischen. Also keine künstliche Agitation, keine Bestrickung der öffentlichen Meinung, keine Zugeständnisse an ihre Trägheit oder ihre Vorurteile, sondern die Erziehung des öffentlichen Geistes zur sachlichsten Anschauung. Keine Regierung wird anders können, als einem solchen Parlament folgen, wenn sie nicht in der Lage ist, es intellectuell und moralisch zu leiten. Aber wie diesen Geist in das Parlament bringen? Der abstrakte gute Wille, auch wenn er sich mit einem Male hervorrufen ließe, thut es nicht. Es handelt sich darum, den Pfad zu finden, der uns vielleicht vor den Füßen liegt, ohne daß wir ihn sehen, wie es oft auf der Wanderschaft geht. Es lassen sich indeß schon mehrere Pfade erkennen, unter denen es darauf ankommt den einzig oder wenigstens am leichtesten zum Ziele führenden herauszufinden.

Der jüngste Tag.

Von Edward Eggleston.

(Fortsetzung.)

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Man macht sich bereit für das Ende.

ie Julia zwei Stunden seliger Traurigkeit in der Burg verbrachte, wie August, seine Hand in der ihrigen, fünf Minuten hintereinander ruhig schlief, dann erwachte und sie ansah und dann wieder einschlummerte, wie sie seine vertrockneten Lippen anfeuchtete und ihm Wein gab, wie sie zuletzt schmerzlichen Abschied von ihm nehmen mußte, wie die Mutter ihr auf deutsch ihren Segen und einen Kuß gab, wie Wilhelmine mit Thränen an ihr hing, wie Jonas sie einen Turteltaubenengel nannte, wie Bruder Hall, der Prediger, nach welchem man auf Verlangen der Mutter geschickt hatte, um mit dem Sterbenden zu sprechen, ein paar tröstende Worte an sie richtete, wie Gottlieb Jonas seine Absicht anvertraute, niemals wieder was gegen die Yankee-Mädchen zu sagen, und wie Onkel Andrew zuletzt mit ihr nach Hause ging, alles das ausführlich zu erzählen, habe ich keine Zeit. Als der Philosoph ihr Lebewohl sagte, gab er ihr Namen, die sie nicht verstand. Aber sie drehte sich nach ihm um und sagte nach einem kurzen Zögern mit halberstickter Stimme: Onkel Andrew, wenn es mit ihm schlimmer werden sollte — so möchte ich —

Ich weiß, meine Tochter, du möchtest, daß er als dein Gatte stürbe.

Ja, wenn er es wünscht. Schicke nach mir bei Tage oder bei Nacht, und ich werde kommen trotz aller Welt.

Gott segne dich, meine Tochter! sagte Andrew. Und er wartete, bis sie wohlbehalten und ohne entdeckt zu werden, ins Haus gelangte, worauf er befriedigt und stolz nach seiner Burg zurückkehrte.

Natürlich starb nun August, und Julia widmete sich philanthropischen Arbeiten. Es ist ja jetzt Mode, daß Romane ein solches trauriges Ende nehmen, und der Leser wird nicht wollen, daß ich gegen die Mode verstoße.

Aber August starb nicht. Freude ist ein bessres Reizmittel zum Wiederaufleben als Wein. Liebe ist das beste tonische Mittel in der ganzen Pharmakopöe. Und von der Stunde an, wo August Wehle Julien in die Augen ge-

schaut hatte, trat bei ihm statt der Ebbe des Lebens die Flut wieder ein. Zuerst nicht merklich. Zwei Tage lang war er weder besser noch schlimmer. Aber dies war schon ein Gewinn. Dann kam er langsam wieder zu vollerem Leben. Aber auf Andrews Andringen verließ er, so lange Humphreys sich in der Nachbarschaft aufhielt, die Burg nicht.

Humphreys seinerseits that, wie Ananias, als ob er über sein gesammtes Eigentum verfügt, seine Schulden berichtigt, genug zurückbehalten, um bis zu dem nahen Tage der Vernichtung leben zu können, und das übrige den Armen im Haushalte des Glaubens gegeben hätte, und es gab verschiedne andre, welche ehrlich genug waren, zu thun, was er nur vorgegeben. Unter den Führern der Adventisten befand sich auch „Doktor" Ketchup, der immer noch Maisdampfbäder und Ginsengthee verschrieb, sich aber weigerte, sein Eigentum zu verkaufen. Er entschuldigte sich, indem er die Vorschrift zitirte: „Wartet, bis ich komme." Aber andre verkauften ihre Güter für einen Pappenstiel und gaben sich ganz der Verkündigung des tausendjährigen Reiches hin.

Frau Abigail Anderson war ein Frauenzimmer, das nichts halb that. Sie war verschlagen, sie war selbstsüchtig, sie war unehrlich und habsüchtig, aber sie war religiös. Wenn jemand dieses Paradoxon für eine Unmöglichkeit hält, so hat er den Charakter der Menschen nur oberflächlich studirt. Es giebt Verbrecher im Staatsgefängnis, die ihr ganzes Leben sehr fromme Leute gewesen sind. Religiöse Fragen ergriffen Frau Anderson in ihrem ganzen Wesen. Sie war abergläubisch, engherzig und fanatisch. Sie war davon, daß das jüngste Gericht am elften August 1843 verkündigt werden würde, so fest überzeugt wie davon, daß sie lebte. Keine Betrachtung, die einem ihrer Glaubenssätze widersprach, wog bei ihr auch nur so viel wie eine Feder. Ihr Wille beherrschte ihr Urteil und ihr Gewissen.

Und so bestimmte sie denn, daß Samuel seinen Grundbesitz für eine Kleinigkeit verkaufen müsse. Wie weit sie hierbei von dem aufrichtigen Wunsche, alle außenstehenden Schulden vor der schließlichen Abrechnung berichtigt zu sehen, beeinflußt war, wie weit von dem Begehren, allen andern voran als die frömmste zu erscheinen, und wie weit von geschäftlicher Geriebenheit, gegründet auf das Gefühl, welches in den meisten protestantischen Leuten lauert, daß solche Opfer in der That ihre Stellung in der zukünftigen Welt verbessern, kann ich nicht sagen. Zweifelsohne mischten sich bei ihr Fanatismus, Heuchelei und eine Selbstsucht, die schmutzig selbst im Ausblick nach dem Himmel war, um diese Entscheidung herbeizuführen. Jedenfalls sollten die beiden Farmen für ein paar hundert Dollars verkauft werden.

Als Andrew von dieser Entscheidung Wind bekam, erschien er sofort im Hause seines Bruders und erbot sich, die Güter zu kaufen. Aber Frau Abigail konnte den Gedanken nicht fassen. Andrew wäre immer ihr Feind gewesen, sagte sie, und obschon sie ihm vergäbe, würde sie ihm unter keiner Bedingung auch nur einen Quadratzoll Land verkaufen. Es würde nicht recht sein. Er hätte behauptet, dieses Stück Land gehöre ihm, und wenn man es ihn jetzt haben ließe, so hieße das seinen Anspruch anerkennen.

Andrew, sagte sie, du glaubst nicht an das Millennium, und die Leute sagen, du wärst überhaupt einer, der an allem zweifelt. Du möchtest uns um etwas beschwindeln, was dir als ein wertvolles Stück Eigentum erscheint. Und du wirst dein Herz am jüngsten Gerichte auch noch mit der Last dieser Sünde beschwert finden. Ja, so wird es in der That sein.

Wie klar du doch über die Pflicht andrer Leute zu urteilen verstehst, sagte der Philosoph. Wenn du deine eigne Pflicht nur halb so klar vor Augen gehabt hättest, so würden manche von uns sich besser befinden, und deine Rechnung würde ebenfalls besser klappen.

Hier wurde Frau Anderson sehr ärgerlich und machte ihrem Verdruß in einer feierlichen Ermahnung an Andrew Luft, sich bereit zu halten für die Wiederkunft des Herrn, die kaum noch drei Wochen auf sich warten lassen werde, und warnte ihn, daß der Erzengel schon jetzt jeden Augenblick seine Posaune erschallen lassen könne. Wo würde er dann sein? fragte sie jubelnd. Die menschliche Schwäche ist nie so erbärmlich, als wenn sie sich der Gerichte Gottes als Waffen zu bemächtigen versucht, um ihrem Haß Genüge zu verschaffen. Ich hoffe, diese Bemerkung wird nicht so aufgefaßt werden, als bezöge sie sich nur auf Frau Anderson.

Aber Frau Anderson feuerte alle himmlischen Bomben und Granaten, die sie finden konnte, Andrews ins Gesicht und sagte ihm dann, um einer Entgegnung zu entgehen, daß es für sie Zeit sei, in ihr Kämmerlein zu gehen und zu beten, und sie blieb nur noch einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um in Gestalt einer Ermahnung, „zu wachen und sich bereit zu halten," einen parthischen Pfeil zurückzusenden.

Ich möchte wissen, ob eine gewisse Klasse religiöser Leute sich jemals bedacht haben, wie viel ihre Ausschließlichkeit und ihr Pharisäertum mit der unseligen Fruchtlosigkeit ihrer Ermahnungen zu thun haben. Wäre Frau Anderson so tadellos wie ein Engel gewesen, so würden solche Ermahnungen einen Schwächeren als Andrew bewogen haben, den Namen der Religion zu hassen.

Aber ich darf nicht moralisiren; denn Herr Humphreys hat bereits seinen Plan auseinandergesetzt, wie über den Andersonschen Grundbesitz verfügt werden soll. Er hat einen Freund, Thomas A. Parkins, welcher Geld hat und die Farmen für zweihundert Dollars kaufen will. Er könnte, fügte er hinzu, das Geld jeden Tag im voraus beschaffen, wenn er nach Bethany, dem Hauptorte des County, gehen und auf Herrn Parkins ziehen wollte. Die Sache wäre ihm selber gleichgiltig, sagte er, er möchte nur gern einem so guten Freunde einen Gefallen erweisen.

Dieses Arrangement, nach welchem die Andersonschen Landgüter um einen Pappenstiel an einen entfernt wohnenden Fremden verkauft werden sollten, gefiel Frau Abigail. Sie konnte es nicht ertragen, daß einer von ihren ungläubigen Nachbarn sich auch nur auf vierzehn Tage des vermeintlichen guten Geschäfts auf ihre Kosten erfreuen sollte. An den Freund des Herrn Humphreys in Louisville zu verkaufen, das war das richtige. Als einige ihrer Nachbarn, welche das Evangelium der Adventisten nicht angenommen hatten, in sie drangen, doch zu sagen, auf welchen Grundsatz hin sie ihren Verkauf der Farmen für so geringes Geld überhaupt rechtfertigen könne, antwortete sie, wenn die Farmen nach dem jüngsten Tage nichts mehr zu bedeuten hätten, so würde auch das Geld nichts mehr wert sein.

Herr Humphreys ging hinunter nach der Stadt Bethanien und that, als er zurückkam, als habe er sich eine Tratte auf seinen Freund Parkins im Betrage von zweihundert Dollars auszahlen lassen. Die Verkaufsurkunden wurden entworfen, und am folgenden Morgen sollte ein Friedensrichter kommen und die Richtigkeit der Einwilligung des Herrn und der Frau Anderson in den Verkauf attestiren.

Dies erfuhr Jonas, als er in der Küche saß und sich mit Cynthy Ann unterhielt. Er war gekommen, um irgend eine Botschaft von dem in der Genesung begriffnen August zu überbringen und war durch die Anziehungskraft der Adhäsion festgehalten worden.

Sagt' ich dir doch, es wäre Fuchs und Gans. Nicht war? Und so heißt er also Thomas A. Parkins. Gustav Wehle meinte, er wollte wetten, daß die beiden einer und derselbe wären. Na, ich muß dieses Raubzeug vertreiben, ehe es sein Hühnchen erwischt.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Sünde der Scheinheiligkeit.

Just in diesem Moment traf Herr Hall ein, den ich oben als den guten, aber unreifen methodistischen Wanderprediger dieses Bezirkes geschildert habe. Einige Leute sind der Meinung, daß ein Diener am Evangelium von Kritik, Verspottung und Militärpflicht befreit sein sollte. Aber der menschliche Geistliche teilt das Loos der andern. Nichts könnte verderblicher sein, als wenn man die Schwächen eines Geistlichen als geheiligt und unantastbar betrachten wollte. Ohne Zweifel ist Herr Hall schon längst dahin gelangt, über seine frühern Thorheiten, seine amtliche Heiligkeit und alles das zu lachen, und warum sollte ich, der ich zu meiner Zeit auch einmal ein unreifer Wanderprediger gewesen bin, nicht zum besten von Leuten seiner Art über den Herrn Amtsbruder Hall lachen?

Er war gekommen, um die Schwester Cynthy Ann zu besuchen, deren Name schon lange im Klassenbuche zu Hardens Croß Roads als der eines guten und annehmbaren Mitgliedes der Kirche in voller Gemeinschaft gestanden hatte. Er besuchte förmlich und amtlich jede Familie, in der sich ein solches Mitglied befand. Hätte er nicht förmliche und amtliche Besuche gemacht und sich wie ein Mensch dabei verhalten und nicht wie ein Herr Pastor, so würde er mehr genützt haben. Aber er kam zu Andersons und benachrichtigte Frau Anderson, daß er auf einer Besuchstour zu den Mitgliedern seiner Kirche begriffen, und daß, da jemand von ihrem Haushalt ein solches Mitglied sei, er gern eine kleine religiöse Unterhaltung mit der Familie anstellen und mit ihr beten möchte. Ob sie wohl die Gefälligkeit haben wollte, sie zusammenzuberufen?

So wurde denn Julia heruntergerufen und Jonas eingeladen, sich aus der Küche einzustellen. Sein Anblick betrübte den Bruder Hall. Denn war nicht dieses Newlight vom Satan abgesandt, eine von seiner Herde auf Irrwege zu verleiten? Aber er konnte hier wenigstens getreulich mit ihm ringen.

Er begann mit Herrn Samuel Anderson. Aber dieser Würdige sprang, nachdem er seine Frau durch einen Blick vergeblich um ein Stichwort gebeten, sofort auf die Posaunen der Apokalypse ab.

Herr Anderson, da Sie das Haupt dieser Familie sind, ist Ihre Verantwortlichkeit groß. Fühlen Sie sich im Besitz der vollen Sicherheit, in der Gnade zu stehen, mein Bruder? fragte Herr Hall.

Ja wohl, erwiederte Herr Anderson. Ich stehe da und halte meine Lampe gereinigt und gefüllt bereit für den Bräutigam. Ich horche auf nach dem Rufe um Mitternacht. Schon in dieser Nacht kann die Posaune erschallen. Ich fürchte,

Sie thun Ihre Pflicht nicht, sonst würden Sie Ihre Stimme erheben. Die Zeit und die Zeiten und eine halbe Zeit sind beinahe vorüber.

Herr Hall war hierdurch ein wenig aus dem Konzept gebracht. Ein Mann, dessen religiöse Unterhaltung einen feststehenden und herkömmlichen Typus hat, wird stets in Unruhe und Verlegenheit sein, wenn er aus seinem Gleise geschoben wird. Und er hatte wie alle andern die Ansteckung mit der Lehre der Adventisten empfunden und wünschte, sich nicht bloßzustellen. So wendete er sich an Frau Anderson. Sie antwortete wie ein Seraph auf alle Fragen, die an sie gerichtet wurden; denn die konventionellen Fragen gehen niemals durch den Panzer eines Heuchlers und wecken niemals das Gewissen eines Menschen, der sich selbst täuscht. Herr Hall wünschte in seinem amtlichsten Tone (einem Gemisch aus Würde, Feierlichkeit und Heiligkeit) Glück zu ihrer gründlichen Erfahrung in den Dingen, die ihr ewigen Frieden zu geben bestimmt seien. Er sagte ihr, daß Leute, die wie sie zu einem so hohen Gnadenstande gediehen wären, sich vor geistlichem Stolze zu hüten hätten. Und Frau Anderson nahm die Warnung mit schöner Demut auf und versank vierzig Faden tief in unverhüllte und ziemlich aufdringlich sich bemerklich machende Bescheidenheit, indem sie feierliche Seufzer ausstieß, zum Zeichen, daß sie sich selbst tadele, eine Selbsttadelung, die nicht einmal durch die äußerste Haut ging.

Und Sie, Schwester Ann, fuhr Herr Hall fort, indem er für jetzt Jonas beiseite ließ, ich hoffe zuversichtlich, daß Sie Ihr Licht leuchten lassen. Fühlen Sie, daß Sie weiter vordringen inbrünstiglich auf dem schmalen Pfade?

Die arme Cynthy Ann versank in tiefere Entmutigung, als sie je vorher empfunden hatte. Sie fürchtete, daß sie nicht vordringe. Es kam ihr vor, als ob ihr Herz gegen Gott kalt und tot wäre. Es schien ihr, als ob sie die Welt und ihre Lust durchaus nicht aufgeben könne. Es lag ihr auf der Seele wie eine Felsenlast, und viel waren der Kämpfe, die sie mit dem bösen Feinde zu bestehen hatte. Nein, ich komme nicht vorwärts, sagte sie.

Meine teure Schwester, sagte Herr Hall, lassen Sie sich von mir warnen. Hier ist Frau Anderson, welche die Welt ganz aufgegeben hat. Ich hoffe, Sie werden einem so guten Beispiele folgen. Lassen Sie sich nicht durch weltliche Neigungen in die Irre leiten, sie werden Ihnen sicher eine Falle stellen. Ich fürchte, Sie haben sich Ihre Standhaftigkeit nicht so bewahrt wie Sie sollten.

Hier wanderten die Augen des jungen Geistlichen zweifelhaft zu Jonas hin, vor dem er sich ein wenig fürchtete. Jonas an seinem Teile hatte keinen Grund, Herrn Hall wegen des Rates, den er Cynthy in ihrer Liebesangelegenheit erteilt, besonders grün zu sein, und jetzt hatten die Lobsprüche, die der Prediger Frau Anderson gespendet, und seine Verurteilung Cynthy Anns ihn durchaus nicht in eine Stimmung versetzt, in der man Ermahnungen das Ohr leiht.

Nun denn, Herr Harrison, sagte der junge Geistliche, indem er sich Jonas etwa mit der Vorsicht näherte, mit der ein Hund auf einen Igel losgeht, wie fühlen Sie sich heute?

O ziemlich munter, danke schön. Und wie geht es Ihnen selbst?

Dies brachte den guten Mann ganz aus dem Häuschen und überzeugte ihn, daß Jonas sich in einem Zustande der äußersten Gottlosigkeit befinde.

Sind Sie ein Christ?

Na, ich denke, daß ich einer bin. Wie steht es mit Ihnen, Herr Hall?

Ich glaube, Sie sind ein Newlight. Nun denn, glauben Sie an den Herrn Jesus Christus? fragte der Geistliche in vernichtendem Tone.

Ja wohl, das thue ich, mein hochbetagter Freund, ich glaube an ihn ganz ungeheuer viel mehr als an solche Leute, die sich die Miene geben, als ob sie ein Recht und Patent auf alle seine sieben Segen hätten und sich feierlich in die Brust werfen und andern christlichen Genossenschaften harte Namen geben. Mein Freund, ich glaube an keine Religion, die aus Seufzen und Ächzen und einem heftigen Temperamente besteht (hier blickte er nach Frau Anderson hin) und die vielmehr daran denkt, in der Lehre tüchtig zu sein, als an die Gefahr, im Leben ein faulendes Glied zu werden. Es giebt eine Menge fauler Eier mit glatten und glänzenden Schalen

Hier gedachte Herr Hall der Vorschrift, nach welcher man die Perlen nicht vor die Säue werfen soll, und so wendete er sich an Humphreys, der sein Herz dadurch erfreute, daß er in sanftem und salbungsvollem Tone ein in die Phrasen der methodistischen Regulative gekleidetes Bekenntnis ablegte — Phrasen, die durch langen Gebrauch abgegriffen sind.

Julia hatte sich in eine Ecke geschlichen. Aber jetzt richtete der Geistliche seine Worte auch an sie.

Beglückt mit einer Mutter, die ihre Stärke im Gebete sucht, sollten Sie, Fräulein Anderson, Ihre Sünden bereuen und vor dem zukünftigen Zorne fliehen. Sie kennen den rechten Weg. Sie sind auf ihn hingewiesen worden durch das Leben Ihrer Eltern, von Kindesbeinen an. Auferzogen in einem christlichen Haushalt, suchen Sie, ich bitte Sie herzlich, ohne Verzug Ihrer Seele Seligkeit.

Ich wiederhole dieses Gerede hier nicht gern. Aber es ist eine unglückliche Thatsache, daß ein gutes Herz und aufopfernde Frömmigkeit sich nicht immer mit praktischer Klugheit gepaart finden. Der Romanschreiber muß gleich dem Historiker die Dinge berichten, wie sie sind. Jemand, der in gesalbten Phrasen redet, befindet sich noch in dem Stadium geistiger Entwicklung, wo er wie ein Papagei eingelernte Worte schwatzt.

Empfinden Sie den Wunsch, dem zukünftigen Zorne zu entfliehen? fragte er.

Julia gab eine unhörbare Antwort, die ungefähr wie eine Bejahung der Frage klang.

Meine teure, junge Schwester, Sie haben alle Ursache, sehr große Ursache zur Dankbarkeit gegen den allmächtigen Gott. (Wie viele andre junge, fromme Leute sagte Herr Hall statt Gott „Gatt.") Ich begegnete Ihnen neulich im Hause Ihres Oheims. Der junge Mann, an dessen Leben wir damals verzweifelten, ist genesen. Und mit mehr von diesen Worten erzählte Herr Hall Juliens Geheimnis, während Frau Anderson zwischen Ihrem Verdruß und ihrer religiös aufgeregten Seelenstimmung im Begriff zu sein schien, zu versteinern.

Ich hoffe, der Leser erwartet nicht, daß ich ihm das Gefühl beschreiben werde, das Julia empfand, als Herr Hall nun ein Kapitel aus der Bibel vorlas und darauf ein Gebet sprach, und ebensowenig das, was im Herzen ihrer Mutter währenddessen vorging. Ich glaube, wenn Herr Hall hätte hören können, wie sie mit den Zähnen knirschte, als er in seinem Gebete Gott für die Genesung Augusts dankte, so würde er keine so hohe Meinung von ihrer Frömmigkeit mehr gehabt haben. Aber sie wußte ihre Gefühle zu beherrschen, bis der Geistliche hübsch zum Hause hinaus war. Indem Herr Hall Abschied nahm, sah er, wie bleich Julia war, und wie sie zitterte, und mit seinem charakteristischen Mangel an Scharfblick hielt er ihre Aufregung für ein Zeichen religiöser Zer-

knirschung und bemerkte ihr, wie es ihn freue, zu sehen, daß sie zum Bewußtsein ihres Zustandes erwacht sei.

Und dann ging er, und darauf kam die Sündflut.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Sündflut.

Die unbeschreibliche Sündflut! Aber am Ende ist doch das schlimmste bei allen derartigen Dingen der Anblick, wo sie beginnen sollen. Ein Sturzbad, ein Zahnausnehmen, eine Amputation und eine Abendgesellschaft in Frack und weißer Binde sind alle schlimmer in ihrer Antizipation als in dem Moment, wo sie über uns ergehen. Julia wünschte, als sie so dastand und sich bemühte, eine Stecknadel in den Fensterrahmen hineinzudrücken, und auf das Losbrechen ihrer Mutter wartete, daß die Gewitterwolke platzen und sie die Sache loswerden möchte. Aber Frau Anderson verstand sich zu gut auf ihr Geschäft, um sofort zu beginnen. Sie kannte den Wert der Augenblicke unheimlichen Schweigens vor dem Anfang. Sie hatte sich nicht ihr ganzes Leben der Ausübung der Kunst des Folterns und Marterns befleißigt, ohne dieselbe sich in allen ihren Einzelheiten zu eigen zu machen. Ich zweifle nicht, daß die schwarzröckigen Väter vom heiligen Offizium Herren waren, die sich Zeit nahmen, die ihren Opfern reichlich Muße zu vorhergängigem Nachdenken gewährten, ruhig ihre Werkzeuge auspackten, mit liebreichen Blicken die Daumenschraube prüften, um sich zu versichern, daß sie glatte Arbeit machen werde, mit viel zärtlichem Vorbedacht die Streckmaschine und das Rad besprachen, als ob das Foltern etwas angenehmes wäre, das man sich aufsparen müsse wie ein kleines Mädchen sich sein Zuckerkandlämmchen bis zuletzt aufhebt, und an das man sich erst machen dürfe, wenn der Appetit durch Betrachtung gehörig geschärft sei. Ich habe nie das Vergnügen gehabt, einen Inquisitor zu kennen, und ich kann nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß sie in dieser überlegsamen Weise zu Werke gingen. Aber es ergiebt sich aus ihrer Natur, daß sie es so machten. Henkersknechte, welche ihr Geschäft aus dem Fundamente verstehen, verfahren stets überlegsam.

Frau Anderson fühlte, daß das Meisterstück von Auszankungskunst, welches sie vom Stapel zu lassen im Begriffe war, nicht ohne Überlegung, sondern „würdig, behutsam und in der Furcht Gottes" vorgenommen werden müsse. Und so hielt sie an sich, und Julia fingerte an der Quaste des Fenstervorhanges herum und zitterte vor dem kalten Fröstelu der Erwartung. Und Frau Abigail fuhr fort, sich zu überlegen, wie sie es mit diesem Ausbruch anstellen solle, der zweifellos ihr letzter vor dem Tage des Gerichts, der ihre Meisterleistung, der würdige Gesang eines sterbenden Schwanes sein sollte. Und dann hoffte sie — hoffte sie aufrichtig — imstande zu sein, durch diesen gewaltigen Anfall Julien zum Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit zu erwecken. Denn in ihrer Seele herrschte ein solches Durcheinander sehr verschiedner Beweggründe, daß man niemals unterscheiden konnte, was bei ihr Aufrichtigkeit und was Heuchelei war.

Das Gewissen Frau Andersons war ein ganz und gar objektiv eingerichtetes. Wie Jonas oft bemerkte: sie hatte ein starkes Gefühl für andrer Leute Unwürdigkeit. Und die Sünden, welche sie am leichtesten entdeckte und am genauesten abzuschätzen verstand, waren gewöhnlich Sünden gegen ihre werte Person

Juliens Ungehorsam gegen sie war nach ihrer Vorstellung ein schwärzeres Verbrechen als ein an einem andern begangener Mord gewesen sein würde. Und jetzt saß sie da und überdachte nicht die Grenzen der Strafrede, die sie loszulassen im Begriffe stand — das machte ihr wenig Kopfzerbrechen —, sondern die Frage, ob sie imstande sein werde, der Sache volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es war ungefähr so, wie wenn ein tyrannischer Schulmeister im Westen seine lange buchene Gerte erst behaglich gerade biegt, ehe er sie anwendet.

Nicht, daß Frau Anderson die ganze Zeit über geschwiegen hätte. Sie seufzte und stöhnte in krankhafter Andacht. Sie „suchte Kraft von droben, um ihre volle Schuldigkeit thun zu können," würde sie uns gesagt haben. Sie „kämpfte im Gebet für ihre Tochter," und sie sorgte dafür, daß ihr Theatergeflüstergebet dann und wann die Ohren des Gegenstandes erreichte, dem es galt. Humphreys blieb sitzen, indem er sich stellte, als läse er das Exemplar des „Josephus," das auf dem Tische lag, beobachtete aber das Heraufziehen des Wetters mit dem Interesse des Kenners und Liebhabers solcher Dinge. Und da er blieb, entschloß sich auch Jonas zu bleiben, um Julien Mut einzuflößen, und er winkte Cynthy, ebenfalls auszuharren. Samuel Anderson aber, der seine Tochter liebte und seine Frau fürchtete, flüchtete sich wie ein Hasenfuß vor dem kommenden Auftritte. Jedermann erwartete, Frau Abigail werde wie eine Furie loswettern.

Aber sie wußte ein besseres Verfahren als dieses. Sie fühlte, wie ihr ein besserer Plan wie durch Inspiration gekommen war. Sie empfand, daß „der Herr sie leite." Und vielleicht war das der Fall, nur war es dann der Herr drunten. Es kam Jonas wirklich vor, als ob der Teufel ihr beistünde. Denn statt in eine Reihe ihrer alltäglichen Schimpf- und Schmähreden auszubrechen, deren Quellen sie längst schon erschöpft hatte, fiel sie plötzlich auf die Knie und begann für Julien zu beten.

Kein Flucher flucht je so kräftig wie der Priester, der seinen persönlichen Groll in amtliche und fromme Anklagen hüllt, und Frau Anderson hatte niemals Schimpfreden so bündig, so schrecklich und so zermalmend ausgeteilt, als sie solche jetzt in der Verhüllung eines Gebetes für die Erlösung der Seele Juliens von wohlverdienter Verdammnis austeilte. Aber Abigail sagte nicht Verdammnis. Sie überließ das schwächern Geistern. Sie hielt es für etwas vorzüglicheres, mit Salbung und Emphase das Wort „Hölle" zu brauchen, um die Seelen von Sündern zu schrecken. Frau Andersons Gebet eignet sich nicht zur Mitteilung. Diese Art der Gotteslästerung ist zu schlimm, als daß man sie niederschreiben dürfte. Sie krönte ihre Klimax — ganz so, wie ich einmal einen Prediger bei einer großen Seelenerweckung für einen Spötter beten hörte, welcher der Seele dieses Gerechten Ärgernis gegeben hatte — damit, daß sie Gott bat, ihre Tochter zu bekehren, oder sie, falls sie unbekehrbar sein sollte, von hinnen zu nehmen, damit sie nicht Zorn aufhäufe für den Tag des Zornes. Denn die Sorte von religiöser Aufregung, welche die bösen Leidenschaften nicht beruhigt, scheint sie zu entflammen, und Frau Anderson war in keinem Sinne des Wortes bei geistiger Gesundheit. Und das Gebet war mehr an die entsetzte Julia gerichtet als an Gott. Sie würde furchtbar erschrocken sein, wenn ihre Bitte gewährt worden wäre.

Julia würde vor der Vermahnung davongelaufen sein, welche auf das Gebet folgte, hätte Frau Anderson dieselbe ihr nicht geschickt unter der Decke einer religiösen Ansprache beigebracht. Sie bat Julien flehentlich, in sich zu gehen

und zu bereuen, und dann verschritt sie, indem sie sich stellte, als wolle sie ihr ihre Sündhaftigkeit zu Gemüte führen, dazu, sie zu schimpfen.

Konnte Julia denn gar nicht in Hitze geraten? O ja, sie hatte ohne Zweifel eine Dosis von dem hitzigen Temperament ihrer Mutter, wenn auch ohne deren Niederträchtigkeit. Sie würde Widerstand geleistet haben, wenn sie sich nicht von Kindesbeinen an durch das Bewußtsein gelähmt gefühlt hätte, daß jedes Widerstreben nutzlos sein würde. Die tapfersten der Dörfler am Fuße des Vesuv ließen sichs nie im Traume beikommen, dem Krater seinen Mund zu stopfen.

Aber glücklicherweise ging Frau Abigails wahnwitziger Grimm ein wenig zu weit.

Du arme verlorene Sünderin, sagte sie, denken zu müssen, daß du dicht unter meinen Augen ins Verderben rennst und uns allen miteinander Schande machst, indem du bei Nacht mit schlechten Menschen im Lande herumziehst. Aber es giebt selbst für solche, wie du eine bist, Gnade.

Julia würde die volle Bedeutung dieser Befleckung ihrer Reinheit nicht verstanden haben, wenn sie nicht einem Blicke Humphreys' begegnet wäre. Seine Miene, halb Hohn, halb Zweideutigkeit, schien der Rede ihrer Mutter die rechte Deutung zu verleihen. Sie streckte ihre Hand aus, die Farbe wich von ihren Wangen, und sie sagte: Sag noch ein Wort, und ich gehe von dir weg und komme niemals wieder zurück — niemals! Dann setzte sie sich nieder und weinte laut, und daraufhin lebte Frau Andersons mütterliche Liebe, ihre „liebloſe Liebe," wieder auf. Auch das würde eine Art Niederlage gewesen sein, wenn ihre Tochter sie verlassen hätte. Sie schwieg und setzte sich in ihren Schaukelstuhl mit dem Sitz aus geflochtnem Spahn, welcher knisterte und knackte, wenn sie sich wiegte, und welcher damit statt ihrer zu sprechen schien, als sie den Mund geschlossen hatte. Ihr Gesicht nahm eine Märtyrermiene an und wandte sich mit einem Aufblick zum Himmel, welcher die Gerechtigkeit ihrer Sache bewies, und zuletzt zog sie sich auf ihre Reserve zurück: sie weinte hysterisch in aufrichtigem Mitleid mit sich selbst, bei dem Gedanken, daß eine liebevolle Mutter eine solche Tochter haben müsse.

Als Julia fand, daß ihre Mutter von weiterem Reden Abstand genommen hatte, ging sie auf ihre Stube. Sie betete dort nicht gerade, sprach aber mit sich selbst, indem sie im Zimmer auf und ab ging. Es war ein Monolog, und doch war es eine bewußte Berufung an ein unsichtbar Gegenwärtiges, das sie nicht falsch beurteilen konnte, und so ging sie von einem Selbstgespräch zu einem Gespräche mit Gott über, und zwar ohne die Formalität des Gebetes. Ihre Mutter hatte so gesprochen, daß es schien, Gott sei gegen sie. Jetzt verteidigte sie wie David ihre Unschuld vor Gott. Sie wiederholte vor sich selbst und doch zugleich vor Gott — denn ist nicht jede Anrufung unsers Gewissens zugleich in gewissem Sinne eine Anrufung Gottes? — sie wiederholte alle Kämpfe der Nacht, wo sie zu August in der Burg gegangen war. Man redet von dem Troste, der in Gottes Erbarmen liegt. Aber Julia fand Trost in Gottes Gerechtigkeit. Er konnte sie nicht falsch beurteilen.

Dann öffnete sie das neue Testament an der alten Stelle und las die Worte, die sich schon längst ihrem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Und darauf kam sie — mühselig und beladen — wieder zu ihm, der da eingeladen hatte, und fand Ruhe. Und dann fand sie, wie dies manch andrer auch gefunden hat, daß das zu Gott Kommen nicht, wie Theoretiker behaupten, ein Kommen ein für

allemal, für die ganze Lebenszeit, sondern ein oft und immer wiederholtes Kommen ist.

Jonas und Cynthy Ann zogen sich nach der Küche zurück, und jener sagte in seiner rücksichtslosen Weise: Will ein Schafskopf heißen, wenn die nicht mehr Teufel im Leibe hat, als Maria Magdalena am schönsten Tage ihres Lebens. Ich sollte meinen, daß nach einem Leben mit ihr als Mutter die Hölle eine recht gesunde und angenehme Gegend sein würde. An der kann selbst der Teufel nichts mehr ausbessern.

Rede doch nicht so, Jonas; du sprichst so kurios, wie wenn du wirklich etwas gottlos wärest.

Das bin ich auch, meine liebste Cynthy, aber Abigail Anderson ist nicht bloß etwas gottlos, sondern ganz. Sie flucht, wenn sie betet, Sie verflucht dieses arme Mädchen Gott ins Gesicht hinein. Leb wohl, ich muß gehen. Es riecht hier ganz fürchterlich nach Schwefel und Pech. Die letzten Worte brummte er indignirt in sich hinein, als er über die Schwelle von Cynthys sauberer Küche schritt.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein Habicht verscheucht.

Jonas war aufs schwerste beunruhigt. Er übertrieb bei sich den Schaden, den Humphreys jetzt August anthun konnte, da er wußte, wo dieser war. August seinesteils war überzeugt, daß Humphreys nichts gegen ihn unternehmen werde, sicherlich wenigstens nicht auf dem Wege gesetzlichen Vorgehens. Und was den Verkauf von Andersons Farmen betraf, so machte ihm das keine Sorge. Wie zu dieser Zeit fast auf jedermann, so hatten die Behauptungen der Milleriten auch auf August Wehle einen starken Eindruck gemacht, und wenn die Welt im nächsten Monat unterging, so hatten die Farmen nichts zu bedeuten. Erwies sich aber die Lehre Millers als Täuschung, so wurde Julia durch den Verlust des Eigentums Samuel Andersons mit ihm, soweit als weltliche Güter in Rechnung kamen, auf gleiche Stufe gestellt. Das Glück, das dieser letzte Gedanke ihm brachte, beschämte ihn. Warum sollte er sich über Herrn Andersons Unglück freuen? Warum sollte er den Wunsch hegen, Julien zu sich herabzuziehen? Aber trotzdem blieb der Gedanke ein angenehmer.

Jonas aber wollte es nicht so haben. Er hatte seinen Plan. Er ging in jener selben Nacht mit Cynthy Ann von der Adventistenversammlung heim und trat dann unter die Ecke der Veranda, um mit ihr zu plaudern, wobei er fest überzeugt war, daß Humphreys ihnen von oben her zuhören werde. Er vernahm nach einer Weile, wie sein verstohlener Tritt in der obern Veranda ein lockeres Bret aus seiner Lage brachte. Darauf begann er mit Cynthy Ann in folgendem Tone zu sprechen:

Siehst du, ich darf keine Geheimnisse verraten, Cynthy Ann, auch deiner königlichen Gutheit nicht, wie ich sagen möchte, da du meine Frau nicht bist und auch nicht werden wirst, wenn der Bruder Goshorn seinen Willen durchsetzt. Aber meine Herzkönigin bist du trotzdem. Wie wärs aber, wenn ich dir ein Geheimnis wenigstens andeuten wollte?

Bst, bst! sagte Cynthy Ann, teils weil sie eine sündige Freude über die Schmeichelei empfand, teils weil sie überzeugt war, daß Humphreys sich über

ihnen befand. Aber Jonas zollte der Warnung keine Aufmerksamkeit, sondern fuhr fort:

Ich werde dir einen Wink geben, so kräftig wie den Wink eines Irländers, vor deren Andeutung man, wie es heißt, auf den Rücken fällt. Setzen wir einen Fall. Es ist, wie du weißt, nichts unrechtes, wenn man einen Fall setzt. Ich habe Jungen gekannt, die schmissen mit einem Steine nach einem Zaunspfahl und trafen einen Baumstumpf und sagten dann: Gesetzt den Fall, daß ein Specht auf dem Stumpfe dort gesessen hätte, würde ich ihn nicht umgekegelt haben? Du kannst dir überall einen Fall setzen und einen Specht hinstellen. Nun denn, setzen wir mal den Fall, es wäre da eine Inquisition oder Requisition oder so was der Art vom Gouverneur des Staates Alt-Kentucky eingelaufen beim Gouverneur des Staates Indiana. Und setzen wir den Fall, dieses Dokument wäre hierher geschickt worden in dieses County, und es wäre von wegen der Person eines gewissen Thomas A. Parkins, alias J. W. Humphreys, der eingespündet werden sollte. Und gesetzt weiter den Fall, es spezifizirte gewisse Verbrechen, begangen, so viel ich weiß, in Paducah und am ganzen Ufer hin. Was denkst du nun, alle diese Fälle gesetzt, daß Clark Township thun würde, um sich zu trösten, wenn diese melodienreiche Stimme und diese blitzenden Uhrlocken in Schande versunken wären ewiglich? Selah! Gute Nacht, und daß du mir gegen keine lebende Seele und auch gegen keine tote ein Wort von dem verlauten lässest, was ich dir gesagt habe. Morgen bei Tageslicht wirst du mehr wissen, als was du jetzt erfahren hast.

Der letzte Teil dieser Rede erwies sich als wahr; denn um Mitternacht war der Habicht weggeflogen, und der Verkauf der Andersonschen Farmen an Humphreys wurde niemals perfekt. Drei Tage lang war das Ende der Welt über dem Interesse vergessen, welches Clark Township an der Flucht seines Lieblings nahm. Und allmählich verbreitete sich auch die Geschichte von Normans Zusammentreffen mit den Spielgaunern und von der Wiederverlangung des Geldes durch August in der Gegend, indem Jonas vertrauliche Andeutungen fallen ließ. Und allmählich wurde auch eine andre erbauliche Geschichte bekannt — sie ließ sich nicht lange verbergen. Es war die Geschichte Betsey Malcolms, welche behauptete, sie habe sich bei Gelegenheit eines Ausflugs, den sie zusammen nach Kentucky gemacht hätten, um einer großen Versammlung beizuwohnen, heimlich mit Humphreys trauen lassen. Die Geschichte war vermutlich wahr, aber unbarmherzige Herumträger von Neuigkeiten schüttelten die Köpfe darüber.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Über die Beziehungen Napoleons III. zu Preußen und Deutschland. Ein Vortrag von Bernhard Simson, Professor in Freiburg i. B. Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr, 1882.

In klaren Zügen legt der Verfasser dieser Broschüre dar, daß Napoleon III., der im Kampfe gegen Preußen und Deutschland den Untergang seiner Herrschaft finden sollte, an sich durchaus kein Feind von Deutschland und Preußen war,

Digitized by Google

sondern wegen seiner deutschen Erziehung mehr Verständnis und Sympathien als irgend ein andrer französischer Staatsmann für beide hatte, daß er aber andrerseits Deutschland nur für einen geographischen Begriff hielt und nur dann einer Arrondirung Preußens zustimmen zu können glaubte, wenn das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten oder die Grenze von 1814 wieder hergestellt würde. Er weist nach, daß Napoleon in allen politischen Verwicklungen an einer solchen Ansicht festhielt. „Wie schwankend auch in seinen Entschlüssen, sagt der Verfasser von dem Kaiser, er war zugleich ein Träumer — so träumerisch, daß man von ihm sagen konnte, er wisse nicht zwischen Denken und Träumen zu unterscheiden, ein Träumer, der seinen Lieblingsträumen unablässig nachhing und an sie glaubte." Der Verfasser verfolgt die deutsche Politik Napoleons bis zu dem Momente, wo Napoleon wider seinen Willen zu jenem Kampfe sich entschloß, dessen Schwere er sich selbst nicht verhehlen konnte.

Johannes. Roman von Gustav Krafft. Frankfurt a. M., E. Koenitzer, 1882

Ein Buch, das vom Wege des Gewöhnlichen seitab seine Straße zieht, sowohl der Form als dem Inhalte nach. Es ist kein Roman, wie der Titel besagt, es ist kaum eine Erzählung, sondern es enthält nur den Stoff zu einer solchen. Es sind die Schicksale vortrefflicher Menschen, welche der Verfasser auf einer Reise in die Berge kennen gelernt hat, die er hier mitteilt; er thut das um dieser Menschen willen, für die er Interesse gefaßt hat, welches er nun auch andern einzuflößen hofft. Vom eignen will er wenig oder gar nichts hinzugethan zu haben scheinen, denn er bezeichnet sich selbst als Herausgeber und seine Arbeit als Sammlermühe. Ist das auch übertrieben, so ist doch soviel richtig, daß der Inhalt durchaus der Wirklichkeit entnommen zu sein scheint, es ist nur fraglich, ob das ein Vorzug und nicht vielmehr ein starker Mangel sei. Sicher das letztere, wenn nicht der sichtende, ordnende, gestaltende Geist eines Dichters hinzukommt, der aus dem Zufälligen, Persönlichen, Vereinzelten ein in sich geschlossenes Ganze schafft, der die bloße reale Wirklichkeit zur idealen Wahrheit des Kunstwerkes erhebt; das letztere ist aber hier durchaus nicht geschehen. Es fehlt eine einheitliche Handlung, die das Ganze zusammenhielte, der Held, der dem Buche den Titel giebt, tritt lange Zeit hindurch sehr in den Hintergrund, wir werden mit einer großen Anzahl von Personen und Nebenhandlungen bekannt gemacht, die unser Interesse entweder von der Hauptsache abziehen oder auch uns gar nicht zu fesseln vermögen.

Gereicht so diese Abweichung der Form vom Gewöhnlichen dadurch, daß sie zugleich eine Abweichung von den Gesetzen der Kunst ist, dem Buche zum Nachteil, so sind doch die Einzelheiten des Inhalts nicht ohne Reiz. Es fehlt nicht an Gestalten, die unser Interesse zu fesseln vermögen, feinfühlenden, edeldenkenden Menschen, deren Persönlichkeit uns wohlthuend berührt. Durch das Ganze weht ein Geist echter Frömmigkeit und Herzensreinheit. Nur fehlt die Kraft, die Lust und Freudigkeit am entschlossenen thatkräftigen Handeln zum eigenen Besten; das ganze Buch hindurch wird allzuviel Entsagung geübt. Dieser weichen, trüben Grundstimmung entspricht auch der Schluß; die Vereinigung des Helden mit der Geliebten bringt beiden nur ein kurzes Glück, das durch den Tod der letztern bald wieder vernichtet wird.

Wahrscheinlich verbirgt sich hinter dem männlichen Namen eine Dichterin.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Von Zeitſchriften.

Epiſtel von Otto Roquette.

Ob ich die Monatſchrift ſchon geſehen, die neuſte, ſo fragſt du?
Welche der neuſten, o Freund, iſt gemeint? Denn ſo lange das Jahr geht,
Bringt faſt jeglicher Monat die neuſte. Du rühmſt, daß die „erſten
Kräfte“ dafür man vereint, ſie zur erſten von allen zu machen?
Wende dich zur vorneuſten, zur vorvorneuſten, zur drittletzt-
Neuſten, ſie rühmten ſich alle des Gleichen, ſie hatten die „erſten
Kräfte“ des Tages vereinigt, und immer dieſelben! Sie wären
Dumm auch, wenn zum Verſuch mit geringern ſie liebelten, oder
Gar das Geſtändnis wagten, ſie machten ſich nichts aus den Erſten.
So ſchwemmt Jahr um Jahr ein Dutzend uns über das andre
Hart an den Hals von den „Erſten.“ Man ſtickt faſt, denn die papierne
Flut ſtaut rings ſich umher. Oft ring' ich um Atem, mich faßt ein
Schreck ſchon, wenn ſich mir kaum noch Gerettet-Erholtem die „erſten
Kräfte,“ ſchon wieder vereint, auf dem lockenden Titel der neuſten
Monat-, Wochen- und Tag-Zeitſchrift ſich verkünden! Die alten,
Älteren, älteſten auch, die ſich einſt als die neuſten empfahlen,
Pochen dazu auf das Freundſchaftsrecht, und ſo weiß man vor Pflichten,
Bildungsbeſtreben, Genuß und Bereicherung ſchwer ſich zu faſſen.

Dacht' ich zuweilen, die heut ſchriftſtellernde Welt ſei an Umfang
Größer als die nur leſende, ſei auch beſtimmt nur, den Gleichen
Gleiches zu bieten, den raſtlos einzig genießenden, oder
Unter einander ſich aufzufreſſen, wie in der Natur die
Schönſten Geſchöpfe, mit Zahn und mit Klauen und mordendem Schnabel:

Dacht' ich es sonst wohl, jetzt bin ich anderes Sinnes. Es muß die
Nichtschriftstellernde Welt zum riesigen Wuchse gedieh'n sein,
Mit Untiefen des Magens, unendlichem Freßappetite,
Kauwerkzeugen gigantisch, und dampfkraftschneller Verdauung,
Daß sie von Tage zu Tag, und von Woche zu Monat, den Reichtum
Zeitschriftfüllender Nahrung vermag mit Genuß zu verspeisen,
Immer die Finger zugleich schon bereit, noch ein Mehr zu ergattern.
Gar nicht bedarf es der kräftigsten Kost, noch verlangt aus dem Vollen,
Oder ein Ganzes, das stets regsame Bedürfnis; am besten
Bruchstückweise zerhackt, und in Schnitzeln von allerlei Abfall,
Mundet ein bunter Salat, und man fragt nicht nach des Bestandteils
Ursprung, noch nach der Küche, worin er gehackt und gemengt ward.

Freund, schon seh' ich die Brau'n dir gerunzelt! Und strafend beginnst du:
„Aber wie redest du denn? Hast du nicht selbst mit den andern
Reichlich gesündigt und oft novellistisches Zeug und Gedichte
Für das geschmähte Gericht in den Kessel geworfen? So manchen
Monatschriftlichen Ballen erblick' ich bedruckt auch mit deinem
Namen!" Nun ja doch! Es muß mitthun, wer heut noch für seines
Schaffens Gebilde sich Leser erhofft und sich weder der Neusten
Einen noch Modischen weiß. Am gebundenen Buche zu haften
Fehlt die Geduld, doch es greift mit Begierde die Hand nach dem Hefte,
Welches mit hunderterlei das Gelüst anlockt. Du begreifst nicht,
Freund, wie betrübend zugleich solch Wesen, zerbröckelt zu sehen,
Was man als Ganzes gedacht und geschaffen, und was nur als Ganzes
Ist zu verstehn, zu empfangen. Dazwischen nun gar noch das Bildwerk
Fremdester Art, das sich breit einschiebt, und von Festen und Unglück,
Bädern und Moden, mit Rednerporträts, Brand, Wasserbeschäd'gung,
Wüster Zerstreuung huldigt und alles Poetische totschlägt.

Aber von Schlimmerem wüßt' ich zu sagen noch: Wenn sich die Zeitschrift
Sittlich geberdet und salbungsvoll mit dem Werben hervorrückt,
Für die Familie zu wirken, für Töchter gebildeter Herkunft,
Oder wie sonst sie sich schön aufputzt und gar säuberlich darlegt,
Wie sie den Anstand, ach! den so vielfach geschädigten, wieder
Wünsche zu Ehren zu bringen und kühn zu vertreten! Die „gute
Sache" verlange von nun die Beteiligung sämmtlicher „ersten
Kräfte" zum schönsten Gewinn! Das versagt nicht, obgleich man die „gute
Sache" so ziemlich doch kennt und nicht zweifelt, wohin der Gewinn zielt.
Nun wird lieblich gebraut ein Süpplein, welches am Haustisch,
Welches im Spittel und auch im Salon wohl mundet. Was mundet
Nicht, wenn es süß, hold, weich nur und kundig zusammengespült ist?

Freund, faſt möcht' ich dagegen mit Luſt mir die kräftigſte Zeitſchrift
Selber begründen, darinnen das Möglichſte wider den Anſtand
Würde gefrevelt! Wo ſich mit ganz nichtsnutzigen Reden
Setzte die Grobheit breit auf den Stuhl der Moral, die für immer
Wäre geächtet, verbannt; derweilen den Leuten vergnüglich
Sprüche der Weisheit flögen um's Ohr, daß ſich allen Philiſtern
Schaudernd ſträubte das Haar! Und ich ſuchte natürlich die „erſten
Kräfte" mir auch dafür, und ich würde ſie finden. Die Zeitſchrift
Seh' ich im Geiſte ſchon blühen! Sie wird zum geleſenſten Blatte.
Stürmend umlagert man bald mir die Preſſe. Man reißt ſich die Nummern
Wie ein entzückendes Gut aus des Glücks Füllhorn, aus den Händen.
Aber im Umſehn wären die anderen alle, die neuſten
So wie die älteren, tot, maustot, und für immer begraben.
Aber ich fühl' und erkenn' es, ich muß abſtehn von der „guten
Sache!" Denn nicht gern ſtör' ich das Glück, noch möcht' ich die Nahrung
Andern entziehen. Zudem, mit ſo mancher geleſenen Zeitſchrift
Bin ich auf leidlichem Fuß, und ich wahrte mir gern das Verhältnis.
Aber du fragſt um Rat mich zugleich, auf welche der Einſatz
Wäre zu wagen, um ſtets viel, gut und das Neuſte zu leſen?
O du Guter! ich weiß dir nicht anders zu raten, als: „Lies ſie
Alle! Bis über das Jahr wirſt du nicht eine mehr leſen!"

Wehrpflicht und Erziehung.

Hier in jüngſter Zeit erſchienene Schriften, deren Titel der Leſer am Fuße dieſer Seite findet,*) und deren Beſprechung wir hier zuſammenfaſſen, haben unter ſich das eine gemeinſam, daß ſie unſer Heerweſen nicht als ein in ſich völlig abgeſchloſſenes Gebiet unſrer öffentlichen Einrichtungen und die Ausbildung zur Wehrtüchtigkeit nicht als eine dem Heere allein geſtellte Aufgabe betrachten, ſondern

*) 1. Schule und Heer von Aug. Guhl, Oberſtleutnant z. D. (Deutſche Zeit- und Streitfragen. Jahrgang X, 159—160.) Berlin, Habel, 1882. — 2. Die Mannszucht in ihrer Bedeutung für Staat, Volk und Heer. Von Fritz Hoenig, Hauptmann a. D. Berlin, Wilhelmi, 1882. — 3. Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend von Scheibert und Hönig. Lehrerausgabe. Leipzig, Urban, 1882. — 4. Schulturnen und Kadettenweſen in ihrem Verhältnis zur Volksſchule und zum Wehrdienſt. Vortrag für die Verſammlung des ſchweizeriſchen Turnlehrervereins zu Biel

von der ja sicher unabweisbaren Anschauung ausgehen, daß einerseits die Jugenderziehung der Ausbildung im Heere in nicht geringem Grade vorarbeiten könne und ebenso andrerseits die Dienstzeit im Heere von den nachhaltigsten Einwirkungen auf das Volksleben begleitet sei.

Das Schriftchen von Guhl befaßt sich nicht mit der besondern Frage, wie die Jugenderziehung leiblich und geistig der militärischen Ausbildung vorarbeiten könne, wie dies im 116. Hefte der „Zeit- und Streitfragen" (vom Jahre 1879) eingehend unter dem verwandten Titel „Wehrpflicht und Erziehung" erörtert worden ist, sondern hat sich nur die Aufgabe gestellt, „die Beziehungen zwischen den Armeeeinrichtungen und den Unterrichtssystemen auf allen Stufen gesellschaftlicher Gliederung zur Anschauung zu bringen, die Schulsysteme selbst dabei einer Prüfung zu unterziehen und damit einen Baustein zum Unterrichtsgesetz zu liefern." Der Verfasser unterzieht demnach Volksschulen, Mittelschulen und höhere Schulen einer Besprechung mit Hinblick auf den Dienst, welchen sie den in ihnen wesentlich vertretenen Schichten der Bevölkerung für Ausfüllung ihres Platzes im Wehrsystem des Staates zu leisten haben. Er hält für die Volksschule, als diejenige Schulart, welche die große Masse der Heerespflichtigen zu liefern hat, auch dieser ihrer Aufgabe gegenüber möglichste Beschränkung des Lehrstoffs für angezeigt und bekämpft nachdrücklich das Streben, den Bildungsgrad der Volksschüler über das Bedürfnis des praktischen Lebens hinaus in die Höhe zu treiben. Hingegen weist er den für den „Bürgerstand" bestimmten Mittelschulen (nach norddeutscher, nicht süddeutscher Anwendung dieses Ausdruckes) insofern eine gesteigerte Aufgabe zu, als sie, wie für den Stand der Volksschullehrer, so auch für den der Unteroffiziere die Grundlage der Bildung abgeben sollen. Auf der andern Seite will er aber auch an den Besuch dieser vom Latein durchaus zu entlastenden, aber zum Betreiben zweier lebenden Sprachen zu verpflichtenden Mittelschulen die Berechtigung zum einjährigen Dienst und zur Beförderung zum Offizier des Beurlaubtenstandes geknüpft wissen. Den höhern Schulen gegenüber zeigt er sich als entschiedener Vertreter der Einheitsschule, und zwar hält er — ein von dieser Seite her bemerkenswertes Zeugnis — das humanistische Gymnasium für alle zu leitender Stellung nicht nur in den wissenschaftlichen Berufszweigen, sondern auch im Großgrundbesitz, Großhandel, in allen Zweigen der Kunst und Technik und auch im Heere Berufenen für die ersprießlichste Vorschule, bestreitet der Realschule als höheren Schule eigentlich jede Existenzberechtigung und geißelt scharf die Berechtigungsjägerei ihrer Lehrerschaft.

1881, von J. J. Müller. Basel, Schweighauser, 1882. — Die an dritter Stelle genannte Schrift ist schon in Nr. 41 der Grenzboten in dem Aufsatze „Die Erziehung der deutschen Jugend zur Wehrhaftigkeit" von andrer Seite in ganz ähnlichem Sinne wie hier besprochen worden.

Wir gestehen, in der Ausführung dieser hier in den Hauptzügen wiedergegebenen Anschauungen, die ja mehr das Schul- und Bildungswesen an sich, als sein Verhältnis zum Wehrdienste betreffen, so beherzigenswert sie uns in mancher Hinsicht erscheinen, doch die auch für die Gegner überzeugende Kraft des Nachweises zu vermissen. Am wenigsten lebensfähig erscheint uns derjenige Vorschlag des Verfassers, durch welchen er, hauptsächlich um eine Besetzung von Lehrerstellen durch zu junge und im Charakter noch nicht hinreichend gefestigte Leute zu vermeiden, eine Verschmelzung des Unteroffizier- und Volksschullehrerstandes in der Weise herbeiführen will, daß die Unteroffiziere nach einer für beide Berufsarten vorbereitenden Ausbildung erst den zwölfjährigen Dienst im Heere zu leisten und dann in den Volksschullehrerberuf überzutreten hätten. So wünschenswert es erscheinen mag, die Bildungsstufe und damit das Standesbewußtsein und Ehrgefühl des Unteroffizierstandes zu steigern, und so förderlich auch den Volksschullehrern eine längere militärische Dienstzeit als die bisherige sechswöchentliche sein würde, so ist es doch nur zu gewiß, daß nach zwölfjähriger Unteroffiziersdienstzeit selten etwas weiteres übrig sein wird als eben der Unteroffizier, und daß sich Neigung und Befähigung zu beiden Berufsarten überhaupt weit seltener vereinigt finden wird, als hier vorausgesetzt wird. Es wäre von da kein großer Schritt mehr zu der weitern Maßregel, auch Lehrstellen an höhern Schulen als eine Zivilversorgung für entlassene Offiziere zu vergeben.

Das umfängliche Buch von Hönig über die Mannszucht führt uns in das Heer selbst mit seinem Dienstbetriebe; die Frage der Vorbildung zur Leistung der Wehrpflicht findet hier nur eine mehr untergeordnete Berücksichtigung in dem Abschnitt über „die Bestimmung der Familie und Schule bis zur Einstellung des Mannes als Soldat," während sonst meist über die Ausbildung des Mannes im Dienste gehandelt wird und über die Nachwirkung dieser seiner „zweiten Erziehung" auf sein ganzes Denken und Handeln, somit über „die ethische Bedeutung des modernen Heerwesens für die Zivilisation" (S. 270). Denn der gesammte sittliche Gehalt eines Heeres ist es, der hier in dem Worte Mannszucht zusammengefaßt wird. Bei der Ausbildung im Heere dürfe es sich nicht — dahin geht die Haupttendenz des Buches — um gedankenlose „Abrichtung," um Ertötung jedes eignen Willens, nicht um eine durch Furcht und Abschreckung erreichte Disziplin handeln, sondern die wichtigste Aufgabe dieser Ausbildung sei es, Pflicht- und Ehrgefühl, Nationalbewußtsein und Vaterlandsliebe zu wecken und zu stärken und so dem Wehrmann nicht nur die für seinen kriegerischen Beruf unerläßlichsten Eigenschaften zu verleihen, sondern ihm auch für sein ganzes Leben festen sittlichen Halt zu geben. Es ist wesentlich der Offiziersstand, dem die Aufgabe zugewiesen wird, in diesem Sinne durch Lehre und Beispiel zu wirken, und dem, gegenüber untergrabenden Tendenzen, wie der jeden Mißgriff und Übergriff der militärischen Vorgesetzten für ihre Hetzereien

ausnutzenden Sozialdemokratie, hierin eine doppelt schwere Verantwortlichkeit zufällt. Der Verfasser bespricht die einschlagenden Verhältnisse, wenn auch nicht ganz frei von der Neigung, allzuschwarz zu sehen und seine Anschauungen nicht für im Prinzip allgemein anerkannte zu halten, so doch mit offenem geschichtlichen Blick und mit einer in diesen Dingen weil seltenen, um so anerkennenswerteren Offenheit und Rücksichtslosigkeit, und bekämpft mit Fug und Recht manche weit eingerissenen Mißbräuche, wie das mechanische, nur auf die „Vorinstruktion" berechnete Einpauken in den Instruktionsstunden und die wohl allgemein gewordene Gewohnheit, die wichtige Ausbildung der Rekruten unter die Aufsicht gerade der jüngsten, unerfahrensten Offiziere zu stellen. Auch manches in den vom eigentlichen Zweck des Buches etwas abliegenden Abschnitten „Das Garnisonleben" und „Die Militärliteratur" muß als beherzigenswert bezeichnet werden.

Als einen Versuch, auf Grund dieser Anschauungen das Heerwesen mit der Jugenderziehung in engern Zusammenhang zu setzen, haben wir das Handbuch für den Turn- und Waffenunterricht der Jugend von Scheibert und Hönig zu betrachten. Das auch getrennt ausgegebene Vorwort (unter dem Titel: Das militärische Turnen der Jugend. Einige Worte an die Staatsmänner und Lehrer Deutschlands) geht von dem Grundsatze aus, daß von der Schule mehr geschehen müsse sowohl für die Erziehung und Charakterbildung der Jugend, wie für ihre leibliche Ausbildung und Kräftigung, und führt aus, wie in beiden Richtungen das nötige erreicht werden könne durch Zusammentreten der Schule zu einer unter Aufsicht und Leitung der Lehrer in gewissen Grenzen sich selbst verwaltenden Gemeinde zum Zwecke von Exerzier- und Waffenübungen, Turnspielen und gelegentlichen Festlichkeiten. Das Buch selbst enthält also nach Fingerzeigen für die Organisation einer derartigen Vereinigung als ersten Hauptteil eine auf Grundlage teils des Infanterie-, teils des Kavallerie-Exerzier-Reglements (letzteres für die kleineren, meist trabenden Knaben!) ausgearbeitete Exerzierschule und eine Reihe von Turn- und „Exerzierspielen." Als zweiter größerer Teil aber folgt darauf noch eine gegen hundert Seiten lange Darstellung des deutschen Wehrwesens zu Land und zu Wasser; diese verbreitet sich über Wesen und Bestimmung des Heeres, giebt die Grundzüge der Wehrordnung und des Ersatzwesens, den Umfang und die Einteilungen von Heer und Marine und schildert die Pflichten und Tugenden des Soldaten- und Offizierstandes und dergleichen mehr. Dieser Teil soll als Grundlage dienen für eine Art von theoretischem Wehrunterricht, der neben jenen Übungen herzugehen hätte.

So bestimmt gestalteten Vorschlägen gegenüber ist es leicht, feste Stellung zu nehmen. Wir erkennen an, daß mit zwei wöchentlichen Turnstunden die Schuld an die leibliche Ausbildung und Tummelung der Jugend nicht abgetragen, das nötige Gegengewicht gegen die geistige Anspannung, wie sie ins-

besondre die höhere Schule fordern muß, noch nicht gegeben sei.*) Auch wir glauben, daß auch für solche weitere aus den Räumen der Schule und dem Staube der Stadt hinausgehende leibliche Schulung und Anregung der Jugend schon wegen des nicht zu umgehenden Zwanges zur Beteiligung nicht so leicht auf den Zusammenhang mit der Schule wird verzichtet werden können, so sehr wir sonst die Jugendabteilungen mancher Turnvereine, wie sie besonders in Berlin in Blüte stehen, diesem Bedürfnis in bester Zucht und Schulung Rechnung tragen sehen. Das vorliegende „Handbuch" hat freilich in erster Linie nur die ihre Schüler auch über das gewöhnliche schulpflichtige Alter hinaus behaltenden höhern Schulen im Auge. Was der großen Masse der männlichen Jugend in der Zeit zwischen der Schulpflicht und der Wehrpflicht entsprechendes geboten werden soll, über diese weit wichtigere Frage schweigt es sich aus. Was den hier gebotenen Übungsstoff anlangt, so verhalten wir uns entschieden ablehnend gegen alles, was diesen Übungen einen bestimmt militärischen Charakter verleiht, und behaupten, daß die Waffen- und Exerzierübungen in diesem Buche auf nichts andres hinauslaufen als auf eine höhere Soldatenspielerei. Denn nichts andres ist es, wenn mit einem das Gewehr ersetzenden Stecken hier geübt wird: Ger auf! Ger ab! Faßt den Ger an! Zur Attacke Ger rechts! Chargirt Fertig! Legt — an! Feuer! oder wenn bei „Exerzierfesten," bevor zum „Festmarsch in Zügen" angetreten wird, in „Festaufstellung" der Ger präsentirt wird! Während auf S. XVII des Vorwortes sehr richtig bemerkt wird, daß für solche Jugendübungen schon deshalb andre Kommandos zu wählen seien, weil die Ausführungen von der Jugend nicht so präzis gemacht würden wie später in der Armee, so sind doch hier die Kommandos mit geringen Veränderungen, wie wenn Abteilung für Bataillon und „Trupps" (!) für Sektionen gesagt wird, genau die militärischen; es werden aus einer Reihe von Knaben „Points" oder „drei Mann vom linken Flügel" vorgenommen (S. 12 ist von „Flügelknaben" die Rede!), es wird rechts und links und nach der Mitte „in Kolonne gesetzt," „halbe Zugdistance genommen," „deployirt" u. s. w. Meint man, auf diese Weise dem Unteroffizier seine spätere Aufgabe erleichtern zu müssen? Ihm, wie jedem streng geschulten Militär wird dies als eine Pfuscherei in sein Handwerk erscheinen. Oder meint man, weil Hans denn einmal Soldat werden müsse, Hänschen schon kriegerisch anhauchen zu müssen? Schade, daß gerade diese Teile des elementaren Exerzitiums und der Bataillonsschule im Kriege so gut wie außer Verwendung gekommen sind. Meint man aber mit solchen Übungen nur den sicher höchst ersprießlichen Vorteil zu erlangen, daß schon der Knabe sich in einfachen und zusammengesetzten Formen als gefügigen Teil eines Ganzen

*) Vgl. die ebendahingehenden Bestrebungen des Zentralvereins für Körperpflege nach der Schrift von Hartwich: Woran wir leiden. Freie Betrachtungen und praktische Vorschläge über unsre moderne Geistes- und Körperpflege in Volk und Schule. Düsseldorf, Voß, 1882.

bewegen lernt, so übersieht man von seiten solcher dilettirenden militärischen Erziehungsexperimente gewöhnlich, daß dem Schulturnen bereits seit vierzig Jahren das Gebiet der sogenannten Ordnungsübungen erschlossen ist, welches jenen Zweck vollkommener, vielseitiger, dem Wesen der Jugend angemessener und doch auch den jetzigen Gefechtsformen gegenüber thatsächlich bildender zu erreichen imstande ist. So steht es aber mit jeder leiblichen und geistigen Fähigkeit; auch wenn sie nicht in militärischer Form geübt ist, wird sie sich kriegerisch fruchtbar erweisen, wenn sie nur vorhanden ist.

Deswegen können wir uns auch für die theoretische Unterweisung der Jugend über das Wehrwesen nicht erwärmen. Zunächst schießt der betreffende Teil unsers Handbuches mit seiner Fülle von Zahlen und andern detaillirten Angaben bis zu den Namen aller Kanonenboote und selbst der noch unvollendeten Avisos D. und E. sicher über das Ziel des für die Jugend Wissenswerten hinaus. Aber wir halten es überhaupt, sowenig wir etwa für Mädchenschulen einen Auszug aus der „Hausfrau" oder dem „Kochbuch" der Henriette Davidis als Lehrbuch für angebracht halten, ebensowenig bei Knaben für nötig oder auch nur wünschenswert, die militärische Instruktion, welche sich dem in der Truppe stehenden Soldaten im besten Zusammenhang mit dem Dienste selbst bietet, als einen besondern Teil des Jugendunterrichts vorwegzunehmen. Das nötigste über Umfang und Organisation von Heer und Marine kann und pflegt wohl auch meistens bei der Geographie des deutschen Reiches gegeben zu werden. Noch weniger aber halten wir es für angezeigt, wie es in einer Reihe von Abschnitten dieses Teiles (insbesondre S. 114 bis 134) an die Hand gegeben wird, gewissermaßen besondre Lehrstunden zur Erregung des Patriotismus anzusetzen. Wohl soll ja von echt patriotischer Gesinnung jeder Unterricht getragen werden, bei Einführung in die griechische und römische Welt nicht minder als beim Herantreten an die vaterländische Geschichte und Literatur; aber darüber mit Knaben viel zu reden und zu reflektiren, würde wohl gerade denen am schwersten ankommen, die es am ernstesten meinen.*)

Zur Unterstützung unsers Widerspruchs gegen wesentliche Teile des eben besprochenen Handbuchs kommt uns der schweizerische Vortrag über Schulturnen und Kadettenwesen zu statten. Wenn irgendwo eine bestimmt militärische Jugenderziehung Entschuldigung findet, so wäre es in der Schweiz mit ihrer Milizwehrverfassung, wie denn auch gerade dort die bei uns nach kurzem Dasein überall wieder eingegangenen Jugendwehren sich als sogenannte Kadettenkorps an einer

*) Die Schreibweise des Buches ist zuweilen höchst nachlässig. S. 105 steht: Wie Männer, die sich ihrer Würde, Ehre und Pflicht bewußt, vollzieht sich der militärische Verkehr. S. 111: Stets bewacht, niemals frei, ist die Zelle des Gefängnisses sein Dasein und das Gefühl unwürdig erklärt zu sein, die Farben des Landes zu tragen, und ausgeschlossen von der Verteidigung des Vaterlandes, hat er seinen Beruf als Bürger im Staate preisgegeben. S. 109 und 116: einen Eid auf der (!) Fahne leisten.

Reihe von Orten bis heute erhalten haben. Um aber die Wertschätzung der letztern nach ihrer geringen selbst dort erreichten Verbreitung und ihren noch geringern Erfolgen auf das richtige, sehr bescheidene Maß herabzusetzen, ist die in diesem Vortrage auf Grund sorgfältiger Angaben gegebene Zusammenstellung und Beurteilung für alle, die uns mit ähnlichem beglücken möchten, sehr beherzigenswert. In der Schweiz würden gerade die sachverständigsten Kreise diesen Instituten, wenn sie eingehen und etwa nur ihre Schießübungen in geeigneter Form hinterlassen würden, keine Thräne nachweinen.

Prof. Hildebrand und das Grimmsche Wörterbuch.

ir irren wohl kaum, wenn wir diese Blätter, in denen jederzeit laut und nachdrücklich die Stimme erhoben wird, wenn es gilt, unser Volk zur Wahrung seiner nationalen Güter aufzurufen, auch für den Ort ansehen, von dem aus am ehesten eine Klage und Mahnung Gehör finden dürfte bei allen, denen das Gedeihen eines nationalen Werkes Herzenssache ist.

Einem Gerüchte zufolge, das jüngst mit größter Bestimmtheit aufgetreten ist, steht dem großen deutschen Wörterbuche, das die Gebrüder Grimm unserm Volke — Gelehrten wie Laien — zu schenken gedachten, damit es sich aufrichte am Anblicke dieses stolzen Zeugen seiner geistigen Einheit und Größe, ein Verlust bevor, durch den dieses Werk, dem erst kürzlich durch das Hinscheiden des Prof. Weigand, des einen Veteranen-Nachfolgers der ehrwürdigen Begründer, eine Stütze entrissen worden ist, nun auch der andern Grundsäule beraubt werden würde — ein Verlust, der für das innerliche Gedeihen des bedeutenden Werkes, wie wir fürchten, von nicht zu unterschätzenden Folgen begleitet sein würde. Prof. Rudolf Hildebrand, der älteste und — wir sprechen nur aus, was viele denken — wohl der hingebendste, treueste, gründlichste und geistvollste der lebenden Mitarbeiter, dem Jacob Grimm das Schicksal dieses Werkes als eines nationalen Gutes gleichsam auf die Seele gebunden, ist entschlossen, seine Hand von dem Werke abzuziehen, dem er lange Jahre bester Manneskraft gewidmet hat. Wissen wir nun auch, daß der fleißige Gelehrte an der Last körperlichen Leidens zu tragen hat, so bezeugt doch jedem ein Blick in sein Wörterbuch, daß dies Leiden nicht soweit Herr über ihn geworden ist, um die Befürchtung aufkommen zu lassen, als werde er nicht noch auf lange Jahre hinaus mit gleicher Frische der Seele, mit gleicher Rüstigkeit des Geistes wie bisher seines Werkes walten können. Andre Gründe müssen es sein, die ihn bestimmt haben, sich freiwillig von einer

Arbeit zurückzuziehen, die er mit ſeiner Seele aufs innigſte verwachſen weiß. Außer ſeiner akademiſchen Thätigkeit, die genugſam Zeugnis ablegt von der warmen, treuen Liebe zu allem Vaterländiſchen, von dem tiefen, ſinnigen Verſtändnis für die Eigenart unſers Volkes, von der klaren Erkenntnis deſſen, was der Nation für die Zukunft not thut, wenn ſie endlich auch in Empfinden, Denken und Reden die Minderjährigkeit ablegen will, die politiſch glücklich überwunden iſt — außer dieſer fruchtbringenden Wirkſamkeit iſt es ja faſt ausſchließlich das deutſche Wörterbuch geweſen, worin er in ſeiner Weiſe und wahrlich nicht im ſchlechteſten Sinne für die höchſten Intereſſen der Nation gewirkt hat. Nicht ohne einen gewaltigen Sturm ſeines Innern wird Prof. Hildebrand einen Schritt vollziehen können, der ihn mit einemmale von einer Arbeit voll reiner Erhebung und voller Befriedigung, der ihn, man darf wohl ſagen, von ſeiner ganzen Vergangenheit losreißt.

Leider ſcheint es, als ſei es gewiſſen Einflüſſen endlich gelungen, das Verhältnis Hildebrands zum Wörterbuche, d. h. doch wohl zum Verleger oder zu den Mitarbeitern, beziehungsweiſe zu beiden, ſo unerquicklich zu geſtalten, daß es ſeine perſönliche Würde ihm verbietet, fernerhin auf dem ſo lange behaupteten Poſten auszuharren. Daß bereits ſeit Jahren ſeine Arbeit kleinlichen Benörgelungen ausgeſetzt geweſen iſt, hat ihn gewiß nur wenig berührt. Denn durch übermäßiges Lob iſt der, wie allbekannt, faſt zu beſcheidene Gelehrte niemals verwöhnt worden; mit der ſtillen Freude, die jede liebevoll gepflegte Arbeit begleitet, und mit der, naturgemäß zurückhaltenden, Anerkennung ſeiner Freunde mußte und konnte ſich der Mann begnügen, der in einem ernſten, geprüften Leben auch das erfahren hat, daß nicht ohne bittern Verdruß ſich das Leben eines Menſchen führen läßt, der wiſſenſchaftlich frei und unabhängig daſtehen will. Wenn aber, wie vermutet wird, brüske Zurückſetzung und wohlberechnete Kränkungen ſeiner wiſſenſchaftlichen Ehre und ſeiner männlichen Würde Veranlaſſung zu Hildebrands Rücktritte ſein ſollten, dann würden wir es wohl begreiflich, ja gerechtfertigt finden, wenn ein Mann, deſſen zaghafte Beſcheidenheit und rückſichtsvolles Feingefühl vor einer öffentlichen Behandlung deſſen, was hinter den Kuliſſen des Wörterbuchs vorgeht, bisher zurückgeſchreckt iſt und lieber zu eignem Schaden geſchwiegen hat, als daß die reine Sache des Wörterbuchs vor aller Welt auch nur mit einem Flecken beſudelt würde, nunmehr die Rückſichten beiſeite ſetzte, die er ſo lange geglaubt hat der Größe und Reinheit des vaterländiſchen Gedankens, der jenes Werk ins Leben gerufen hat, ſchuldig zu ſein. Was es heißt, von einer Arbeit ſich zu trennen, in die ein weſentliches Stück Lebensſchickſal verwebt iſt, bedarf wohl auch für diejenigen keiner Erläuterung, die der Arbeit wiſſenſchaftlicher Forſchung ferne ſtehen: was hier vom geiſtigen Schaffen gilt, erfährt ein andrer für ſich, d. h. für ſein inneres wie äußeres Daſeinsgefühl, auch auf anderm Gebiete. Jeder Gelehrte, der von einer echten, ſozuſagen perſönlichen Liebe zu ſeinem Werke erfüllt iſt, löſt ſich nicht von ihm los damit, daß er es einfach

von sich hinausgehen läßt: das innere Band zwischen Schöpfer und Werk bleibt, es ist eine Gemeinschaft höherer, seelischer Art, die beide aneinander fesselt. Wie wir Hildebrand kennen, so müssen Vorfälle drängendster Natur eingetreten sein, die jenen Vorsatz in ihm zur Reife gebracht haben. Hat er doch selber ausdrücklich und öffentlich, in der schönen Rede über die wissenschaftliche und nationale Bedeutung von Grimms deutschem Wörterbuch, gehalten am 24. April 1869, es ausgesprochen, daß „die deutsche Philologie es war, die ihn von andern Zielen ab zu sich hinzog, eben weil sie im engern Sinn nicht bloß eine Wissenschaft ist, sondern zugleich eine Wissenschaft für das Heil der Nation, wie freilich jede Wissenschaft im höhern Sinne." Er, der mit so voller Überzeugung von der großen Bedeutung, mit so lebendigem Gefühl für den Ernst und die Verantwortlichkeit der übernommenen Aufgabe an diese herantrat, der sich klarbewußt damit in den Dienst der Nation stellte, sollte nun nach mehr als dreißigjähriger ehrenvoller Thätigkeit wie eine fürderhin leicht entbehrliche oder verbrauchte Kraft ausscheiden? Es ist schwer zu begreifen.

Dennoch glauben wir an die Wahrheit des vernommenen Gerüchtes. Schon seit längerer Zeit wird vorzugsweise in den sogenannten kritischen Zeitschriften beim Erscheinen jeden neuen Heftes, das Hildebrand veröffentlicht, die Klage, oder richtiger Anklage, fast bis zur Trivialität wiederholt, als sei es dieser Gelehrte, der durch die Art seiner Behandlung, die allzusehr ins Breite — billig urteilende fügen wenigstens hinzu, auch ins Tiefe, Gründliche — gehe, die Vollendung des Werkes verzögere, ja wohl die Ausführung geradezu verderbe — ein Vorwurf, dessen Berechtigung sich ja ohne viel Kunst auch dem minder kundigen plausibel machen läßt. So wäre es denn erklärt, wenn viele Laienkäufer, durch derlei Denunziationen, die ja auch in ihre Kreise dringen, stutzig gemacht, sich wohl bestimmen ließen, vom Abonnement auf ein Werk, das ja doch nimmer, wenigstens bei ihren Lebzeiten nicht, auf Vollendung hoffen dürfe, abzuspringen und so dem Werke ihren materiellen Beistand entzögen. Dergleichen und ähnliches kann man allerorten, wo solche Weisheit ausgekramt wird, in den verschiedensten Tonarten hören.

Hildebrand gehört keiner wissenschaftlichen oder kritischen Verbrüderung – Schule oder Clique — an; frei von allem windigen Ehrgeizkitzel hat er nie auch nur im stillen Verlangen getragen — sein Stolz hätte so etwas voll Widerwillen weit weggewiesen —, für jede wissenschaftliche Leistung in der Ausstellungshalle einer Assekuranzgesellschaft für gegenseitige Lobhudelei ein Plätzlein zu finden; darum hat sich nie, wenn schon es ihm gewiß nicht an solchen fehlt, die mit Leib und Seele für ihn und seine Sache eintreten, jemand erhoben, der die Verpflichtung gefühlt hätte, gegen die Schaar von Verkleinerern eines Meisters der Wissenschaft das Schwert gerechter Züchtigung zu schwingen. Er selber ist einer jener Gelehrten aus der guten alten Zeit, die ruhig und friedlich ihres Weges ziehen, ihre Pflicht nach bestem Wissen nnd Gewissen erfüllen, ohne

sich, in kleinlicher Empfindlichkeit, um jedes Kritikasters Lob- oder Tadelspruch zu scheren. Wäre er minder friedfertigen und bescheidnen Charakters, so würde er — gleich andern, streitbareren Genossen — gewiß schon längst sich zur Wehr gesetzt haben gegen soviel unberufene, ungerechte, übelwollende, ja mitunter bis zur Schmähsucht herabsteigende Angriffe seiner Gegner.

Auch der lobendsten Besprechung eines Hildebrandschen Wörterbuchheftes fehlte selten die würzige Beigabe eines kleinen Seitenhiebes oben bezeichneter Qualität, sodaß der urteilsbefangene Leser den Eindruck ohne sein Verschulden mit hinwegnahm, Hildebrand sei für das Gedeihen, d. h. hier für das flotte Fortschreiten des Werkes, ein verhängnisvolles Hemmnis. Und doch hätten ehrliche Leute sagen müssen, daß gerade Hildebrands Arbeit dem Werke zur Zierde, der deutschen Wissenschaft zur Ehre, seine verschrieene Gründlichkeit der Sache nur zum Heile gereiche. Es muß weit gekommen sein, wenn man im Lande spezifisch philologischer Bildung bereits so sehr dem äußern Scheine nachjagt, daß man bei einem so einzigen Werke, wofür das Grimmsche Wörterbuch doch gewiß nicht bloß dem Laien gilt, so wenig die Grundsätze wissenschaftlicher Gründlichkeit festzuhalten wagt, nur um recht rasch zu Ende zu kommen, um je eher je lieber das große Wort aussprechen zu können: „Es ist vollendet.“*) Als ob ein Aneinanderreihen reichlicher Zitate aus Schriftstellern aller Jahrhunderte mit etwas wissenschaftlichem Aufputz eine wissenschaftliche Leistung zu nennen sei! Uns dünkt es eine Schmach, die ein leidlich beschlagener Quartaner nicht auf sich laden dürfte, wenn man einem grammatisch so geschulten Volke, wie wir Deutschen es doch sein wollen, bereits Dinge aufzutischen wagt, wie sie z. B. der sechste Band des Wörterbuchs Spalte 1013e bietet, wo in Verbindungen wie „woran liegt's, es liegt an uns, daß wir, es liegt an dem Richter u. s. f.“ das harmlose „es“ als „allgemeines Objekt“ (!) ausgegeben wird, oder Spalte 1014 desselben Bandes, wo bei Phrasen wie „Heidelberg ist am Neckar gelegen“ von einer passiven (!) Formel „gelegen sein“ geschwatzt wird. Niemandem würde es beikommen, dergleichen Menschlichkeiten an die große Glocke zu hängen — obwohl die strenge Philologie dazu verpflichtet wäre —, wenn man nicht allerorten keck genug wäre, solche Arbeit der Hildebrands gegenüber als nachahmenswertes Vorbild anzupreisen. Der Gelehrte, der sich solche Blößen giebt — Herr Professor M. Heyne in Basel —, kann besseres leisten, das beweist er in demselben Werke zur Genüge. Aber, fragen wir angesichts solcher Proben lexikographischer Sorgfalt und grammatischer Klarheit, soll derartiges als ein Ideal von Wörterbuchsarbeit gelten, darf es dafür gelten?

*) Vollendet? Nein. Die alten abgenutzten Ausdrücke vollenden und Vollendung sind ja seit einigen Jahren durch die schönen Neubildungen fertigstellen und Fertigstellung verdrängt worden — höchst charakteristisch, wie alle sprachlichen Erscheinungen. Aufs vollenden kommt es den Leuten gar nicht mehr an, bloß noch aufs fertigstellen, das heißt — auf den äußern Schein der Vollendung. D. Red.

Daß der Laie, der ein Freund und Liebhaber des deutſchen Wörterbuchs iſt — und wir wiſſen von Beiſpielen, daß man mit wahrer Sehnſucht das Erſcheinen eines neuen Heftes begrüßt, um ſich dann mit dem ganzen Behagen, welches die Freude an ſtillgehegten Lieblingsneigungen dem Dilettanten einflößt, an den hier ausgebreiteten Schätzen deutſcher Geiſtesarbeit ſich zu weiden —, daß der Laie, ſagen wir, bisweilen von Ungeduld und Mißmut gepackt werden mag, weil das Werk nur Schritt vor Schritt der Vollendung entgegenſtrebt, iſt verzeihlich, ja ſogar löblich; daß dem Buchhändler, dem, wie den meiſten ſeinesgleichen, mag er auch mit noch ſo idealem Sinne ein derartiges Unternehmen auffaſſen, ſchließlich der materielle Erfolg die Hauptſache iſt, daß er, der den Wert der wiſſenſchaftlichen Leiſtung gar nicht zu ſchätzen vermag, ſich an das äußerliche hält und an dem „flotteſten“ — gleichviel ob auch ſolideſten — Arbeiter die größere Freude hat, iſt begreiflich; wenn aber hochgeachtete Kritiker, bei denen man die Fähigkeit und den guten Willen vorausſetzen darf, die verſchiednen Arbeiten nach ihrer wiſſenſchaftlichen Güte gerecht abzuwägen und zu beurteilen, Gelehrte, die ſelber von dem Begriffe wiſſenſchaftlicher Ehre, wiſſenſchaftlicher „Akribie“ erfüllt ſind, wenn ſelbſt dieſe ihrem, zweifelsohne aufrichtigen, Lobe der Hildebrandſchen Arbeit doch ſelten verſäumen, die abgedroſchene Phraſe von der allzubreiten und wer weiß wie ſonſt noch beſchaffenen Behandlungsweiſe anzuhängen und zu rühmen, „wie herrlich weit der andre (d. i. Prof. Heyne) es gebracht,“ ſie, die doch wiſſen müſſen, daß dem deutſchen Wörterbuche die ſchwierige Doppelaufgabe geſtellt iſt, zwei ganz verſchiedenen Gattungen von Benutzern gerecht zu werden, dem Gelehrten, der philologiſche Pünktlichkeit und tiefſtes Eindringen fordert, und dem größern Publikum, das eine andre Sprache der Belehrung verlangt, wenn wir alles dies erwägen, dann kommt uns der Gedanke, als ſei es ſolcher Kritiker Pflicht, einen Mann, deſſen Arbeit vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet hie und da, wie jedes menſchliche Werk, ihre Mängel haben mag, doch wenigſtens gegen jenen thörichten Tadel in Schutz zu nehmen.

Das Publikum im weitern Sinne des Wortes — nicht das gelehrte —, das wirklich innerlichen, freudigen Anteil nimmt an dem Werke, wäre, nachdem es das Buch ſo lange mit ſeiner ermunternden Teilnahme begleitet hat, gewiß das letzte geweſen, das gemurrt hätte, wenn nur auf dem einzig denkbaren Wege Sorge dafür getragen worden wäre, daß der allgemeine Wunſch nach möglichſt raſcher Vollendung des ſo rieſenmäßig angelegten Werkes ſich erfüllen könnte. Wenn das Ganze als ſolches nicht ſchnell genug vom Platze rückt — ſtellenweiſe eilt es ja doch förmlich vorwärts —, an wem liegt die Schuld? An dem einen, der ſo bequem dem Publikum als Sündenbock hingeſtellt wird, an Hildebrand? Weil er es — Gott ſei Dank! — nicht über ſich gewinnt, dem unverſtändigen Drängen nach hexenmeiſterlicher Produktion, kraft der man ein Heft ums andre nur ſo aus dem Ärmel ſchüttelt, nachzugeben, und dies einfach deshalb, weil

seine deutsche Ehrlichkeit und sein scharfes Gefühl für echte Gelehrtenehre es ihm wehrt, über Schwierigkeiten, von denen die wenigsten Herren Kritiker eine Ahnung haben mögen oder haben wollen, leichten Fußes hinwegzuschlüpfen, über mißliche, dunkle Fragen einen Schleier zu ziehen u. s. f. Darum soll er schuld sein an dem, gewiß jedermann unliebsamen, langsamen Vorrücken des Gesammtwerkes? Warum — diese Frage ist wohl auch erlaubt — werden nicht jüngere Kräfte zur Mitarbeiterschaft herangezogen? Oder sollte wirklich Mangel sein an solchen, die neben der Luft und Liebe und der echten Hingabe an die große, schöne Sache auch Talent zu der ihnen hier gestellten Aufgabe besitzen? Oder wäre die junge Wissenschaft der Germanistik so impotent, daß dem vielbeseufzten Mißstand sich auf die angedeutete Weise nicht wirksam Abhilfe schaffen ließe? Fast hat es den Anschein, als fehlte den jüngern, der Aufgabe sich gewachsen fühlenden Kräften jener Geist der Entsagung und Selbstlosigkeit, die diese Arbeit freilich in gewissem Sinne erfordert.

Doch kommen wir zum Ende. Scheidet Prof. Hildebrand aus der Zahl der Mitarbeiter aus, so ruht fernerhin — wie uns das Titelblatt des Wörterbuches verrät — die Last der Arbeit nur noch auf zwei, ohne Zweifel begabten und für das Werk geschickten Gelehrten, von denen aber der eine — wie uns scheint — nicht so seine ganze Seele in das Werk zu legen gesonnen scheint, wie die große Sache es erheischt, der andre, ein Lexikograph von wohlverdientem Rufe, doch erst jüngst als Genosse in diese anders beschaffene Wörterbuchsarbeit eingetreten ist.*) Hildebrand ist der Veteran, er hat ohne Zweifel die reichsten Erfahrungen, wie sie gerade dem Wörterbuchsarbeiter so notwendig sind, gesammelt, er trägt gleichsam die Tradition des großen Werkes seit den Tagen seiner Entstehung, denn, soviel uns bekannt, hat er schon an der Wiege des Wörterbuchs gestanden und von Anfang an durch wissenschaftlich-mitthätige Korrektur der Grimmschen Arbeit — wie Jacob Grimm selbst schön und anerkennend bezeugt hat — das Werk gefördert. Wie wertvoll müßte gerade sein Beirat, seine eben auf diesem Gebiete so mannigfaltige Erfahrung jüngern, dem Werke noch zu gewinnenden Gelehrten werden, wie könnte er, der ältere Meister, sie vor unnützem und wohl gar entmutigendem Suchen und Tasten nach dem besten und geradesten Wege zum Rechten hin bewahren, sie vor mancherlei Irrtümern, denen selbst der Begabteste unterworfen ist, warnen! Würde dann nicht der sehnsüchtige Wunsch der Nation nach baldiger Vollendung des Ganzen seiner Erfüllung näher eilen? Doch das klingt ja, als fühlten wir uns als die klügsten. Dennoch galt es, auch diesen Punkt auzutasten.

Was uns auf dem Herzen lag, worauf wir die Aufmerksamkeit weiterer dabei beteiligter Kreise hinzulenken beabsichtigten, worüber wir am liebsten eine öffentliche Äußerung des Gelehrten, der einen so folgenschweren Schritt zu thun

*) Prof. Dr. M. Lexer in Würzburg, Verfasser eines mittelhochdeutschen Handwörterbuchs (Leipzig, Hirzel, 1869—1872. 3 Bde.)

beabsichtigt (oder gar in diesem Augenblicke schon vollzogen hat?), erbitten möchten, ist gesagt. Nur eines scheint uns noch Pflicht. Wenn die herrliche Kraft Hildebrands, von drängender Arbeitslast befreit, seinem Berufe als Lehrer der akademischen Jugend in Zukunft noch mehr zu statten käme, das wäre ein Ereignis, welches in den betreffenden Kreisen sicher mit Jubel begrüßt werden würde. Daß der Gelehrte die Muße der Ferien, deren größern Teil er bisher ohne Zweifel dem Wörterbuche geopfert hat, mit Freuden benutzen würde, seine geschädigte Gesundheit aufzubessern und sich körperlich zu verjüngen, und was ihm dann an Schaffenskraft verblieben, wohl gar dazu verwenden würde, in einem oder dem andern schönen Werke sich der Gesammtheit über wichtige Fragen unsrer geistigen Kultur vernehmen zu lassen, das könnte einen am Ende über den Verlust trösten, der dem deutschen Wörterbuche zugefügt würde. Aber wie, fragen wir uns, wird der Mann, der das bedeutende Werk in dem besten Geiste, den es atmet, sein Werk nennen darf, von einer mehr als dreißigjährigen Thätigkeit scheiden? Nicht mit dem schmerzlich bittern Gefühle, daß ihm schwere Herzenskränkung widerfahren sei, daß er ein Werk — zum Teil wenigstens — verwaist sehen müsse, dem er sicherlich treue Liebe bis zum Grabe gelobt hatte? Hier dünkt es uns Sache der Nation, nicht bloß der wenigen, die das Schicksal des Wörterbuchs in den Händen zu haben scheinen, sich vernehmen zu lassen, ob sie dulden will, daß mit schnöder Unbill dem Mann gedankt werde, der seine Arbeit in so aufopfernder Treue in den Dienst der Nation gestellt hat, dessen Auge sich mit Thränen füllen würde, wenn er sich wirklich aus so liebevoll gepflegtem Lebenswerke weggedrängt sähe, dem Werke, zu dessen Hüter ihn Jacob Grimm bestellt hat. Freilich, was gilt manchem heute Jacob Grimm!

Wir wollen hoffen, daß die Fama eine Kunde ausgestreut hat, der bald bündigste Widerlegung oder — falls die einfache Thatsache von Hildebrands Ausscheiden sich bestätigen sollte — eine befriedigende und beruhigende Aufklärung über die Beweggründe — am liebsten von dem verehrten Manne selber — folgen möge.

Nachtrag. Vorstehendes war bereits in den Händen der Druckerei, als uns ein Aufsatz von Dr. K. Burdach zu Gesicht kam, den dieser vielversprechende junge Gelehrte vor kurzem in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien (1882, VIII. und IX. Heft) über das Grimmsche Wörterbuch veröffentlicht hat. Da derselbe Hildebrands Arbeit aufs treffendste charakterisirt, sei es uns gestattet, nachträglich noch seine Worte hier anzuführen. „Hildebrand, der seit mehr als dreißig Jahren dem Wörterbuch seine Kräfte geliehen, hat durch seine Fortsetzung, die den Buchstaben K und G bis Geist umfaßt, das Werk, welches schon vorher weder in Deutschland noch sonst seinesgleichen hatte, auf eine bis dahin kaum geahnte Höhe gehoben. Staunenswerte Belesenheit und ein unvergleichlich tiefer und feiner Sprachsinn machen ihn zu dem Meister der Lexiko-

graphie. Überall schaut er, als ein echter Schüler J. Grimms, die Sprache im Zusammenhange mit dem Leben des Volkes in Glauben, Sitte und Recht. Er giebt eine wirkliche Lebensgeschichte der Worte, deren innerste Seele er mit bewunderuswerter Feinheit herausfühlt und auch dem Leser zur Empfindung zu bringen versteht, und damit giebt er zugleich ein Stück der Geschichte unsrer Nation. Und mehr noch! Indem er mit eindringendem Scharfsinn und liebevoller Vertiefung die verborgensten Fäden der Bedeutungswandlungen hervorzieht und das stille Weben und Wirken der Volksseele belauscht, arbeitet er einer Geschichte des deutschen Sprachbewußtseins vor, ja des Sprachbewußtseins überhaupt u. s. w."

Durch Burdachs Aufsatz, der u. a. mit scharfem Urteile auf die in einigen der letzterschienenen Hefte zu Tage tretende Methode und Behandlung eingeht und besonders eine Prüfung der Lexerschen Leistung sich angelegen sein läßt, wird, was wir über die Leistungen der einzelnen Mitarbeiter und ihren Wert nur allgemein andeuten konnten, in gelehrtem Einzelnachweis wesentlich bestätigt, manche unsrer Klagen und Wünsche finden in dem von ihm gesagten eine Stütze. Daß Burdach sich früher oder später als Mitarbeiter für Grimms Wörterbuch gewinnen lassen möchte, kann man nach den von ihm gegebenen Proben seines Talentes, durch die er sich für jene Arbeit wie geschaffen zeigt, nur aufrichtigst wünschen. An Großheit der Auffassung scheint es ihm ebensowenig zu fehlen wie an Begabung und Neigung.*)

—rl—

Ein neuprovenzalisches Epos.

Während die deutsche Literatur an Erzeugnissen mundartlicher Dichtung fast überreich zu nennen ist — denn abgesehen von den hervorragendern Vertretern dieser Richtung, Reuter, Hebel, Holtei, Klaus Groth, hat fast jedes mundartlich irgendwie begrenzte Gebiet seine lokalen oder provinzialen Dichter —, ist es in Frankreich nur ein einziges Gebiet, das ein literarisches Sonderleben von einiger Bedeutung besitzt: die Provence. Freilich darf gerade diese auf eine literarische Vergangenheit zurückblicken von einem Reichtum und einer fortpflanzenden Kraft, dergleichen im Gebiet der Liebeslyrik keine andre Sprache besessen hat; aber das bescheidne Flüßchen, das jetzt noch rinnt, steht mit dem gewaltigen Strome früherer Zeiten

*) Wir haben wohl nicht nötig, ausdrücklich zu erklären, daß der vorstehende Aufsatz gänzlich ohne Wissen und Zuthun des Herrn Professor R. Hildebrand in Leipzig verfaßt und veröffentlicht ist. D. Red.

in keinem unmittelbaren Zusammenhang, die Überlieferung zwischen beiden ist unterbrochen. Nur eine — wenn man will — unterirdische Verbindung beider Perioden könnte man annehmen; denn nicht nur die Sprache hat fortexistirt, auch die Dichtkunst hat im Volksmunde ein unbeachtetes Dasein gefristet; und in dieser haben wir die Quelle zu suchen, aus der die neuprovenzalische Dichtung entsprungen oder sagen wir richtiger abgeleitet worden ist. Wenigstens sagt der Dichter des hervorragendsten unter den neuprovenzalischen Dichtwerken, des Epos „Mireia," Friedrich Mistral,*) in seiner Selbstbiographie von den provenzalischen Gesängen, die er aus dem Munde seiner Mutter vernommen, daß sie sein Herz immer mit Sehnsucht erfüllt und seine Liebe für die Provence und ihre Eigenart entfacht hätten.

Die neuprovenzalische Dichterschule hat in Frankreich selbst nur eine verhältnismäßig geringe Beachtung gefunden; größere Aufmerksamkeit hat man ihr nur geschenkt, als es sich um den Vorwurf handelte, daß sie politische Trennungsgelüste hege und an eine besondre Gestaltung Südfrankreichs oder an eine Anlehnung an das sprachverwandte Spanien denke. In diesem Sinne hat man den Bund der Felibres gedeutet, den unter Roumanilles Leitung eine Anzahl begeisterter Freunde ihres Landes und ihrer Sprache schlossen, um den provenzalischen Dialekt und die provenzalische Dichtkunst zu pflegen. Nur eines der Erzeugnisse eines Gliedes dieses Bundes hat auch im übrigen Frankreich, d. h. in Paris, Beachtung, ja begeisterte Aufnahme gefunden und sogar den Triumph der Preiskrönung durch die französische Akademie davongetragen: das eben genannte Gedicht „Mireia" (oder in der provenzalischen Form wohl Mireio). Uns Deutschen ist es durch eine Übersetzung der Frau B.-M. Dorieux-Brotbeck zugänglich gemacht worden, die zugleich manchen interessanten Beitrag zur nähern Kenntnis des Dichters und seiner und verwandter Bestrebungen beibringt.

Mireia ist der Name der Heldin, eines provenzalischen Mädchens; das Gedicht schildert die Liebe dieser wohlhabenden Gutsbesitzerstochter zu Vincenz, dem Sohne des armen Korbflechters Ambrosius, eine Liebe, die von den Eltern der Mireia gemißbilligt wird und nach mannichfachen Anfechtungen damit endet, daß Mireia, um einer verhaßten, ihr aufgezwungenen Heirat zu entgehen, vom Hause entflieht und zu den „heiligen Marien" flüchtet, auf der Wanderung durch die öde Camargue aber vom Sonnenstich getroffen wird und zu den Füßen der Heiligen stirbt.

Wiewohl diese einfach-rührende Geschichte mit großer Zartheit und Wärme erzählt ist, so erklärt sich doch daraus allein nicht der große Erfolg und die

*) Friedrich Mistral, Mireia. Provenzalisches Gedicht in zwölf Gesängen. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit selbstbiographischer Vorrede des Verfassers, Einleitung, Anmerkungen u. s. w. Übersetzung in Versen von Frau B.-M. Dorieux-Brotbeck. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. Paris, Librairie allemande C. Haar.

Bewunderung, die Mistrals Werk in Paris gefunden hat. Der Hauptreiz desselben liegt darin, daß es nicht mehr und nicht weniger ist als eine dichterische Verherrlichung der Provence überhaupt. Land und Leute, Beschäftigungen, Sitten, Gewohnheiten, die verschiedensten ländlichen Berufszweige, der Aberglaube, die Sage, die Geschichte des Landes — alles wird uns im Spiegelbilde dieser Erzählung vorgeführt. Hierdurch erhält das Gedacht seine eigenartige Naturwahrheit, seine Frische und Lebendigkeit. Trotz der umfassenden Vollständigkeit der Schilderung tritt nirgends eine Absichtlichkeit des Dichters unangenehm herein; alles fügt sich natürlich und von selbst. Bei den Erzählungen des Vincenz von seinen Beschäftigungen, vom Wunder der heiligen Marien erwacht die Liebe der Mireia; das gemeinschaftliche Abstreifen der Blätter des Maulbeerbaums giebt den Anlaß, daß beide sich ihre Liebe gestehen; als die jungen Mädchen versammelt sind, um die Puppen und Seidenwürmer von den Zweigen zu lösen und sich die Zeit mit Gesprächen vertreiben, wird das Geheimnis der jungen Liebe verraten; die Berufszweige der Nebenbuhler des Vincenz, des Schäfers Alari, des Pferdezüchters Veran, des Ochsentreibers (oder wohl richtiger Viehhändlers) Ourrias stellen sich von selbst dar; die verschiednen Schauplätze der Handlung führen uns das gesamte Gebiet der Provence vor Augen: den Rhonestrand, die hügligen Ufer, die öde Uferebene der Crau, das sonnigheiße Delta der Camargue, Tarascon, Nimes, Avignon; aus dem reichen Sagenschatz des Landes quellen unablässig neue Sagen in die Erzählung hinein; die alte selbständige wie die päpstliche Vergangenheit des Landes leben gleichermaßen in der Erinnerung fort, wie die napoleonische allgemein-französische — kurz die ganze Lebensfülle des geographisch, literatur- und kulturhistorisch so eigenartig entwickelten Landes tritt uns in lebendigster Anschaulichkeit entgegen in einer Darstellung, der die begeisterte Liebe des Eingebornen gleichermaßen wie die Begabung des echten Dichters die hellsten Farben und den zartesten Duft verliehen hat.

Daher die große Wirkung dieses Gedichtes in Frankreich, als es 1859 erschien und zunächst an Lamartine, dem der Dichter empfohlen war, einen begeisterten Lobredner fand. Freilich war es den meisten nur in der Übersetzung ins Französische zugänglich, und viele werden es vielleicht nur aus der Oper, die Gounod daraus gemacht hat, kennen gelernt haben. Daß die französische Akademie, die das Gedicht am 29. August 1861 krönte, diese Auszeichnung in der vollen Erkenntnis seines Wertes verliehen hat, könnte fraglich erscheinen, wenn man liest, daß Mireia als „ein die guten Sitten beförderndes Werk" zu diesem Ruhmestitel gelangt ist. In einem Aufsatz, der „Die literarische Wiedergeburt in der Provence" betitelt ist und den Herr Gustav Dorieux der von seiner Gemahlin besorgten Übersetzung der Mireia vorausschickt, ist die Würdigung, die Lamartine dem Epos in seinem Cours familier de Littérature angedeihen läßt, ausführlich wiedergegeben, und die Begeisterung des greisen Meisters für

den neuentdeckten Homer hat etwas ergreifendes, wenn sie auch in einzelnen Punkten nicht frei von einem komischen Anstrich ist, wie denn z. B. Lamartine den Dichter, der seiner Selbstbiographie nach, welche in Übersetzung gleichfalls der Dorieuxschen Übertragung vorgedruckt ist, erst nach vollständiger Beendigung seiner juristischen Studien sich auf das väterliche Landgut zurückgezogen hatte, einen jungen Landmann nennt.

Daß die Hoffnungen Lamartines auf eine durchschlagende Wirkung des provenzalischen Epos sich nicht in vollem Umfange verwirklichten, liegt an der Unverständlichkeit der Mundart. Die andern Gedichte Mistrals und die Schöpfungen seiner Strebensgenossen haben noch weniger allgemeinere Kenntnis und Verbreitung erlangt. Es liegt im Wesen der Sache, daß ein so glücklicher Wurf, wie ihn Mistral mit seiner „Mireia" gethan, sich nicht wiederholt. Ein Gedicht, das in so hervorragender Weise der Ausfluß des Landes ist, dem es entstammt, das die dichterische Verklärung dieses Landes in der ganzen Fülle seiner Erscheinungswelt giebt, läßt keine andre derartige Darstellung neben sich zu; der Stoff ist erschöpft, wenigstens für alle außerhalb dieses Landes lebenden, und andre Erzeugnisse aus diesem Gebiete setzen dann ein besondres Interesse für dasselbe voraus, woran es sogar in der Provence selbst bei der großen Mehrzahl zu fehlen scheint. Was Herr Dorieux darüber sagt, ist sehr interessant. Er berichtet von dem Bunde der Felibres, dessen Haupt Roumanille ist, der eine eigne Buchhandlung errichtet und diese ganz in den Dienst der provenzalischen Sache gestellt hat. Das Ziel des Bundes greift freilich über die Provence hinaus, es geht auf die literarische Wiederbelebung nicht nur der südfranzösischen Mundarten aus, sondern man gedenkt sogar eine Art südfranzösischer Schriftsprache zu schaffen, ein Wunsch, dem eine Verkennung des Wertes der Mundarten und ein für die ganze Sache verhängnisvolles Streben nach Gleichförmigkeit zu Grunde liegt. Man denkt an die Errichtung einer Akademie für die Languedocschen Sprachen, man will mittels eines von dieser zu schaffenden Wörterbuchs und einer Grammatik an die „Säuberung" der einzelnen Mundarten gehen und hofft so das Ziel einer gemeinschaftlichen südfranzösischen Schriftsprache zu erreichen. Die Schöpfung einer solchen zweiten Schriftsprache neben der andern wäre natürlich, selbst wenn man ihre Möglichkeit annehmen wollte, etwas durchaus verkehrtes, während die Pflege der Mundarten und ihre Verwendung zu dichterischen Erzeugnissen in einem gewissen beschränkten Gebiete ein der lebhaftesten Unterstützung würdiges Ziel bildet. Jedenfalls ist es ein Verdienst des Dorieuxschen Ehepaares, auf diese ganze neuprovenzalische Dichterschule nachdrücklich hingewiesen und deren schönstes Ergebnis auch uns Deutschen zugänglich gemacht zu haben.

Leider hat Frau Dorieux dieses Verdienst durch die Ausführung ihres Plans erheblich geschmälert. Die Kräfte der Übersetzerin sind der selbstgestellten Aufgabe bei weitem nicht gewachsen gewesen. Mit aller einer Dame schuldigen Rück-

ſicht und bei aller Anerkennung der großen Schwierigkeiten, die ſich der Überſetzerin entgegenſtellten und die ſie durch Beibehaltung des urſprünglichen Versmaßes, einer nicht ganz einfachen Strophe, — unſrer Meinung nach — unnützerweiſe vermehrt hat, müſſen wir doch erklären, daß die Freiheiten, die ſich die Überſetzerin in Bezug auf die Wortſtellung nimmt, das Maß des auch in unſrer ſo nachſichtigen Sprache erlaubten weit überſchreiten, und daß ſie vor allem ſich eine Menge von offenbaren Fehlern zu Schulden kommen läßt, die auf eine nur mangelhafte Kenntnis des Deutſchen ſchließen laſſen. Ihre ſprachliche Unſicherheit erklärt ſich durch ihre Entfernung vom Heimatlande (ſie ſtammt aus der deutſchen Schweiz und lebt in Nizza); aber es wäre dringend rätlich geweſen, daß ſie ſich mit einem der Sprache völlig kundigen vereinigt hätte, umſomehr, als „durch einen mit dem Dichter abgeſchloſſenen Vertrag jede andre Überſetzung dieſes Werkes, ſei es in einzelnen Teilen oder als Ganzes, in Verſen oder in Proſa, für den Augenblick durchaus unterſagt wird," wie in einer Vorbemerkung zu leſen ſteht. Wer ein ſolches Recht für ſich ſo ausſchließlich in Anſpruch nimmt, muß zur Ausübung desſelben mehr als den guten Willen mitbringen. Gegenüber der Thatſache, daß kaum eine Strophe der vorliegenden Überſetzung von einem größern oder kleinern Verſtoß gegen die Regeln der Betonung oder der Metrik oder der Wortſtellung oder des Sprachgebrauchs oder der Grammatik frei iſt, nimmt ſich die Verſicherung der Überſetzerin (S. LXXII der Vorrede), daß ſie die Anzahl und den Umfang der Unvollkommenheiten, die ihrem Buche anhaften, gar wohl zu kennen glaube, und ihre Erklärung (S. LXXIII), daß ſie jeden etwaigen Verſtoß gegen die Reinheit der deutſchen Sprache lebhaft bedauere, doch recht ſeltſam aus.

Da wir nur die Wahl zwiſchen dieſer oder keiner Überſetzung haben, müſſen wir uns freilich daran genügen laſſen. Der Inhalt läßt — wenn auch mit einiger Mühe — die Unvollkommenheiten der Form vergeſſen, und vielleicht kommt noch der Augenblick, wo entweder ein wirklicher deutſcher Dichter ſich an die Aufgabe der Übertragung dieſes Epos, das entſchieden gekannt zu werden verdient, machen darf, oder wo doch die vorliegende Überſetzung durch eine ausgiebige Berichtigung und Verbeſſerung ſo hergeſtellt wird, daß der deutſche Leſer den wertvollen Kern in einer wenigſtens annähernd gleich wertvollen Schale genießen kann.

Politische Malerei.

Zeichenstift und Pinsel haben sich nicht selten der Tagespolitik zur Verfügung gestellt, der erstere gewöhnlich als Satiriker, der letztere als pathetischer Agitator. Auch daran, daß ein malender Parteimann in seinem Übereifer die Sache lächerlich gemacht hat, für welche er entflammen wollte, können wir uns erinnern. Mithin ist der Pole Jan Matejko weder als Zeitungsartikelmaler noch als Satiriker wider Willen eine neue Erscheinung. Aber die Art seines Auftretens entbehrt nicht der Originalität und ist außerdem von Umständen begleitet, die es zu einem immerhin beachtenswerten Symptom machen.

Wir verstehen unter politischer Malerei selbstverständlich nicht die Darstellung von Vorgängen aus Gegenwart oder Vergangenheit, welche geeignet sind, das Vaterlandsgefühl, den patriotischen Stolz zu erhöhen — sonst müßte ja alle nationale Kunst mit einbegriffen werden. Die politische Malerei hat wie die selig entschlafene politische Poesie einen bestimmten Parteizweck vor Augen, und diesem zuliebe müssen gelegentlich die Stoffe, woher sie auch genommen werden mögen, sich zustutzen und färben lassen. Kaulbach und Lessing, Karl Hübner mit seinen Wilddiebs- und Weberbildern, auf der andern Seite Rethel mit seinem gewaltigen Totentanz — sie waren politische Maler. Matejko selbst war immer ein patriotischer Künstler, er wählte stets bedeutsame, zum Herzen seiner Landsleute sprechende Momente der polnischen Geschichte; erst neuestens ist er in die Reihe der Tendenzmaler sans phrase eingetreten. Sein „Polnischer Reichstag“ (1867) ließ einen Mann vermuten, welcher die Ursachen des Nationalunglückes klar erkennt, die „Schlacht bei Tannenberg“ (1879) atmete bereits den Deutschenhaß, und sein neuestes Werk „Huldigungseid der Preußen“ läßt die Absicht so deutlich fühlen, daß man nicht verstimmt, sondern erheitert wird. In der richtigen Voraussetzung, kein Beschauer werde in dem Bilde alles das finden, was es nach des Malers Wunsch sagen sollte, hat er durch seinen Sekretär, einen Herrn Maryjan Gorzkowski, einen Text dazu schreiben lassen, welcher in der That jeden Zweifel beseitigt.

Wie vor den meisten Gemälden Matejkos müssen wir uns erst durch das lärmende Kolorit sozusagen durcharbeiten wie durch ein Gestrüpp, um zur Betrachtung der polnischen Charakterköpfe, in denen ja seine eigentliche Force besteht, zu gelangen. Diesmal überschreit alles ein ungeheurer roter Teppich, der über ein Gerüst gebreitet ist. Ungefähr in der Mitte des Bildes beugt Herzog Albrecht von Preußen das Knie vor Sigismund I. von Polen und leistet, indem er das auf des Königs Knien liegende Evangelium berührt, den Huldigungseid.

Digitized by Google

Buntes Gefolge umgiebt die beiden Hauptpersonen, geistliche und weltliche Würdenträger, Fürsten und Fürstinnen; am Fuße des Gerüstes und an den Fenstern der Häuser wimmelt es von Zuschauern; ein klarer Himmel wölbt sich über der Zeremonie, und lustig flattern das polnische und das preußische Banner. In den Raum komponirt ist das Bild besser als irgend ein früheres desselben Künstlers, doch lösen sich die einzelnen Gestalten nicht recht aus dem Gewirr, und welchen Anteil die verschiedenen Herren an dem Vorgange nehmen, würden wir ohne Maryjan Gorzkowskis „Anleitungen" nimmermehr erfahren.

Dieser Herr wirft zuerst einen Rückblick auf die Beziehungen zwischen Polen und dem Ordenslande. Daß er die Dinge vom nationalpolnischen Standpunkt aus darstellt, wollen wir ihm nicht verübeln und am wenigsten die Ordenswirtschaft reinzuwaschen versuchen. Aber gut nimmt es sich in der Zeit der erbitterten Verfolgung des ruthenischen Elementes in Galizien aus, wenn versichert wird, nicht „Bestechungen oder Aufwiegeleien" hätten die Einmischung der Polen in die Zwistigkeiten zwischen Kreuzherren und Städten herbeigeführt, die letztern hätten um Einverleibung in den Staat gebeten, in welchem „Sitten und Gebräuche einer jeden einzelnen Provinz, einer jeden Nationalität geehrt werden." Interessanter freilich ist die Art, wie „der aufs Haupt geschlagene, niedergebeugte, mutlose und verzagte und von der Religion abgefallene Mönch und Großmeister" — Herzog Albrecht — eingeführt wird. Beinahe jedes ihm gewidmete Wort ist in Gift getränkt. Und auf ein Publikum spekulirend, welches mit den historischen Thatsachen wenig vertraut ist, sucht der Verfasser glauben zu machen, daß die Großmacht Preußen ihre Existenz der Großmut Polens verdanke. Vielleicht sind ihm selbst die Verhältnisse unbekannt, welche den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg bestimmten, die Königswürde für das nicht dem deutschen Reiche angehörende Land anzunehmen; aber das muß er doch wohl wissen, daß aus dem Staate Brandenburg und nicht aus dem Herzogtum Preußen, welches 1618 an jenen fiel, die preußische Monarchie sich entwickelt hat, sodaß es ein Unsinn ist, zu behaupten, Albrecht habe, indem er Preußen als erbliches Fürstentum von Polen zu Lehen nahm, „der heutigen preußischen Monarchie den Anfang gegeben." Das Spiel, welches mit den verschiedenen Bedeutungen des Wortes preußisch getrieben wird, läßt über die bewußte Absicht zu verwirren keinen Zweifel bestehen: das Herzogtum, dessen ursprüngliche Bewohner, das Königreich, das Herrscherhaus — nie ist völlig klar, was gemeint sei. Und dafür kann die elende Übersetzung des polnischen Orginaltextes nicht verantwortlich gemacht werden. Matejko hat ein Pamphlet gemalt, und wäre die Macht so groß, wie der böse Wille, so dürfte man es mit den Flugschriften vergleichen, welche Napoleon III. als Sturmvögel seinen großen Aktionen voranzuschicken pflegte.

Polen hat von der Überfülle seiner Gnade einen Tropfen auf den „Brandenburger" fallen lassen, anstatt Ostpreußen sich einzuverleiben, hat es dasselbe

einem deutſchen Fürſten und noch dazu einem Proteſtanten verliehen: ein ſchweres Verſehen, das aber nicht ſein Recht der Revindikation aufhebt. Polen muß wiederhergeſtellt werden, und zwar in den Grenzen, welche es in den Tagen ſeiner höchſten Macht hatte: das ſagt nicht nur das dem Lande Galizien zum Geſchenk gemachte Bild, ſondern ſogar der Rahmen, auf welchem unter andern die Wappen der Fürſtentümer Preußen, Moldau, Walachei und Maſowien angebracht ſind. Das Haupthindernis der Erfüllung dieſes Wunſches iſt das Reich von Polens Gnaden, jenes Preußen, die Burg der deutſchen Tyrannei, unter welcher die ſlaviſchen Völker ſchmachten. In Öſterreich haben ſie jenes Joch abgeſchüttelt und rücken nun konzentriſch vor, um alle die Gebiete wieder zu erobern, von welchen ſie unter habsburgiſchem Zepter im Laufe der Jahrhunderte verdrängt worden ſind. Tſchechen und Slovenen blicken froh in die Zukunft, doch die Polen können ſich nicht damit zufrieden geben, überwiegenden Einfluß auf die Geſchicke Öſterreichs auszuüben, ſie haben ein weiteres Ziel.

Da ſeht den „kreuzritterlichen Würdenträger, ein Prototyp der ganzen ſpätern kalten, ſtrengen, unbeugſamen, ſyſtematiſchen, erwägenden und zugleich ſtolzen preußiſchen Generation.“ Der bartumwallte Kopf der ritterlichen Geſtalt iſt, wie der Kommentar berichtet, dem Bilde des letzten Hochmeiſters in Marienburg oder (!) dem auf ſeinen Medaillen ähnlich; allein man flüſtert uns zu, der Maler habe daneben ein lebendes Modell, den Erben der preußiſchen Krone, gewählt, in welchem Falle er ſich als Porträtiſt nicht bewährt haben würde. Seht Albrechts Brüder: der eine „ein großer Schwelger und Trunkenbold,“ der andre in „prahleriſcher Stellung.“ Seht den nachmaligen preußiſchen Kanzler Kreutzer, auf ſeinem Geſichte „ſpielt ein verborgenes ſüßliches Lächeln,“ und den Hauptbeförderer der „preußiſchen Huldigung,“ den Krakauer Wojwoden Szydlowiecki, den „habſüchtigen und faſt gänzlich unfähigen Kopf.“

Auf der andern Seite, der polniſchen, gewahren wir dagegen lauter „wackere, herrliche, wunderſchöne“ u. ſ. w. Männer, die „alle, in ſich gekehrt, über dieſen hiſtoriſchen Akt nachzudenken und von einem gewiſſen Vorgefühl der traurigen Folgen erfüllt zu ſein ſcheinen, welche aus dieſem Ereigniſſe nach einigen Jahrhunderten erſt erwachſen ſind.“ Doch hat ſich hier der Verfaſſer durch den Schein täuſchen laſſen. Denn einige Seiten weiter ſagt er von dem „polniſchen Hamlet,“ dem Hofnarren Stanczyk, welcher „uns einen tiefern pſychiſchen und ſehr weiſen Charakter enthüllt, der jedoch eine ironiſche Richtung genommen hat“: „Er iſt vielleicht der einzige, deſſen Geiſt einen klaren, hellen und richtigen Begriff von der Lage der Dinge hat. Er iſt der einzige unter allen Geſtalten des Bildes, der mit Erwägung vor ſich hinblickt, ſich durch keine Einbildung irreführen läßt, und dem es ahnt, daß dieſer hiſtoriſche Akt den Anlaß zu einer Reihe der größten Verluſte in der Zukunft und der empfindlichſten und verſchiedenartigſten Schmerzen unſers Volkes geben wird. Seine Hingebung iſt groß und ſein Antlitz verrät allzudeutlich, daß er trotzdem noch immer mit

Anſtrengung die heftigen Gefühle ſeiner Seele beſchwichtigt, um nicht in Verzweiflung zu geraten oder ſogar wahnſinnig zu werden!"

Wem das der Gipfel des Aberwitzes dünken ſollte, der würde vorſchnell urteilen. Denn noch darüber erhebt ſich folgender Paſſus: „Der Geſichtsausdruck des Königs Sigismund verglichen mit dem Geſichte Albrechts bildet einen Gegenſatz, der erſt nach Beſeitigung vorübergehender, irdiſcher Regungen das wahre Verſtändnis und den richtigen Maßſtab der Verdienſte des menſchlichen Geiſtes auf dem Gebiete des Schönen und der Tugend giebt." Nun kann der mit Wehmut genoſſene Unverſtand des Lebens wohl zur Ruhe geſetzt werden!

Übrigens läßt ſich der Maler von ſeinem Sekretär wiederholt beſcheinigen, daß er ein Meiſterwerk geſchaffen habe, daß er mit Shakeſpeare, Mickiewicz und Michel Angelo zu vergleichen ſei, daß alle ſeine Geſtalten „die Natur ſelbſt übertreffen, wobei die Geſichter der Perſonen in außergewöhnlichen Augenblicken von rieſenhafter Bedeutung ſind."

Dieſer rieſenhafte Unſinn iſt gewiß ungefährlich, und was alle Verſchwörungen und alle Polenlieder nicht zuwege gebracht haben, wird auch Jan Matejko ſchwerlich gelingen, wenn er noch ſo große Leinwand und noch ſo grelle Farben nimmt. Nachdem die öſterreichiſchen Liberalen von ihrer Polenſchwärmerei gründlich geheilt worden ſind, ſtimmt wohl außer dem Profeſſor Kinkel in Zürich kein Deutſcher mehr in das Jeszcze Polska mit ein, und wenn auch mit der „preußiſchen Huldigung" der Zweck vielleicht erreicht wird, hie und da einen verknöcherten Preußenhaſſer zu kitzeln, ſo kann dieſe Befriedigung beiden Teilen gegönnt werden. Aber ſymptomatiſche Bedeutung hat dieſe neue Form politiſcher Agitation doch, und es iſt zu beachten, daß Matejko ausdrücklich dieſes Bild als das erſte eines Cyklus bezeichnen läßt, deſſen Vorbote die Schlacht bei Tannenberg oder Grünwald geweſen ſei.

Epilog zum Parſifal.

(Schluß.)

Der erſte Akt des Bühnenweihfeſtſpieles iſt monoton und unerträglich weitſchweifig und gedehnt; die vielgerühmte Gralſzene bis zur Erſchöpfung ausgeſponnen, ihr Hokuspokus ohne tiefere Wirkung. Die drei hier zuſammengeſtellten Chöre — Ritter (Bäſſe), Knappen (mittlere Männerſtimmen, d. h. Alt und Tenor) und Knaben (Sopran) — bieten keineswegs neues; man hat dergleichen in ältern Opern, in denen geiſtliche Geſänge vorkommen oder verſchieden charakteriſirte Chöre

zusammenwirkend einander entgegentreten, in wirksamerer Verwendung, wenn auch nicht in so raffinirtem Aufbau, schon oft gehört Die „keuschen," aber rauhen und ungebildeten Knabenstimmen mußten in Bayreuth durch eine Anzahl Choristinnen gemildert und in der Höhe gehalten werden; von einer eigenartigen Wirkung derselben konnte also kaum die Rede sein. Wenn manche Besucher äußerten, daß sie nie im Leben einen ähnlich religiös-feierlichen Eindruck empfangen hätten wie im „Parsifal," so zeugt das nur dafür, daß sie nie mit religiösem Sinne eine Kirche betreten, mit Andacht einer gottesdienstlichen Handlung beigewohnt, Erhebung und Erbauung in der Gemeinschaft der Gläubigen gesucht haben. Es giebt ja leider unzählige Menschen, die immer einer ganz besondern Stimulation bedürfen, um aus völliger Blasirtheit und religiöser Indolenz aufgerüttelt zu werden. Für solche fromme Gemüter ist dann die Komödie gerade das rechte und ausreichende Mittel, um ihnen Thränen heiliger Rührung zu entlocken. Wenn ferner verschiedne Kritiker von Palestrinaschen Klängen sprechen, so ist es sehr zweifelhaft, ob sie je einen der reinen, entweltlichten, frommverklärten Tonsätze dieses edeln Meisters gehört haben, und sie begehen dasselbe Unrecht, den Namen Wagners mit dem Palestrinas zu verquicken, das gewisse Kunsthistoriker begehen, wenn sie in heuchlerischer Schönthuerei ihn fortgesetzt mit dem Mozarts und Beethovens in Verbindung bringen.

Der zweite Akt thut nach dem ersten eine geradezu widerwärtige und verletzende Wirkung. Erst das rohe Geplärr, imstande Steine zu erweichen, Menschen rasend zu machen, in welchem Klingsor und Kundry ihre von den ohrverletzendsten Wehelauten erfüllten Klagen ausströmen, und das gräßliche Schreien und entsetzliche Lachen, das der Unholdin vorgeschrieben ist; dann aufdringlich lüsternes Weibsvolk, das, von unreiner Brunst erfüllt, sich um einen jungen, strammen Burschen streitet, und zuletzt eine fluchbelastete, in der Verführungskunst bewanderte, unheimliche Gesellin, die sich selbst nicht scheut, das Andenken an eine edle, unglückliche Mutter zu mißbrauchen, um ihn zu verführen und zu verderben.

Die Chorgesänge der Blumenmädchen, deren Motive herzlich unbedeutend sind und sich in zahllosen modernen Salonpiecen längst abgenutzt finden, bilden ein dem Ohre unentwirrbares Durcheinanderkreischen, ein wüstes, in die höchsten Tonlagen hinaufgeschraubtes Wimmern und Johlen, ähnlich dem der Walküren. Vom realistischen Standpunkte aus mag diese ganze Szene, die so viele der Anwesenden in Entzücken versetzte, möglicherweise zu rechtfertigen sein, schön und kunstgemäß ist sie gewiß nicht; übrigens hat diese Szene im dritten Akt von „Robert dem Teufel" ein viel dezenteres und graziöseres Pendant. Die nachfolgende Verführungsszene, gelegentlich der der Held verschiednemale ohnmächtig wird (er leidet an solchen Schwächezuständen), läßt, obgleich ein halbnacktes, mit sinnverwirrenden Reizen ausgerüstetes Weib darin agirt, völlig kalt und gleichgiltig.

Der zweite Akt hat namentlich viele Bewunderer gefunden. Er bietet, nach den trostlosen Längen des ersten, frische belebte Bilder, aber er berührt nach der vorausgegangenen fromm- und heiligseinsollenden Handlung nur umso unangenehmer, besonders da man deutlich empfindet, daß der Komponist sich hier wohlig in seinem eigentlichsten Elemente bewegt. Auch die Frauenchöre an sich schaffen angenehmen Wechsel; aber die Momente, in denen ihr Gesang sich in harmonisch wohlklingenden Akkorden und in schmeichelnden Weisen bewegt, sind zu flüchtig; es sind eben nur Momente. Ein Blick in den Klavierauszug vernichtet zudem jeden Kunsteindruck. Die anscheinend sehr komplizirte Fassung der in drei gesonderte Chöre und mehrere Solostimmen geteilten Gesänge erweist sich bei näherm Hinsehen als eitel Wind. Es hätte wirklich keiner so großen Papiervergeudung bedurft, und der Klavierauszug wäre auch billiger geworden, um seitenlange Unisonogesänge aufzuschreiben. Doch die Welt will genarrt und betrogen sein, und da thun die unsaubersten Mittel und die frechsten Farben, wenn es einmal darauf abgesehen ist, immer die besten Dienste.

Der dritte Akt beginnt sehr bezeichnend mit dem Ödemotiv. Das Vorspiel ist wirklich jammervoll. Nach den ersten Szenen, minder unerquicklich als manche andern durch die Anwesenheit des alten, wackern Gurnemanz, tritt eine Art Schornsteinfeger, ein schwarzer Ritter, auf. Unter dieser tristen Maske birgt sich der „reine Thor." Die Fußwaschung stellt sich höchst unästhetisch dar. Es wäre ja nicht undenkbar, daß einmal in einem Bühnenstück ein hübsches Mädchen die Spitzen kleiner, feiner Füßchen in einen frischen Theaterquell zu tauchen hätte, wenn auch der Fall in bisherigen Schauspielen kaum vorgekommen sein dürfte; einem Manne jedoch vor aller Augen die Beine entblößen und sie waschen und salben sehen, sehen, wie er dann das Hemd auseinander faltet, um seine Blöße wieder zu bedecken, das ist doch kaum erträglich und gewiß noch nicht dagewesen. Die letzte Szene des Werkes bildet eine Wiederholung der Gralsfeier, und hier begegnet man denn auch endlich einem wirklich dramatischen Momente. Die beiden Ritterchöre treten mit energischen Vorwürfen dem wehleidigen König gegenüber und gelangen auf diese Weise zu einem wirksamen Doppelchore. Diese Schlußszene, nicht so weit ausgesponnen wie die des ersten Aktes, entläßt den Hörer einigermaßen befriedigt und versöhnt. Man beklagt es nach diesem Eindrucke doppelt, daß Wagner, der hier darthut, daß er Großes effektvoll zu gestalten vermag, wenn er den Willen dazu hat, in unbegreiflicher Verranntheit sich günstige Gelegenheiten, nachhaltige Wirkungen zu erzielen, grundsätzlich entgehen läßt.

Mit Recht hat man Ausstattung, Arrangement und Kostüme im „Parsifal" gerühmt; jedoch können die ungekämmten Flachsperrücken der Knappen und Jünger, das flegelhafte Benehmen des dritten und vierten Knappen im ersten Akte, die vielleicht für viele noch viel zu wenig Blöße enthüllende, allzuschamhafte Bekleidung der schamlosen Blumenmädchen (deren hübsche Gruppirungen

Balletmeister Fricke aus Dessau sehr geschmackvoll arrangirt hatte), die vorüberfliegende Wandeldekoration (die Wandelnden bleiben stehen, Wald und Felsen, Berge und Thäler bewegen sich mit Eilzugsgeschwindigkeit), der Zaubergarten mit seinen riesigen Klatschrosen, die bedenkliche Szene am Quell und der affektirte, geradezu komisch wirkende, unwillkürlich an die Echternacher Springerprozession erinnernde Aufzug der Gralsritter und Konsorten im letzten Akte gewiß nicht als mustergiltige Einrichtungen bezeichnet werden. „Parsifal" ist im Grunde doch nur eine Zauberoper. Wo man sie zukünftig geben wird (und sie wird gewiß hie und da aufgeführt werden), wird man auch bemüht sein, die Bayreuther Ausstattung zu überbieten und das Großartige und Überraschende derselben noch großartiger und überraschender zu gestalten.

Die Leistungen der Solisten müssen fast ausnahmslos als vorzüglich bezeichnet werden. Über alles Lob erhaben waren die des aus einem Kellerraum gedämpft und mystisch heraustönenden Orchesters. Es trägt keine Schuld daran, wenn nie ein heller, frischer, froher Klang das weite Haus erquickend durchzog, wenn Glanz und Pracht seinen Tönen versagt blieben.

Was die Hauptpersonen der Oper anlangt, so führt Wagner, außer dem alten, geschwätzigen Gurnemanz, wieder nur Schemen und Marionetten, Stelzengänger ohne dramatische Glaubwürdigkeit vor, die tiefere Teilnahme auch keinen Moment zu erregen vermögen, deren Thun und Geschick den Hörer völlig gleichgiltig lassen. Der lebendigen Wehklage, des unausgesetzt von heillosen Seitenschmerzen geplagten, jammerseligen Amfortas, wird man recht bald überdrüssig. Man fragt sich: Ein Fehltritt — war er solcher Büßung wert? Der greise Titurel, so vortrefflich er seine undankbare Partie auch meisterte, vermochte uns nicht hinters Licht zu führen, da er in den Zwischenakten immer kreuzfidel vor dem Theater spazierte und konversirte. Parsifal, der „reine Thor," der nichts weiß, nicht einmal seinen Namen, erscheint erst als ein flotter, lebensfroher und derber Naturbursche. Nachdem er aber das ungeheure Verbrechen begangen, einen auf der Suche nach seinem Weibchen befindlichen Schwan zu schießen, zerbricht er „in wachsender Ergriffenheit" Bogen und Pfeile, und dann wird ihm zum erstenmale schwach. Mit der vielgerühmten Schneidigkeit scheint es bei dem Muttersöhnchen wirklich nicht weit her zu sein. Darauf, nachdem er nur sehr wenig an der allgemeinen Unterhaltung sich beteiligt, was bei seiner geringen Bildung nicht überrascht, sieht man ihn, dem Publikum den Rücken kehrend, während der ganzen langen Gralsfeier, allein im Vordergrunde unbeweglich auf einem Flecke stehen, wobei man Gelegenheit findet, über seine schönere Hälfte Betrachtungen anzustellen und seine strammen Waden zu bewundern. Zuletzt wirft Gurnemanz den über das Geschaute ganz verblüfften Gänser mit kurzen, dürren Worten zum Tempel hinaus. Im zweiten Akte ist er ein blöder, im dritten ein verrückter Thor. Aber in keiner dieser Formen vermag der Held des Werkes irgendwelches Interesse hervorzurufen. Klingsor ist ein galliger, mißgünstiger Hexenmeister, wie alle seinesgleichen, die vor ihm

über die Bretter gingen, im übrigen eine jener bekannten Hauptnebenpersonen, wie sie sich in allen Wagnerschen Opern finden, deren Wegbleiben oder Gegenwärtigsein ganz gleichgiltig ist. Kundry, erst abschreckend häßlich, dann verlockend schön, im letzten Akte, in dem sie ihre erste Gestalt wieder angenommen hat, nur ein Wort sprechend, also zu völliger Schweigsamkeit verurteilt, erscheint als ein rätselhaftes, unheimliches Zwitterding und höchst sonderbares, wenn sie nicht reitet oder verführen will, jäh aufschreit oder wild auflacht, meist auf dem Bauche liegendes und konvulsivische Bewegungen ausführendes Frauenzimmer. Sie ist deswegen eine ganz neue Bühnengestalt, weil man bisher noch nie versuchte, eine Epileptische auf das Theater zu bringen. Menschlich erquicklich ist allein die Erscheinung des sagenkundigen, ehrlichen Gurnemanz.

Aus frühern Bemerkungen bleibt zu entnehmen, daß in einzelnen Motiven des „Parsifal" wohl Melodieansätze, aber, mit Ausnahme vielleicht der einstimmigen Chorstrophen der Gralsritter, in der ganzen Oper keine logisch entwickelte, in sich abschließende, innerlich zusammenhängende Melodie vorkommt. Zieht man noch in Betracht, daß die Solisten in einem trostlos armen, unnatürlich geschraubten, mehr einem blöden Lallen und Stöhnen und unfaßlichem Umhertasten gleichenden, in seinem mühsamen Ringen nach Charakteristik nur des Tonsetzers bemitleidenswerte Melodienarmut beweisenden Singsang, als in hergebracht entwickelten, stimmgemäßen Weisen sich auszusprechen haben, so dürfte man alle Genüsse aufgezählt haben, die in diesem seit Jahren durch die aufdringlichste Reklame eingeführten und dann überschwenglich gelobten und gepriesenen Tonwerke dem Hörer sich darbieten.

In der That erscheint Wagner nicht nur als die Personifikation unsrer nach Genuß und Besitz in wilder Gier strebenden, innerlich sich zersetzenden und jedwedes Gesetz höhnenden Zeitperiode, er ist auch die Geißel derselben. Pietätlos fälscht und wendet er, um sie seinen Zwecken dienstbar zu machen, eine der schönsten und ehrwürdigsten Dichtungen der ältern deutschen Literatur, profanirt die heiligen Gebräuche der Kirche, indem er sie willkürlich symbolisirt auf die Bühne bringt, verwirrt durch Lehre und Beispiel den Geist der Jugend und die Gedanken hysterischer alter Närrinnen, lenkt den Geschmack weitab von den höchsten Offenbarungen der Kunst; wie ein Dämon tyrannisirt der von maßloser Selbstüberschätzung befangene auch alle diejenigen, die ihm blindergeben folgen. Den Götzendienst, den man mit ihm treibt, nimmt er als selbstverständlichen Tribut für seine ungeheuerlichen Leistungen gnädig entgegen. Nie hat ein Tonsetzer den sich für ihn aufopfernden Gesangskünstlern sinnlosere, undankbarere, bei fortdauernder Ausübung den sichern Ruin des Organs nach sich ziehende Aufgaben zu lösen zugemutet, nie einer sie und diejenigen, die ihn zu schwindelnder Höhe emporheben halfen, geringschätziger behandelt. Aber mit tiefster Unterwürfigkeit krümmen sich eitle, verblendete Kunstgrößen zu seinen Füßen, drängen sich sonst hoffärtigste Gesellen und empfindlichste Primadonnen zu

der Ehre, ihm die Hände küssen zu dürfen. Beschnittene und Unbeschnittene berauschen sich in dem Zauber, in dem er sie zu halten, und sonnen sich in der scheinbaren Gunst, mit der er sie zu fesseln weiß, so lange — er sie braucht. Hoch und Niedrig, Groß und Klein, sobald sie in seine Kreise treten, sind wie verhext. Der Veitstanz von Bayreuth, wenn er wirklich einmal eine unparteiische, kühle Feder finden sollte, würde eine glänzende Illustration des gesagten durch überraschende und pikante Anekdoten gewinnen können, die zu rechter Zeit zu sammeln man nicht versäumen sollte.

Wenn man das Wort Komponiren mit Zusammensetzen verdeutscht, so ist Wagner gewiß der größte aller Komponisten, denn einen geschicktern Zusammensetzer aus kleinen Tonläppchen, allerdings auch einen eminenteren Instrumentisten, einen raffinirteren Regisseur, einen klüger rechnenden und kühner reflektirenden Tonsetzer hat es nie gegeben. Wenn man aber mit dem in Rede stehenden Begriffe auch den des genialen, freien Schaffens verbindet, des fesselosen Aufstrebens zur Sonnenhöhe der Kunst, des ewigen Neugestaltens, der Unerschöpflichkeit der Erfindung, des Ideen- und Gedankenreichtums, der Melodienfülle, so steht der Vielgepriesene weit, sehr weit hinter großen Vorgängern zurück und hat weder ein Recht, fortwährend mit ihnen in Parallele gesetzt, noch als die höchste, letzte, die Kunst zur Vollendung gebracht habende musikalische Kraft bezeichnet zu werden.

Wagner würde vielleicht nicht so maßlos verblendet sein, wenn ihm nicht die Weihrauchdämpfe, die seit Jahren vor seiner Nase aufsteigen, und die schamlose, widerliche Lobhudelei zahlloser in seinem Interesse thätigen Federn, die Gunst und die Auszeichnungen hoher, höchster und reichster Personen und fortgesetzte Huldigungen aller Art die Sinne verwirrt hätten.*) Wenn die in Bayreuth erscheinenden Blätter von Byzantinismus überströmen, so ist das begreiflich, denn Wagner ist in Wahrheit der größte Wohlthäter, der zweite Gründer der in Vergessenheit und Lethargie versunken gewesenen Stadt; wenn aber jetzt auch sonst unabhängige und bis vor sechs Jahren seinem Kultus fremd gebliebene einflußreiche Blätter, auf deren Objektivität man Vertrauen zu setzen versucht hatte, mit Sack und Pack in sein Lager übergegangen sind, so zeugt das von dem außerordentlichen Einflusse, den seine fanatisirten Anhänger und vielleicht auch geschickt übermittelte Freikarten allerwärts geltend zu machen wußten. Es ist

*) Wenn im nächsten Jahrhundert in Anthologien Perlen aus der humoristischen Literatur und aus der Literatur der Narrheit unsers Jahrhunderts werden zusammengestellt werden, dürften die Schriften der Wagnerianer die ergiebigste Fundgrube bilden. Man ist stets auf die abgeschmacktesten Überschwenglichkeiten gefaßt, wenn ein von Bayreuth aus inspirirter zur Feder greift. Die widerlichste Schmeichelei und hirnschelligste Dummheit blieb jedoch einem Münchner Kunstauktionator vorbehalten. In der Vorrede des von J. Maillinger herausgegebenen Schafferschen Autographenkatalogs wird ein Wagnersches Autograph mit den Worten angepriesen: Der Unsterblichen unsterblichster R. Wagner!

fast unmöglich geworden, dem Publikum gegenüber noch eine andre als verhimmelnde Anschauung der Wagnerschen Thätigkeit zur Äußerung zu bringen. Man sucht die Leserwelt von allen Seiten zu täuschen und zu belügen und ihr mit einer Ausdauer, die selbst die Reklamen von Itzig, Cohn und Comp. beschämt, im voraus die irrigsten Meinungen beizubringen, ihr Urteil zu beeinflussen, ihren Blick zu trüben. Zu diesen trügerischen Vorspiegelungen zählt auch die unausgesetzt wiederholte Behauptung, daß der „Parsifal" das Erlesenste sei, was auf dem Gebiete dramatischer Komposition je geleistet worden. Man nimmt eben hier das Äußerliche, die Effekte, die gleichzeitig höchste Inanspruchnahme aller mitwirkenden Faktoren für den Inhalt und das Wesen der Sache. Ob es nicht Bühnendarstellungen giebt, die den „Parsifal" an überraschenden Effekten und drastischen Wirkungen, an Großartigkeit und Pracht der Ausstattung weit überragen, sei hier nicht weiter untersucht; aber gewiß giebt und gab es derartige Spiele. Daß jedoch diese neueste Hervorbringung des Meisters durch sehr zahlreiche Werke früherer Zeit, was dramatische Kraft, charakteristischen Ausdruck, Frische der Erfindung, Schönheit der Form, Klarheit der Durchführung, beseligenden Inhalt, Überfülle der Gedanken und künstlerische Gestaltungskraft anlangt, weitaus überholt wird, braucht gar nicht besprochen und verteidigt zu werden.

Der allerwärts im Reiche der Töne als Herrscher und Fürst anerkannte arme Musikant Mozart (von Beethoven gar nicht zu reden) mußte sich glücklich schätzen, wenn irgend ein dem Bankerott naher Theaterdirektor ihm den Auftrag gab, eine Oper zu schreiben. Besagter Mozart, dessen heißestes Verlangen es war, für die Bühne arbeiten zu dürfen, war über solche ihm gestellte Aufgaben stets hocherfreut. Und bei seinen Tönen und Weisen vergaß das Publikum die elendesten Texte und die armseligste Ausstattung (wie selbst heute noch die Aufführung seiner Opern auf unsern bestsituirten Hoftheatern vielfach beweist). Hätte er Bedingungen wie Herr Wagner geltend gemacht und dessen ganzen Apparat beansprucht (die Parsifalaufführungen sollen 700 000 Mark gekostet haben), man hätte ihn einfach in ein Narrenhaus gesteckt. Weder eine fürstliche Existenz, noch ein Extratheaterbau, weder ein unterirdisches, durch höhern Befehl in diesen Raum gezwungenes Orchester, noch die erlesensten Kräfte der deutschen Bühne, weder Sammelbüchsen durchs ganze Land hin, noch außerordentliche Anleihen durften ihm in den Sinn kommen. Wohl aber drängte und trieb es in seinem Kopfe, rührte und wogte es in seinem Herzen; die darin zum Lichte strebende Melodienfülle suchte sich Bahn zu brechen, und ohne die Honorare zu berechnen, die ihm seine Arbeit tragen würde, und mit Verlegern und Direktoren im voraus zu feilschen, sang er, weil er, ein gottbegnadeter Sänger, ein Segen für die Welt, ein Heilquell seliger Genüsse und unvergeßlicher Eindrücke, singen mußte, und ohne darauf auszugehen, sein sündhaftes Leben komödiantenhaft mit einem Gebete abzuschließen, entströmten seinen er-

bleichenden Lippen noch die heiligsten, andachtsvollsten, erschütterndsten Gesänge, welche forttönen werden, bis im letzten Dies irae die Welt in Atome zerstäuben wird. Den armen Musikanten Mozart und Beethoven haben ihre sämmtlichen Werke wohl kaum 190 000 Mark eingetragen, und sie besaßen auch kein Hotel Wahnfried und konnten nicht daran denken, die Fürstlichkeiten Europas bei sich zu bewirten und sich in Seide und Sammt zu kleiden und glänzende Equipagen und elegante Livreediener zu halten.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß wir Herrn Wagner Erfolge und Einnahmen mißgönnen; wir freuen uns, endlich die Zeit gekommen zu sehen, in der auch ein Künstler anständig und behaglich leben und eine gleichberechtigte Stellung neben den Höchstgeborenen der Nation einnehmen kann. Auch der „Meister" mußte sich einst mühsam emporarbeiten, bis plötzlich Fortuna mit der Fülle ihrer Gaben ihn überschüttete. Persönlichkeiten, denen immense Mittel zur Verfügung stehen, die aber sonst für das Gedeihen und die Entwicklung der musikalischen Kunst nicht einen Nickel opferten, wurden, in der Hoffnung, an seinem Schlepptau hängend in den Tempel der Unsterblichkeit eingeschmuggelt zu werden, seine freigebigen Gönner und boten ihm, vereint mit den reichlich fließenden Gaben zahlreicher, durch ganz Europa hin zerstreuter Bewunderer, alle Mittel, seine weitgehendsten und kühnsten Pläne auszuführen. Gereichten aber die überraschenden, nie dagewesenen Erfolge dieser Art ihm selbst und der Kunst wirklich zum Segen? Hätten sich in einem ihm günstigen Momente nicht zwei Augen geschlossen, Wagner würde von seinen von der echten und idealen Kunst keck abschweifenden Versuchen zurückgekommen, vielleicht noch einige Werke wie „Tannhäuser" und „Lohengrin" geschrieben, möglicherweise bei seinem Schaffen auch an das Publikum, seine Wünsche und seine Fassungskraft und an die Mittel und Kräfte unsrer Theater, welche der unmäßige Aufwand, den seine Opern erfordern, ruinirt, gedacht haben. Ungemessene Ansprüche und maßloses Begehren hätten dann weise Beschränkung erfahren, und der alte Wahrspruch, daß vor seinem Ende niemand glücklich gepriesen werden sollte, würde nicht immer so drohend vor seinen Blicken stehen.

Nach der ersten Aufführung des „Tristan," der „Meistersinger," des „Nibelungenringes" wurden wohl Bedenken geäußert, ob diese Werke ihren Weg auch über andre Bühnen nehmen würden. Die Erfahrung hat bewiesen, daß trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die gegen solches Unternehmen sich zu erheben schienen, alle großen Theater größte Opfer an Zeit, Mühe und Geld brachten, um diese Dramen ihrem Repertoire einverleiben zu können — nicht zu ihrem Vorteile, denn alle Direktionen gelangten zu dem gleichen unerquicklichen Resultate, daß die Ergebnisse zu den Opfern nicht im Verhältnis standen. Man befriedigte wohl allerwärts die Neugierde, dann war es aber auch mit der Anziehungskraft vorüber. Dem „Parsifal," halb Mysterium, halb Zauberspiel, einer legendenhaften Kuriosität in wunderlich abenteuerlicher Mischung

verhimmelnder und grob sinnlicher Elemente, ist vielleicht ein günstigeres Prognostikon zu stellen als den vorausgegangenen Werken Wagners. Man wird sich im großen Publikum an seine übelangebrachte, verkehrte und willkürliche Symbolik, an die Vermischung religiöser und frivoler Ideen, an die Marionetten, die sich als abnorme Menschengestalten hier bewegen, an den Unsinn, die Inhaltslosigkeit und Handlungsarmut der Dichtung ebensowenig stoßen, wie an die Längen und den Gedankenmangel der Musik. Und die allezeit dienstwillige Reklame wird in jeder Stadt, in der eine Aufführung geplant wird, mit aufgeblasenen Backen in das Lärmhorn stoßen und dem Erlöser aus den Banden der veralteten Kunstrichtung und der überwundenen Standpunkte den Weg bereiten. Die Leute aber werden sich so lange am „Parsifal" erlustiren oder erbauen, bis sie der unendlichen Melodie und der Leitmotive überdrüssig geworden sind. Alle jene um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts thätigen Maler, die sich in unnatürlichen Übertreibungen und Verrenkungen gefielen, alle jene hochtrabenden, schwülstigen Dichter derselben Zeit, alle Abgeschmacktheiten der Perrücken, Haarbeutel, Zöpfe, Krinolinen, hohen Absätze u. s. s., gegen die keine Vorstellung und Einrede fruchtete, sind, als sie überreif waren, von selbst abgefallen und vergessen worden. Die Freunde echter Kunst brauchen also, wenn sie die Verirrungen der Gegenwart staunend und bedauernd sehen, nicht zu verzagen. Es wird wieder anders und besser werden.

Vorläufig hat das Unternehmen in Bayreuth schon bedeutende Mittel in den Händen, und Wagner hat seinen Künstlern das Versprechen der Wiederkehr abgenommen, um eine Repetition des Werkes im nächsten Jahre zu ermöglichen. Die Unterstützung der Chor- und Orchesterkräfte des k. Hoftheaters in München sollen ihm sogar für beide folgenden Jahre bereits zugesichert sein. Mögen nun aber die Solisten, die sich ihre Mitwirkung mit Tausenden bezahlen lassen, über ihre Zeit nach Belieben verfügen, darüber dürften jedenfalls Bedenken walten, ob man die Künstler des Orchesters, die nach einem anstrengenden und aufreibenden, elf Monate umfassenden Dienste doch gewiß einer Erholung und der Ruhe sehr bedürfen, nochmals in die Verbannung nach Bayreuth und zur Übernahme einer ihnen allen tief verhaßten Arbeit in den Goldminen der Bürgerreuth aufs neue wird zwingen können. Die Folgen der letzten Monate und einer entnervenden musikalischen Thätigkeit dürften sich überhaupt bald genug bei den Mitwirkenden äußern. Wagner, der unter den Fürsten Deutschlands so viele Gönner hat, wird hoffentlich selbst so barmherzig und einsichtsvoll sein, zu den nächsten Serien seiner Festspiele sich die Orchester von Meiningen, Gotha, Weimar, Sondershausen und Dessau oder das Leipziger Gewandhausorchester zu erbitten.

Um schließlich noch an ein Wort Wagners anzuknüpfen, das ihm in seiner Siegestrunkenheit unbedacht entschlüpfte: es mag unter den in Bayreuth zusammengeströmten Zuschauern wohl recht viele „Verrückte" gegeben haben; diese waren aber schon verrückt, als sie kamen. Die vom Meister so sehr gewünschte

Genugthuung und den ersehnten Erfolg, daß Leute durch seinen „Parsifal“ verrückt gemacht würden, ward ihm nicht zu erleben vergönnt. Im Gegenteile, gar manche mit den hochgespanntesten Erwartungen gekommenen dürften sehr ernüchtert wieder heimgekehrt sein. Zu den letztern zählen wir glücklicherweise selbst.

Die Bevölkerung Ungarns.

In dem Kriege, welchen das in Ungarn am Ruder stehende Magyarentum gegen die übrigen Nationalitäten des Landes und vor allem gegen die deutsche begonnen hat, wird mit großer Ausdauer das Taschenspielerkunststück wiederholt, die Begriffe „ungarisch“ und „magyarisch“ als gleichbedeutend hinzustellen, wodurch man zu dem erwünschten Schlusse gelangt, daß jeder Akt der Selbstverteidigung gegen die Magyarisirung eine Auflehnung gegen die Interessen des ungarischen Staates sei. Wird aber diese plumpe Täuschung enthüllt, so klagt man über Verleumdung, Irreführung oder doch mangelhafte Kenntnis der Verhältnisse.

Da auch wir mehrmals auf jenen Kampf die Aufmerksamkeit deutscher Leser zu lenken versucht haben, welche er unsers Bedünkens in so hohem Grade verdient, ergreifen wir mit Vergnügen die Gelegenheit, amtlich veröffentlichten statistischen Daten, welche für die besagte Frage Wert haben, eine größere Verbreitung zu geben. Unsre Quelle ist die „National-ökonomisch-statistische Skizze auf Grundlage der amtlichen Publikationen,“ welche Dr. Carl Herich, Sektionsrat im ungarischen Handelsministerium, als Einleitung zu dem Verzeichnisse der ungarischen Erzeugnisse in der gegenwärtig in Triest abgehaltenen Industrie- und Landwirtschaftsausstellung geliefert hat. Die Arbeit macht den Eindruck strenger Objektivität; auf jeden Fall ist ein Rat im ungarischen Ministerium vor dem Verdacht sicher, die Thatsachen zum Nachteil der herrschenden Nationalität entstellt zu haben. Vermeidet doch auch er sorgfältig das Wort „magyarisch“ und gebraucht statt dessen „ungarisch,“ und führt zwar von den Ländern der ungarischen Krone die Freistadt Fiume nebst Gebiet, das Königreich Kroatien-Slavonien und die ehemalige Militärgrenze gesondert an, behandelt hingegen das Großfürstentum Siebenbürgen als völlig in dem Königreich Ungarn aufgegangen.

Aus seiner Darstellung ersehen wir nun, daß am 31. Dezember 1880 Ungarn und Siebenbürgen auf 5692,7 Qu.-Meilen 13 773 268 Bewohner hatte (2419 auf die Qu.-M.), Fiume auf 0,36 Qu.-M. 21 962, Kroatien-Slavonien auf 422,49 Qu.-M. 1 198 408 (2836 auf die Qu.-M.), das Grenzgebiet auf

369,25 Qu.-M. 701 546 (1899 auf die Qu.-M.). In Ungarn sind mehr Weiber als Männer: 141 518, in Fiume: 794, in Kroatien-Slavonien: 7822, und in der Militärgrenze überwiegt die Zahl der letztern um 15 224. Im ganzen leben im Staate Ungarn auf 5884, 27 Qu.-M. oder 324 004,9 Qu.-Kilom. 15 695 184 Menschen, 2667 auf der Qu.-M. oder 48 auf dem Qu.-Kilom., 50,43 Prozent Weiber. Hiervon waren in Österreich zuständig 67 762, in andern Ländern 10 050. Dem Glaubensbekenntnis nach kamen 47,20 Prozent auf Katholiken, 14,71 auf Evangelische helvetischer Konfession (Reformirte), 14,07 auf nichtunirte, 10,83 auf unirte Griechen, 8,16 auf Protestanten, 4,55 auf Juden, der Rest auf Unitarier, armenisch-katholische Christen ꝛc. Die Zahl der Griechen und Armenier hat seit 1870 nicht unbeträchtlich abgenommen, dagegen sind gestiegen an Zahl die Reformirten um 0,12, die Protestanten um 2,11, die Unitarier um 2,16, die Katholiken um 4,34 und die Juden um 13,20 Prozent. Lesen und schreiben konnten 46,02, nur lesen 8,24, weder lesen noch schreiben 45,74. Hier werden mit Bedauern die Einzelziffern vermißt; die Verteilung der Gesammtmengen auf die verschiedenen Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse und insbesondre das Verhältnis in Siebenbürgen würde gewiß interessante Lichter ausgestrahlt haben. Der Verfasser weist nach, daß sich seit 1870 der Bildungsgrad der Bevölkerung, insofern er nach den Schulkenntnissen abzumessen ist, gehoben hat; weiter zurückzugreifen lag nicht in seinem speziellen Zwecke, uns würden authentische Daten über den Stand vor der Pazifikation und der verruchten Germanisation durch Gründung von Pußtenschulen u. s. w willkommen gewesen sein.

Nun folgt die Muttersprache. Diese ist nach den Zusammenstellungen Herichs bei 6 Millionen oder 44,91 Prozent die magyarische; zunächst folgt walachisch mit 16,93, deutsch und slowakisch mit je 13, kroatisch-serbisch mit 4,41, ruthenisch mit 2,50 Prozent, zigeunerisch, wendisch, „andre landesübliche“ und ausländische Sprachen mit kleinern Bruchteilen; 499 054 „können nicht sprechen.“ An diesen Ziffern ist mancherlei wunderlich. Bei 76 000 Zigeunern soll die Zahl der Kroaten nur 605 725, die der Deutschen 1 798 373 betragen. Und wo sind die Juden? Offenbar ist deren Muttersprache das „Ungarische“! Aber wie dem auch sei, nehmen wir diese Angaben, wie sie ohne Zweifel von den Zählungskommissionen geliefert worden sind, und verteilen die halbe Million Stumme wie billig nach dem Verhältnis der verschiedenen Sprachen, so erhalten wir immer nur eine Minorität von 46 Prozent mit „ungarischer“ Muttersprache. Und wenn wir ferner erfahren, daß 10,81 Prozent der nichtmagyarischen Bevölkerung auch der „Staatssprache“ kundig, dagegen 81,8 Prozent der Magyaren nur ihre Muttersprache verstehen, so ändert das nichts. Durch diese offizielle Statistik werden die Ansprüche der Magyaren und Magyaronen ebenso entschieden verurteilt, wie durch die Geschichte und das verbriefte Recht.

Der jüngſte Tag.

Von Edward Eggleſton.

(Fortſetzung.)

Es war nur ein paar Tage nach der Flucht Humphreys', als Jonas wieder ein Geſpräch mit Cynthy Ann hatte, in welchem er ihr beichtete, daß ſeine ganze Geſchichte von einer Requiſition des Gouverneurs von Kentucky betreffs der Verhaftung Humphreys reine Erfindung geweſen ſei.

Aber Jonas, iſt das — iſt das denn recht? Ich fürchte, es iſt nicht recht, eine Unwahrheit zu ſagen.

Das iſt's auch nicht, aber weißt du, ich ſetzte ja bloß einen Fall.

Aber Bruder Hall ſagte am Sonntag vor vierzehn Tagen, daß alles, was auf jemand einen falſchen Eindruck macht — eben Lüge wäre. Ich denke nicht, daß du's ſo meinſt, aber ich dachte doch, daß ich darüber mit dir reden ſollte.

Nun ja, vielleicht haſt du auch recht. Aber ich ſah dich letzten Sommer eine Vogelſcheuche aufſtellen, welche die armen, hungrigen kleinen Vögel der Luft abhalten ſollte, zu den Erbſen zu gelangen, die ſie zu ihrem Lebensunterhalte brauchten. Und ich ſagte, wie ſchade, daß das beſte Frauenzimmer, das ich je geſehen, den armen Vöglein, die ſich gegen ihre gottloſen Kniffe nicht verteidigen können, mit Lügen zu Leibe geht! Aber ich ſah dieſen ſelbigen Tag unten in Bruder Halls Garten am Kreuzwege wieder eine Vogelſcheuche, ein niederträchtiges, hohles, heuchleriſches Ding, zuſammengebaut aus einem alten Hut und Rock, hängen, und ich fragte mich verwundert, ob wohl eure methodiſtiſche Erziehung euch ſolche Betrügerei gegen die kleinen Sperlinge und Amſeln gelehrt hat.

Ja, aber Jonas — ſagte Cynthy beſtürzt.

Und ich ſah ein paar Tage nachher einen Engländer mit einer Schwindelfliege an ſeiner Angelſchnur die armen, kleinen, einfältigen Fiſche zum Narren haben, daß ſie einen Haken verſchluckten, der auch nicht die Spur von einem echten Köder an ſich hatte. Und ich ſagte zu mir, was doch das menſchliche Herz für ein verſchlagnes Ding iſt!

Ei Tauſend, Jonas, du würdeſt ja einen Prediger abgeben! ſagte Cynthy Ann, ergriffen von der Kraft ſeiner Äußerungen und innerlich entſchloſſen, nie wieder eine Vogelſcheuche aufzuſtellen.

Nicht sehr, meine Liebe. Aber dann, siehst du, mache ich Unterschiede. Wenn ich einen Wolf sehen sollte, der im Begriffe wäre, ein Lamm zu verschlingen, was würde ich thun? Je nun, ich würde ihn mit dem ersten besten, was ich finden könnte, erschrecken und verscheuchen. Würdest du das nicht auch, Herzchen?

Ei natürlich! sagte Cynthy Ann.

Und so machte ich mir denn, als ich diesen Humphreys wie einen Wolf oder Tiger oder Panther darüber hersah, ganze Vermögen zu verschlucken und August zu beißen, eine Vogelscheuche von Worten zurecht, die wie ein alter Hut und Rock auf einem Pfahl aussah, und trieb ihn weg. Habe ich irgendwelchen Schaden damit angerichtet, meine Liebe?

Nun nein, Jonas, ich glaube wirklich, am Ende nicht.

Ob die Verteidigung Jonas' gut war oder nicht, kann ich nicht sagen; denn ich weiß es nicht. Aber er hat Anspruch auf das, was Gutes davon kam.

Neununddreißigstes Kapitel.

Jonas appellirt.

Jonas hatte auf die nächste Quartalversammlung gewartet, um seine Berufung vom Urteilsspruche Pastor Halls beim vorsitzenden Ältesten anzubringen. Diese Quartalversammlung des Kreises wurde im Städtchen Brayville abgehalten, und es mußten auf dem Fußboden Betten für die Gäste aufgeschlagen werden, welche den Ort anfüllten. Jeder besuchende Methodist hatte ein Recht auf Unterkunft und Bewirtung, und jeder dort wohnende Methodist öffnete seine Thüren weit, denn die Leute im Westen sind sehr gastfrei und geben in einer reichlichen Weise, wie sie auf der östlichen Seite der Berge nicht bekannt ist. Wer das nicht erfahren hat, begreift den Reiz einer Quartalversammlung nicht. Die Begegnung mit alten Freunden, das gesellige Leben — alles ist nahezu himmlisch. Und dann das Absingen der alten methodistischen Lieder wie folgendes:

O, welch eine Wonne,
Wonne, Wonne!
O, welch eine Wonne,
Nie mehr zu trennen sich!

Oder jener andre feierlich-schöne Refrain:

Gewiß, die Schnitterzeit kommt bald,
Die Ernt' und Engelsjubel schallt.

Und wer will die Wonne einer Mutter beschreiben, wenn ihr ungeratener Sohn „die Waffen seiner Empörung niederlegte" und „gründlich sich bekehrte." Mögen die, welchen es beliebt, die Nase darüber rümpfen, aber die moralischen Wunder, die bei methodistischen Seelenerweckungen zustande gebracht werden, sind erstaunlicher, als irgend eine Blindenheilung oder eine Totenerweckung sein könnte.

Jonas stellte sich, seinem Versprechen getreu, im Städtchen ein, sprach bei dem Ältesten an dem Orte, wo er sich aufhielt, vor und bat ihn um ein Privatgespräch. Er fand den alten Herrn, wie er gerade mit seiner schönen Stimme den Vers sang:

Auf, Brüder, zur Reis'
In des Jahres Kreis!
Von neuem vereint
Laßt wandern uns fort, bis der Herr uns erscheint.
Seinen heiligen Willen
Laßt uns fröhlich erfüllen
Und wachsen am Geist
Durch Dulden, das Hoffnung und Liebe uns heißt.

Als er den Vers ausgesungen hatte, öffnete er seine halbgeschlossenen Augen und sah Jonas an der Thür stehen.

Herr vorsitzender Ältester, sagte Jonas, indem er vergeblich versuchte, mit einiger Ernsthaftigkeit und Verehrung zu sprechen, ich komme, um mir Ihre Einwilligung zur Verheiratung mit einer von Ihrer Herde zu erbitten. Es ist das beste Lamm, das Sie in der ganzen Herde haben.

Ei der Tausend, Herr Harrison, sagte Vater Williams, der alte Älteste, lachend, ich habe ja gar kein Recht zu bewilligen oder zu verbieten. Fragen Sie doch die Dame selbst.

Die Dame fragen! erwiederte Jonas. Hab' ich das doch schon gethan. Und hat Herr Goshorn nicht der Dame unter Androhung der vorgeschriebenen Strafen und Bußen verboten, mich zu heiraten, und hat nicht Herr Hall unter Goshorns Verbot sein Siegel gesetzt? Und ich sagte zu ihr, Cynthy, sagte ich, ich werde über diese Lebensfrage keinen geringern als einen Ältesten oder einen Bischof entscheiden lassen. Wenn ich ein Schaf haben will, so gehe ich nicht zum Schafknechte, sondern zum Oberhirten, und so habe ich diese Appellation auf Grund eines habeas corpus oder wie man's nennen will, bei Ihnen eingereicht.

Der vorsitzende Älteste lachte wieder und sah sich Jonas genau an. Dann ging er nach der Thür und rief den Kreisprediger, Herrn Hall, und den Klassenführer, Herrn Goshorn, herein, die sich beide zufällig in der nächsten Stube befanden und in hitziger Weise mit einem Bruder disputirten, welcher ein wenig vom Millerismus angesteckt war.

Was ist das, wenn Herr Harrison mir sagt, Sie hätten ihm in seiner Sache die Trauung verweigert?

Er ist ein Newlight, sagte Bruder Hall, indem er seinen Abscheu in seinem Gesichte zeigte, und es schien mir, daß die Verheiratung einer Methodistin mit einem Newlight eine Sünde wäre — eine unpassende Zusammenschmiedung mit einem Ungläubigen. Sie wissen ja, Vater Williams, daß die Newlights Arianer sind.

Der alte Mann schien sich hierüber noch mehr als vorher zu ergötzen. Indem er sich an Jonas wandte, fragte er ihn, ob er ein Arianer wäre.

So viel ich weiß, bin ich keiner, mein ehrwürdiger Freund. Ich mag diese Krankheit gekriegt haben als ich die Masern hatte, oder auch als ein kleines Kind ein Arianer gewesen sein, oder vielleicht bin ich ein Arianer mütterlicherseits, wissen Sie; aber da ich nicht weiß, wer oder was es ist, so bin ich durchaus nicht verantwortlich dafür — nicht verantwortlicher als Bruder Goshorn dafür ist, daß er eine so demütige Miene hat. Aber ich nehme an, daß Arianer einer von den anmutigen Namen ist, deren ihr euch bedient, wenn ihr mit den Newlightpredigern christliche Gespräche führt, wo ihr euch gegenseitig toll macht. Ich bin einer von denen, welche gerades Wegs zum Himmel wollen und niemals stillstehen, um mit Steinen nach den Methodisten, den Presbyterianern

und andern irregeleiteten Menschenkindern zu werfen. Sie mögen in Rüstwagen hinfahren oder mit dem Flach- oder Kielboot, ich gehe mit dem schnellsegelnden, palastähnlichen Postdampfer Newlight und fahre da auf keiner Konkurrenzlinie und lasse auch nicht meinen Kessel zerplatzen, um eher als meine Nachbarn in den himmlischen Hafen zu gelangen.

Bruder Goshorn sah beleidigt aus. Bruder Hall nahm Ärgernis an dem leichfertigen Tone, in welchem Jonas redete. Aber der alte vorsitzende Älteste, der einen guten gesunden Menschenverstand und ein gleich gut ausgebildetes Gefühl für das Komische besaß, konnte trotz aller Mühe, die er sich gab, sich des Lachens zu enthalten, kein ernsthaftes Gesicht bewahren.

Sind Sie ein Ungläubiger? fragte er.

Ich weiß nicht, was Sie unter einem Ungläubigen verstehen. Ich glaube an Gott und Christus und halte den Sonntag und den vierten Juli heilig, aber ich glaube nicht an den ganzen Unsinn Bruder Goshorns über das Tragen von Schleiern und künstlichen Blumen.

Gut, sagte Bruder Hall, würden Sie versuchen, Ihre Frau zu bewegen, sich in einer Weise zu kleiden, die sich für eine Methodistin nicht schickt?

Um alles in der Welt nicht. Wenn ich die Waare kriege, die ich will, so kümmerts mich nicht, in was sie eingewickelt ist, ob in Kattun oder Bombasin.

Könnten Sie nicht selber der Methodistenkirche beitreten und Ihrer Frau Gesellschaft leisten? Es war Bruder Goshorn, welcher diese Frage that.

Ob ich das nicht könnte? Ich glaube, ich könnte es, wenn ich nicht höher von der Religion dächte als gewisse andre Leute. Ich könnte der methodistischen Kirche beitreten und es aushalten, wenn alle Leute sagten, ich wäre beigetreten, um meine Frau zu bekommen. Das mag Gott dienen heißen, aber ich kann das Wie nicht sehen. Und dann, wie lange würden Sie mich behalten? Das erstemal schon, wo ich in einer Klassenversammlung meine Platzbüchse abfeuerte und Sie die Rehposten und den Eichhörnchenschrot und das gehackte Blei und alles andre miteinander herumprasseln hörten, würden Sie sagen, ich triebe Possen mit dem Evangelium. Ich glaube, es steckt kein Methodist in mir. Ich bin kurios ausgedrechselt, wissen Sie, und krumm und kraus zugestutzt.

Liegt irgend etwas gegen Herrn Harrison vor, Bruder Goshorn? fragte der vorsitzende Älteste.

Er ist ein Newlight, antwortete Herr Goshorn in einem Tone, der seine Überzeugung kundgab, daß es genüge, ein Newlight zu sein.

Ist er rechtschaffen und fleißig?

Ich hörte niemals was gegen ihn.

Nun, dann geht meine Ansicht dahin, daß jedes Mitglied Ihrer Klasse besser thun würde, einen guten, getreuen, rechtschaffenen Newlight zu heiraten als sich mit einem Methodisten trauen zu lassen, der knorrig wie ein Hickorybaum ist.

Jonas stand auf wie einer, der von Sinnen ist und fuhr zur Thür hinaus und quer über die Straße. Im Augenblicke kam er wieder zurück und brachte im Triumph Cynthy herein.

Nun sagen Sie die Worte noch einmal, bat er den vorsitzenden Ältesten.

Schwester Cynthy Ann, fragte Vater Williams, lieben Sie den Bruder Harrison wirklich?

Ich — ich weiß nicht, ob es recht ist, unsre sündigen Herzen an die Dinge dieser vergänglichen Welt zu hängen. Aber ich fürchte, daß ich mehr von ihm

halte, als ich sollte. Er hat ein so gutes Herz, als ich je eins gesehen habe. Aber Bruder Goshorn meinte, ich dürfte ihn nicht heiraten, weil er ein Ungläubiger wäre.

Aber ich bin ja keiner, sagte Jonas. Ich glaube an die Bibel und alles, was darin steht, und nebenbei an Cynthy Ann und ihre gute methodistische Religion.

Ich denke, Sie können alle Ihre Bedenken aufgeben und Herrn Harrison heiraten, ihn lieben und glücklich sein, sagte der vorsitzende Älteste. Fürchten Sie sich nicht, glücklich zu werden, meine Tochter. Sie werden einmal im Himmel in guter Gesellschaft glücklich sein, und es kann nichts schaden, wenn Sie sich schon auf Erden daran gewöhnen.

Ich sagte dir doch, ich würde einen Mann finden, der Salz genug hätte, seine Religion wohlschmeckend zu erhalten. Und Vater Williams, Sie müssen uns trauen, sobald Cynthy Ann bereit ist, sagte Jonas außer sich vor Behagen.

Und für einen Augenblick wich der Ausdruck zu stark gespannter Bedenklichkeit von Cynthy Anns Gesicht, und ein eigentümliches seliges Licht strahlte aus ihren Augen.

Und die Zeit der Trauung wurde auf der Stelle festgesetzt.

Bruder Hall war ein wenig verwundert, und Bruder Goshorn machte ein langes Gesicht und sagte, er wüßte nicht, was aus dem guten Methodismus von altem Schrot und Korn und aus den Regeln der Kirchenzucht werden sollte, wenn die vorsitzenden Ältesten in solcher Weise redeten. Darüber ginge die Kirche zu Grunde.

Vierzigstes Kapitel.

Der Verkauf der Farmen.

Die Flucht des Habichts dämpfte den Eifer derer, die nach Zeichen am Himmel droben und auf der Erde hiennieden ausschauten, nicht lange. Ich habe einen Schulmeister mit der Gerte in der Hand dastehen und einem halsstarrigen Knaben eine bestimmte Anzahl von Minuten zum Pariren geben sehen. Der Knabe, der sich vor keiner noch so scharfen Strafe gebeugt hätte, wurde durch das furchtbare Warten unterwürfig. Wir haben alle die alte Schulbuchgeschichte von dem Zuchtmeister gelesen, der auf demselben Wege eine Rotte von Verbrechern zähmte. Der Millerismus bewirkte ähnliches. Der feste Glaube derer, welche die Botschaft vom jüngsten Tage für wahr hielten, übte eine starke Wirkung auf andre, und das furchtbare Herannahen der festgesetzten Zeit Tag auf Tag hatte in manchen Gegenden eine geradezu grauenvolle Wirkung. Ein hervorragender Geistlicher, der zu dieser Zeit Pastor in Boston war, hat mir erzählt, daß der Sauerteig des Adventismus damals alle religiösen Genossenschaften durchdrungen habe, und daß er selbst sich des unheimlichen Gefühls, daß eine Katastrophe zu erwarten sei, des Eindrucks, daß all dies erwartungsvolle Wesen der Leute etwas zu bedeuten haben müsse, nicht habe entschlagen können. Wenn das in Boston der Fall war, so stelle man sich die Wirkung in einer Landgemeinde, wie die von Clark Township war, vor. Andrew, ein Zweifler, obwohl ein Schwärmer, war beinahe der einzige, welcher der Ansteckung entging. Jonas würde, wenn der Tag des Weltuntergangs gekommen wäre, sich mit derselben

offenherzigen Respektlosigkeit geäußert haben wie zu allen Zeiten; aber selbst Jonas war zu dem Schlusse gediehen, daß etwas passiren würde oder etwas andres. August war mit der Empfänglichkeit junger Leute für starke Eindrücke voll Grauen bei dem Gedanken, daß der jüngste Tag herannahe, und Julia nahm dies als ausgemacht hin.

Es ist eine gute Einrichtung, daß die unsichtbare Welt so vollständig von der unsern abgeschlossen ist. Die Wirkung einer zu lebendigen Vorstellung von ihr ist nie gesund. Es war verhängnisvoll im Mittelalter, und die Hellseherei und Geisterklopferei würden große Übel für die Welt sein, wenn es nicht so eingerichtet wäre, daß die Geister selbst der gescheidtesten Leute, wenn sie ihren Körper verlieren, zugleich ihren Verstand einbüßen. Es ist gut, daß es so ist; denn wenn z. B. Washington Irving einem Medium Berichte über die jenseitige Welt in einem Stile diktirte, wie der ist, der in seinem „Klein-Britannien" herrscht, so würden wir alles Interesse an dieser untern Sphäre verlieren, und kein Mensch würde unsre Romane kaufen.

Dieses Fieber der Erwartung ließ auch in Samuel Anderson den Entschluß fortbestehen, seine Farmen für einen geringen Preis zu verkaufen und damit Zeugnis gegenüber den Ungläubigen abzulegen. Er fand, daß er seine Ausgaben bis zum elften August mit fünfzig Dollars bestreiten könne, und so wurde der Preis so hoch festgesetzt.

Sobald Andrew hiervon hörte, arrangirte er's insgeheim mit Jonas, daß dieser das Gut kaufen sollte; aber Frau Anderson weigerte sich aufs äußerste. Sie sagte, sie durchschaue die ganze Sache. Jonas wäre nur einer von den Fingern Andrews. Andrew herrschte wie eine Art König in Clark Township, und Jonas war der Hofnarr des Königs. Sie wollte nicht, daß irgend etwas von ihrem Vermögen der Clique in die Hände gespielt werde, welche sie ihres Eigentums und ihrer Tochter zu berauben bemüht wäre. Selbst zwei Wochen lang sollten diese Leute nicht Besitzer ihres Hauses sein.

Ehe diese Rede beendigt war, trat Bob Walker durch die Thür. Bob war hochgewachsen, von krummer Haltung, gutmütig und ganz verzweifelt arm. Mit zehn Kindern unter zwölf Jahren, mit einer unverbesserlichen Neigung zum Bummeln und zum Erzählen spaßiger Geschichtchen, hatte Bob gar keine Aussicht, seine Lage zu verbessern. Man kann rechtschaffen oder träge und doch reich sein, wenn man aber rechtschaffen und träge ist, so ist man verloren. Bob wohnte in einer Blockhütte auf der Andersonschen Farm und verrichtete, wenn Samuel ihn nicht gemietet hat, hier und da Tagelöhnerarbeit, wobei er immer auf einer klapperdürren Stute nach seiner Arbeit und dann wieder heimritt. Diese Mähre lieferte dem ganzen County Stoff zum Lachen. Bob ritt immer auf ihrem bloßen Rücken, und zwar aus dem sehr guten Grunde, weil er weder einen Sattel noch ein Schaffell besaß.

Herr Anderson, sagte Bob, indem er an der Thüre stehen blieb und versuchte, die chronische Gekrümmtheit seines Rückens gerade zu richten, ich möchte Ihr Gut kaufen.

Wenn Bob gesagt hätte, er erwarte zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt zu werden, so hätte das Samuel Anderson nicht mehr überraschen können.

Ja ja, Sie machen ein erstauntes Gesicht, aber die Leute wissen nicht alles. Ich glaube, ich verstehe ein Sümmchen zurückzulegen. Aber ich konnte nie genug zusammenkriegen, um mir ein ordentlich Fleckchen Kartoffelland zu kaufen. So sag' ich denn diesen Morgen zu meiner Alten, Jane, sag' ich zu ihr, wollen

uns ein Stück Land anschaffen. Wollen Herrn Anderson sein Gut kaufen und ein paar Tage sehen, wie's thut, wenn eins reich ist. Brennt alles zusammen, sag' ich, so laß es in Gottes Namen brennen. Wir haben uns verteufelt schlecht befunden, wollen jetzt mal sehen, wie es geht, wenn man eine Weile zwei Farmen besitzt. Und so dachten wir, wir wollten lieber die Farmen für zwei Wochen haben als ein bischen Geld in einem alten Strumpfe.

Hier warf Jonas ein, daß er nicht einsehen könne, warum sie nicht ebensogut an ihn verkaufen könnten als an Bob Walker. Cynthy Ann habe Jahre lang für Frau Anderson gearbeitet, und er und Cynthy stünden im Begriffe, bald Mann und Frau zu werden. Warum nicht an sie verkaufen?

Weil an Sie verkaufen an Andrew verkaufen heißt, sagte Frau Abigail in abschließender Weise.

Und so bekam denn Bob die Farmen und sollte dieselben am vierzehnten August beziehen, sodaß dem Tage des Untergangs noch drei Gnadentage beigegeben wurden. Und Bob ritt im County herum und that sich dick, daß er jetzt so reich wie irgend jemand in Clark Township wäre. Und Jonas erklärte, wenn der jüngste Tag im Monat August käme, so würde Frau Abigail ein paar unberichtigte Rechnungen gegen sich finden, weil sie den Bruder betrügerischerweise um sein Erbteil gebracht habe. Und Clark Township war der gleichen Ansicht.

August war ganz und gar zufrieden, daß eins von den Dingen, die ihn Julien zu heiraten verhinderten, beseitigt war. Wenn es sich erwiesen, daß Andrew recht habe, wenn er meine, die Welt würde die Mitte des August überdauern, so würde, dachte er, nichts unehrenhaftes darin liegen, wenn er ein Mädchen heirate, die nichts zu opfern habe.

Andrew dagegen machte nach seiner Gewohnheit seinem Verdruße durch einige auf das ganze Menschengeschlecht abzielende bittere Bemerkungen Luft, obwohl er jetzt geneigt war, Ausnahme zu Gunsten mehrerer Leute zu machen, unter denen Julia die erste war. Sie war ein Weib von altem Schrot und Korn, sagte er, berechtigt, neben Chaucers Griseldis herzugehen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der jüngste Tag und was sich an ihm ereignete.

Die religiöse Erregtheit erreichte ihren Kulminationspunkt am zehnten und elften August. Einige machten sich Himmelfahrtsgewänder. Überall war die Arbeit unterbrochen. Die Gottlosen, welche nicht geneigt waren, dem panischen Schrecken bei sich Eingang zu gestatten, zeigten, daß er gleichwohl auf sie wirke, durch tieferes Hineinsehen ins Whiskyglas und durch freches, rücksichtsloses Auftreten, das ihre Befürchtungen verbergen sollte. Mit Blechtrompeten versehen, geberdeten sie sich ruchlos als Engel, welche Posaunen bliesen. Bei ihren Trinkgelagen ahmten sie die Versammlungen der Milleriten nach und lernten die Beweise Herrn Hankins auswendig.

Die Sonne des elften August ging in aller Herrlichkeit auf. Die Leute wiesen zitternd auf sie und sagten, sie werde nicht wieder aufgehen. Bald nach Sonnenaufgang erschienen dunkelrote Wolken, die sich über und unter ihr hinlagerten, und der Schrecken des Volkes faßte diese Erscheinung als ein Zeichen

auf. Aber die Sonne stieg am Himmel hinauf mit versengender Glut, welche zeigte, daß wenigstens ihre Leucht- und Hitzkraft noch unversehrt vorhanden war. Die Leute sagten: Siehe, der Beginn der furchtbaren Hitze, welche die Elemente zerschmelzen soll. Die Nacht kam herein, und jeder „fallende Stern" war wieder ein Zeichen des Endes der Welt. Es gab, wie zu dieser Jahreszeit gewöhnlich, viele Meteore, und die einfältigen Landleute waren überzeugt, daß die Sterne vom Himmel fielen.

Ein großer, kahler Hügel, der auf den Ohio hinabblickte, sollte der Himmelfahrtsberg sein. Hier sammelte sich die Herde des Elder Hankins mit jener behaglichen Zuversicht, die Auserwählten zu sein, welche nur eine engherzige Bigotterie erzeugen kann. Und hier kamen andre von allen religiösen Genossenschaften und trösteten sich damit, daß sie ebensogut daran wären, wenn sie Christen wären, als wenn sie all dieses Getöse wegen des tausendjährigen Reiches gemacht hätten. Hier war auch August, jetzt fast vollständig genesen, und stimmte mit den übrigen in den Gesang der schönen und begeisternden Lieder der Adventisten ein. Sein deutsches Herz ließ ihn nicht still bleiben, wo Gesang erschallte, und jetzt, in seiner Dankbarkeit wegen der wiedergefundenen Gesundheit, war er der Musik mehr zugeneigt als je vorher. So sang er herzhaft und aufrichtig das Lied mit, welches mit dem Verse beginnt:

Soll Simon denn sein Kreuz nur ha'n
Und alle Welt gehn frei?
Nein, bringt ein Kreuz für jedermann
Und auch für mich herbei.
Ich trage das geweihte Kreuz,
Bis ich von ihm befreit;
Dann geh' ich heim, wo Christi Huld
Mir eine Krone beut.
Ja, eine Kron' im Himmel blieb,
Erkauft von unsers Heilands Lieb,
Die rechte Krone heut.

Als die Versammelten zu den Zeilen kamen:

Die Heiligen hörten den Mitternachtsruf:
Auf! ihm entgegenschwebt!

konnte weder August noch irgend ein andrer der Ansteckung mit dem tiefempfundenen und furchtbaren Glauben an das unmittelbar bevorstehende Eintreten des Weltunterganges gut widerstehen, welches die sich drängende Volksmasse erfüllte. Starke Männer und Frauen weinten und jauchzten vor Aufregung.

Dann hielt Elder Hankins eine kleine Ermahnungsrede. Er sagte, die Zeit sei kurz, aber die Herzen der Menschen seien hart. Wie in den Tagen der Sündflut heirateten sie und würden verheiratet. Keine halbe Meile von hier fände in diesem Augenblick eine Hochzeit statt, und ein Mann, der sich einen Geistlichen nenne, wäre nicht imstande, die Zeichen der Zeit zu erkennen, sondern vollzöge eine Trauung.

Diese Anspielung ging auf die Heirat von Jonas, welche diesen Abend in der Burg stattfinden sollte. Frau Anderson hatte sich geweigert, „solchen gottlosen Unsinn" in ihrem Hause zu dulden, und da Cynthy keine Heimat hatte, hatte Andrew seine Burg dazu hergegeben, teils um Jonas einen Gefallen zu thun, teils aus gewohnheitsmäßiger Opposition gegen Abigail, vor allem aber, um seine Verachtung vor dem Adventismus kundzugeben.

Frau Anderson war in einem Zustande vollständiger Verklärung. Sie hatte nach Norman gesandt, um ihn für das jüngste Gericht bereit zu machen, und Norman, der nicht die geringste Anlage zu echter Religiosität hatte, war doch ein Feigling und that in bedingter Weise Buße, wobei nicht gemeint war, daß die damit verbundene Besserung Bestand haben sollte, wenn die Zahlen des Elder Hankins nicht zutreffen sollten. Es war eine solche Buße und Besserung, wie sie schon mancher gezeigt hat, als er auf seinem Totenbette zu liegen meinte. Erinnere ich mich doch, wie ein von panischem Schrecken ergriffener Mann von einem Nervenfieber und mir bekehrt wurde, der, sobald er nur wieder Hafergrützschleim zu sich zu nehmen begann, laut über den Gedanken lachte, „ein solcher Narr gewesen zu sein, nach dem Prediger zu schicken."

Nun geschah es, daß Frau Anderson in ihrer Freude über die Bekehrung Normans, ihrem Entzücken darüber, daß die Welt nun untergehen und sie auf der siegreichen Seite sein werde, und im Vorgenuß des Vergnügens, welches sie selbst droben im Himmel empfinden würde, zu ihren ungläubigen Freunden sagen zu können: Habe es euch doch gesagt, ganz und gar Julien vergaß. In der That verfiel sie aus einem Anfall religiöser Starrsucht in den andern, versank in Verzückung oder wurde von dem Etwas zu Boden geworfen, was man damals geheimnisvoll „die Macht" nannte. Jedenfalls ließ sie in ihrer Wachsamkeit in Betreff ihrer Tochter nach; denn es waren ja nur noch drei Stunden Zeit übrig, und sie fühlte, daß sie das Ziel bereits erreicht und ihren Willen bis zum letzten Momente durchgesetzt habe. Eine seltsame Befriedigung für eine Heilige.

Die vernachlässigte Julia flutete naturgemäß nach dem äußern Rande der brandenden Menge hin, und sie und August trieben sich unausweichbar entgegen und trafen sich endlich.

Wollen hingehen und zusehen, wie Jonas getraut wird, sagte August. Es geschieht nichts unrechtes damit. Gott kann uns, wenn wir seine Kinder sind, von einem andern Orte ebensogut in den Himmel nehmen wie von diesem hier.

In der That, Julia war ermüdet und verwirrt, um nicht zu sagen angenebelt von den eigentümlichen religiösen Übungen ihrer Mutter, und so entschlüpfte sie recht gern mit August nach der Burg und der Hochzeit ihrer getreuen Freunde.

Andrew hatte in seiner skeptischen und spöttischen Stimmung seine Burg so blumig und festlich herausgeputzt als möglich. Die Hochzeit fand im untern Stockwerke statt, aber die Bibliothek war erleuchtet, und die Adventisten, welche ihr Weg nach dem Stelldichein vorüberführte, nahmen dies als eine neue buchstäbliche Erfüllung der Weissagung hin und sagten: Siehe da, Heiraten und Verheiraten wie in den Tagen Noahs!

August und Julia waren in zu ernster, zu feierlicher Stimmung, um auf ihrem Wege nach der Burg viel zu reden. Aber in diesen letzten Stunden einer gealterten und zum Absterben bereiten Welt hingen sie nur um so fester aneinander. Für keins von beiden konnte es ohne das andre einen Himmel oder ein tausendjähriges Reich geben. Indem sie einander liebten, liebten sie umsomehr Gott, und die Liebe schloß alle Furcht aus. War dies der jüngste Tag, so wollten sie ihm vereint ins Antlitz blicken, und war es der Beginn eines neuen Lebens, so wollten sie sich vereint seiner erfreuen. Beim Anblicke jedes herabschießenden Meteors hing sich Julia fast krampfhaft an August.

Als sie in die Burg traten, waren Jonas und Cynthy bereits vor dem vorsitzenden Ältesten aufgestanden, und er war im Begriffe, mit der Trauung

zu beginnen. Cynthy gab ihr Gefühl für das Feierliche einer Trauung in einem Augenblicke so furchtbarer Erwartung kund, vielleicht aber quälte sie sich mit der Furcht, daß soviel Seligkeit außerhalb des Himmels nur durch Begehung einer schweren Sünde zu erreichen sei. Aber wie die meisten Menschen, deren Gewissen stärker als ihr Verstand ist, fand sie einen großen Trost darin, daß sie zur kirchlichen Autorität ihre Zuflucht nahm. Von einem vorsitzenden Ältesten getraut zu werden, war das nächstbeste nach einer Trauung durch einen Bischof.

Welche Furcht auch die andern vor dem rasch herankommenden Gerichte haben mochten, der alte gutherzige Älteste war ruhig. Gesunder Menschenverstand, ein reines Gewissen und ein kindlicher Glaube leuchteten auf seinem Antlitz, und da er sich bemühte, stets bereit zum Abscheiden zu sein, und seine Betrachtungen ihm die Dinge jenes Lebens immer gegenwärtig hielten, würde sein Puls kaum schneller geschlagen haben, wenn er geglaubt hätte, die Posaune des Erzengels würde noch vor Ablauf einer Stunde erschallen. Er empfand weder die verhaltene Furcht, die das Gesicht Cynthys verriet, noch die starke skeptische Opposition Andrews, dessen Miene sich zuletzt beinahe in eine höhnische Grimasse verwandelt hatte.

Wollen Sie dieses Weib zu ihrer rechten und gesetzmäßigen Ehefrau nehmen —

Bevor der Älteste ausreden konnte, polterte Jonas heraus: Sie thäten besser, das ohne weiteres zu glauben, mein Freund.

Und dann, als der alte Mann lächelte und seine Frage mit den Worten vollendete: So lange Sie beide leben werden? antwortete Jonas hastig: Bis zum Tode oder zum Tage des jüngsten Gerichts, ob es heute oder später kommt.

Und Cynthy Ann antwortete demütig aus dem Grunde ihres beängstigten, aber nur zu glücklichen Herzens, und der alte Mann gab ihnen seinen Segen in einer apostolischen Weise, welche die Bedenken Cynthy Anns völlig beseitigte und den strengen Ausdruck ihres Gesichts glättete, sodaß sie beinahe lächelte, als Jonas sagte: Na, jetzt wäre es geschehen, und nun kann es durch alle Goshorns innerhalb der Christenheit oder in der ganzen Welt nicht wieder ungeschehen gemacht werden!

Und dann sprach der alte Gentleman — denn er war ein Gentleman, obwohl er immer ein schlichter Mann des Hinterwaldes gewesen war — von der herrschenden Aufregung und sagte, das beste wäre, immer bereit zu sein — bereit zu leben; da würde man auch immer bereit sein für Tod und Gericht. Allerdings könnte noch in dieser selben Nacht das Ende kommen, aber es wäre nicht das beste, sich darüber Gedanken zu machen. Und er lächelte und sagte, das kümmere ihn nicht, Gott sei der Lenker und Regierer des Alls, er habe nur zu sorgen, daß er als getreuer Knecht erfunden werde, der seine Pflicht und Schuldigkeit gethan habe. Dann aber würde es, wenn der Tod oder das Gericht käme, nur sein, als ob man durch eine Thür aus einem Leben in ein andres einträte.

Während der Alte sich zum Abschiednehmen anschickte, schlüpften Julia und August hinweg, indem sie fürchteten, Juliens Abwesenheit würde oben auf dem Berge entdeckt werden. Und der Friede auf dem Antlitz des Ältesten hatte sich ihren Seelen mitgeteilt, und sie empfanden den Wunsch, ebenfalls feierlich für Mann und Weib erklärt zu werden mit der gleichen schönen Einsegnung ihrer Vereinigung.

Digitized by Google

Ich habe keine große Angst vor dem Tage des Gerichts oder dem tausendjährigen Reiche, sagte August. Als ich dem Tode so nahe war, wollte ich zufrieden sterben, nachdem du meine Lippen geküßt hattest. Aber jetzt, wo es scheint, als ob wir den letzten Tagen der Welt nahe gekommen wären, möchte ich, daß ich mit dir verheiratet wäre. Ich weiß nicht, wie es im neuen Himmel und auf der neuen Erde sein wird. Aber ich wollte, du wärst dort meine Frau oder ich hätte dich hier auf Erden zur Frau, wenn auch nur auf eine Stunde.

Und nun machte er ihr den Vorschlag, sich mit ihm in der letzten Stunde der Welt trauen zu lassen. Sie begingen, sagte er, damit kein Unrecht. Ihre Mutter könnte davon keinen Anfall ihrer Herzkrankheit bekommen; denn sie würde es nicht eher erfahren, als bis sie in dem Lande wäre, wo es weder Heiraten noch Krankheit gäbe. Julia vermochte unter diesen Umständen in ihrem Ungehorsam keine Sünde zu erblicken. Sie wünschte ja so lebhaft, in das neue Jerusalem als das angetraute Weib Augusts, des „erhabenen," einzugehen, wie sie ihn zärtlich nannte.

Und so wandelten sie in der Stille dieser unheimlichen Nacht zurück nach Andrews Burg und fanden den ehrwürdigen Prediger mit den Satteltaschen an seinem Arme bereit, sein Pferd zu besteigen; denn der vorsitzende Älteste jener Tage hatte keine müßige Zeit. Jonas und Cynthy Ann standen bei ihm und sagten ihm Lebewohl. Und der alte Mann äußerte nochmals, wenn wir bereit wären, so würde es nur sein, als ob wir durch eine Thür aus einem Leben in ein andres träte. Aber er hielt es für ganz so falsch, zum Himmel aufzublicken, um zu sehen, ob Christus wiederkomme, als es gewesen, ihm nachzublicken, als er von hinnen gefahren sei. Selbst Jonas sprach mit etwas sanfterer Stimme bei dem immer gegenwärtigen Gedanken an die Herankunft der feierlichen Mitternachtsstunde des elften August. Alle waren überrascht über die Zurückkunft der beiden jungen Leute.

Vater Williams, sagte August, wir haben es uns überlegt. Wir möchten gern als Mann und Frau in das neue Jerusalem eintreten. Wollen Sie uns trauen?

Ein verständiger Junge bis zum letzten Augenblick! schrie Jonas.

Nach den Gesetzen dieses Staates, sagte Herr Williams, können Sie nicht getraut werden ohne einen Erlaubnisschein vom Sekretär des Countys. Haben Sie einen solchen Schein?

Nein, erwiederte August kleinlaut.

Gerade in diesem Momente kam Andrew herbei und erkundigte sich, um was das Gespräch sich drehe.

Je nun, Onkel Andrew, versetzte Julia hastig, August und ich, wir wollten, daß die Welt nicht ein Ende nähme, bevor wir Mann und Frau wären. Und wir haben keinen Erlaubnisschein, und August könnte nicht sieben Meilen weit und wieder zurückgehen und einen Schein holen, ehe es Mitternacht wird. Wenn wir das Ende der Welt nicht für so nahe hielten, so würde ich mich schämen, es zu sagen, wie sehr ich verheiratet zu sein wünsche. Aber ich werde, wenn ich unter den Engeln bin, stolz darauf sein, daß ich Augusts Frau war.

Du bist ein edles Mädchen, sagte Andrew. Kommt herein, und laßt uns zusehen, ob sich etwas thun läßt. Und er ging lächelnd voran.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Vorschläge zur technischen Durchführung der prozentualen Börsensteuer. Von Dr. Rob. Friedberg, Dozent an der Universität Leipzig. Jena, G. Fischer, 1882.

Diese kleine, aber wichtige Broschüre gehört zu den finanzpolitischen Arbeiten, welche mit Erfolg die Einwendungen der Repräsentanten der Börse gegen die prozentuale Börsensteuer bekämpfen. Des Verfassers praktische Vorschläge beweisen, daß diese Steuer sehr wohl durchführbar ist, wenn auch nicht vermittelst des Stempels. Er will die Errichtung einer Börseninstitution, durch welche sämmtliche Börsengeschäfte, seien sie Zeit-, seien sie Kassengeschäfte, durchzulaufen haben und bei welcher ihre Versteuerung erfolgt. Er trifft hierin fast genau zusammen mit dem Verfasser des im „Reichsboten" (1882, 141—146 und 168) veröffentlichten Aufsatzes „Die Börsenbesteuerung als soziale Frage," welcher ebenfalls die prozentuale Börsenbesteuerung verlangte und vielleicht nur insofern von ihm abweicht, als er anstatt der aus der Börse selbst hervorgehenden Organe der Kontrole die Einsetzung staatlicher Börsenämter fordert. Prinzipiell unterscheiden sich allerdings beide Arbeiten insofern, als die vorliegende Broschüre doch den Börsenumschlag möglichst wenig gehemmt sehen will, während jener Aufsatz eine Beschränkung des Börsenumschlags für eine soziale Notwendigkeit erklärt und gerade von diesem Gesichtspunkte aus einen ähnlichen Erhebungsmodus für die Börsensteuer ins Auge faßt, wie ihn der Verfasser der vorliegenden Broschüre vorschlägt. Jedenfalls bezeichnet die Broschüre einen neuen Fortschritt in der Erörterung einer Angelegenheit, deren Bedeutung weit hinausgeht über die enge Begrenzung, welche die Bezeichnung „Börsensteuer" anzudeuten scheint. Wir empfehlen daher ihre Lektüre allen, welche an der Gestaltung unsrer öffentlichen Dinge Anteil nehmen.

Vom atlantischen zum stillen Ozean. Von Friedrich Bodenstedt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1882.

Dies Buch ist der Erinnerung an eine neunmonatliche Reise gewidmet, welche Bodenstedt im Winter 1879 auf 1880 unternahm, und ist aus einer Reihe an Ort und Stelle entstandener Berichte zusammengestellt, die, wenn wir nicht irren, zuerst in der Zeitschrift „Über Land und Meer" veröffentlicht worden sind. In erster Linie wendet sich der Verfasser wohl an seine Freunde; bei ihnen darf er darauf rechnen, daß sie an seinen Lebensschicksalen, an dem Ungemach einer Reise in entfernte Länder, wie es auch dem Dichter nicht nicht erspart bleiben konnte, und an den reichen Lorbeeren, die er erntete, denjenigen Grad von Anteil nehmen, den das Buch bei seinen Lesern voraussetzt. Denn mit großer Gewissenhaftigkeit wird uns berichtet, wie der Reisende die See- und Eisenbahnfahrt überstand, wie er die Nacht ruhte, was er aß und wie es ihm bekam, wann er sich erkältete und wer ihn von seiner Krankheit heilte. Auch welchen Klang der Name des Mirza Schaffy jenseits des atlantischen Ozeans besitzt, schildert uns Bodenstedt mit rührender Gründlichkeit. Schon wie er in Hamburg im Alsterhotel seinen Namen ins Fremdenbuch einträgt, fragt der Portier sofort mit freudiger Überraschung: „Doch nicht etwa Friedrich?" Und ähnlich ergeht es ihm überall. Bis zum Gestade des stillen Ozeans gestaltet sich seine Reise zu einem wahren Triumphzuge. Depu-

tationen fahren ihm auf der Eisenbahn entgegen, andre erwarten ihn am Bahnhofe und geleiten ihn ins Hotel. Gastfreundlich nehmen ihn die angesehensten deutsch-amerikanischen Familien auf, in ihren Bibliotheken findet er seine sämmtlichen Werke, seine Lieder werden gesungen, Bankette ihm zu Ehren gegeben, bei denen er in Prosa und Versen angeredet wird, festliche Aufzüge und Illuminationen finden statt, die Zeitungen bringen sein Bild, seine Biographie und Gedichte von ihm und stören seine Ruhe durch Interviewer. Dies ungefähr der Inhalt des schön ausgestatteten Buches. Nebenbei ergreift der Dichter auch des öfteren die Gelegenheit, uns mit dem sozialen Leben in Nordamerika bekannt zu machen und vor allem die Stellung der Deutsch-Amerikaner zu schildern, die ihm eine so freundliche Aufnahme bereiteten.

Das Nibelungenlied. In der Oktave nachgedichtet von Dr. Adalbert Schroeter. Jena, Costenoble, 1882.

Was doch für närrische Bücher gedruckt werden! Verfällt da einer auf den kuriosen Gedanken, das ganze Nibelungenlied von der ersten bis zur letzten Strophe in Ottaverime umzudichten, setzt sich monatelang hin und führt es wirklich aus; jede einzelne Nibelungenstrophe zerrt er wie ein Stück Gummi in eine Stanze breit. Den Effekt kann sich jeder ausmalen; Scherzes halber vergleiche man gleich die erste Strophe des Originals:

Ez wuohs in Buregonden ein vil edel magedîn,
daz in allen landen niht schoeners mohte sîn,
Kriemhilt geheizen: diu wart ein schoene wîp.
dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp

mit der Schroeterschen Nachdichtung:

Bei den Burgonden, an dem Rheinesstrande,
Erblühte eine königliche Maid,
So lieb und hold, daß man in keinem Lande
Ein schöner Weib gefunden weit und breit.
Kriemhilde man die edle Jungfrau nannte.
So manchem Ritter wuchs sie auf zum Leid —
Denn daß die Herrliche er durfte grüßen,
Gar mancher mußt' es mit dem Leben büßen.

Die Geduld, mit der der Übersetzer seinen Vorsatz ausgeführt hat, hat sicherlich etwas rührendes. Wenn er sich auch um die Flickstücken, mit denen er in jedem Zeilenpaar hat nachhelfen müssen, um den Sinn des Originals über den gewählten größern Leisten schlagen zu können, keine grauen Haare hat wachsen lassen, wenn er auch hundertmal dieselben banalen Reimtrios wiederbringt, vor den häßlichsten Elisionen nicht zurückschreckt und nicht das geringste Bedenken trägt, einen Gedanken, der schlechterdings von einem Zeilenpaar umschlossen sein müßte, in die nächste halbe Zeile herüberzuziehen — immerhin ist es ein Stück Arbeit, hundert und aberhundert Strophen in dieser Weise breitzuklopfen, und man müßte aufrichtig die schöne Zeit bedauern, die an diese Arbeit gewendet worden ist, wenn man nicht sähe, daß die Sache dem Verfasser persönlich entschiedenes Vergnügen gemacht hat und daß ihm schließlich die Verse offenbar so glatt abgegangen sind wie einer gemütlich klappernden Dreschmaschine die Körner. Unbegreiflich ist es aber doch, wie sich ein Verleger finden kann, der das Ergebnis eines so überflüssigen Privatvergnügens druckt.

Idyllen, Elegien und Monologe von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta, 1882.

Aus diesem soeben erschienenen Buche stammt das prächtige Gedicht „Von Zeitschriften," das der Leser an der Spitze unsrer heutigen Nummer findet. Wir haben es ohne Umstände an diesen Platz gestellt gleich einem versifizirten Leitartikel, weil es ganz aus unserm Herzen heraus gedichtet ist und weil es in liebenswürdigster poetischer Form dasselbe ausspricht, was wir so oft in dürrer Prosa gesagt und noch viel öfter gedacht haben. Dennoch würde man sehr irren, wenn man nach dieser einen Probe den Inhalt von Roquettes neuester dichterischer Gabe beurteilen wollte. Zwar steht das Gedicht nicht allein in seiner Art; die Abteilung „Elegien und Monologe" bringt unter den Überschriften: „Reisepflichten," „Hanswursts Vorrede zu der ungeschriebenen Komödie Die Todenrichter," „Altmodisch" u. a. noch ähnliche Tendenzgedichte, in denen weitverbreitete Krankheiten und Narrheiten unsrer Zeit in ergötzlicher Weise bekämpft werden, und wir sind weit davon entfernt, dergleichen Zeitgedichte zu unterschätzen; im Gegenteil, wenn ein verehrter und gefeierter Liebling der Nation wie Roquette mit so olympischer Serenität die Schale seines Spottes ergießt über das thörichte Reisefieber, das Überwuchern der Oper, den ägyptischen und den altdeutschen Roman, den Wagnerhumbug, das Zeitschriftenunkraut, die Illustrirwut und dergleichen, so ist zu hoffen, daß doch der und jener, der bisher gedankenlos im Strome der Mode geschwommen, stutzig werden, nachdenken und sich am Ende gar zu dem „altmodischen" Dichter bekehren werde; ein einziges Gedicht dieser Art thut vielleicht bessere Wirkung als ein Dutzend galliger oder entrüsteter Zeitungsartikel, und deshalb sind wir Roquette auch für diese Spenden seiner Muse von Herzen dankbar. Aber den schöneren und erquickenderen Teil des vorliegenden Bändchens bilden doch die vorausgehenden „Idyllen," eine Reihe von Stimmungsbildern von echtester, lautester Poesie, die der Dichter in die verschiedensten Zeiträume und Menschenkreise verlegt, vom Hellenentum an durch das Mittelalter und die Zeit des Humanismus uns herabführend bis in unsre Tage, aus der altgriechischen Götter- oder Halbgötterwelt, dem Hain von Olympia und der Werkstatt des Praxiteles durch das Fischerdorf an sizilischem Strande und die deutsche Klosterschule in die gemütliche deutsche Kleinstadt, das einsame Försterhaus und die Sphäre des modernen Salons. Ein Name ist es, der beim Genusse dieser Dichtungen uns öfter auf die Lippen getreten: der Name Goethes; nicht nur die Situationen und die Gestalten, nicht nur die Meisterschaft, mit der das Lokal, die Szenerie, der Fortschritt der Handlung in rein monologischer oder dialogischer Form zur Darstellung kommt, selbst einzelne Wendungen gemahnen an „Alexis und Dora," den „Wandrer" u. a. Auch „Hermann und Dorothea" ist nicht ohne Einfluß gewesen: als die schönste Perle der ganzen Reihe ist uns das wonnige Idyll erschienen: „Kleine Fußtapfen." Welche Fülle von Poesie umspannt der enge Rahmen dieses Bildes!

Die antiken Versformen handhabt Roquette mit großer Freiheit und Mannichfaltigkeit, aber immer in echt künstlerischem Geiste. Seine Hexameter gut und fließend laut zu lesen, ist freilich keine ganz leichte Sache, auch für den geübten. Bisweilen wird man durch offenbare Druckfehler genarrt, an denen leider in dem so hübsch ausgestatteten Büchlein auch sonst kein Mangel ist.*)

*) S. 73 z. B. steht Peisippides (statt Pheidippides!), S. 80 zweimal Phillis neben Phyllis.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Aus dem engliſchen Parlamente.

In voriger Woche hat das engliſche Parlament ſeine Arbeiten wieder aufgenommen, um zunächſt an die Entſcheidung einer Frage zu gehen, welche alle Parteien als eine ſehr bedeutungsvolle anſehen, und welche das Unterhaus vorausſichtlich bis gegen Weihnachten beſchäftigen wird. Sie betrifft die Geſchäftsordnung dieſes Hauſes und iſt inſofern von hoher Wichtigkeit für das parlamentariſche Leben Englands und von Intereſſe auch für uns, als es ſich bei ihr darum handelt, ob die herkömmliche nahezu unbegrenzte Redefreiheit der Abgeordneten beſchränkt werden ſoll, und der Vorſchlag ſolcher Beſchränkung von einem liberalen Miniſterium ausgeht. Was wir meinen, ſind die von Gladſtone eingebrachten und vom Unterhauſe bis zum Mai dieſes Jahres erörterten „neuen Regeln des Verfahrens" (new rules of procedure) bei der Behandlung der parlamentariſchen Geſchäfte und namentlich die erſte derſelben, welche die Einführung deſſen empfiehlt, was man in Frankreich clôture und bei uns Schluß der Debatte nennt. Dieſe Maßregel war bisher in England ungebräuchlich, vielmehr ſtarb die Debatte hier, ſozuſagen, eines natürlichen Todes, d. h. man hörte eben auf zu reden, wenn man nicht mehr dazu geneigt war, man durfte mit oder ohne Grazie ins Unendliche weiterſprechen, wenn es einer Partei oder einem einzelnen Mitgliede beliebte.

Bisher verlangte die auf Herkommen beruhende, vom Sprecher gehandhabte Geſchäftsordnung ungefähr folgendes: Der Abgeordnete redet bei der Debatte — beiläufig von ſeinem Platze aus, ſtehend und den Hut auf dem Kopfe — zum Sprecher, alſo nicht zum Hauſe oder zu einer Partei in demſelben. Dies muß nach Verleſung des betreffenden Antrages und vor der Frageſtellung, mit der die Abſtimmung beginnt, geſchehen; doch kommt es vor, daß man aus Un-

entschlossenheit oder in dem Glauben, andre seien im Begriffe zu sprechen, den Sprecher bis zur Fragestellung gelangen läßt, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, und dann muß man noch gehört werden, auch wenn die Annahme des Antrages schon erfolgt ist. Ist dagegen derselbe abgelehnt worden, so ist die Gelegenheit, sich über ihn zu äußern, vorüber. Wenn mehrere Abgeordnete zugleich sich zum Reden erheben, so erteilt der Sprecher demjenigen das Wort, dessen Aufstehen er zuerst bemerkt hat. Hat er übersehen, daß jemand sich eher erhoben hat, so wird er gewöhnlich durch Stimmen aus dem Hause darauf aufmerksam gemacht, und wenn sich dem viele Abgeordneten anschließen, so pflegt der vom Sprecher aufgerufene in der Regel auf die Priorität zu verzichten. Geschieht dies nicht, so fragt der Sprecher das Haus: „Welches Mitglied hat sich zuerst erhoben?“ oder: „Welches Mitglied soll zunächst reden?“ und es wird darüber abgestimmt. Bei Wiederaufnahme einer vertagten Debatte (unser Fall) hat der, welcher die Vertagung beantragt hat, zunächst das Wort; doch kann er stillschweigend darauf verzichten.

Wenn einem Mitgliede das Wort erteilt ist, so soll es nicht über beliebige Dinge, vielmehr nur über den zur Verhandlung stehenden Gegenstand, über einen Antrag, den es selbst stellen will, oder zur Geschäftsordnung sprechen. Weicht es hiervon ab, so setzt es sich der Unterbrechung durch den Ruf Question (zur Sache) aus. Werden augenscheinlich unerhebliche Dinge vorgebracht, so bemerkt der Sprecher dem Abgeordneten, er solle zur Sache sprechen. Ob eine Sache erheblich ist, ist nicht immer sofort zu erkennen, aber oft veranlaßt Ermüdung und Ungeduld nach langer Debatte Mitglieder zu der Mahnung Question. Solche Unterbrechung ist indeß ordnungswidrig und wird, falls es thunlich, vom Sprecher durch den Ordnungsruf zurückgewiesen. Oft aber wird dies dadurch unmöglich, daß die Unterbrechung des Redners von vielen zugleich erfolgt und die Partei des letztern sich in tumultuarischer Weise gegen sie äußert, und dann kommt es gewöhnlich zur Vertagung der Debatte. Früher ließ man unerhebliche Reden über Vertagungsanträge unbeschränkt zu, da sie für Ausnahmen von der Regel angesehen wurden. Später versuchte der Sprecher eine größere Strenge einzuführen. Er forderte die Redner auf, ihre Bemerkungen zu solchen Anträgen auf die dem Hause gerade vorliegende Frage zu beschränken, d. h. auf die, ob das Haus sich vertagen solle oder nicht. Die Versammlung lehnte das jedoch ab, es wollte „seine Mitglieder nicht der Gelegenheit berauben, mit Abweichung von der Tagesordnung allgemeine Debatten herbeizuführen,“ und so blieb es, wenn Vertagungsanträge besprochen wurden, bei einer Breite der Diskussion, die sich nicht selten zu unbequemster Zeitverschwendung steigerte.

Kein Mitglied soll zweimal über dieselbe Frage sprechen, ausgenommen, um ein Mißverständnis in Betreff eines Teils seiner Rede aufzuklären, um zu Ende der Debatte zu repliziren und schließlich im Ausschusse, wo jeder über eine Sache so oft und so lange sich auslassen kann, als er für gut findet. Die

Vertagung der Debatte giebt keinem Abgeordneten die Befugnis, über deren Thema nochmals zu sprechen. Die Freiheit, das Wort wieder zu nehmen, tritt aber sogleich ein, wenn ein neuer Antrag, etwa, daß die Debatte abermals vertagt werde, gestellt wird. Ein Mitglied des Unterhauses, welches über einen Antrag spricht, soll nicht auf Diskussionen über eine von der Versammlung in derselben Sitzungsperiode bereits entschiedne Frage zurückkommen, nicht gegen einen Beschluß des Hauses reden oder denselben tadeln, es sei denn, daß es beabsichtigt, Aufhebung dieses Beschlusses zu beantragen, und nicht auf Debatten des Oberhauses Bezug nehmen; es soll die Debatte nicht durch Erwähnung der Königin beeinflussen und nicht verletzende Worte gegen eines der beiden Häuser oder gegen die Parteien oder Mitglieder desjenigen, in dem es redet, gebrauchen. Geschieht letzteres, so verlangt das Unterhaus Rücknahme der beleidigenden Äußerung, sowie eine befriedigende Entschuldigung. Wird letztere verweigert, oder will der Verletzte sich nicht für befriedigt erklären, so beugt das Haus der weitern Verfolgung des Streites dadurch vor, daß es beide Mitglieder dem Serjeant at Arms auf solange in Gewahrsam giebt, bis sie sich willfähriger zeigen.

Der Sprecher des Unterhauses ist mit der Befugnis bekleidet, die Geschäftsordnung aufrecht zu erhalten und deren Regeln sowie die Anordnungen des Hauses schnell und entschieden zur Ausführung zu bringen. Die höchste Gewalt über dasselbe liegt in allen Stücken bei dem Hause selbst. Der Sprecher vollzieht nur als dessen oberster Beamter dessen Willen. In gewöhnlichen Fällen ist die Verletzung der Ordnung klar und wird vom Sprecher sofort gerügt, ohne daß es einer Aufforderung bedürfte. In andern Fällen wird er aus der Mitte der Versammlung dazu veranlaßt. Er entscheidet den betreffenden Fall ohne weiteres, indem er dem wider die Ordnung verstoßenden Abgeordneten befiehlt, sich dem zu fügen, was vom Sprecherstuhl aus für Regel erklärt wird. Indeß können auch Fälle vorkommen, in welchen die Regeln der Geschäftsordnung unbestimmt oder seit langer Zeit nicht mehr im Gebrauche sind oder auch auf das vorliegende Sachverhältnis nicht passen, und dann überläßt der Sprecher die Entscheidung dem Hause. Sobald der Sprecher im Laufe einer Debatte sich erhebt, um einzugreifen, soll er ruhig angehört werden. Der Abgeordnete, welcher dann gerade spricht oder sich zu sprechen anschickt, hat sich sofort niederzusetzen, und jede Debatte hat aufzuhören. Mitglieder des Hauses, die sich nicht schweigend verhalten oder den Sprecher anzureden versuchen, werden von der Mehrheit des Hauses mit dem lauten Rufe: Order oder Chair darauf aufmerksam gemacht, daß dies Ungebühr sei. Ergiebt eine Abstimmung, daß gleichviel Stimmen für oder gegen eine Bill oder einen Verbesserungsantrag sind, so entscheidet der Sprecher (oder im Ausschusse der Vorsitzende), der sich sonst nie an der Abstimmung (division) beteiligt. Hierbei steht es ihm frei, wie jedes andre Mitglied nach seiner Überzeugung ohne Angabe eines Grundes zu stimmen. Um aber jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, giebt er herkömmlich

seine Gründe an, die dann in das Protokollbuch des Hauses eingetragen werden.

Nach dem Gesagten kannte die Geschäftsordnung des englischen Abgeordnetenhauses den auf dem Kontinent üblichen Debattenschluß nicht. Mit andern Worten: die Mehrheit war nicht befugt, die Minderheit zum Schweigen zu verurteilen. Dies führte wiederholt zu großen Mißständen, und im letzten Jahre erlitt die englische Gesetzgebung infolge der absoluten Redefreiheit der Parteien die ärgste und gröbste Hemmung und Verschleppung, indem die irischen Mitglieder des Unterhauses die Frageſtellung und Abstimmung über die gegen die Absichten ihrer Partei gerichteten Gesetzentwürfe der Regierung mit allen denkbaren Mitteln und vor allem durch einen unaufhörlichen Strom von Reden, Anträgen und Unteranträgen zu verzögern und womöglich zu vereiteln suchten. Dagegen mußte ein Schutzmittel gesucht werden und Gladstone fand es in der clôture, dem Debattenschluß nach dem Willen der einfachen Mehrheit des Hauses der Gemeinen. Dieser Gedanke hatte indeß seine Gefahren, und dieselben wurden vom Hause nicht verkannt. Eine große Anzahl von Verbesserungsanträgen wurde angekündigt und eingebracht, und die Mehrheit der Versammlung war nicht geneigt, die „vom Ausland importirte Knebelbill," das „Maulkorbgesetz" unverändert gutzuheißen. Man war eben soweit gekommen, im Prinzip zuzugeben, daß eine Mehrheit für die Zukunft das Recht haben müsse, einer Debatte rasch ein Ende zu machen, und daß die Persönlichkeit, welcher bei dieser neuen Einrichtung die Initiative zu übertragen wäre, der Sprecher sein sollte, als ein Antrag auf Vertagung wegen dringenderer Fragen die weitere Erörterung der Angelegenheit unterbrach. Jetzt, nach Verlauf der Ferien, muß dieselbe zur Entscheidung kommen. Der Satz, um dessen Annahme oder Verwerfung es sich in erster Reihe handelt, lautet wie folgt:

„Wenn es dem Herrn Sprecher oder dem Vorsitzenden eines Ausschusses des ganzen Hauses während irgend einer Debatte scheinen sollte, daß es sichtlich der Wunsch des Hauses oder des Ausschusses sei, daß die Frageſtellung jetzt erfolge (zur Abstimmung verschritten werde), so soll er das Haus oder den Ausschuß davon unterrichten, und wenn ein Antrag erfolgt, daß die Frage jetzt gestellt werde, so soll der Herr Sprecher oder der Vorsitzende diese Frage sofort stellen, und wenn das bejahend entschieden wird, so soll die Frage, über welche diskutirt wird, sofort zur Abstimmung gebracht werden, jedoch mit der Beschränkung, daß die Frage nicht bejahend entschieden sein soll, wenn über sie abgestimmt worden ist, falls es sich nicht ergiebt, daß sie von mehr als zweihundert Mitgliedern unterstützt, oder falls es sich nicht herausstellt, daß sie von weniger als vierzig Mitgliedern verneint und von mehr als hundert Mitgliedern bejaht worden ist."

Dieser auch im Original sehr unbeholfen ausgedrückte Antrag ist zunächst nicht recht klar und verständlich. Er soll wahrscheinlich besagen: Der Schluß

der Debatte soll und kann erfolgen, wenn bei weniger als vierzig ablehnenden Stimmen mehr als hundert und bei mehr als vierzig verneinenden Voten wenigstens zweihundert Abgeordnete sich dafür erklärt haben, und der Sprecher oder, wenn das Haus sich in einen Ausschuß verwandelt hat, der Vorsitzende des letztern soll dies einleiten und ausführen.

Gladstone scheint aus dem Eingehen des Unterhauses auf diesen Antrag keine Lebensfrage für das Ministerium machen zu wollen. „Wir werden, sagte er, unsre Vorschläge mit allen Beweisen, die sich uns darbieten, empfehlen, aber das Ansehen und die Verantwortlichkeit des Hauses achten, und anerkennen, daß die Ehre und der Ruf desselben bei dieser Angelegenheit sogar mehr beteiligt sind als die Verantwortlichkeit und die Ehre der Regierung." Zu gleicher Zeit verhehlte er allerdings nicht, daß die letztere „an der ersten Resolution (dem soeben zitirten Satze) in ihren hauptsächlichen Vorschlägen festzuhalten gedenke." Dies läßt sich in zwiefacher Weise deuten. Es kann heißen, daß Gladstone entschlossen ist, die französische clôture rein und einfach einzuführen, wenn Zeit und Umstände es gestatten, und es kann ebenso wohl bedeuten, daß die liberale Partei nicht gezwungen werden soll, in einer Sache, die dem Geiste des Liberalismus zu widersprechen scheint, gegen ihr Gewissen zu stimmen. So verstand es Northcote, der Führer der Opposition, und Gladstone, der bei dessen Interpretation zugegen war, widersprach derselben wenigstens nicht ausdrücklich.

Der Artikel der Gladstoneschen Anträge, welcher die clôture enthält, leidet zunächst, wie bemerkt, an dem Mangel der Undeutlichkeit. Er müßte auf alle Fälle in eine bessere Form gebracht werden. Dann aber lassen sich gegen den Inhalt sehr beachtenswerte Bedenken erheben. Die Majorität würde, wenn der Vorschlag durchginge, mit unbeschränkter Macht bekleidet werden, die Debatte zu ersticken, so oft und so schnell es ihr beliebte. Das Unterhaus würde aufhören, eine freie Versammlung im bisherigen Sinne zu sein. Gladstone meint, die Ehre und der Charakter des Hauses hingen vom Ausgange dieser Sache ab, aber seine Gegner behaupten dasselbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie glauben, die Ehre und der Charakter der englischen zweiten Kammer würden gefährdet sein, wenn das Recht, den Parteien im Parlamente den Mund zu schließen, einem einzelnen zur Verfügung gestellt würde. Die Idee, dem Sprecher des Unterhauses und zugleich dem jeweiligen Vorsitzenden der als Komitee beratenden Versammlung die clôture in die Hand zu geben, wird Gladstone schwerlich verwirklichen können, und auch sonst wird er Zugeständnisse machen müssen. Andrerseits wird Northcote mit seinem Vorschlage, den ersten Artikel der Resolutionen einfach abzulehnen, sicherlich nicht durchdringen; denn derselbe entspricht im Prinzip einem dringenden Bedürfnisse. Mehr Aussicht auf Annahme hat das Amendement, welches Lubbock gestellt hat, und welches auf Ersetzung des unklaren Rechenexempels des Gladstoneschen Antrags durch einfache „zwei Drittel der Anwesenden" hinausläuft. Auch der ähnliche Gibsonsche Verbesserungsvor-

schlag läßt sich hören, nach welchem „der Antrag auf Frageſtellung und Abſtimmung nicht als bejaht gelten ſoll, wofern es ſich nicht ergiebt, daß er von zwei Dritteln der anweſenden Mitglieder des Hauſes unterſtützt worden iſt.“ Doch läßt die Faſſung desſelben noch viel zu rechnen übrig, und die Stimmenzähler des Hauſes würden infolge deſſen, wenn das Haus ihn unverändert annähme, ihre Not haben. Drummond Wolffs Amendement, daß dem Vorſitzenden des Ausſchuſſes keine Gewalt, den Debattenſchluß herbeizuführen gegeben, werden möge, war inſofern wohlbegründet, als dieſer Beamte an Würde tief unter dem Sprecher ſteht und mehr als dieſer Gefahr läuft, mit dem Getriebe der Parteien in Berührung zu kommen und deren Einflüſſen nachzugeben. Aber andrerſeits hatten diejenigen vollkommen recht, welche darauf hinwieſen, daß die Hemmung und Verſchleppung der Geſchäfte vorzüglich im Ausſchuſſe ſtattfindet.

Wenn manche erwarteten, Gladſtone werde erklären, daß ſein Kabinet mit der einfachen clôture ſtehe oder falle, ſo haben ſie vergeſſen, daß der Premier, indem er ſich erbot, die Zweidrittelmajorität zuzugeſtehen, bekundet hat, daß er in der Sache nachgiebig ſein kann. Er wird alſo auch jetzt wahrſcheinlich zu Konzeſſionen zu bewegen ſein. Aber ohne Zweifel wird er dem Hauſe nochmals zu verſtehen geben, daß die clôture durch einfache Mehrheit diejenige Methode iſt, welche Ihrer Majeſtät Regierung für die zur Beſeitigung aller Obſtruktion der parlamentariſchen Thätigkeit geeignetſte hält, und daß er und ſeine Gefolgſchaft ſich alle Mühe geben werden, durchzuſetzen, daß ſie in die Geſchäftsordnung des Unterhauſes als Regel aufgenommen wird. Er wird indeß, wenigſtens mit Worten, „die Entſcheidung dem Hauſe überlaſſen,“ und kein zartbeſaitetes liberales Gewiſſen braucht zu zittern, daß es durch ein Votum gegen die einfache unbeſchränkte clôture ſein Miniſterium ſtürzen oder eine Parlamentsauflöſung herbeiführen werde.

Wie die Angelegenheit ſchließlich auch werden möge, ſicher wird ſie viel Zeit in Anſpruch nehmen und ſich durch eine Reihe langwieriger Verhandlungen ohne viel Fortſchritt und Erfolg hinziehen, die nur einen neuen Beweis liefern werden, wie notwendig eine Reform der Geſchäftsordnung in dieſer Beziehung iſt. Wer es nicht ſchon empfunden hat, daß hier Wandel geſchafft werden muß, der wird hierdurch davon überzeugt werden. Die Aufgabe iſt nicht Aufhebung, ſondern zweckmäßige Beſchränkung der Redefreiheit. Es muß eine billige, ſichere und praktiſche Methode gefunden werden, aller mutwillig herbeigeführten Hemmung der Geſetzgebung ein Ende zu machen, und beide Seiten des Unterhauſes müſſen ſich vereinigen, um jeder es ehrlich meinenden Regierung eine Waffe gegen dieſes Unweſen zu ſchaffen. Vielen iſt das Mittel gegen die Obſtruktioniſten vorzüglich deshalb zuwider, weil es aus dem Auslande geholt iſt, andre fürchten parteiiſche und rückſichtsloſe Anwendung desſelben. Alle aber ſollten doch eingeſtehen, daß die Hände der oberſten Autorität des Unterhauſes geſtärkt werden müſſen, wenn dieſelbe imſtande ſein ſoll, künftig die wohlberechneten Manöver

zu vereiteln, mit welchen die irische Opposition Session für Session die Arbeit des Parlaments zum Stocken gebracht hat. Die legislatorische Schöpferkraft darf nicht länger der Unterbindung durch eine kleine Partei ausgesetzt sein, die kostbare Zeit nicht länger durch breite Geschwätzigkeit und böswilligen Widerstand verschwendet werden. Die Opposition gegen die Gladstoneschen Anträge darf sich nur von dem Wunsche leiten lassen, das altherkömmliche Recht, ungehindert zu debattiren, soviel, als es die Umstände erlauben, erhalten zu sehen. Große Massen in England verlangen sehnsüchtig, daß der Pest, welche das Parlament seit einigen Jahren ergriffen hat, mit allen Mitteln gesteuert werde, ausgenommen solche, welche gegen die Ehre der Volksvertretung verstoßen und der zukünftigen Gesetzgebung den Stempel der Gewaltthätigkeit aufdrücken würden. Der Fluch der von den Homerulern erfundenen Obstruktion muß beseitigt, der Alp, unter dem das Unterhaus bisher seufzte, muß auf Nimmerwiederkehr beschworen werden, und wenn Gladstone andre so fest wie sich selbst überzeugen könnte, daß er mit Unterdrückung der Willkür nicht die Freiheit zu ertöten im Begriffe ist, so könnten die Engländer selbst den „französischen Knebel" willkommen heißen.

Die hier besprochene erste der Resolutionen oder Regeln Gladstones ist die einzige von allen, die gerechte Bedenken erregt hat. Die übrigen kann man ruhig dem gesunden Menschenverstande des Unterhauses zur Beurteilung und Erledigung überlassen. Dann wird es an der Zeit sein, den Vorschlag des Rechts zur Stellung von Vertagungsanträgen zu prüfen, mit dem gleichfalls viel Unfug getrieben worden ist, das aber auch gute Dienste geleistet hat, indem es häufig wichtige und dringende Beschwerden sofort zur Kenntnis des Landes und seiner Vertreter brachte, die sonst keine Aussicht auf rasche Prüfung von seiten des höchsten Gerichtshofes im Reiche gehabt hätten.

Zum Monismus.

Daß die Naturwissenschaft eines Tages gezwungen sein werde, mit der vornehm ignorirten Philosophie einen Pakt zu schließen, hatten ihr die Kundigen vorausgesagt. Mittlerweile sorgte ihr Entwicklungsgang dafür, daß der Grund dieser Nötigung auch dem Kurzsichtigen klar werde. Indem durch die siegreiche Kraft der Darwinschen Prinzipien die Idee eines lückenlosen genetischen Zusammenhangs alles Wirklichen auftauchte, richteten sich die Blicke fast instinktiv auf diejenigen Punkte, welche in diesem allgemeinen Zusammenhang eine Ausnahmestellung zu fordern

ſchienen. Die Entſtehung des organiſchen und des bewußten Lebens mußte umſo unverſtändlicher bleiben, als die auf organiſchem Gebiet herrſchende mechaniſche Theorie der Atombewegung das zweckvolle Füreinander der Teile eines Organismus nicht befriedigend zu erklären vermochte. Konnte nun hier gleichwohl die Löſung des Rätſels in einer eigenartigen und unendlich zuſammengeſetzten Form der Bewegung wenigſtens — wenn auch vielleicht umſonſt — geſucht werden, ſo blieb es bei der Unterſuchung des Bewußtſeins ganz unerklärlich, wie aus der komplizirteſten Bewegung im Raum auch nur die einfachſten Thatſachen des Bewußtſeins, die raumloſen Empfindungen, hervorgehen ſollten. Der naive Materialismus kam einem geſchulteren Denken gegenüber nicht in Betracht. Wollte man die Kontinuität der Naturentwicklung feſthalten, ſo mußte man die hergebrachten Anſichten über das Weſen der Materie ändern; man fand den bequemen Ausweg, Empfindung zu einer allgemeinen Eigenſchaft der Materie zu machen, ſchob ſie ſo in das bekannte Innere der Natur, in das kein erſchaffner Geiſt dringt, und befand ſich bei dieſem Hieb durch den gordiſchen Knoten plötzlich auf einem der abſtrakteſten Gebiete der Philoſophie, auf dem der Metaphyſik.

Die große Beſtimmtheit und Einfachheit dieſer Anſchauung ſollte allen einſchlägigen Unterſuchungen zum Muſter dienen. Freilich iſt es ſehr die Frage, ob ſich aus Milliarden empfindender Atome jemals ein einheitliches Bewußtſein wird herleiten laſſen, ob nicht vielmehr der metaphyſiſche Gedanke, der dieſer Anſicht zu Grunde liegt, früher oder ſpäter zu einer tranſcendentalen Geſtaltung der Materie führen wird. Zunächſt gilt es jedenfalls, die erkenntnistheoretiſche Frage: Wie entſteht Empfindung, die den Kern jeder moniſtiſchen Weltanſchauung bildet, von allen Schleiern und Mäntelchen frei zu halten, die ihr von unentſchloſſenem Denken ſo gern umgehängt werden; es gilt, ſie den halben Beantwortungen zu entrücken, die nichts als entſchiedne Verdunkelung des Rätſels bedeuten. Oder was iſt es anders, wenn wieder einmal, und noch dazu in einer recht kurz gefaßten Broſchüre (Die moniſtiſche Erkenntnislehre, phyſiologiſch begründet von Dr. med. A. Mayer. Leipzig, Theodor Thomas, 1882) die ſeeliſchen Phänomene als Funktionen der den betreffenden Organen eigentümlichen Energien aufgefaßt, dieſe aber weder als identiſch mit chemiſch-phyſikaliſchen Kräften, noch als etwas von dieſen weſentlich verſchiednes bezeichnet werden? Der Verfaſſer hat bereits früher wiederholt gegen M. Carriere und W. Wundt polemiſirt, die er beide eines unwiſſenſchaftlichen Dualismus zeiht; er hält mit ſeiner Polemik auch diesmal nicht zurück. Nur daß er ſelbſt, wie in den folgenden Zeilen gezeigt werden ſoll, ſich zwiſchen die zwei Feuer des Dualismus und des Materialismus ſetzt und obendrein, ſtatt eine wiſſenſchaftliche Darlegung ſeines Standpunktes zu geben, nur die Anfangsgründe aus der Phyſiologie der Sinnesorgane und dieſe in logiſch ſehr anfechtbarer Form reproduzirt.

Eine Erkenntnislehre physiologisch begründen, heißt nachweisen, nach welchen Gesetzen und auf welchen Wegen der als Molekularbewegung zum Gehirn gelangende Sinnesreiz zur Empfindung wird, ferner durch welche organischen Veranstaltungen innerhalb des Gehirns die einzelnen Empfindungen verglichen und schließlich in logische Denkformen zusammengeordnet werden, heißt also gerade die Kardinalfrage des Monismus lösen. Der Verfasser ist nicht so kühn gewesen, diese aussichtslose Arbeit auch nur zu versuchen. Warum aber dann auf dem Titel Hoffnungen erwecken, die das Buch nicht erfüllen kann? Oder sollen wir die Behauptung (S. 48), daß „sämmtliche Thätigkeiten, aus denen sich die Erkenntnis zusammensetzt, von der dumpfen, einfachen Empfindung bis zu den vollkommensten Sinneswahrnehmungen und dem kompliziertesten Denken, als Leistungen organischer Gebilde zu betrachten sind," als physiologische Begründung der Erkenntnisthätigkeit ansehen? Die Leistung organischer Gebilde schließt jede Mitwirkung einer in der organischen Materie nicht begründeten Potenz aus. Da der Verfasser weiter auch jene Idee einer allgemeinen Beseelung der Materie ignorirt, so muß er entweder annehmen, daß der organischen Materie als solchen besondre Fähigkeiten innewohnen, die dem unorganischen Stoff fremd sind, oder er muß jene organischen Leistungen auf Grund unsrer mechanischen Atomlehre aus einer eigenartigen Anordnung und Bewegung der Gehirnatome hervorgehen lassen. In diesem Falle ist er Materialist. Allein er ist der Ansicht (S. 13), daß man „zur Erklärung der Lebenserscheinungen mit den physikalisch-chemischen Kräften nicht ausreicht." Er ist also nicht Materialist, aber er muß uns nun die Frage beantworten, welche andern, nicht chemisch-physikalischen Kräfte ihm dann zu Gebote stehen; Kräfte wohlverstanden, die in der organischen Materie selbst ihren Ursprung haben. Da er (S. 7) ausspricht: „Aus nichts wird nichts, und etwas kann nie vernichtet werden," so ist er offenbar damit einverstanden, daß der organische Körper nicht Stoffe sui generis besitzt, sondern sich aus Elementen aufbaut, die früher einmal anorganisch waren. Alsdann würde also der anorganische Stoff in dem Moment, wo er integrirender Bestandteil eines Organs wird, mit gewissen eigentümlichen Fähigkeiten begabt, die nicht in der mechanischen Anordnung seiner kleinsten Teilchen ihren Grund haben und deren er beim Ausscheiden aus dem organischen Verband wieder verlustig geht. Die große Mehrzahl der Leser wird leider kaum Phantasie genug besitzen, um diese geheimnisvolle organische Potenz anders als Lebenskraft und die ganze Lehre mithin anders als ausgesprochenen Dualismus zu nennen. Dennoch nennt sich der Verfasser ausdrücklich Monist; dennoch weist er die Idee einer „Lebenskraft im dualistischen Sinne" (S. 16) mit Entschiedenheit zurück.

Prüfen wir also die Stichhaltigkeit einer Lebenskraft im monistischen Sinne. Denkbar wäre es, daß Hand in Hand mit der chemischen Eigenart organischer Stoffe eine dynamische Eigentümlichkeit ginge. Aber woher die

chemiſche Eigenart? Beruht ſie auf den Lagerungsverhältniſſen der Moleküle, ſo iſt das einheitliche Erklärungsprinzip allerdings gewahrt, aber unter Anerkennung des mechaniſchen Urſprungs der Lebenserſcheinungen. Beruht ſie auf einer qualitas occulta der Materie, die nur unter gewiſſen Umſtänden in die Erſcheinung tritt, ſo kann ein vernünftiger Grund dieſer Erſcheinung, wenn ſie aus dem organiſchen Stoff ohne Hinzutreten eines fremden Organs erklärt werden ſoll, doch wiederum nur in den Eigentümlichkeiten der Atombewegung liegen. Wenn wir nicht einen Dualismus ſchlimmſter Art in die Begriffe von Kraft und Stoff legen wollen, ſo müſſen wir in den Kräften eben den unſern Sinnen gemäßen Ausdruck für die molekularen Eigentümlichkeiten des Stoffes ſehen, oder aber den Stoff als eine Erſchleichung unſers Kauſalitätsbedürfniſſes, als bequeme Subſtitution für eine tranſcendente, den Zuſammenhang und die Richtung der Kräfte beſtimmende Ordnung anſehen.

Wo bleibt nun das Prinzip der moniſtiſchen Lebenskraft? Wo liegt der zureichende Grund für das plötzliche Hervorbrechen dieſer Kraft in dem Augenblicke, in welchem anorganiſche Moleküle in den Kreislauf des Lebens eintreten? Ändern ſich die Moleküle in dieſem Augenblicke ſelbſt? Wo bleibt dann die Kontinuität des Stoffes? Haben wir dann nicht zweierlei Materie oder mindeſtens zweierlei Formen der einen, bei denen es wieder unbegreiflich iſt, wodurch die einen in die andern übergehen? Und ſchließlich: moniſtiſche Lebenskraft müßte doch unter allen Umſtänden einen einheitlichen Urſprung mit allen andern Kräften der Materie haben. Hier liegt vielleicht der bedenklichſte Irrtum des Verfaſſers. Der Denker, dem die Welt wirklich eine Einheit nicht im Sinne einer durchdringenden Idee, ſondern in der Bedeutung eines lückenloſen Kauſalzuſammenhanges ſein ſoll, muß alle Verſchiedenheit der ſinnlichen Objekte, deren Fähigkeit auf einander zu wirken gerade durch dieſe Verſchiedenheit bedingt iſt, auf eine Quelle zurückführen, in ſo mannichfaltiger Richtung die Ströme des Geſchehens auch zu fließen ſcheinen. Findet er dieſelbe in der Bewegung der Atome, ſo enthält ihm die Verteilung der Atome im Raum im Augenblicke des Eintrittes der erſten Bewegung, implicite die ganze Entwicklungsgeſchichte der Welt. Mag man immerhin über die Ungereimtheit dieſer erſten metaphyſiſchen Vorausſetzung mit ihm ſtreiten, die Folgerichtigkeit ſeiner weitern Annahmen wird man nicht beſtreiten können.

Dieſen Erwägungen widerſpricht die Anſicht des Verfaſſers aufs entſchiedenſte. Er „muß mit Nachdruck betonen (S. 5), daß die in neuerer Zeit von vielen Naturforſchern vertretene Anſicht, es gebe nur eine einzige Kraft, die ſich unter verſchiednen Bedingungen in ſämmtlichen Erſcheinungen äußere, auf Irrtum beruht.“ Hier giebt es nur einen Ausweg. Man muß, um den Einheitsgedanken zu retten, die ganze Erſcheinungswelt im Sinne des erkenntnistheoretiſchen Idealismus für Manifeſtation eines Seins halten, das, von allen Sinneserſcheinungen verſchieden und deshalb unſinnlich, doch in unſrer Seele

das Weltbild hervorbringt. Von diesem Sein aber wird man nicht sagen dürfen, es lege den dem Subjekt zukommenden Anteil beim Erkennen in die Organe selbst und in diese allein. Denn auch diese Organe würden ja nur als Vorstellungen in der erregten Seele des Subjekts, nicht aber als Objekte eines von außen kommenden Reizes existiren. Der Verfasser hat sich auch diese Thür verschlossen, indem er in die Organe des Subjekts jeden dem letztern zukommenden Anteil an der Erkenntnis verlegt und (S. 43) die eigentümlichen Energien des Erkenntnisapparates nicht außer ihm, sondern in ihm sucht.

Was also bleibt übrig? Besondre Kräfte beim Eintritt des organischen Lebens (S. 13), besondre Kräfte beim Zustandekommen der Empfindung (S. 73), besondre Kräfte bei der Einordnung der Vorstellungen in logische Formen (S. 73), und so mit Grazie in infinitum. Jeder Versuch, diesen Kräften eine Einheit unterzulegen, wird abgewiesen.

Und das nennt sich Monismus.

Trier. G. Hartung.

Preußen nach dem Basler Frieden.

Als wir vor kurzem aus dem zweiten Bande von Poschingers „Preußen im Bundestag“ unsern Lesern Mitteilungen machten, stellten wir in Aussicht, demnächst auch noch aus einem andern der zuletzt erschienenen Bände der „Publikationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven“ einige Auszüge vorzulegen. Wir wählen dazu den achten Band: Die diplomatische Korrespondenz zwischen Preußen und Frankreich in den Jahren 1795 bis 1807, herausgegeben von Paul Bailen (Leipzig, S. Hirzel).

Auch das in diesem Bande erschlossene neue Material betrifft eine überaus wichtige Epoche. Handelt es sich doch um die Beziehungen Preußens zu Frankreich in der Zeit zwischen dem Basler und dem Tilsiter Frieden und um den Ursprung des großen Krieges, in welchem das alte Preußen unterging, und hat doch dem Sammler ein fast überreiches und zum größern Teile noch unbenutztes Material zur Verfügung gestanden. Denn nicht bloß der Schriftwechsel des preußischen Ministeriums mit der Gesandtschaft in Paris und wichtige und noch unbekannte Aktenstücke aus den Kabinetspapieren Friedrich Wilhelms III., sowie die bezüglichen Dokumente der Archive zu Wien und Weimar lagen ihm vor; da es ihm nicht allein darum zu thun war, die preußische Politik in jener Periode mit ihrem unter allen Umständen verfolgten Streben nach Festhaltung der

Neutralität erkennen zu lassen, sondern auch über die Stelle, an der die Gedanken entsprangen, welche zur Umbildung Deutschlands den Anstoß gegeben haben, befriedigendes historisches Verständnis verbreiten, so gewährte ihm dazu das französische Ministerium des Auswärtigen durch Erlaubnis zum Einblick in seine Akten bereitwillig die Mittel. In diesen Schriftstücken, namentlich in den Denkschriften Talleyrands und seinem Briefwechsel mit Sieyes, dem französischen Gesandten in Berlin, erkennt man deutlich die Keime, aus denen der Krieg von 1806 hervorgegangen ist.

Der Basler Friede hatte im wesentlichen den Zustand Preußens vor dem Kriege wiederhergestellt und weder hier noch in Frankreich Empfindungen übrig gelassen, die einer Rückkehr zu der alten Freundschaft der beiden Staaten im Wege gestanden hätten. Sogar ein Bündnis war für die Zukunft nicht undenkbar, ja es schien den Überlieferungen und den augenblicklichen Interessen beider zu entsprechen. Feindseligkeit gegen die großen Mächte, gutes Einvernehmen mit den kleinern war der Grundgedanke, welcher die französische Politik im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in der Regel beherrschte, und etwas ähnliches läßt sich von der preußischen unter Friedrich dem Großen sagen, die dessen Nachfolger durch die Teilnahme am Kriege von 1792 aufgegeben hatte. Das preußische Staatsinteresse rechtfertigte dies nicht, und die Ereignisse von 1793 und 1794 ließen es für Preußen unmöglich erscheinen, im Osten gegen Österreich zu agiren und im Westen zu gleicher Zeit für dessen Zwecke die Waffen zu führen; denn hier galt der Kampf noch nicht der Rheingrenze, sondern der Beherrschung Belgiens und Italiens durch Österreich oder Frankreich.

Wenn nun Preußen und Frankreich mit dem Basler Frieden die Bahn betraten, die ihnen ihre Traditionen und Interessen vorzeichneten, so hing das Zusammengehen auf derselben zunächst von der in diesem Frieden nur angeregten, nicht entschiedenen Frage über die Rheingrenze ab. Ein Reichsfriede sollte über das linke Rheinufer entscheiden, und da es damals in Frankreich noch eine angesehene Partei gab, die keine Eroberung auf Kosten Deutschlands wollte, so war noch Aussicht auf eine die Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen fördernde Entscheidung vorhanden. Größere Festigkeit Preußens in Basel hätte auch die Hindeutung auf Abtretungen deutschen Gebietes links vom Rheine vom Friedensvertrage ferngehalten. Was versäumt worden, konnte bei den Verhandlungen über den Reichsfrieden nachgeholt werden, sobald der preußische Staat wieder zu Kräften gekommen war. Preußen mußte durch rechtzeitiges entschiedenes Auftreten gegen französische Annexionen auf dem linken Rheinufer verhindern, daß ein Streitpunkt zwischen den beiden Nationen für die Zukunft geschaffen wurde. Im übrigen gingen die Interessen beider soweit zusammen, daß eine Allianz der richtige Ausdruck dieses Verhältnisses war, und dies wurde von den preußischen wie von den französischen Staatsmännern anerkannt, es handelte sich also nur darum, ob die Preußen bei den Ver-

handlungen über den Reichsfrieden fest und die Franzosen maßvoll genug waren.

Dem Leiter der preußischen Politik, Grafen Haugwitz, fehlte es gänzlich an Festigkeit, er hoffte nur von einer möglichst friedfertigen und nachgiebigen Haltung Preußens einigen Erfolg, und so hatte er der realistischen Politik des Konvents gegenüber für die Behauptung der deutschen Gebiete auf dem linken Rheinufer nur freundschaftliche Vorstellungen ohne Nachdruck. Wenn nur eine Demarkationslinie den Krieg von den Grenzen Preußens fernhielt, so war er im übrigen zu Zugeständnissen bereit. Er dachte mehr an das preußische als an das deutsche Interesse, und für jenes war der Besitz der Weichsel wichtiger als der des Rheines. Anders Hardenberg, der in Preußen zunächst den deutschen Staat, den natürlichen Hüter des Reiches im Westen erblickte, und der bei den Verhandlungen mit Frankreich, das seiner Meinung nach dringend des Friedens bedurfte, bestimmter auftrat, als man es in Berlin wünschte. Er hatte damit bereits in Basel günstigere Friedensbedingungen erreicht, als Haugwitz erwartet hatte, und jetzt gelang es ihm, die dort stipulirte Demarkationslinie in einem besondern Vertrage sicherer zu ziehen und sie so zu gestalten, daß die kriegführenden Mächte rechts vom Rhein und Main sich möglichst frei bewegen konnten. Das war aber sein letzter Erfolg: weder die von ihm versuchte Neutralisation von Mainz noch eine Zusicherung wegen Herstellung der alten Grenzen jenseits des Rheins ließ sich bei der französischen Regierung durchsetzen.

Auch beim deutschen Reiche erlangte Preußen nicht, was es erstrebte. Es hatte sich hier nach Auswechslung der Basler Ratifikationen bestrebt, die verschiednen Glieder des Reiches zu gemeinsamen Schritten in der Richtung des Friedens zu gewinnen, und da das Bedürfnis desselben klar zu Tage lag, gehofft, in dem Konklusum eine ausdrückliche Anrufung der preußischen Verwendung für einen Frieden zu finden. Aber trotz aller Hinneigung einzelner Reichsstände überwog das alte Ansehen Österreichs, und die Rolle des Friedensstifters wurde Preußen nicht zu Teil. Das Konklusum vom 3. Juli 1795 gab zwar der in Deutschland herrschenden Friedenssehnsucht Ausdruck, übertrug aber dem Kaiser die thatsächliche Einleitung der Verhandlungen und wünschte von Preußen nur „beihilfliche Mitwirkung." Haugwitz und Hardenberg sahen den Mißerfolg, der darin für Preußen lag, nicht so deutlich als Alvensleben und Lucchesini, sie fühlten zwar, daß dadurch die preußische Politik lahmgelegt wurde, daß von einer Initiative des Kaisers wenig zu erwarten, und daß eine Erhaltung der alten Reichsgrenzen fast aussichtslos war, aber, selbst von den besten Absichten beseelt, glaubten sie, daß schließlich auch Österreich und Frankreich zu einer ernstlichen Friedensunterhandlung die Hand bieten würden.

Dieser Annahme entsprachen die Weisungen, die Hardenberg von Berlin mit nach Basel nahm, als er zur Fortsetzung des Friedensgeschäfts im Juli dahin zurückreiste. Auf Grund derselben überreichte er dem französischen Unter-

händler eine Note, in der er unter Hinweis auf das Reichskonklusum die guten Dienste Preußens für einen Frieden mit dem deutschen Reiche anbot und den Abschluß eines Waffenstillstandes beantragte. Das erstere wurde für die Zeit angenommen, wo das Reich wirklich Unterhandlungen angeknüpft habe, der Waffenstillstand dagegen wurde mit dem Bemerken abgelehnt, ein solcher werde den Friedensschluß nur verzögern. Hardenberg begriff jetzt, daß es allein von Österreich abhing, ob und wann Preußen seine guten Dienste werde irgendwo anbringen können, und so bat er Haugwitz inständig, sich durch eine Zusammenkunft mit Thugut in Wien zu verständigen; gleichzeitig aber suchte er die preußische Vermittlung für Hessen-Kassel, Baden und andre Reichsstände zur Geltung zu bringen, was Österreich empfindlich verletzen mußte. In Berlin aber faßte man die Lage der Dinge diesmal richtiger auf und kam endlich zu dem Entschlusse, auf die preußische Verwendung für das Reich oder für einzelne Stände desselben zu verzichten und der Sache ihren Lauf zu lassen.

Indem Haugwitz hiermit das Ziel aufgab, das ihm bei Abschluß des Basler Friedens vorgeschwebt hatte, wurde auch dieser Friede selbst, dessen Sicherheit die Demarkationslinie verbürgen sollte, durch Verletzungen der letzteren, die im September von seiten der Franzosen unter Jourdan wie von seiten der Österreicher unter Clerfait vorkamen, ernstlich gefährdet. Hohenlohe, der Befehlshaber der am Mittel- und Niederrhein stehenden preußischen Truppen, bemühte sich vergeblich, bei Jourdan und Clerfait Anerkennung der Linie zu erwirken. Hardenberg war der Meinung, daß nur durch nachdrückliches Auftreten und eine „ferme Sprache“ das Ansehen Preußens bei den deutschen Ständen und bei Frankreich aufrecht erhalten werden könne. In Berlin aber dachte man nicht so, sondern hielt im Hinblick auf die polnischen Verhältnisse ein neues Zurückweichen im Westen für notwendig. Demzufolge erteilte der König Hohenlohe den Befehl, die Gegend von Frankfurt zu räumen und sich auf Ansbach zurückzuziehen, und Hardenberg mußte Barthelemy erklären, Preußen werde fortan nur noch an der zum Schutze Westfalens gezogenen Demarkationslinie festhalten.

Preußen war also mit dem Versuche, deutsche Reichspolitik zu treiben, teils an Verhältnissen, die nicht im Machtbereich seiner Politik lagen, teils und noch mehr an der Schwäche des Grafen Haugwitz gescheitert. Es hatte in Basel Frieden mit Frankreich geschlossen, nicht um sich vom Reiche zu trennen, sondern in dem Wunsche, demselben Anstoß und Möglichkeit zu einem baldigen Frieden zu schaffen. Aber die Dinge hatten sich anders entwickelt. Österreich, zur Zeit der Einleitung der preußischen Unterhandlungen selbst dem Frieden nicht abgeneigt, hatte sich mit England und Rußland zur Fortsetzung des Krieges verbunden. Das deutsche Reich hatte sich, obwohl es eingestandnermaßen Frieden bedurfte, von neuem in die kriegerischen Strömungen der österreichischen Politik hineinziehen lassen. Frankreich endlich, das einer maßvollen Politik gewonnen schien, war seit dem 5. Oktober wieder der Herrschaft erobernder Tendenzen ver-

fallen. Preußen aber hatte dem allem zwar nicht unthätig, aber unentschlossen zugesehen und schließlich den Frieden selbst durch Preisgebung der verabredeten Demarkationslinie gefährdet. Es ist das nicht unsre eigne Anschauung, sondern die, welche die in unserm Werke mitgeteilten Briefe preußischer Staatsmänner und Generale aussprechen.

So mußte man sich preußischerseits zu entscheidenden Entschlüssen für ein neues politisches System aufraffen. Die Abmachungen von Basel mußten einer festeren Regelung der Beziehungen Preußens zu Frankreich Platz machen. Das Reich hatte sich geweigert, Preußen zu folgen, und damit war eine Verteidigung der deutschen Interessen in Gemeinschaft mit dem Reiche, die man auch in Basel im Auge gehabt hatte, vor der Hand unmöglich geworden. Es galt nun die Kräfte des Staates allein zum Schutze der preußischen Interessen zusammenzuhalten.

Mit diesem Wechsel der preußischen Politik traf es zusammen, daß durch die formelle Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich die bisher in Basel geführten Verhandlungen in andre Hände übergingen. Frankreich schickte Caillard als Gesandten nach Berlin, den man hier anfangs mit Mißtrauen ansah, der aber nach den Berichten, die er nach Paris erstattete, ein maßvoller und wohlwollender Charakter war, und dem es infolge dessen bald gelang, sich Vertrauen bei Hofe und den Ministern zu erwerben. Seine Instruktionen, in denen der Anschluß Preußens an das französische Allianzsystem in Aussicht genommen war, die Rheingrenze nicht unbedingt beansprucht wurde und die Vereinigung der deutschen Fürsten um Preußen als mit dem französischen Interesse vereinbar anerkannt war, ließen eine Verständigung nicht unerreichbar erscheinen. Etwas später als Caillard in Berlin traf der preußische Gesandte Sandoz-Rollin in Paris ein (15. Dezember 1795). Sein Auftrag ging vor allem dahin, die französische Regierung zum Verzicht auf das linke Rheinufer zu bestimmen und, falls dies unerreichbar wäre, eine möglichst vorteilhafte Entschädigung Preußens zu erwirken, sodann aber die Demarkation und Neutralität Norddeutschlands unantastbarer als bisher festzustellen. In letzterer Beziehung begegnete er einer Ablehnung, bei welcher als Hauptgrund die Absicht einer Besetzung Hannovers durch französische Truppen hervortrat. Die Nachricht hiervon traf in Berlin zu einer Zeit ein, wo Rußland und England sich dort bemühten, Preußen zu Feindseligkeiten gegen Frankreich fortzureißen, und wo Hardenberg und Hohenlohe dies unterstützten, indem jener wenigstens entschiedenes Auftreten, dieser aber geradezu Erhebung der Waffen empfahl. Aber weder der immer zaghafte und unschlüssige König, noch Haugwitz und Bischoffswerder waren für Anschluß an die Koalition Österreichs, Englands und Rußlands. Sie begnügten sich mit der Erklärung, daß Preußen in einem Angriffe auf Hannover einen Friedensbruch sehen würde, und mit einem Aufruf an die vornehmsten Stände Norddeutschlands, sich zum Schutze ihrer

bedrohten Neutralität zu verbünden. Sachsen lehnte ab, Kurköln zeigte sich mißtrauisch, Hannover wurde nach einigem Widerstreben gewonnen, einige kleinere Staaten schlossen sich an, und Preußen zog bei Minden Truppen zusammen. Diese entschlossene Haltung Preußens verfehlte ihre Wirkung umsoweniger, als man in Paris von der Agitation für den Wiedereintritt Preußens in die Koalition unterrichtet war und Caillard wiederholt empfohlen hatte, auf die preußischen Wünsche einzugehen. Die französische Regierung entschloß sich dazu, gedachte aber damit ein festeres Heranziehen Preußens an ihr eignes System zu verbinden: sie schlug zwei Verträge vor, deren erster die Anerkennung der Neutralität Norddeutschlands und deren zweiter die Abtretung des linken Rheinufers gegen Entschädigung für Preußen festsetzen sollte. Der letztere begegnete in Berlin anfänglich lebhaftem Widerspruch, aber im Hinblick auf die Siege Frankreichs in Italien, wo Sardinien einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte und Österreich diesem Beispiele folgen konnte, und auf die Gefahr, daß der Kampf dann Norddeutschland allein ergreifen würde, kam man sich allmählich näher, und am 16. Juli 1796 wurden beide Verträge abgeschlossen. Frankreich erkannte die Neutralität Norddeutschlands an, Preußen verzichtete auf allen Widerstand gegen die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und empfing dafür das Versprechen, mit Münster und Recklinghausen dafür entschädigt zu werden. Diese Verträge bezeichnen den höchsten Grad von Einverständnis, zu dem beide Staaten seit den Tagen vor dem siebenjährigen Kriege je gelangt sind. Preußen hatte, über den Basler Frieden hinausgehend, die Abtretung des linksrheinischen Deutschlands genehmigt, aber entschieden an der Unverletzlichkeit der Neutralität Norddeutschlands festgehalten, weil diese ein preußisches Interesse einschloß. Preußen, so schien es, blieb Preußen, auch wenn Deutschland links vom Rheine mit der französischen Republik vereinigt wurde, aber seine staatliche Existenz wurde in Frage gestellt, wenn die von seinem Gebiete umschlossenen deutschen Staaten von den Franzosen besetzt oder auch nur seinem Einflusse politisch entzogen wurden. Hielten beide Teile an den in den Verträgen vom Juli 1796 niedergelegten Anschauungen ehrlich fest, so war ein friedliches Nebeneinanderbestehen derselben nicht unmöglich. Preußen hätte an dem Abkommen, das ihm reichliche Entschädigung und eine Hegemonie über Norddeutschland versprach, gewiß nicht sobald gerüttelt, und so hing alles davon ab, wie Frankreich sich in die seiner Eroberungslust durch den Vertrag gezognen Grenzen fand.

Tendenz der französischen Politik bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse war es, Preußen und Österreich soweit wie möglich von der französischen Grenze fernzuhalten. Bei den Verhandlungen über die erwähnten Verträge hatte man von seiten Frankreichs vorausgesetzt, Preußen werde Münster einst gegen Mecklenburg eintauschen, und wenn eine dahinzielende Bestimmung in den betreffenden Vertrag nicht aufgenommen wurde, weil sie dessen Abschluß verzögert hätte, so kam man nach demselben darauf zurück, und Caillard be-

hauptet. Haugwitz habe sich geneigt erwiesen und das preußische Ministerium habe daran gedacht, sich der jenseits der Weser gelegenen Gebiete überhaupt zu entledigen. In den Schriftstücken preußischen Ursprungs findet sich nichts der Art, unbestreitbar aber ist, daß die französische Politik darnach trachtete, Preußen möglichst weit vom Rheine zu verdrängen und den territorialen Zustand Norddeutschlands im Interesse Frankreichs umzubilden. Sodann aber bestrebte sich dieselbe nach wie vor, Preußen in den Dienst der französischen Interessen zu ziehen und es zunächst zur Teilnahme am Kriege gegen Österreich zu bewegen. Selbstverständlich stieß dies in Berlin auf Abneigung. In Paris suchte man eine Allianz mit Preußen, um einen vorteilhaften Frieden mit Österreich erkämpfen zu können, in Berlin wollte man Frieden und Freundschaft mit Frankreich, um den erlangten Frieden ungestört genießen zu können.

Wiederholt machte die französische Regierung Versuche in der angedeuteten Richtung. So, als der Tod der Kaiserin Katharina Österreich der Hoffnung auf russische Hilfe beraubt, für Frankreich die Möglichkeit eines Ausgleichs mit Rußland näher gerückt und Preußen durch die Freundschaft des neuen Zaren eine erhöhte politische Bedeutung verliehen hatte. So, als im April 1797 den Franzosen einige diplomatische Korrespondenzen in die Hände gefallen waren, welche feindselige Gesinnungen Österreichs und Rußlands gegen Preußen bewiesen. Aber obwohl die französischen Agenten dabei andeuteten, Frankreich wolle nicht mehr unbedingt auf Abtretung des linken Rheinufers bestehen, ließ Preußen sich zu keinem Schritte bewegen, der über die Grenzen der Neutralität hinausführen konnte. Auch der Verlauf des Kongresses, der zu Rastatt zur Vereinbarung eines Reichsfriedens zusammentrat, führte keineswegs zu einer Annäherung Preußens an Frankreich. Ersteres äußerte trotz des Vertrags vom Juli 1796 den Wunsch, daß letzteres seine Ansprüche auf das linke Rheinufer möglichst herabsetze, trat die eignen Besitzungen jenseits des Rheins nicht ausdrücklich ab und weigerte sich, die dafür vereinbarte Entschädigung einfach in Besitz zu nehmen. Dagegen wurde mit wachsender Entschiedenheit in Paris verlangt, Frankreich möge seine Truppen vom rechten Rheinufer zurückziehen. Preußen erwies sich eben als noch durch sehr viele Fäden mit dem deutschen Reiche verknüpft, und es entsprach diesem Verhältnisse, wenn im Frühjahr 1798 wieder ein Versuch gemacht wurde, sich mit Österreich über die deutschen Fragen zu verständigen. Dem gegenüber ließ es das Direktorium in Paris nicht an Anstrengungen fehlen, Preußen bei dem französischen Systeme festzuhalten, und als eifrige Verhandlungen zwischen England, Rußland und Österreich eine neue Koalition erwarten ließen, der auch Preußen nicht fernzustehen schien, wurde Caillard am 22. April zu einem neuen Versuche bevollmächtigt, ein förmliches Bündnis mit Preußen zustande zu bringen. Er entsprach dem Auftrage, machte dabei geltend, daß eine solche Allianz Glück und Frieden für Preußen, ja für ganz Europa bedeuten werde, und fügte hinzu, daß eine abermalige Ablehnung seiner Anträge

das Direktorium nötigen werde, bei seinen ferneren politischen Kombinationen Preußen nicht mehr zu berücksichtigen. Mitte Mai kam es hierüber in Berlin und Potsdam zu Beratungen, bei denen Alvensleben sich für die französische Allianz aussprach, da namentlich die preußische Armee nicht in der Verfassung sei, der französischen erfolgreich Widerstand zu leisten; Haugwitz aber, der im Hinblick darauf, daß Preußen sich sichtlich von seinen Verlusten während der Kriegsjahre erholt hatte und im Verein mit den norddeutschen Mittelstaaten politisch kräftiger dastand als zur Zeit des Basler Friedens, ferner aber in Erwägung der wiederholten Bedrohung Norddeutschlands, des schwankenden Verhaltens des Direktoriums und der Ausbreitung der Revolution über Italien und die Schweiz zu der Überzeugung gelangt war, daß mit der französischen Republik, wie sie damals war, auf die Dauer keine Freundschaft zu halten sein werde, bewog, unterstützt vom Herzog von Braunschweig, den König, Caillards Antrag zurückzuweisen, und eröffnete letzterm, so lange noch eine Streitfrage zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche unerledigt bleibe, sei ein Einvernehmen mit dem deutschen Staate Preußen unmöglich.

In der Besorgnis, daß nun die Franzosen sich zu einer Verletzung der norddeutschen Neutralität hinreißen lassen würden, gab der König dem Herzoge von Braunschweig Vollmacht, einem solchen Unternehmen ohne weitere Anfrage mit den Waffen entgegenzutreten. In Frankreich aber war man von Feindseligkeiten gegen Preußen damals weit entfernt. Im Gegenteil, man empfand in Anbetracht dessen, daß die europäische Lage sich für Frankreich inzwischen wesentlich ungünstiger gestaltet hatte, und daß Bonaparte im Begriff war, mit dem besten Heere der Republik nach Ägypten und vielleicht weiter zu gehen, lebhafter denn je das Bedürfnis einer Verständigung mit Preußen, und da Caillard zu diesem Zwecke zu maßvoll und zu wenig energisch erschien, beauftragte man mit den betreffenden Verhandlungen den Abbé Sieyes. Die Instruktion, die derselbe nach Berlin mitnahm, war nicht ungeschickt auf die Bedürfnisse des preußischen Staats berechnet. Sie wies nach, daß Preußen nur von einem Bündnisse mit Frankreich Frieden und Vergrößerung zu hoffen, von Österreich aber nichts zu erwarten habe. Alles, was man in Berlin wünsche, lasse sich ohne Krieg, durch die bloße Thatsache der Allianz erreichen; denn derselben würden sich sofort Holland, die Schweiz, Schweden, Dänemark, Spanien, die italienischen Republiken und ein großer Teil der deutschen Reichsstände anschließen, und welcher Staat würde sich dem Willen dieses Bundes zu widersetzen wagen? Das war, wie gesagt, nicht ungeschickt gerechnet, aber Sieyes war mit seinem harten, schneidenden Wesen, seiner selbstbewußten Starrheit und seiner Ansicht, daß „die Furcht das wahre Aktionsprinzip zwischen Regierungen" sei, nicht der Mann, mit Erfolg zu unterhandeln. Nachdem er am 22. Juni 1798 in Berlin eingetroffen war, hatte er mehrere Besprechungen mit dem Könige, mit dessen Generaladjutanten von Zastrow, der sich zugänglich und freundschaft-

lich zeigte, dann mit Haugwitz, der vor allen Dingen Nachgiebigkeit in Rastatt und Abschluß des Friedens mit dem Reiche verlangte, zuletzt wieder mit Zastrow, erreichte aber trotzdem, daß er auch mit Drohungen vorging, nur, daß der König seine Vermittlung zwischen Frankreich und Österreich anbot, welchen Schritt Sieyes seiner Regierung als abgeschmackt und hinterlistig bezeichnete.

In Paris war man über den langsamen Gang der Dinge in Berlin ungeduldig geworden, und so wurde dem Gesandten am 24. Juli geschrieben, Preußen möge sich endlich entschließen, ein aufrichtiger Bundesgenosse der Republik zu werden, sonst werde Frankreich wissen, ohne Preußen zum Ziele zu kommen. Mit diesem dringenden Verlangen nach Verständigung fiel zusammen, daß sich damals in der französischen Politik eine Wendung im Sinne eines gemäßigteren Systems vollzog. Talleyrand war der Überzeugung, daß Frankreich zu seiner inneren Befestigung des Friedens bedürfe, er wollte keine Einmischung in die Verhältnisse Italiens und befürwortete Zugeständnisse an Deutschland, die den von Preußen lebhaft unterstützten Forderungen der deutschen Friedensdeputation entsprachen. Er war ein Anhänger der Allianz mit Preußen wie Caillard, aber auch er gedachte das norddeutsche Gemeinwesen, das sich damals unter Preußens Leitung zu bilden anfing, für die Zwecke der französischen Republik zu benutzen. Er richtete an das Berliner Kabinet die Forderung, im Verein mit Österreich zu erklären, daß beide Mächte auf Entschädigung innerhalb des Reiches verzichteten, und zugleich ließ er für den Reichsfrieden vorschlagen, daß nur die weltlichen Fürsten entschädigt werden sollten, endlich aber kam er auf den Gedanken, auch den Gebietsstand der italienischen Staaten durch einen Garantievertrag mit Preußen, Spanien und der Schweiz gegen das Streben Österreichs nach Gebietserweiterung zu sichern. Sieyes war damit nicht einverstanden, er mißbilligte die Zurückhaltung, die Talleyrand für Italien empfahl, war gegen alle Zugeständnisse in Deutschland, hielt als revolutionärer Doktrinär Frankreich für mächtig genug, für die Ausbreitung des „repräsentativen Systems," d. h. der Republik, den Kampf mit der ganzen Welt aufzunehmen, wollte in Preußen durchaus nicht den natürlichen Verbündeten Frankreichs erblicken und führte infolge dessen die Unterhandlungen mit dem preußischen Ministerium so, daß der König die unter der Hülle eines Garantievertrags für Deutschland und Italien angetragene Allianz gegen Österreich ablehnte.

Daraufhin brachen die Franzosen die Unterhandlungen mit Preußen im Oktober 1798 überhaupt ab und suchten in den deutschen Mittelstaaten den Bundesgenossen gegen Österreich, zu dem sich Preußen nicht hergeben wollte. Sieyes sprach es zuerst aus: Preußen darf die Küstenländer zwischen Weser und Elbe nicht mehr durch seinen Einfluß beherrschen, es muß hinter die Elbe verwiesen werden; man kann es durch dynastische Verbindung mit dem wiederherzustellenden Polen entschädigen und so durch möglichste Abschwächung seines deutschen Charakters zu einer Allianz mit Frankreich geeigneter machen. Was

dann nach Hinausdrängung Preußens und Österreichs von Deutschland noch übrig blieb, sollte in einem nördlichen und einem südlichen Bunde vereinigt werden, von denen jener Preußen feindliche Berührungen mit Frankreich wie freundschaftliche Verbindungen mit England unmöglich zu machen, dieser Frankreich von Österreich zu trennen bestimmt war. Indem die französischen Politiker diese Gedanken adoptirten, war der Krieg gegen Preußen diplomatisch bereits eröffnet. Deutschland in einen österreichischen, einen preußischen Teil, einen Nord- und einen Südbund der Kleinstaaten zerschnitten, die sich gegenseitig lahm legten, Preußen durch die Verbindung mit Polen von Rußland geschieden, Österreich im Süden vom süddeutschen Bunde, den helvetischen und den italienischen Republiken, im Norden von Preußen-Polen in Schranken gehalten, England vom Festland ausgeschlossen, überall Trennung, Eifersucht und Feindseligkeit und daneben ein straff zusammengefaßtes, durch die Rheinlande, Belgien und Savoyen vergrößertes Frankreich — das war die Lage Europas, auf welche die französischen Politiker vom Herbst 1798 an hinarbeiteten.

Versuche, den Landgrafen von Hessen zu bewegen, sich unter französischem Schutze an die Spitze eines Bundes norddeutscher Fürsten zu stellen, schlugen fehl. Bessere Aussichten eröffneten sich den Franzosen in Baiern, als der Kurfürst Karl Theodor am 16. Februar 1799 starb und dessen Nachfolger Maximilian Josef dem französischen Geschäftsträger Alquier wenige Tage nach seinem Regierungsantritte eröffnete, Frankreich besitze keinen bessern Freund als ihn, ja er fühle sich ganz als Franzose. Indeß war diese Freude von kurzer Dauer: schon am 11. März mußte Alquier vor den heranziehenden Österreichern nach Straßburg flüchten, bald darauf war Erzherzog Karl Herr von ganz Deutschland, und so mußte der Plan eines Rheinbundes auf günstigere Zeiten verschoben werden.

Haugwitz war inzwischen Frankreich immer abgeneigter geworden. Frankreich war auf seine Vorschläge nie ernstlich eingegangen, und er hatte aus der Erfahrung die Überzeugung gewonnen, daß die revolutionäre Bewegung früher oder später auch Norddeutschland überfluten werde, wenn Preußen sich nicht mit andern Mächten zur Eindämmung der Macht Frankreichs verbände. Wiederholt hatte er deshalb unter russischer Vermittlung mit Österreich unterhandelt, und im Oktober 1798 hatte man sich dahin geeinigt, daß bei dem nahe bevorstehenden Kampfe Österreich den Süden, Preußen den Norden Deutschlands gegen Frankreich schützen solle. Wichtiger war der Antrag, der um die Mitte des Januar 1799 von russischer und englischer Seite an König Friedrich Wilhelm gelangte, mit diesen Mächten einen Versuch zur Befreiung Hollands und Brabants zu unternehmen. Haugwitz nahm sich desselben mit Eifer an, indem er dem König in lebhaften Farben die Gefahren schilderte, mit denen Frankreich, der gewaltige Feind aller sozialen Ordnung, Europa und namentlich Preußen bedrohe. Der Herzog von Braunschweig pflichtete ihm bei, desgleichen der

Minister Graf Finckenstein, nur Alvensleben beharrte noch bei einer gewissen Hinneigung zu Frankreich. Der König aber sah den Frieden als höchstes Gut der Welt an, er wollte nichts von einem Unternehmen wissen, das zum Kriege mit den Franzosen führen mußte, er wünschte, sich nur für den Fall, daß diese ihn angriffen, mit den andern Mächten zu verständigen. So führten die englisch-russischen Anträge zu nichts, und als dieselben im Mai, wo der Krieg in Italien und Süddeutschland wieder ausgebrochen war, erneuert wurden, und Haugwitz sie wieder warm zur Annahme empfahl, lehnte sie der König, durch den Generaladjutanten Köckritz und den Geh. Kabinetssekretär Lombard in seiner friedensseligen Gesinnung bestärkt, abermals ab und genehmigte die Fortsetzung der Verhandlungen nur zu dem Zwecke, mit England und Rußland einen Garantievertrag und ein Übereinkommen für den Frieden zustande zu bringen. Umsonst machten die Minister neue Vorstellungen, indem sie hervorhoben, daß Preußen nach dem Abbruche des Kongresses in Rastatt und bei der unabsehbaren Dauer des Krieges seine linksrheinischen Lande nicht länger in der Gewalt der Franzosen lassen dürfe, sondern sie, nötigenfalls mit den Waffen in der Hand, zurückfordern müsse. Da aber ein Angriff auf das Gebiet links vom Niederrhein notwendig zu einem Angriff auf Holland führte, so erbaten sie sich Vollmacht zu neuen Verhandlungen mit Rußland und England. Auch dieser Versuch, den König umzustimmen, blieb erfolglos. Später, am 2. Juni, genehmigte derselbe zwar auf einer Reise in Westfalen (in Petershagen) die militärische Mitwirkung Preußens zur Befreiung Hollands, sobald die Verbündeten die bei Abschluß des Friedens von Campo Formio von ihnen innegehabten Stellungen am Rhein und Main wieder eingenommen hätten, aber eine formelle Vollmacht zu neuen Unterhandlungen mit Rußland und England war von ihm nicht zu erlangen.

Als der unermüdliche Haugwitz, nachdem Suwaroffs Siege in Italien Preußens Teilnahme am Kriege weniger bedenklich und eine Verständigung mit der Koalition gegen Frankreich dringender gemacht hatte, mit dem englischen Gesandten Grenville einen Vertrag formulirte, der auf den von ihm in Petershagen vorgetragenen Gedanken beruhte, äußerte sich der König zustimmend, aber wieder weigerte er sich, dem Minister die nötige schriftliche Vollmacht zu geben, und endlich wies er Haugwitz an, keinerlei bindende Verpflichtungen gegen die Koalition zu übernehmen; dagegen befahl er ihm, Frankreich um freiwillige Räumung Hollands und der linksrheinischen Lande Preußens anzugehen. Am 20. Juli sprach Haugwitz gegen den französischen Geschäftsträger den Wunsch aus, die Republik möge den Holländern ihre Unabhängigkeit zurückgeben, sonst sei ein Einverständnis zwischen Preußen und Frankreich unmöglich, und um Holland die Freiheit sicherstellen zu können, müsse Preußen auch auf Herausgabe seiner Gebiete links vom Rheine bestehen. Ähnlich äußerte sich Zastrow, der indeß hinzufügte, auf die linksrheinischen Gebiete lege der König weniger Gewicht. In Paris wies man das Verlangen Preußens in Betreff Hollands

mit dem Bemerken ab, letzteres erfreue sich bereits voller Unabhängigkeit, und über das linksrheinische Land erklärte man sich überhaupt nicht. Jetzt schien man in Berlin einige Energie zeigen zu wollen. Haugwitz erklärte dem französischen Geschäftsträger, der König werde in Paris durch seinen Gesandten seine Forderung wiederholen und inzwischen seine Truppen an den Rhein vorrücken lassen. Indeß machte dies in Paris wenig Eindruck; denn man kannte die Zaghaftigkeit und den Wankelmut des Königs und den Zwiespalt seiner Anschauungen und der Haugwitzschen Politik. Einen Augenblick (im September) schien es zwar, als wolle man den Forderungen Preußens wenigstens durch Wiederherstellung der preußischen Verwaltung im Cleveschen gerecht werden. Da aber strömten von allen Seiten Siegesnachrichten herbei: bei Zürich hatte Massena das russische Heer zertrümmert, und in Holland hatten die Alliirten vor Brune sich zurückziehen müssen. Die Einwirkung dieser Nachrichten auf die preußische Politik war durchschlagend, von einer Verwendung für Holland war nicht mehr die Rede, und Haugwitz zog sich wieder ganz auf das System vollständiger Neutralität zurück, das er von 1795 bis 1798 verfochten hatte. Bald aber traten Ereignisse ein, die ihn sogar zu einer Wiederannäherung an die Republik veranlaßten.

Am 9. November bemächtigte sich Bonaparte durch einen Staatsstreich der Regierung in Paris, und der Hof und das Ministerium in Berlin empfanden diesen Umschwung mit Genugthuung, man hoffte, daß sich jetzt in Frankreich, das man im stillen stets als natürlichen Verbündeten angesehen und nur in seinem revolutionären Regiment gehaßt und gefürchtet hatte, eine Regierung bilden werde, mit der sich ein freundliches Einvernehmen herstellen lasse. Das Anwachsen der Macht Österreichs, das sich in Süddeutschland und Italien behauptete, und von dem man nichts gutes zu hoffen hatte, war lästig geworden. Kaiser Paul hatte sich von der Koalition zurückgezogen, und Preußen konnte seine alten freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland wieder aufnehmen, ohne seine Neutralität in dem noch immer fortdauernden Kriege aufgeben zu müssen. Es konnte dem Wunsche Talleyrands nach einer Vermittlung zwischen Rußland und Frankreich willfahren und that dies. Als man darauf aber französischerseits bewaffnete Vermittlung den Österreichern gegenüber beanspruchte, wollte man in Berlin davon nichts hören; jedenfalls erbat man sich zunächst Angaben über die Bedingungen, unter denen sich Frankreich zu einem Frieden verstehen wolle. Der erste Konsul selbst antwortete auf diese Frage, daß er an der Erwerbung Belgiens und des linken Rheinufers festhalte, aber auf alle Ansprüche verzichte, die das Direktorium auch auf das rechte erhoben. Dafür forderte er von Preußen energisches Auftreten gegen Österreich. Haugwitz fand diese Erklärungen Napoleons unvollständig und hinterlistig und sagte dem neuen französischen Gesandten Beurnonville, es sei unmöglich für Preußen, die Rheingrenze als Friedensgrundlage vorzuschlagen. Gleichwohl ließ man dem ersten Konsul

wiederholt versichern, daß man im Vereine mit Rußland vermittelnd auftreten wolle, wofern Frankreich sich zu maßvolleren Friedensbedingungen bequemen wolle.

In eine neue Entwicklungsphase traten die Verhandlungen zwischen Frankreich und Preußen erst, als durch den Sieg bei Marengo Frankreich wieder obenauf gekommen war. Am 30. Juni 1800 schon bot Friedrich Wilhelm dem ersten Konsul abermals seine Vermittlung für einen Frieden an, wobei er andeuten ließ, daß er bei seinen Bestrebungen auf den Kaiser von Rußland rechnen könne. In Paris zeigte man nur geringe Neigung, auf dieses Anerbieten einzugehen. Man tadelte bitter die Politik der unbedingten Neutralität und versprach sich von einer preußischen Vermittlung gegenüber den Österreichern umsoweniger, als deren Widerstand bei Marengo gebrochen schien und dieselben schon in Paris über den Frieden unterhandelten. Dagegen konnte Preußen den Weg zur Verständigung mit Rußland weiter bahnen, dessen man gegen England bedurfte, und so dankte man nach dieser Richtung für den guten Willen Preußens und bat dringend, dasselbe wolle sich für eine Aussöhnung zwischen Frankreich und Rußland verwenden. Das entsprach aber auch vollständig den Gesinnungen und Wünschen Friedrich Wilhelms, dem daran lag, sein politisches System auf die freundschaftlichen Beziehungen zu den miteinander ausgesöhnten großen Nachbarstaaten zu begründen. Auf seine Anregung kam es im Herbst des Jahres 1800 zwischen Rußland und Frankreich zu Verhandlungen, die für die allgemeinen Verhältnisse Europas wie für die besondern Beziehungen Preußens zu Frankreich eine neue Epoche einleiteten.

Hierüber wird der zweite Band des hier besprochnen Werkes neue Aufklärungen bringen. Inzwischen sei dasselbe als ein auch für andre als die hier hervorgehobenen Ereignisse und Verhältnisse vielfach lehrreiches Werk Freunden der Geschichte bestens empfohlen.

Das Schnorrsche Kriegsspiel am sächsischen Hofe.

Der handschriftlich im Besitz der Familie aufbewahrten Selbstbiographie des bekannten Direktors der Leipziger Akademie der bildenden Künste, Veit Hans Schnorr von Carolsfeld, in die uns kürzlich ein Einblick gestattet wurde, entnehmen wir die nachfolgende kleine Episode, die außer dem lokalen Interesse in mehrfacher Hinsicht einen gewissen historischen Wert beanspruchen darf.

Als im Frühjahr 1809 jener denkwürdige Krieg zwischen Napoleon und Österreich entbrannte, der, hochherzig unternommen, trotz blutigen Einsatzes auf

den Schlachtfeldern von Aspern und Wagram zu einer neuen Demütigung der habsburgischen Monarchie führen sollte, war der sächsische Hof, damals aufs engste mit Napoleon liirt, aus Furcht vor feindlichen Einfällen über die nahe böhmische Grenze von Dresden nach Leipzig geflüchtet, auch dort nur durch Bernadottes beruhigende Versicherungen und die dringenden Vorstellungen der Leipziger Kaufmannschaft zurückgehalten, welche von einer weiteren Flucht des königlichen Herrn die gänzliche Auflösung der gerade im Gange befindlichen Ostermesse — es war um den 16. April — als unvermeidliche Folge befürchtete.

Es bedarf keines Hinweises darauf, wie die bevorstehende Kriegsgefahr alle Gemüter in Spannung erhielt. Was die Alten im innersten bewegte, drückte sich in naiver Weise auch in dem Spiel der Jugend aus. Die beiden jüngeren Söhne des Leipziger Malers Schnorr, Julius und Eduard, der eine fünfzehn-, der andre sechzehnjährig, erfanden ein komplizirtes Kriegsspiel, das sie nach allen Regeln damaliger Strategie aufbauten.*) Zu einem ersten primitiven Versuche dienten die Kerne eines großen Kürbisses, der den väterlichen Mittagstisch geziert hatte. An Stelle der Kerne traten bald, eigenhändig gesägt und gehobelt, kleine Holzpyramiden, welche, mit Abzeichen versehen, die verschiedenen Waffengattungen vorstellten und sich auf den umfangreichen Grundplan von 1200 Quadraten verteilten. „Beim Entwurf ihres Planes — so erzählt der Vater — hatten beide Jünglinge darauf hingearbeitet, daß strategisch wie in der Wirklichkeit alle Manövers ausgeführt werden könnten, und so diesem Zweck gemäß Berge, unübersteigbare oder von der einen Seite nur zu ersteigende Felsen, Flüsse, Brücken und dergleichen fabrizirt. Die Basis hatten sie, nachdem sie eine berühmte Schrift, nämlich ein »System der Kriegskunst« — deren Verfasser, wenn ich nicht irre, ein Preuße namens Bülow**) — gelesen, auf die Magazine und deren Erhaltung gegründet."

Die Knaben waren in wiederholten Übungen schon zu bedeutender Fertigkeit in ihrem neuen Spiel gelangt, als sie eines Tages ein höherer Hofbeamter, der den Vater besuchte, Freiherr zu Racknitz (damals Oberküchenmeister, später Hofmarschall am sächsischen Hofe, auch als Liederkomponist und Kunstschriftsteller nicht ohne Namen), gerade im Spiel begriffen fand. Selbst Kenner und Liebhaber derartiger Spiele, setzte er sich zu ihnen und bat sie fortzufahren. Die Sache war neu und gefiel ihm so, daß er im Kreise des Königs und der Prinzen ausführlich von dem Spiele erzählte. Schon am folgenden Tage schickte

*) Es mag darauf hingewiesen werden, daß Julius der spätere berühmte Maler der Villa Massimi, der Münchener Residenz, der Zeichner der Bilderbibel ist, während sein älterer Bruder Eduard schon mit sechsundzwanzig Jahren der Künstlerlaufbahn, die er ebenfalls ergriffen hatte, entrissen ward.

**) Gemeint ist wahrscheinlich Bülows „Geist des neueren Kriegssystems, hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis der Operationen, auch für Laien in der Kriegskunst faßlich vorgetragen von einem ehemaligen preußischen Offizier" (1799).

der General von Forel, Oberhofmeister des Prinzen Friedrich August, zum alten Schnorr und ließ ihn ersuchen, „mit seinen beiden Söhnen zu ihm zu kommen und das Kriegsspiel mitzubringen, sämmtliche Prinzen wünschten dasselbe kennen zu lernen.“ Als solche haben wir die beiden Brüder des Königs, Anton (den spätern König) und Maximilian, sowie des letzteren (später zum Thron gelangte) beide Söhne, den fast zwölfjährigen Friedrich August und den achtjährigen Johann zu verstehen. Ich lasse nun den Vater selbst erzählen.

„Wir erschienen und wurden auf das freundlichste aufgenommen. Man setzte Stühle um den Tisch, und meine Söhne mußten ebenfalls Platz nehmen. Auch waren der biedere General Forel, der jungen Prinzen Instruktor von Wessenberg und einige Adjutanten gegenwärtig, welche sämmtlich in einem Kreis den Tisch umstanden. Nachdem nun beide Parteien die ganze Fläche des Bretes mit den Figuren besetzt und um das Ausziehen gelooft hatten, begann das Spiel, und aller Augen folgten den Manövers Zug für Zug. Beseelt von einem tiefen Ernst zogen beide Jünglinge rasch vorwärts, es wurde links und rechts geschlagen, und Julius nahm jetzt eine zweite Kanone. Dies freute einen der jungen Prinzen, und im Gefühle dieses Vergnügens rief er — an seinen Vater sich wendend —: »Ei! Wieder eine Kanone geschossen!« Julius, welcher in mehr als einem Fache, wie auch sein Bruder Eduard, in der Terminologie schon hinlänglich bewandert war, sprach hierauf: »Verzeihen königl. Hoheit! man kann nicht sagen: Kanonen schießen, es heißt: Kanonen nehmen.« »Ganz recht, mein Sohn, fiel Vater Maximilian freundlich ein, merke du dir das!« Rasch zogen beide Brüder, nun stehend und mit einem erhöhten Rot der Wangen, fort und fort, und der Kampf steigerte das allgemeine Interesse. Jetzt schlug Maximilian vor: man solle sich doch für die eine oder andre Macht — die eine Armee war rot, die andre war blau gefärbt — erklären und sammelte sogleich die abgegebenen Stimmen. Dieser Vorschlag und die Entscheidung belebte nun Spiel und Zuschauer nur desto mehr. Jetzt hoffte die blaue Farbe (nämlich Eduard) zu siegen und es herrschte eine allgemeine Spannung. Prinz Maximilian, befangen von Interesse für Julius, fragte denselben: »Lieber Schnorr, warum ziehen Sie jetzt hierher?« Schnell aber versetzte Julius: »Eure Hoheit verzeihen, das kann ich jetzt nicht sagen.« »Sie haben Recht, ich hätte nicht fragen sollen,« sagte der Prinz, indem er zugleich mit der bewegten Hand seinem Bekenntnis Nachdruck gab. Und nun vernahm man kaum den Atemzug, so gespannt waren alle auf den Ausgang dieses Kampfes, ein jedes wünschte seiner Farbe zugleich im eignen persönlichen Interesse an der Sache den Sieg. Aber siehe! nur noch wenige Augenblicke vergingen, als auf einmal Julius mit einem Teil seiner leichten roten Truppen eine Wendung machte und seinen sich sicher meinenden Gegner auf eine allen teilnehmenden Beobachtern, unter welchen auch Prinz Maximilian, ganz unerwartete Weise umging und dergestalt ihn total schlug. »Jetzt nun, nahm Julius bescheiden das Wort, werden Ew. Hoheit sich

schon erklärt haben, warum ich jenen Zug so und nicht anders gethan.« »Ei freilich,« erwiederte der verehrte Prinz und wiederholte: »Man muß nicht fragen.« Es wurde nun nach geendigtem Spiele von mehreren Personen viel gefragt und manches besprochen, allein es würde zu weitläufig und ermüdend werden, wollte ich alle ausgesprochenen Bemerkungen hier wiedergeben. Jedoch kann ich in Wahrheit versichern, daß dieses Spiel nicht nur sämmtlichen Anwesenden neu, sondern auch der soeben geführte Kampf allen ein besonders Interesse gewährte und beiden Brüdern Lob gespendet ward. Auch wurde leise angedeutet, dieses Spiel vielleicht in den nächsten Tagen in Gegenwart unsers Königs wiederholen zu lassen, allein es waren die sogenannten Schwarzen im Anzug und also unterbliebs. So nahe schon hatte man diese nicht erwartet."

Diese Schwarzen waren keine andern als die tapfern Truppen des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der von Böhmen aus einen Einfall in Sachsen machte, um dieses in die Erhebung gegen Napoleon hineinzuziehen — ein verfehltes Unternehmen. Für den von Napoleon gänzlich schutzlos gelassenen sächsischen Hof aber verhängte dieser Einfall, dem am 11. Juni die Besetzung Dresdens folgte, die Notwendigkeit weiterer Flucht; am 13. Juni verließ der König Leipzig, um sich nach Frankfurt a. M. zu begeben. So mußte die Wiederholung des Kriegsspiels unterbleiben.

Es sei gestattet, noch die Betrachtung beizufügen, mit welcher Schnorr diese Erzählung beschließt. „Zufrieden mit der uns bewiesenen Aufnahme kehrten wir still neben einander her nach Hause. Doch regte sich so mancher Gedanke in meinem Innersten, der hinwiederum manche Betrachtungen zur Folge hatte. Indem ich nämlich noch einen Blick auf das so harmlose Kinderspiel in Gegenwart unseres Königs Brüder und ihrer Umgebung warf, fand ich in dem an und für sich bedeutungslosen Vorgang etwas ominöses, denn dieser Stubenkampf war nicht ohne Teilnahme zweier Parteien geführt worden, aber es hatte vielleicht keiner von den Zuschauern eine Ahnung von der Wendung der Dinge, wie solche nach vier Jahren sich in der Wirklichkeit gestalteten. Denn kein Sterblicher vermag das kommende zu durchschauen. Jetzt war ich mit meinen Söhnen zu Hause angekommen, und hier verlor sich das ungewisse in unsrer häuslichen Wirklichkeit."

Das Kriegsspiel blieb bei allen Teilnehmern in gutem Gedächtnis. Als Prinz Friedrich August im Jahre 1835 — damals Mitregent König Antons — in München weilte und den um diese Zeit schon weit berühmten Maler der Nibelungensäle wiedersah, gedachten beide Teile der vergangenen Zeit und des Kriegsspieles vom Jahre 1809.*)

*) Briefe von Veit Hans Schnorr von Carolsfeld an seinen Sohn Julius Schnorr von Carolsfeld, 19. Dezember 1835, und an seine Tochter Ottilie, 2. Dezember 1835.

Ungefähr seit der Mitte des Jahrhunderts ist das Kriegsspiel zu einem damals noch ungeahnten Ansehen in der Armee gelangt. Man betrachtet es als ein wesentliches Hilfsmittel für die Ausbildung unsrer jungen Offiziere, als eine Vorschule für die Truppenführung im kleinen wie im großen. Dem Manövriren im Felde voraus und zur Seite geht das Manövriren auf der Karte, das nach allen Regeln der Kriegskunst und unter Berücksichtigung von Zeit, Entfernung, Truppenstärke und Terrainverhältnissen vor sich geht. Selbstverständlich würde das Schnorrsche Spiel den Ansprüchen eines Fachmannes von heute nicht mehr genügen. In einer Geschichte des Kriegsspieles aber wird es einen Platz beanspruchen dürfen. Wem die Priorität der Idee gebührt, mögen Kundigere beurteilen.

Dresden. Gustav Buchholz.

Das Mädchen von Tisza-Eszlar.

2.

Salomon Schwarz, Adolf Leopold Braun und Abraham Buxbaum erscheinen auf Grund bestimmter, detaillirter und übereinstimmender Zeugenaussagen und Geständnisse der Angeklagten beschuldigt, beziehungsweise der Schuld verdächtig, am 1. April d. J. in der Vorhalle der Tisza-Eszlarer jüdisch-orthodoxen Synagoge, wo sie als Schächter angeblich behufs Abhaltens eines Probeschächtens und von Probegesängen versammelt waren, die unter hinterlistigen Vorspiegelungen dahin gelockte Esther Solymosi mittels eines am Halse derselben applizirten Schnittes mit dem Schächtermesser ermordet zu haben — also heißt es in den amtlichen Motiven zu dem Beschlusse der Anklage, welche am 29. Juli von dem k. ungarischen Gerichtshofe zu Nyiregyhaza gefaßt worden ist, nachdem die Untersuchung über zwei Monate lang mit der größten Energie geführt worden war.

Was konnte zu dem Verbrechen die Ursache sein? Gewiß nicht Habsucht. Ein vierzehnjähriges Mädchen, das in Diensten steht, ist wohl am wenigsten geeignet, Aussicht auf Befriedigung derselben zu gewähren. Oder Rachsucht? Auch zu diesem Beweggrunde fehlt jeglicher Anstoß; redete doch der Hauptangeklagte, der Schächter Schwarz, die Mutter freundlich und vertraulich an, was nicht möglich gewesen wäre, wenn vorher ein Zwist, der Rachsucht hätte erwecken können, vorgefallen wäre. Auch ein geschlechtliches oder politisches Motiv zu der Blutthat anzunehmen, ist von vornherein ausgeschlossen. Dagegen

lenkt der Charakter der Angeklagten und der Art des Mordes den Verdacht auf eine ganz bestimmte Fährte. Von den drei Hauptangeklagten ist Salomon Schwarz Schächter in Tisza-Eszlar, Leopold Braun Schächter der Gemeinde Teglas und Abraham Buxbaum Schächter der Gemeinde Tarczal, alle drei bekleiden also ein wichtiges rituelles Amt der jüdischen Gemeinde, und vollführt wurde der Mord in der Synagoge. So liegt es nahe, an ein religiöses Motiv zu denken und anzunehmen, daß, wie im Altertume und wohl noch heute bei Wilden Menschenopfer Sitte waren, wie religiöser Fanatismus im Mittelalter manchen auf den Scheiterhaufen führte oder sonst martervollen Tod verhängte, und wie der Hexenglaube zwar bei den Gebildeten verschwunden ist, aber in breiten Schichten des Volkes noch heute feste Wurzeln hat, so auch die Ermordung der Esther Solymosi durch religiösen Aberglauben oder Fanatismus herbeigeführt worden sei. Nun sind freilich die Juden das auserwählte Volk Gottes. Aber wie es unter ihnen neben reichen Bankiers auch blutarme Individuen, wie es neben edeln, ehrbaren und wohlthätigen Juden ja auch unedle, unehrbare und eigennützige giebt (bekanntlich ist die Zahl der jüdischen verbrecherischen Bankerottirer absolut schon viel größer als die der christlichen), so wäre es gewiß auch denkbar, daß es neben den „aufgeklärten" Reformjuden der europäischen Hauptstädte, die allen Glauben über Bord geworfen haben, auch noch einige beschränkte Fanatiker in einem abgelegenen Komitat Ungarns gäbe, die dem Gotte Isaaks etwa mit einem Christenmädchen ein besonders wohlgefälliges Opfer darzubringen glaubten.

Hierzu kommen aber ganz konkrete Verdachtsmomente. Marezianyi erzählt, gleich nach Beginn der speziellen Kriminalunterſuchung habe der Untersuchungsrichter von Barry von einem zum Christentume übergetretenen Juden eine Mitteilung erhalten, deren Inhalt einen Fingerzeig giebt, in welcher Richtung sich die Untersuchung zu bewegen hat. Diese Mitteilung giebt genau die Zubereitung der „koscheren" und österlichen Opfermehle an. Hiernach muß beim Mahlen des „koscheren" Mehls der Rabbi, der Dajen (Rabbistellvertreter) oder wenigstens der Tempeldiener zugegen sein, und aus diesem Mehle werden die Opferbrote gebacken. Diese Opferbrote werden von dem Rabbiner gesegnet und unter einem Gebete, das zum Teil hebräisch gesprochen wird, an die Gläubigen verteilt; jeder Familienvater teilt das erhaltene Stück an demselben Abende unter Beobachtung derselben Zeremonie unter seine Angehörigen aus, wodurch die dasselbe genießenden Gläubigen nach traditioneller altjüdischer Religionsanschauung von jeder Schuld befreit und gegen jede Krankheit und jedes Ungemach gefeit werden. Das Opfermehl beziehen die einzelnen Gemeinden gewöhnlich von einer im Geruche besondrer Heiligkeit stehenden Gemeinde; seine Zubereitung erfolgt nicht nach Vorschriften des Talmud, sondern nach altjüdischen Überlieferungen, in Gegenwart von dreizehn Juden aus verschiednen Gemeinden, die den Schwur der strengsten Geheimhaltung ablegen müssen. Wie die Gemeinde, wo das Opfermehl erzeugt wird, so erlangen auch diejenigen Gläubigen, welche die nö-

tigen Bestandteile desselben verschaffen, großen Ruhm und großes Ansehen. Die Erzeugung dieses Opfermehls erfolgt mit Beimischung von getrocknetem (pulverisirten) Blute unschuldiger Christenpersonen. Gewöhnlich wählt man hierzu das Blut von Jungfrauen, und zwar folgendem Talmudspruche folgend: Die besten aber unter den Gojims hast du zu töten. Die orthodoxen Rabbiner wären in der Regel bei der Zeremonie des Schächtens nicht zugegen, sie segneten bloß das Opfermehl, wenn es schon bereitet sei. Sie wüßten aber und kännten die Art der Zubereitung des Mehles, erhöben aber nie Einspruch dagegen, da sie hierdurch sich den Bannspruch der im Rufe der Heiligkeit stehenden Oberrabbiner zuziehen würden. Die orthodoxen Juden kännten beinahe ohne Ausnahme die Art des Beischaffens und der Zubereitung des rituellen Opfermehles. Die sogenannten Neologen kännten oder ahnten dieselbe gleichfalls, befolgten aber den Ritus derselben nicht. So Marezianyi.

Man hält unwillkürlich inne, wenn man in einen solchen Abgrund von religiösem Fanatismus einen Blick geworfen hat, und greift sich an die Stirn, um sich zu überzeugen, ob man nicht von einem bösen Traum beunruhigt werde oder von Dingen lese, die einer längst versunkenen Zeit angehören und nicht in unsrer Mitte, gleichsam vor unsern Augen vor sich gehen.

Marczianyi erzählt weiter einzelne Fälle, welche zu beweisen scheinen, daß die Juden auf alle mögliche Weise Christenblut zu erlangen suchen. Die Witwe Michael Kiralys, wohnhaft zu Kölese im Spotmarer Komitat, machte folgende Anzeige. Zur Zeit der Melonenreife schickte sie eines Tages ihren neunjährigen Sohn zu dessen Tante, um Melonen zu holen. Als der Knabe bei einem am Ende der Ortschaft befindlichen alten Gebäude vorüberschritt, in welchem die dortigen Juden ihre Zusammenkünfte zu halten pflegten, rief der aus dem Hause tretende Gemeindeschächter Borek Neumann den Knaben zu sich und lockte denselben unter Versprechungen von Leckerbissen und einem Geldstück hinein. Als der Knabe herbeikam, ergriffen ihn plötzlich mehrere Juden, verstopften ihm den Mund, vollzogen an ihm, einem christlichen Knaben, die jüdisch-rituelle Beschneidung und fingen, wie der Knabe später aussagte, das Blut in einem Glase auf. Dann wurde er herausgestoßen und lief unter jämmerlichem Wehklagen zu seiner Mutter. Diese erstattete auf den Rat des reformirten Pfarrers Andreas Szutor Anzeige beim kgl. Bezirksgericht und ließ in Füzes Gyarmet ihren Sohn durch den Sanitätsrat Dr. Hatsalvi, einen Juden, untersuchen. Derselbe konstatirte den Akt der Beschneidung, verlangte aber für die Ausstellung des visum repertum die hierfür festgestellte Taxe von drei Gulden, welche die Frau, die arm war, nicht bezahlen konnte. Das Gericht leitete die Untersuchung ein, die sich in die Länge zog; gegenwärtig befindet sie sich vor dem kgl. Kassationshofe in Pest unter Nr. 27347/1882. Der Knabe lebt, und jedermann kann sich überzeugen, daß an ihm die jüdisch-rituelle Beschneidung vollzogen worden ist. Ebenso sind Fälle durch eidliche Zeugenaussagen konstatirt, wo christliche Mägde entweder

ſcheinbar zufällig von einem Juden an der Hand beim Backen verwundet und genötigt wurden, das aus der Wunde fließende Blut in das Brot zu kneten, oder gegen ein Geldgeſchenk verleitet wurden, einem Juden „einige Tropfen Blut“ abzulaſſen, immer zur Zeit des jüdiſchen Oſterfeſtes.

Am Sonnabend vor dem jüdiſchen Oſterfeſte des Jahres 1880 machte die Gemahlin eines Gutsbeſitzers, Frau von Lehoczky, in Begleitung mehrerer Landedelleute einen Spaziergang außerhalb der Stadt Balaſſa-Gyarmat. Als die Geſellſchaft bei der Synagoge der dortigen Judengemeinde vorüberkam, drangen plötzlich laute, dann unterdrückte Hilferufe aus dem Innern der Synagoge. Da das Hauptthor verſperrt war, ſo ſchlugen die Edelleute mit der Axt eines eben vorübergehenden Handwerkers eine Thür ein, welche auf die Frauengalerie der Synagoge führte. Als ſie eingedrungen waren, fanden ſie mehrere Juden um ein 15—16jähriges Mädchen beſchäftigt, welche gebunden und bereits bis auf das Hemd entkleidet war. Die Juden waren einen Augenblick beſtürzt; bald aber ſammelten ſie ſich und erklärten nun, das Mädchen habe einem von ihnen die Brieftaſche geſtohlen, und weil es geläugnet, habe man es entkleidet und die bei ihr vorgefundene Brieftaſche ihr abgenommen. Man habe es deshalb gebunden, weil die über ſo frechen Diebſtahl entrüſteten Gläubigen das Mädchen, welches ſie in ihrer Andacht geſtört habe, der Behörde hätten übergeben wollen. Das Mädchen ſchwur, nachdem es wieder zu ſich gekommen war, hoch und teuer, daß es unter einem nichtigen Vorwand in die Synagoge gelockt worden ſei; da aber ſämmtliche Juden ſchworen, daß das Mädchen den Diebſtahl verübt habe, die Brieftaſche auch wirklich in den Kleidern des Mädchens vorgefunden wurde und kein Belaſtungszeuge vorhanden war, ſo mußte die gegen die Juden angeſtrengte Unterſuchung eingeſtellt werden. Das junge Mädchen, namens Minna Bartok, ſiechte ſeitdem infolge der ausgeſtandenen Todesangſt dahin und ſtarb nach dreiviertel Jahren.

Ein ungariſcher Reichstagsdeputirter meldet aus dem Zalaer Komitate unter Beifügung amtlicher Beweismittel dem Redakteur des Függetlenſeg, eines ungariſchen nichtſemitiſchen Blattes, Julius Verhovay, folgenden Fall. Unmittelbar vor den jüdiſchen Oſtern dieſes Jahres ſchickte der zu Kovacoi im Barſer Komitate wohnhafte Jude Leopold Grünwald die bei ihm in Dienſt geweſene ſiebzehnjährige Barbara Kleemann, eine Zipſer Sächſin, abends 10 Uhr in das benachbarte Dorf Peßer mit dem Auftrage, ſie möge eine im dortigen Wirtshauſe vergeſſene Geldtaſche heimholen. Als das Mädchen dort eintrat, fand ſie nur den jüngern Bruder ihres Auftraggebers und den Schächter der Judengemeinde vor. Einige Minuten nach ihrem Erſcheinen trat plötzlich auch ihr Dienſtherr, der ihr alſo auf dem Fuße gefolgt war, in das Zimmer des verlaſſenen, abſeits ſtehenden Wirtshauſes. Nun machten ſich die drei Juden über das Mädchen her, entkleideten es vollſtändig und banden ihm Hände und Füße. Aber ehe man dem Mädchen hatte den Mund verſtopfen können, hatte

es einen so heftigen Schrei ausgestoßen, daß ihre ohne Wissen der Juden in demselben Wirtshause dienende Schwester Anna auf den Schrei die Thüre einstieß und mit den jüdischen Männern mutig den Kampf aufnahm. Während dieses Kampfes entkam ihre Schwester Barbara völlig nackt auf die Straße; es kamen Leute herbei, welche alsbald über die drei Juden herfielen und sie halbtot prügelten, worauf sie dann dem Mädchen die Kleider nebst einem Geldgeschenke zurückgaben. Ausnahmsweise wurde dies von den für das Wohl des Volkes Israel angelegentlich interessirten Zeitungen nicht als eine „Judenhetze" in die Welt posaunt; bei einer Anzeige bei dem königlichen Bezirksgericht in Aranyos-Maroth aber wurden die drei Juden freigesprochen, da dieselben übereinstimmend den Eid ablegten, sie hätten die Leibesvisitation bei dem Mädchen bloß deshalb vorgenommen, weil dieselbe ihrem Herrn die Geldtasche gestohlen hätte, die sie auch in den Kleidern des Mädchens vorgefunden hätten.

Es scheint geradezu eine konventionelle Ausrede zu sein, wenn die Verbrecher ertappt werden, das Opfer ihres fanatischen Aberglaubens des Diebstahls zu beschuldigen. Da sie mehrere sind und unbedenklich den Eid leisten, so ist es fast noch nie gelungen, den Nachweis zu führen, welches Motiv sie bei ihrem Verbrechen leitete. Kaum in Zweifel bleiben kann man aber darüber nach dem Ereignisse, welches Julius von Orczy, Reichstagsabgeordneter aus dem Borsoder Komitate, zu amtlicher Kenntnis brachte.

Im Jahre 1880 vor Beginn des jüdischen Osterfestes erhielt der Stuhlrichter von Sankt Peter die Anzeige, die sechzehn Jahre alte christliche Magd einer dortigen Judenwitwe sei in der Küche ermordet vorgefunden worden. Er ließ den Pandurenkommissar zu sich bitten und nahm mit demselben die Lokalbesichtigung vor; das Mädchen lag mit dem Rücken auf dem Estrich. Der Hals und die Kehle war ihm vollkommen durchschnitten; auffällig aber war es, daß sich neben der Leiche nicht die geringste Blutspur vorfand, und doch war es undenkbar, daß aus einer so weitklaffenden Wunde kein Blut sollte herausgeflossen sein. Der herbeigerufene Arzt konstatirte, daß die Leiche absolut keinen Blutgehalt hatte. Neben der Leiche lag eine kurze, verrostete, stumpfe Sichel; man sollte jedenfalls denken, daß das Mädchen mit dieser Sichel sich selbst das Leben genommen habe. Allein die Beschaffenheit dieses stumpfen Werkzeuges und der Mangel jeder Blutspur und jedes Blutgehaltes in der Leiche schloß eine solche Annahme absolut aus. Als nun das königliche Bezirksgericht die Untersuchung einleitete, wälzten die Jüdin, bei welcher das Mädchen in Diensten gestanden hatte und ermordet worden war, und der in demselben Hause wohnhafte Schächter der jüdischen Gemeide den Verdacht anfangs auf wallachische Zigeuner, welche sich in jener Gegend herumtrieben. Als dieser Verdacht sich als unbegründet erwies, schoben beide den Verdacht auf den Liebhaber des Mädchens. Das Gericht verhaftete den jungen Mann, hielt ihn ein volles Jahr in Untersuchungshaft und unterwarf ihn dem peinlichsten Verhöre. Trotz alledem ver-

harrte derselbe bei der unter Thränen vorgebrachten Erklärung, daß er lieber zehnmahl hätte sterben als seiner Geliebten ein Leid zufügen mögen. So wurde er schließlich freigelassen. Durch den Tisza-Eszlarer Fall wurde die Behörde veranlaßt, die eingestellte Untersuchung wieder aufzunehmen und dem Verdacht, daß der Schächter der Mörder des Mädchens gewesen sei, nachzugehen; aber dieser verschwand aus dem Orte und ist seitdem verschollen.

Im Jahre 1881 verschwand zu Raschau die Tochter des zu Makarantz wohnhaften Bindermeisters Josef Kotsisch auf rätselhafte Weise. Nach zwei Wochen fand man sie mit durchschnittenem Halse in einem Brunnen. Im Biharer Komitat verschwanden am 9. Juni 1878 ein neunjähriger Knabe und ein zehnjähriges Mädchen, Adoptivkinder des Franz Szabo, Bürgers zu Szalatsch. Nach drei Tagen fand man sie in einer Requisitenlade zu einer Feuerspritze mit klaffenden Schnittwunden am Halse; das Blut war vollkommen abgelassen. An dem Abende, wo man die Kinder vermißte, waren eine Menge fremder Juden im Hofe des jüdischen Gutsbesitzers Alexander Ehrenfeld gesehen worden; am nächsten Tage bemerkte der Kirchendiener der dortigen evangelischen Gemeinde, als er bei dem Hofe des Juden vorbei nach der Kirche ging, Blutstropfen auf der Erde, die sich längs der Ehrenfeldschen Hofmauer bis zu jener Remise, etwa fünfzig Schritte weit, fortsetzten, wo die Leichen dann gefunden wurden.

Marezianyi versichert, daß täglich aus den verschiedensten Gegenden Ungarns durchweg obrigkeitlich bestätigte Meldungen über verschwundene Christenmädchen bei den Reichstagsabgeordneten von Istoczy und von Onody einliefen. Auffällig und zugleich charakteristisch ist die Thatsache, daß sämmtliche abhanden gekommene Mädchen den ärmeren Volksklassen angehört hatten und die Kinder von Leuten waren, von denen die Juden voraussetzen konnten, daß ihr Verlust kein bebesondres Aufsehn erregen werde. In keinem der bekannt gewordenen Fälle verschwanden Mädchen angesehener Familien, von denen anzunehmen war, daß sie, falls ihnen ein Kind abhanden käme, nach demselben eifrige Nachforschungen anstellen würden. So verschwanden in den Jahren 1878 bis 1881 alljährlich zu Steinamanger regelmäßig vor dem jüdischen Osterfeste oder dem Passahfeste ein Mädchen: zwei Stubenmädchen, deren Eltern auf dem Lande wohnten, die Tochter eines armen Schuhmachers und das achtjährige Töchterchen des Kutschers eines jüdischen Gutspächters, deren Spur nie mehr aufgefunden wurde. In allen vier Fällen wurde zwar Untersuchung eingeleitet, blieb aber in allen Fällen erfolglos; der Verdacht richtete sich auf die Juden.

Marczianyi giebt noch mehrere Fälle an, von denen besonders ein 1831 in Petersburg vorgekommener von Interesse ist, wo Juden wegen Ermordung eines Mädchens verurteilt wurden. Zwei Richter erklärten, daß der Mord aus religiösem Aberwitz erfolgt sei; ein dritter konstatirte ebenfalls, daß die rituelle Unthat erwiesen sei, hielt aber den Wahn der Verbrecher, Gott damit ein wohlgefälliges Opfer darzubringen, für einen Milderungsgrund; derselben Ansicht

war der vierte; der fünfte endlich sprach sich dahin aus, nach ihm früher vorgelegenen Fällen (!) sei er zwar persönlich überzeugt, daß die Sekte der orthodoxen Juden dem Kultus des Blutopferrituales huldige, halte aber im vorliegenden Falle das Faktum des Verbrechens nicht für vollkommen erwiesen. Die zum Tode verurteilten Juden wurden vom Reichsgerichte zu je 100 Knutenhieben und dreißigjähriger Deportation nach Sibirien begnadigt.

Endlich mag noch folgender Fall hier Erwähnung finden, als der einzige, in welchem die Angeklagten gestanden, daß ihr Motiv mit dem Kultus zusammenhänge. Am 19. Juni 1764 verschwand zu Orkut im Saroſſer Komitat das zehnjährige Töchterchen des christlichen Einwohners Johann Balla, als es frühmorgens auf dem Felde Blumen pflückte. Nach sechs Tagen fand man seine Leiche im benachbarten Walde, mit durchschnittenem Halse und ohne Blutgehalt. An Brust und Lenden waren mit Messerstichen folgende Worte mit hebräischen Schriftzeichen und in hebräischer Sprache eingegraben: „Es ist nur ein Gott; einer muß zu Grunde gehen.“ An dem Tage, wo das Mädchen verschwand, waren viele polnische Juden im Dorfe gesehen worden, von denen drei, weil sie sich nach Auffindung der Leiche sehr auffällig benahmen, verhaftet wurden. Es wurde nun durch glaubwürdige Zeugen erhärtet, daß am Abend vor dem Morde zwei polnische Juden mit dem Mädchen gesprochen und dasselbe veranlaßt hatten, für eine jüdische Hochzeit am nächsten Tage Kornblumen herbeizuschaffen. Die drei Juden gestanden den Mord als einen zu rituellem Zwecke vorgenommenen ein und wurden im März 1765 zu Eperjes mit dem Schwerte hingerichtet. Als Grund hatten sie angegeben, daß nach altjüdischer Religionsüberlieferung das Blut christlicher Mädchen, im Notfalle auch christlicher Knaben, sehr nützlich zu verwenden sei bei der Zeremonie des Beschneidens und bei Frauenkrankheiten, und nach einem uralten Gebot der Großrabbiner hätten die Juden eines bestimmten Sprengels jährlich eine christliche Jungfrau rituell zu schächten und deren Blut Jehova zu opfern, der daran Wohlgefallen habe.

Die von Marczianyi angeführten Fälle sind in neuester Zeit durch eine ganze Reihe aus der allgemeinen Geschichte vermehrt worden, die sich unter Angabe der geschichtlichen Quellen in der in Dresden erscheinenden „Deutschen Reform“ finden (Oktober 1882). Sie liefern den Beweis, daß zu allen Zeiten ähnliche Fälle wie der Tisza-Eszlarer vorgekommen und durchaus nicht unerwiesene Ammenmärchen sind, wofür sie gewisse Zeitungen gern ausgeben möchten. Es würde sich der Mühe lohnen, dieses ganze Material unter sorgfältigster Bearbeitung der Quellen übersichtlich zusammenzustellen; jedenfalls würde dies eines der dankenswertesten und erfolgreichsten Bücher werden.

Um zu dem Tisza-Eszlarer Falle zurückzukehren, so fällt es auf, welche Sympathie für die Verbrecher in weiten Kreisen der Judenschaft und der jüdischen Presse herrscht und welche Mühe man sich giebt, die Sache zu vertuschen, das

Gericht irrezuleiten und den Fortschritt der Untersuchung zu hemmen. Am gravirendsten ist die Thätigkeit der jüdischen Witwe Klein und der in unserm ersten Aufsatz erzählte Leichenschwindel. Wenn die Juden unschuldig waren, wozu bedurfte es da solcher Mittel, um die Unschuld darzuthun? Warum bemühte man sich, eine Leiche herbeizuschaffen, wenn man das Mädchen nicht ermordet hatte? Warum verwischte man mit der raffinirtesten Schlauheit alle Spuren, die zur Auffindung der rechten Leiche führen konnten, wenn nicht um zu verhüten, daß aus der Todeswunde das Motiv zu dem Verbrechen und die Verbrecher selbst eruirt werden könnten? Da die untergeschobene Leiche die Kleider der Esther anhatte, so ist der Zusammenhang beider Verbrechen erwiesen. Ein so scheußliches Verbrechen, wie ein Leichenraub und eine Leichenschändung ist, begeht nur, wer ein noch grauenhafteres damit verhüllen will. So schnüffeln denn auch die Verteidiger mit einer auffälligen Sorgfalt an dem Gutachten der Ärzte herum, welche die mißbrauchte Leiche als die eines 18—24jährigen Frauenzimmers bezeichnen; wenn es ihnen gelänge, die Richtigkeit dieser ärztlichen Gutachten umzustürzen, dann hätten sie schon gewonnen. Dieser Leichenschwindel ist so raffinirt in Szene gesetzt, daß das auserwählte Volk seiner Schlauheit alle Ehre damit macht. Aber die Wahrheit wird trotzdem ans Licht kommen.

Sehr bezeichnend ist es, daß das Schlüsselloch an der Synagoge, durch welches Moritz Scharf nach seiner Aussage die Schächtung mit angesehen hatte, und durch welches allerdings, wie gerichtlich konstatirt ist, die Vorhalle der Synagoge übersehen werden konnte, neuerdings verändert ist, sodaß man nicht mehr viel durch dasselbe sehen kann. Wozu das?

Die Aussagen der beiden Knaben sucht man dadurch zu entkräften, daß man ihr Alter herabsetzt, das des jüngern auf vier, das des ältern auf vierzehn Jahre; auch behauptet man alberner Weise, der letztere sei schwachsinnig. Um das Alter des ältern, Moritz Scharf, zu konstatiren, hat man die Geburtsregister eingefordert; da sind sie — verschwunden. Wir zweifeln nicht, daß nun einige redliche Freunde sich finden werden, die durch übereinstimmende Zeugenaussagen das Alter des Moritz Scharf auf vierzehn Jahre feststellen.

Einen fast komischen Eindruck macht es, daß die Freunde der Mörder plötzlich gefunden haben, der ihnen sehr unbequeme, weil für „Aufmerksamkeiten“ völlig unzugängliche und sehr energische Untersuchungsrichter von Barry sei viel zu jung für diese Untersuchung; sie geben sein Alter auf 22 Jahre an, während derselbe 28 Jahre alt und bereits seit sechs Jahren als Gerichtsbeamter thätig ist. Auch ist es seltsam, daß, nachdem der jüdische Verteidiger der Angeklagten, Dr. Heymann Lewy, sich als solcher unmöglich gemacht hatte, die jüdische Landeskanzlei zu Budapest, welche auf die Auffindung der Leiche der Esther Solymosi einen Preis von 5000 Gulden ausgesetzt hatte, den für die Verteidigung nunmehr gewonnenen drei berühmtesten Kriminalisten Ungarns, Dr. Eötvös, Dr. Juntak und Dr. Horanßky, wie Marczianyi erzählt, „vor-

läufig" zur Bestreitung ihrer „kleineren" Auslagen 80 000 — sage achtzig Tausend! — Gulden zur Verfügung gestellt haben. Die Angeklagten sind sämmtlich arm, die Kosten der Verteidigung rühren also nicht von ihnen her. Und 80 000 Gulden zu „kleinen" Auslagen? Wie hoch mag da schließlich das Honorar sein? Und woher kommt es?

Die Untersuchung ist gegenwärtig ins Stocken geraten. Der erste in der Sache aufgetretene Vertreter der Staatsanwaltschaft, Michael Bot, erschoß sich, als der Oberstaatsanwalt nach Nyiregyhaza kam; der zweite, von Nagy, mußte versetzt werden, weil er die Schritte des Untersuchungsrichters zu hemmen suchte und Konflikte entstanden, unter denen die Untersuchung litt; der dritte, Emerich von Havas, ist soeben in Disziplinaruntersuchung gekommen, weil er am 19. September den Justizwachmann Josef Karancsai, angeblich auf eine Beschwerde des Mitangeklagten Anselm Vogel, „bewogen" hatte, zu Protokoll auszusagen, daß der Untersuchungsrichter bei der Einbringung des verhafteten Anselm (vulgo Antschel) Vogel sehr aufgeregt gewesen sei und denselben bei seinem Eintreten mit einem Folianten über die Nase geschlagen habe. Der Verteidiger, Dr. Eötvös, hatte nämlich in einer Eingabe an das Ministerium, wie die „Deutsche Reform" in ihrer Nummer vom 3. Oktober berichtet, von einer Mißhandlung und Folterung der gefangenen Juden gesprochen, worauf die Vernehmung des namentlich aufgeführten Juden Anselm Vogel erfolgte. In diesem Verhöre gab Vogel an, der Justizwachmann Karancsai sei Zeuge seiner Folterung gewesen. Vor dem mit der Verhörung Karancsais betrauten Richter, von Megyery, aber erklärte derselbe, die Angaben des Antschel Vogel seien unwahr. Da erschien am andern Tage abends um neun Uhr der Unterstaatsanwalt von Havas in Begleitung des Substituten Szerényi in dem Gefängnishause und beschied den Wachmann vor sich, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er die Aussagen Vogels nicht bestätigt habe. Mit der Drohung, daß Karancsai sonst sofort aus dem Dienste werde entlassen werden, nötigte ihn nun von Havas, ein von Szerényi aufgenommenes Protokoll zu unterschreiben, worin er seine erste vor dem Richter von Megyery gemachte Aussage zurücknahm und zugab, daß die Angaben Vogels wahr seien. Hierauf zwang ihn der Staatsanwalt, sich am nächsten Tage bei dem königlichen Richter von Megyery zu melden, um seine erste bei demselben gemachte Aussage zurückzunehmen. Als er dies aber nicht that und darüber durch von Havas zur Rede gesetzt sich damit entschuldigte, daß er wegen des Gefangenendienstes nicht gekonnt habe, gab ihm von Havas sofort vier Stunden Urlaub zu dem fraglichen Zwecke. Der Wachmann erzählte nun unter Thränen vor dem Richter von Megyery den ganzen Hergang und gab schließlich zu Protokoll, daß er vor dem Staatsanwalte, der auf ihn gemachten Pression nachgebend, falsch ausgesagt habe, und versicherte abermals, Antschel Vogel habe gelogen, da sowohl der Untersuchungsrichter als auch der Sicherheitskommissar die Gefangenen stets human behandelt hätten. Er habe sich vor dem Staatsanwalt gefürchtet, da dieser ihm gedroht

habe, er werde ihn brotlos machen und fortjagen; dieſe Drohung habe ihn umſomehr erſchreckt, als er gehört habe, von Havas ſei der Schwiegerſohn des Oberſtaatsanwaltes von Kozma, der über das Wachtperſonal der königlichen Gerichte unbeſchränkt verfüge und dem es daher ein leichtes ſei, ihn um ſeine Stelle zu bringen. „Wer hat Ihnen dieſe Uniform gegeben?“ habe ihn der Staatsanwalt gefragt und hinzugefügt: „Nun, ich werde Ihnen dieſe Uniform wieder abnehmen, wenn Sie nicht ſo ausſagen, wie ich will, nämlich die Wahrheit.“ Da habe Karancſai aus Furcht über die Folgen ſeiner Weigerung geantwortet: „Schreiben Sie in das Protokoll, was Sie wollen, ich unterſchreibe alles, was Eure Gnaden, Herr Staatsanwalt, wollen!“ Auf den hierüber erſtatteten Bericht hat der Juſtizminiſter Dr. Pauler die Unterſuchung gegen den Staatsanwalt von Havas eingeleitet. Seitdem konnte man in den ſemitiſchen Zeitungen faſt täglich leſen, die Stellung des Juſtizminiſters Dr. Pauler ſei erſchüttert und ſein baldiger Rücktritt zu erwarten. Er ſcheint ihnen aber vorläufig dieſen Gefallen nicht zu thun.

Man ſieht, was von dieſer Seite alles verſucht wird, um diejenigen Perſonen aus ihrer Stellung zu drängen, welche der Unterſuchung freien Lauf laſſen wollen. Vor allem möchte man den äußerſt unbequemen Unterſuchungrichter weg haben. Es iſt gewiß eine ebenſo merkwürdige als widerwärtige Erſcheinung, daß eine Sippſchaft von Leuten, gegen welche amtlich die Unterſuchung auf Mord, auf Beihilfe zum Morde, auf Leichenſchändung u. ſ. w. eingeleitet iſt, in weiten Schichten ſolche Sympathien findet, daß man geradezu für ſie, faſt offen, Partei ergreift, wie das für den Schächter von Tisza-Eszlar und Genoſſen der Fall iſt. Anderwärts hält ſich bei einem Morde alles zurück und wünſcht, daß die Wahrheit ans Licht komme; hier ſind vierzig bis fünfzig Perſonen bei einem der in Frage kommenden Verbrechen beteiligt, aber die Unterſuchung kommt nur langſam vorwärts, weil ſogar der Staatsanwalt allem Anſcheine nach nicht die Entdeckung der Wahrheit wünſcht, ſondern die Unterſuchung niederſchlagen oder in andre Hände bringen möchte. Wenn die ganze Judenſchaft ſo leidenſchaftlich Partei ergreift und den Verteidigern ſolche Mittel zur Verfügung ſtellt, dann muß ſie doch glauben, an dem Ausgange des Prozeſſes ſehr intereſſirt zu ſein. Bei keiner andern Mordthat nimmt für die Mörder und ihre Helfershelfer irgend jemand Partei oder fragt nach ſeiner Religion; einem Mörder gegenüber fühlt ſich ſonſt die ganze Menſchheit ſolidariſch und macht nur den humanen Standpunkt geltend. Und hier?

Wenn ſonſt ſich etwas außerordentliches ereignet oder etwas, das der herrſchenden Partei in der Preſſe unbequem iſt, dann wird gewöhnlich das neunzehnte Jahrhundert angerufen, um von der betreffenden Ungeheuerlichkeit Kenntnis zu nehmen. Wenn aber die Nachricht kommt, daß die dringendſten Verdachtsmomente vorliegen für ein Verbrechen, gegen welches alle Verbrechen dieſes Jahrhunderts nur Stümpereien ſind, daß eine Religionsgemeinſchaft im neun-

zehnten Jahrhundert noch Menſchenopfer darbringt, dann wird die Sache wie ein alltäglicher Unglücksfall behandelt.

Mag aber der Ausgang des Prozeſſes ſein, welcher er wolle, ſo werden doch alle Ströme des weiten Ungarlandes mit ihrem Waſſer die Spuren des Mordes von Tisza-Eszlar nicht wegzuſpülen vermögen.

Neue Dichtungen.

Es giebt Lyriker, die nimmer ſangesmüde werden und denen die lyriſche Stimmung wie aus geheimnisvollem Borne ſtets neu quillt. Die eigentümliche Luſt am Wohlklang des Wortes und Reimes paart ſich bei ihnen mit jener leichten Beweglichkeit der Seele, welche von dem Lebenseindruck zur Poeſie angeregt wird, und in raſcher Wechſelwirkung ruft auch die Virtuoſität des Ausdruckes die poetiſche Stimmung hervor. Nicht unbedingt trifft es zu, daß die Lieder, die „in der Jugend Drang“ geſungen werden, die beſten ſind, aber freilich völlig ins Gegenteil verkehren läßt ſich der Satz auch nicht und in der Natur der Sache liegt es, daß mit dem herannahenden Alter die Lyrik auch des reichſten Dichters, wo nicht verſiegt, ſo doch ſich wandelt. Einen entſcheidenden Beleg dafür geben Friedrich Bodenſtedts neue Dichtungen Aus Morgenland und Abendland ab (Leipzig, Brockhaus, 1882), welche den friſchen, fröhlichen, klangreichen Sänger der „Lieder des Mirza Schaffy“ zumeiſt als reflektirenden Poeten zeigen. Es handelt ſich hier teils um eine Nachleſe älterer, teils um die neuen Gedichte Bodenſtedts, welche etwa im letzten Luſtrum entſtanden ſind und von denen eine Anzahl der Fahrt Bodenſtedts über den Ozean und durch Amerika ihre Entſtehung verdanken. Es iſt eine Sammlung ungleichen Wertes, die einzelnen Blätter aber doch der Mehrzahl nach gehaltvoll und intereſſant genug, um ihnen die Teilnahme des großen Publikums, das Bodenſtedt auf ſeinen poetiſchen Wegen begleitet hat, zu ſichern. Es iſt leicht zu ſehen, daß die flüchtigen Eindrücke, die der Dichter vom Abendland im engſten Sinne, von Amerika, empfangen, ſich an Stärke und Wirkungskraft nicht mit den ein Leben ausreichenden und nachwirkenden Eindrücken des in der Jugend geſchauten Morgenlandes meſſen können. Die Weisheit, welche die Sänger von Schiras unſerm poetiſchen Weltfahrer gelehrt haben, iſt die überwiegende, und wie redliche Mühe er ſich auch giebt, das ihm fremdartige Weſen des Weſtens zu verſtehen, ſo bringt er es über eine ſtaunende Bewunderung und gleichſam reſignirte Huldigung nicht

hinaus. Denn im Grunde bewegen sich die amerikanischen Gedichte Bodenstedts in Variationen über die Worte des Prologs:

Da schlagen alle Pulse schneller
In wilder Jagd nach Gold und Glück,
Da blicken alle Augen heller
Nach vorwärts, aber keins zurück,
Da heißt es „Sterben oder Siegen!"
Und immer vorwärts geht's im Sturm,
Der Schwache bleibt am Wege liegen
Und wird getreten wie ein Wurm.
Hier treibt in rasender Geschwindheit
Das Leben seinem Ende zu,
Hier hat die Jugend keine Kindheit
Und hat das Alter keine Ruh'!

Mit dieser Erkenntnis und Empfindung ist es natürlich sehr wohl vereinbar, daß dem Dichter die ungeheuern Verhältnisse und das rastlose Treiben im amerikanischen Westen imponirt, daß ihm andrerseits der Empfang, den er bei seinen amerikanischen Gastfreunden, bei den Deutschen Amerikas, gefunden, wohlgethan hat. Nur läßt sich nicht sagen, daß diese Empfindungen seiner Poesie zu Gute gekommen wären. Solche Trompeterstückchen wie „Das schöne Milwaukee am Michigansee" oder „Minnehaha" sollte man bei einem Dichter seiner Qualität niemals finden; wenn dergleichen in schwacher Stunde „gedichtet" wird, braucht es wenigstens nicht in Bücher gebunden zu werden. Auch Gedichte wie der „Festgruß zum großen Maifest der Deutschen Unterstützungsgesellschaft in San Francisco," obschon durch eine größere sprachliche Würde und einzelne treffliche Wendungen ausgezeichnet, sind doch nur rhetorische Produkte, der Kern echter Mitempfindung, persönlichsten Anteils, den wir bei Bodenstedt nie missen möchten, fehlt ihnen.

Sein innerstes Empfinden auf amerikanischer Erde verrät der Dichter in dem schönen „Veilchen am Mississippi":

Du liebste Blume deutscher Flur,
Dort blühend im Verborgnen nur,
Die Herzen zu erfreuen:
Sag', Veilchen, wer vom heim'schen Feld
Dich riß und aus der alten Welt
So weit geführt zur neuen?

Hier, Veilchen, ist für dich kein Platz,
Beut für die Heimat nichts Ersatz,
Daraus sie dich verscheuchten;
Hier liebt man Veilchentugend nicht:
Wer hier gedeih'n will, läßt sein Licht
Nicht im Verborgnen leuchten.

Hier kommt keine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Dich an ihr Herz zu drücken;
Doch da ich fremd hier bin wie du,
O Veilchen, neige mir dich zu,
Mein Lied mit dir zu schmücken!

Wem wirklich so zu Mute ist, der ist wenig zum Tendenzdichter für die amerikanische Herrlichkeit geeignet, wenn er dabei auch völlig gerecht gegen die Vorzüge der Union und völlig durchdrungen von gewissen mächtigen Erscheinungen sein kann.

Mit Vorliebe wendet sich Bodenstedt zum heimatlichen Lande, und wir wenden uns mit ihm dahin, oder auch nach dem fernen Osten, in welchem er durch sein besondres Geschick einmal heimisch geworden. Als die vorzüglichsten Gedichte, die diesem Boden entsprungen, nennen wir die: „An eine Kerze," „Verschiedne Ansichten," „Pappel und Rebe," „Eine Rheinfahrt im Herbst 1878," ferner aus den „Vorläufern des Mirza Schaffy" das schöne Gedicht „Die Pilger" (nach Dschami), „Die Zeit" (nach Enweri) und „Unterschied" (nach Dschami). Unter den erzählenden Gedichten findet sich das Prachtstück „Der brave Gouverneur" nach dem Russischen, eine feine Satire.

Er war ein Mensch, wie man ihn wünschen mochte,
Ein Gouverneur vom guten, alten Schlag;
Er wußte stets, wo man am besten kochte
Und wo der beste Wein im Keller lag.
Dort gerne selbst in niedrigster Gesellung
Vergaß er seine amtlich hohe Stellung.
Wie sehr er sonst auf Rang und Würde pochte:
Er warf sie weg bei üppigem Gelag;
Er war ein Mensch, wie man ihn wünschen mochte,
Ein Gouverneur vom guten, alten Schlag.

Mit Augen im Gesicht wie eine Ratte,
Auf breiten Schultern trug er stolz das Haupt;
Zu Haus erschien er stets als biedrer Gatte,
Doch da die Menge nicht an Tugend glaubt,
So gingen über ihn der Reden viele,
Daß manche Huldin besser ihm gefiele
Als die er angetraut im Hause hatte,
Und daß er heimlich manchen Kuß geraubt.
Mit Augen im Gesicht wie eine Ratte,
Auf breiten Schultern trug er stolz das Haupt.

Sein Haus stand jeder guten Gabe offen,
Die ohne Aufsehn spurlos bald verschwand,
Nur was ihm wertlos schien, macht' ihn betroffen,
Daß er leicht Worte der Entrüstung fand,
Zu zeigen, daß die Gnade unzugänglich
Für Opfer sei, so sichtbar unzulänglich.

Er jagte Schrecken ein und nährte Hoffen
Nach Maß des Wertes in der Opferhand.
Sein Haus stand jeder guten Gabe offen,
Die ohne Aufsehn spurlos bald verschwand.

Auch „Der bekehrte Töpfer," in morgenländisches Gewand gehüllt, ist vortrefflich.

Die Sprüche sind nicht alle von gleichem festen Kern und gleich glänzender Gewandtheit des Ausdrucks; solche wie die folgenden aber sind gewiß zu Bodenstedts besten zu rechnen:

Der Frühling löst des Winters Starrheit
In jedem Jahr,
Und nur der Menschheit eisige Narrheit
Bleibt wie sie war.

Ja Freund, es geht wunderlich zu auf Erden,
Erst im Tode finden wir Ruh auf Erden;
Längst weiß das jeder, doch macht sich keiner
So wichtig damit wie du auf Erden!

Der Schlußspruch, den alle Dichter der Gegenwart sich können zugerufen sein lassen, lautet:

Gedanken schön und anmutreich,
Sind holden, klugen Mädchen gleich:
Man kann sie kleiden mannichfalt,
Zu heben ihre Wohlgestalt,
Doch daß der Schmuck den Zweck erfülle,
Muß reizvoll sein Entfalten sein,
Und der Gedanken neue Hülle
Noch schöner als die alten sein!

Mit ähnlichen zwiespältigen Empfindungen wie dieser neuesten Gabe von Bodenstedts Muse steht man einem romantischen Gedicht von Johann von Wildenradt gegenüber: Der letzte Wendenkönig (Leipzig, Liebeskind, 1882). Der Verfasser hat seiner Dichtung folgende Sätze aus einer Abhandlung R. Gosches als Einleitung vorausgeschickt: „Die wendischen Könige nahmen in ihren Stämmen niemals eine durch große Machtfülle oder glänzende Pracht ausgezeichnete Stelle ein: wo sie überhaupt bestanden, waren sie der natürliche Kopf zu einem Organismus, der Fleisch und Blut war ganz wie dieser und um nichts schlechter. Sie verschwinden für das Auge der Geschichtschreiber und in dem Gemeindeleben der verschiedenen Stämme so vollständig, daß man freistaatliche Verfassungen vor sich zu haben meint. Als die christlichen Deutschen Sieger blieben, war es für die unterjochten Wenden leicht möglich, unter einer nur etwas verhüllten Form das nationale Königtum in das neue, ländliche Gemeindeleben mit hinüberzunehmen.... Einmal erscheint vor dem Erlöschen des wendischen Fürstentums einer seiner Träger halbkenntlich: in den bewegten Zeiten

der Bauernkriege.... Über ein Jahrhundert später führt aber die Sage seine Gestalt noch einmal herauf." Diese Sätze geben die Grundlage an, auf der die Dichtung aufgebaut ist.

Niklot, der letzte Wendenkönig, ist ein Bauer, wie seine Landsleute alle; friedlich und unbemerkt würde auch sein Königsdasein, wie das seiner Vorgänger, dahinfließen, wenn nicht der alte Jazko, durch den er zum König erwählt worden ist, und der grimmige Radoslaus in wildem Hasse gegen die Deutschen einen Aufstand gegen des Kaisers Vogt planten und Niklot für diesen Plan gewönnen. Niklot aber tritt zu den Deutschen dadurch in näheres Verhältnis, daß er des Grafen von Lynar Tochter aus Todesgefahr rettet. Im Umgange mit ihnen lernt er den höhern Wert der deutschen Kultur kennen und möchte sich ihnen ganz anschließen. Aber der Graf von Lynar entdeckt die Liebe Niklots zu seiner Tochter und jagt den wendischen Bauer, den er noch dazu als König und vermeintlichen Schürer des Hasses gegen die Deutschen kennen gelernt hat, schimpflich davon. Trotzdem zieht sich Niklot von der Kriegspartei zurück und nimmt, von Radoslaus überdies tötlich beleidigt, an dem von Jazko ins Werk gesetzten Sturme gegen des Grafen Schloß nicht teil, findet aber während desselben bei dem Versuche, Mathilde zu entführen, den Tod, in den ihm diese nachfolgt, während Radoslaus und Jazko in heißem Kampfe fallen. Libussa, des Jazko hochgesinnte Tochter, die den Niklot liebt und um derentwillen Jazko ihm die Krone zugewendet, hat schon früher, wie sie ihre Liebe von Niklot um der Grafentochter willen verschmäht sieht, in wilder Verzweiflung den Tod gesucht.

Diese bewegte und noch mehrfach verwickelte Handlung spielt auf einem Boden, der durch seine Eigenart eine besondre Anziehungskraft hat, im Spreewalde; und so bot sich dem Dichter Gelegenheit zu reizvollen Schilderungen jener eigentümlichen Verbindung von Wasser, Wald und Flur, die dieses schöne Stück Erde kennzeichnet.

Freilich ist das eigenartige Leben, das sich dort ja noch heutigen Tages erhalten hat, in dem Gedichte nicht so ausgiebig verwertet worden, als es möglich gewesen wäre; in Sitten und Bräuchen hebt sich diese Welt von ihrer Umgebung in der Dichtung nicht so scharf ab wie in der Wirklichkeit noch heute.

Noch auffälliger als dieser Mangel aber ist die Unklarheit, in der uns der Dichter über die Zeit läßt, in welche er uns versetzen will. Die Schilderung der Verhältnisse, die er dem Radoslaus in den Mund legt, zeigt eine bedenkliche Verwirrung.

Der Kaiser,
Dem wir unterthänig, dessen Zepter
Doch in unsre Wildnis nie gedrungen,
Hat uns jenem mächt'gen nord'schen Fürsten
Überliefert, jenem Brandenburger,
Der aus seinem Land die Schweden jagte,

— Also sagen sie — und der gewaltig
Über Preußen herrscht. Um unsrer Freiheit
Kargen Rest, den uns das Reich gelassen,
Ist's gethan, wenn über unsre Grenzen
Seine Söldner je die Schritte lenken.
Darum, mein' ich, sei der Tag gekommen,
Was gefährdet war, uns zu erhalten,
Was verloren, wiederzugewinnen.
Ferne weilt der Kurfürst noch, der Kaiser
Liegt im Krieg mit seinem schlimmsten Feinde,
Mit dem Türkensultan, rings in Flammen
Steht die Welt, das bringe Heil den Wenden!

Wer ist der Brandenburger, der mächtige nordische Fürst, der die Schweden verjagt hat und über Preußen herrscht? Man kann doch nur an den großen Kurfürsten denken. Aber hat dem der Kaiser die Wenden im Spreewald überliefert? Das deutet doch eher auf den Nürnberger Burggrafen, dem Sigismund die Mark verlieh. Denn nur zu dessen Zeit hat von der Lausitz ein Teil vorübergehend zur Mark gehört; sonst sind die Lausitzer erst 1815 mit Preußen vereinigt worden, nachdem sie 1635 von Böhmen abgetrennt und dem Kurfürsten von Sachsen verpfändet worden waren. Der Krieg des Kaisers mit dem Türkensultan aber versetzt uns wieder ins sechzehnte Jahrhundert, etwa in die Zeit der Bauernkriege, auf die auch die Einleitung hindeutet. Vielleicht wird sich der Dichter mit der „poetischen Freiheit" entschuldigen und sichs verbitten, mittels des historischen Atlas kontrollirt zu werden; er wird sich darauf berufen, daß sein Gedicht, das er ein romantisches nennt, in romantischer Zeit, d. h. zu einer beliebigen Periode des Mittelalters, spiele. Mit dieser Annahme würde ja auch der Inhalt am besten zusammenstimmen, das noch ziemlich starke Heidentum unter den Wenden, die außerordentlich niedrige Kulturstufe derselben; Burgen, Ritter, Reisige, alles würde dem romantischen Zeitalter entsprechen. Aber auch damit stimmt nicht alles überein. Auf der Eberjagd des Grafen wird heftig aus Feuerrohren geschossen, was umso auffälliger ist, als bei der Verteidigung der Burg, wo doch die Sache viel gefährlicher ist, die Ritter sich mit Schwert und Lanze begnügen, während die Bauern mit Sense und Axt anrücken. Wollte man also auch die Forderung einer historisch fest bestimmten Zeit fallen lassen, die einer einheitlichen Vorstellung des Dichters von der Zeit, in die er sein Werk versetzt, muß doch unbedingt aufrecht erhalten werden. Jedenfalls bedarf der Dichter, wenn auch nicht um historisch unanfechtbares zu liefern, so doch zu dem Zwecke, um den Erzeugnissen seiner Phantasie eine in sich wohlgeschlossene und wohlbegründete Unterlage geben zu können, gründlicherer historischer Studien, als sie Wildenradt angestellt hat.

Auch den einzelnen Gestalten haftet eine gewisse Unklarheit und Verschwommenheit an. Daß Jazko die ihm angebotene Königskrone dem Niklot zuwendet, weil er weiß, daß seine Tochter diesen liebt, und weil er hofft, durch

dieſen herrſchen zu können, hat etwas Geſuchtes. Überdies rückt Niklot dadurch von vornherein in eine wenig günſtige Beleuchtung und thut auch wenig, um ſich von einer beſſern Seite zu zeigen; er bleibt ein Spielball in den Händen andrer. Anſtatt aus den Widerſprüchen ſeiner Gefühle durch kraftvollen Entſchluß einen Ausweg zu ſuchen, ſchwankt er ratlos hin und her, von allen Seiten ſchmählich zurückgeſtoßen, ſodaß er mehr unſer Bedauern als unſre Teilnahme erweckt.

Andre Geſtalten, wie der finſtre Radoslaus (deſſen Namen der Verfaſſer immer vierſilbig braucht), die Zauberin Jutta, ſind ſchärfer gezeichnet. Auch einzelne Schilderungen ſind recht anſprechend, ſo gleich die im erſten Geſang, die das Begräbnis des verſtorbenen Königs und die Wahl des neuen und den Schauplatz dieſer Vorgänge, das Inſelgewirr des Spreewaldes, in anmutig fließender Sprache vorführt. Überhaupt handhabt der Dichter den fünffüßigen Trochäus, der freilich keine großen Schwierigkeiten bietet, mit ziemlicher Gewandtheit. Hoffentlich läßt er ſich nicht durch dieſe Geſchicklichkeit zu allzuſchnellen Hervorbringungen verleiten, ſondern gönnt ſich Zeit, ſeine Anſchauungen zu erweitern, zu befeſtigen und zu klären, damit ſich der Glätte Klarheit, Kraft und Tiefe geſelle.

Außer den beiden eben beſprochenen Büchern hat ſich jüngſt auch wieder eines jener feinen, mit flimmerndem Goldrahmen umzogenen roten Kalblederbändchen bei uns eingefunden, deren Erſcheinen für unſre Vorſtellung unzertrennlich mit dem Namen Baumbach verknüpft iſt. In der That: es iſt ein neues Liederbändchen von Rudolf Baumbach: Von der Landſtraße (Leipzig, Liebeskind, 1882). Das wievielte? Wir müſſen uns beſinnen. Nummer eins waren, wenn wir nicht irren, die „Lieder eines fahrenden Geſellen," dann kamen die „Neuen Lieder eines fahrenden Geſellen," darauf die „Spielmannslieder," dann die Sammlung „Mein Frühjahr," und nun ſchließen ſich die Lieder „Von der Landſtraße" an, alſo Nummer fünf. Und dabei hat es den Anſchein, als ob wir noch nicht zu Ende wären, ſondern noch mancherlei zu erwarten hätten, denn wenn auch unſer luſtiger Vagante in ſeinem neueſten Bändchen ſelber geſteht:

Weiß nicht, wie viel ich Lieder ſang,
Zu zählen ſind ſie nimmer,

ſo fügt er doch gleich in der nächſten Strophe hinzu:

Mein ſchönſtes Lied, mein hohes Lied,
Das iſt noch ungeboren,

und da er dieſes „ſchönſte Lied," wenn es aus dem Ei geſchlüpft ſein wird, ſchwerlich einzeln in die Welt ſenden wird, ſo können wir mindeſtens auf ein ſechſtes Liederbändchen ſchon jetzt mit Sicherheit rechnen.

Baumbach kann und wird ſich nicht beſchweren, daß die „Grenzboten" ſeinem liebenswürdigen Talente jemals die ihm gebührende Anerkennung ver-

weigert hätten. Wir haben von dem Augenblicke an, wo wir durch die „Lieder eines fahrenden Gesellen" seine erste Bekanntschaft machten, jede neue Spende seiner Hand froh begrüßt, ja ihn das einemal geradezu für unsern Leib- und Favoritlyriker unter den Lebenden erklärt. Baumbach ist ein Seitenverwandter jener archaisirenden Richtung, die zuerst Scheffel eingeschlagen hat; aber während es bei Scheffel nicht an Derbheiten fehlt und die Form oft recht salopp ist, bleibt Baumbach immer fein und graziös, und seine Technik ist durchgebildet bis zur Glätte und Eleganz. Im Laufe der Zeit ergeht es einem aber doch mit dieser archaisirenden Lyrik, wie mit allen Archaismen, so bestechend sie auch, wenn sie taktvoll und ohne Aufdringlichkeit erscheinen, anfangs wirken können: man kommt hinter die Manier. Wir brauchen nur an die „deutsche Renaissance" in unserm Kunstgewerbe zu erinnern. Wer hätte vor vier, fünf Jahren nicht auf ihre alleinseligmachende Kraft geschworen? Und heute?

Dazu kommt, daß der Ideenkreis dieser Lyrik naturgemäß ein beschränkter ist. So hübsche Pointen auch Baumbach zu ersinnen weiß, so ergötzliche Varianten er anbringt, so geschickt er alte Motive neu zu machen versteht, am Ende kann man sich doch des Eindruckes einer gewissen Einförmigkeit nicht erwehren, und gerade das vorliegende Bändchen hat diesen Eindruck verstärkt.

Die neueste Goethephilologie hat den Einfall gehabt, die Jugendlyrik Goethes auf ihren Wortschatz hin zu prüfen und ist durch dieses Mittel genau dahinter gekommen, bis zu welchem Punkte der junge Goethe in den Fesseln der Anakreontik steckt, und wo er sich von diesen Fesseln freimacht. Wollte man in ähnlicher Weise den Wortschatz von Baumbachs Lyrik zu einem kleinen Wörterbuche zusammenstellen, so würde auch hier die Statistik sicherlich zu interessanten Ergebnissen führen. Das Wörterbuch des vorliegenden neuesten Bändchens z. B. würde unter anderm folgende Elemente aufzuweisen haben: Durst; Herberge, Schank, Schenke; (Sonne, Schwan, Weißer Schwan, Traube, Grüne Linde, Roter Hahn); Wirt (rund, mit rundem Gesicht), Wirtin (gleichfalls rund), der Wirtin Töchterlein (mit rotem Mund, mit Rosenmund, mit Kirschenlippen); Keller, Kufe, Faß, Tonne, Kanne, Krug, Flasche; Kellner, Kellermeister; Pfropfenzieher, einschenken, kredenzen; Glas, Schoppen, Becher, Horn; Schluck, Trank, Naß, Bier, Wein, Rebensaft, Traubenblut, Muscateller, Malvasier; süß, sauer, frisch, schaal; nippen, trinken, zechen, anstoßen, austrinken, leeren; selig, Tasche, Kreide, Kopfweh. So manches dieser Wörter würde sogar doppelt und dreifach vertreten sein, und wie oft der Malvasier und der Reim von Flasche und Tasche erscheint, haben wir gar nicht gezählt. Angesichts eines solchen Wörtervorrates tauchen nachgerade nicht bloß sachliche, sondern selbst persönliche Bedenken auf: Wenn wir uns recht erinnern, muß es mindestens zwanzig Jahre her sein, daß Baumbach in Leipzig das schwarzweißrote Band der „Thüringer" trug — und trotzdem noch immer so durstige Lieder?

Es iſt ſchlimm, daß manche Schriftſteller und Dichter glauben, ſich ihr Lebenlang in demſelben Gleiſe bewegen zu müſſen, in welchem ſie ihre erſten Lorbern errungen haben. Wer einmal eine hübſche Dorfgeſchichte geſchrieben und Beifall damit geerntet hat, der glaubt nun lauter Dorfgeſchichten ſchreiben zu müſſen, und wer mit einem ägyptiſchen Roman Erfolg gehabt hat, meint die Welt in infinitum mit ägyptiſchen Romanen verſorgen zu müſſen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß das Publikum mit ſeinen thörichten Anſprüchen zum Teil die Schuld an dieſem Umſtande trägt. Aber ein echter und rechter Dichter ſcheert ſich nicht um dieſe Schrulle des Publikums, er braucht ſeine Schwingen und lenkt den Flug heute in dies und morgen in jenes Revier.

Daß auch Baumbach nicht nötig hat, ſich fort und fort in dem engen Zirkel der Spielmanns- und Vagantenpoeſie zu drehen, lehrt jedes ſeiner zierlichen Bändchen, lehren ſeine anmutigen „Sommermärchen," lehren auch in dem vorliegenden neueſten Liederbuche wieder einzelne Gedichte, von denen wir zum Schluß wenigſtens eine Probe mitteilen wollen in einem Genrebilde aus friſcher, unmittelbarer Gegenwart, das einen Knaus oder Vautier verlocken könnte, mit dem Dichter zu wetteifern.

Der Dorfbote.

„Der Bote kommt!" ſo ſchallt's aus allen Ecken,
Und eilig läuft das halbe Dorf heran.
Da kommt er wegemüd am Wanderſtecken
Und lenkt die Schritte nach dem weißen Schwan.

„Grüß Gott, Herr Wirt! Das war ein böſes Wandern
Bei ſolcher Glut. Geſchwind ein Viertel Wein!
Geduld ihr Leute! Einer nach dem andern,
Und fallt nicht mit der Thür in's Haus herein.

Gebt Ihr zuerſt das Päcklein her, Frau Mutter.
Für Euren Sohn iſt's wie das letztemal.
Ja, die Soldaten ſtehen ſchlecht im Futter,
Und ſchließlich kriegt die Wurſt der Korporal.

Was hat der Huberbauer mir zu geben?
Ein ſchwerer Brief; fünf Siegel ſind daran.
Na, auch die Advokaten wollen leben;
Ihr habt's, und mich geht euer Streit nichts an.

Ein Brief an's hohe Steueramt? Potz Wetter!
Die Aufſchrift groß und ſäuberlich gemalt.
Gebt her! Doch im Vertrau'n geſagt, Herr Vetter,
Spart euch das Botengeld und ſchweigt und zahlt.

Was bringt die Schneiderhanne da getragen?
Geld für den Herrn Studenten, ihren Sohn?
Ja ja, das Bier hat wieder aufgeſchlagen,
Da kommt ihm recht der Mutter Wochenlohn.

Schau Müllerhans, das laß' ich mir gefallen.
Dem Meiſter Goldſchmied ſchreibſt du? Ei der Dauß!
Brauchſt du ein Ringlein oder Halskorallen?
Ja, wer das Glück hat, führt die Braut in's Haus.

Na, arme Mutter Gertrud laßt das Weinen,
Gebt her den Trauerbrief mit ſchwarzem Rand.
Ja ja, ſo geht's. Der Tod verſchont halt keinen,
Und alle ſtehen wir in Gottes Hand.

Ade ihr Leutel Mittwoch komm ich wieder.
Heh Jungfer, noch ein Schöpplein vor dem Geh'n!
Was zieht die Kathi heimlich aus dem Mieder?
Was ſagſt du Kind? die Mutter ſoll's nicht ſeh'n?

Ein Brief und drauf ein Herz mit einem Pfeile,
Ein Engelein, das eine Fackel hält,
Und drunten ſteht geſchrieben: Eile, Eile!
Ja, Kathi, dieſer wird zuerſt beſtellt.

Noch einen Schluck. Geleert iſt Glas und Flaſche.
Was bin ich ſchuldig? Nichts? Na Gott vergelt!"
Der Bote geht und trägt in ſeiner Taſche
Von Leid und Freuden eine ganze Welt.

Gloſſen eines Deutſchen im Auslande.

So ſcheint denn die vor den preußiſchen Wahlen ausgegebene Loſung „Keine Diktatur!" richtig verſtanden und beherzigt worden zu ſein. Die Mehrheit der Wähler hat ſich gegen die Diktatur des Mundwerks und der edeln Dreiſtigkeit ausgeſprochen, und das „Buch der Richter" dürfte beim letzten Kapitel angelangt ſein. Daß die großen Städte ſich zu ſolcher Einſicht nicht bequemen wollen, beſtätigt nur einen alten Erfahrungsſatz. Sie ſind immer geneigt, ſich als den Kopf anzuſehen, welchem der Körper willenlos zu folgen habe. Auch das iſt eine Diktatur, welche für zuläſſig und in den natürlichen Verhältniſſen begründet erachtet wird, bis der Diktator zu ſeiner großen Verwunderung erkennt, daß ſich niemand mehr von ihm diktiren läßt. Die Zeit wird auch kommen, wo Berlin mit ebenſoviel Stolz an ſeine Schwärmerei für Eugen Richter und Konſorten zurückdenkt, wie an Lindenmüller, den Führer des „ſouveränen Volks" unter den Zelten! Kommt es einem doch beim Leſen der Warnungen vor der hereinbrechenden Reaktion oft ſo vor, als bedienten ſich die geſchätzten Redner und Schreiber der hinterlaſſenen Hefte von Karbe, Held, Schütte, Germain Metternich u. ſ. w.

Im Auslande verfolgt man dieſen Entwicklungsgang mit großem Intereſſe, ſo wenig klar auch den meiſten das Verhältnis zwiſchen preußiſchem Landtage und deutſchem Reichstage iſt. Wer billig ſein will, kann übrigens auch kaum verlangen, daß Ausländer ſich ſo in die verwickelten ſtaatsrechtlichen Fragen Deutſchlands hineinarbeiten, wie in die gewöhnlich einfacheren der Heimat, und die deutſche Preſſe hätte mehr als einen Grund, den wohlfeilen Spott über Schnitzer, die ſich ihre fremden Kollegen zu Schulden kommen laſſen, zu unterdrücken. Läſe man auswärts ſo viel deutſche Zeitungen wie in Deutſchland fremde, ſo würde dort ebenfalls oft genug mit kurioſen Proben deutſcher Gelehrſamkeit in politiſchen, hiſtoriſchen und geographiſchen Dingen aufgewartet werden können. Vor allem aber begegnet man bei Politikern im Auslande häufig einer viel geſunderen, vorurteilsfreieren Auffaſſung der innern Politik Bismarcks in ihrem Zuſammenhange mit der auswärtigen, als bei nur zu vielen Deutſchen. Das Wort querelle d'Allemand lebt wieder auf, nur daß die Herren, die es zu neuen Ehren bringen, nicht in Regensburg beiſammenſitzen und keine Staatsperrücken tragen. Und endlich beſitzt keine Nation in dem Grade wie die deutſche die Leidenſchaft, die häuslichen Zerwürfniſſe außer dem Hauſe breit zu treten. Eine unmännliche Neigung, denn Frauen pflegen, wenn ſie ſich vernachläſſigt glauben, ihr Leid einer Freundin — oder einem Freunde anzuvertrauen, während der Mann verſchwiegen trägt, was ihn drückt. Erſt vor kurzem war ich Zeuge, wie ein Süddeutſcher vor einem Kreiſe von Ausländern ſein Penſum aus irgendeiner „Volkszeitung“ herſagte; ſie ſeien ein andrer Stamm als die Norddeutſchen, bei einem Angriff von außen würden ſie ſtets zuſammenſtehen, aber in allem übrigen wollten ſie nichts mit einander gemein haben. Das Lächeln, welches ſeine Rede auf den meiſten Geſichtern hervorrief, ſchien er nicht zu verſtehen, vielleicht weil es in zu verſchiedenen Nüancen auftrat, von dem verächtlichen und mitleidigen bis zu dem triumphirenden und gierigen des inkarnirten Deutſchenfeindes, der immer bereit ſein würde, die Rolle des „teilnehmenden“ Freundes und Liebhabers zu übernehmen. Es hat etwas furchtbar beſchämendes, daß wir uns ſagen müſſen, ein Italiener, welcher Partei er auch angehören möge, werde ſchwerlich ſich und ſein Vaterland vor andern ſo erniedrigen, und die Italiener dürfen doch zunächſt zum Vergleiche herangezogen werden, da ſie ebenfalls noch innerhalb des Zuſammenſchmelzungsprozeſſes ſtehen, und ihre den unſern entſprechenden Oppoſitionsparteien etwas mehr Grund zur Unzufriedenheit haben.

Die Vorgänge in Preußen intereſſiren aber namentlich darum außerhalb ſo, weil eine energiſche Regierung und ein ſich wieder auf ſich ſelbſt beſinnendes Volk das Land vor Zuſtänden bewahren, aus welchen verſchiedene Völker einen Ausweg vergeblich ſuchen. In Frankreich, Italien, Öſterreich, Ungarn iſt man mit dem Parlamentarismus in einen Hohlweg geraten und ſitzt gründlich feſt; bald werden die Pferde vorn, bald hinten angeſpannt, aber der Wagen

rührt ſich nicht vom Fleck, verſinkt höchſtens immer tiefer. In vertrauten Kreiſen geſteht man ſich wohl ein, daß mit dem Gefährt nichts anzufangen ſei, würde es vielleicht ſogar laut ſagen, wenn nicht die geſtrenge Preſſe wäre. Wer mag ſich auch allen Edeldenkenden als Abtrünniger, als Überläufer, als Verkaufter, als Verräter am heiligen Geiſte der Zeit denunziren laſſen. Dazu gehört Mut, den man am liebſten an andern bewundert. Wenn Preußen dieſe Schlacht, wie ſchon manche, mit für andre ſchlägt, ſo werden dieſe ſich's gern gefallen laſſen, ohne daß es auf Dank zu rechnen hätte.

Doch jedem die Ehre, die ihm gebührt! Aberglaube läßt ſich nicht gründlicher kuriren, als indem ſeine Lächerlichkeit gezeigt wird, und den Aberglauben an die Wunderkraft der gezogenen und der wilden Parlamente lächerlich zu machen, ſind deſſen Apoſtel hüben und drüben ja aufs eifrigſte befliſſen. Welche köſtliche Poſſe — der neueſte Friedenskongreß! Als vor dreißig Jahren Elihu Burritt die Welt mit ſeinen Olivenblättern überſchwemmte und allerlei brave Männer ſich in verſchiedenen Hauptſtädten verſammelten, um zu verkünden, daß der Krieg nicht nur unſittlich, ſondern auch ſehr koſtſpielig ſei, da konnte man noch über die ehrliche Schwärmerei der Quäker und Quäkergenoſſen lächeln. Und ſie ſelbſt waren verſtändig genug, die Sache fallen zu laſſen, als derſelbe Louis Napoleon, der ſich mit ihren Tendenzen völlig einverſtanden erklärt hatte, die Serie der neueren Kriege begann. Und die Heimat Elihus ſchaffte das Dogma aus der Welt, daß nur die Könige die Kriege anzettelten, die ſich ſelbſt überlaſſenen Völker aber in holder Eintracht leben würden. Garnier-Pagès, der mit einer Verfaſſung für die États unis de l'Europe in der Taſche eine Miſſionsreiſe machte, wurde ſchon nirgends mehr ernſt genommen. Und jetzt, nach allem, was wir erlebt haben, in einem Moment, wo nur die höchſte Staatskunſt und unermüdliche Wachſamkeit den Ausbruch von Weltkriegen verhüten kann, überall die Raſſen gerüſtet einander belauern, allein in Öſterreich-Ungarn ein Dutzend verſchiedener Nationalitäten die Hand am Meſſer daſtehen, jetzt wird der ganze alte Kohl wieder mit derſelben feierlichen Miene aufgetragen. Das müßte unwiderſtehlich wirken, wenn auch nicht Herr Lasker für nötig gehalten hätte, dem Unternehmen ſeine bewährte Kraft zur Verfügung zu ſtellen. Jetzt weiß man doch, weshalb er mit ſolchem Pathos für die Hauſirfreiheit eingetreten iſt. Alte Sachen brachte er freilich mit, aber nicht jeder Hauſirer weiß ſich dieſes Air zu geben, wenn er das Alte als funkelnagelneu anpreiſt. Herr Lasker als der bevollmächtigte Miniſter und außerordentliche Geſandte der deutſchen Nation, das müßte einen Rhadamanth zum Lachen bringen. Seit wann hat eigentlich die deutſche Nation das Vergnügen, ihn zu den ihrigen zu zählen? Da er ein berühmter Mann iſt, ſteht er im Konverſationslexikon, und dort wird nur berichtet, daß er im Poſenſchen von jüdiſchen Eltern geboren ſei. Daß ſein Volk kein kriegeriſches, brauchte er nicht ausdrücklich zu verſichern. Soll denn dieſer Held nicht ſeinen Ariſtophanes finden?

Der jüngſte Tag.

Von Edward Eggleſton.

(Fortſetzung.)

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Die letzten Stunden.

Als alle wieder in die Burg getreten waren, bat Andrew ſie, ſich niederzuſetzen. Der alte Geiſtliche ſah keinen Ausweg aus der Verlegenheit, in der man ſich infolge des Mangels an einem obrigkeitlichen Erlaubnisſchein befand, aber Andrew that ſehr geheimnisvoll.

Tugend belohnt ſich ſelbſt, ſagte der Philoſoph, aber ſie findet auch manchmal einen zufälligen Lohn. Nun aber biſt du, Julia, meines Erachtens das edelſte Weib in dieſer entarteten Zeit.

Das iſt ſo wahr wie die Predigt in der Kirche, wenn Sie eine gewiſſe andre ausnehmen wollen, ſagte Jonas mit einem bezeichnenden Seitenblick auf ſeine Cynthy Ann. Julia errötete, und der alte Geiſtliche ſah Andrew und Julia fragend an. Dieſes übertriebene Lob von ſeiten eines ſo menſchenfeindlich geſtimmten Mannes wie Andrew erregte ſeine Neugier.

Ohne Ausnahme, erwiederte Andrew mit Betonung, indem er zuerſt Jonas, dann Herrn Williams anſah, meine Nichte iſt das edelſte Weib, das ich je kennen gelernt habe.

O nicht doch, bitte, Onkel Andrew! bat Julia, faſt ſprachlos vor Scham. Lob war etwas, was ſie nicht vertragen konnte. Sie war an Tadel gewöhnt.

Erinnerſt du dich jener dunkeln Nacht — natürlich wirſt du dich erinnern —, als du alles wagteſt und hierher kamſt, um Auguſt zu beſuchen, der geſtorben ſein würde, wenn du nicht gekommen wäreſt? Andrew ſah jetzt Julien an, die ihm faſt unhörbar antwortete.

Und beſinnſt du dich darauf, was du bei deiner Rückkehr nach Hauſe an euerm Hofthore zu mir ſagteſt?

Ja, Onkel, antwortete Julia.

Natürlich beſinnſt du dich, und ich werde nie ihre Worte vergeſſen. Hier wandte er ſich zu Auguſt. Sie ſagte, wenn es ſchlimmer mit ihm werden ſollte, ſo möchte ich, daß er als mein Gatte ſtürbe, wenn es auch ſein Wunſch

wäre. Schicke nach mir, Tag oder Nacht, und ich werde kommen trotz allem und jedem.

Sagtest du das? fragte August, indem er sie zärtlich ansah.

Und Julia nickte mit dem Kopfe und schlug ihre Augen zu ihm auf, die von hervorquellenden Thränen glänzten.

Sie wissen nicht, wie viel ihr Anerbieten zu bedeuten hatte; denn Sie wissen nicht, was sie durchzumachen gehabt hätte. Doch ich behauptete, daß Gott zuweilen das Gute schon auf dieser Welt belohnt — beiläufig einer Welt, die sich noch nicht ganz ausgelebt hat — und daß sie des Lohnes würdig ist, der für sie aufbewahrt worden.

Indem Andrew dies sagte, ging er in das Kämmerchen, das auf seine geheime Treppe führte — die jetzt, nachdem Julia sie heraufgestiegen, keine geheime mehr war — und kam bald darauf aus seiner Bibliothek mit einem Papier in der Hand zurück.

Als du, meine edelherzige Nichte, dich erbotest, jedes Opfer zu bringen, um diesen fleißigen, rechtschaffnen, treuherzigen deutschen Gentleman zu heiraten, der deiner wert ist, wenn jemand das überhaupt sein kann, so hielt ich's für gut, für jedes Vorkommnis gerüstet zu sein, und so ging ich den nächsten Tag schon hin und besorgte einen Erlaubnisschein, wobei mir der Sekretär mein Geheimnis zu bewahren versprach. Eine Heiratserlaubnis hat Geltung für dreißig Tage. Sie werden sehen, Herr Williams, daß diese noch nicht ganz abgelaufen ist.

Der Geistliche warf einen Blick auf das Papier und sagte dann: Ich verlasse mich auf Ihr Urteil, Herr Anderson. Es scheint, als ob bei dieser Heirat eigentümliche Umstände obwalten.

Sehr eigentümliche Umstände, sagte Andrew.

Sie geben mir also Ihr Wort, daß ich dieser Heirat die kirchliche Weihe geben sollte?

Die Dame ist meine Nichte, erwiederte Andrew. Die Heirat wird, wenn sie in dieser Burg stattfindet, mehr Ruhm auf sie ausstrahlen als ihre ganze Geschichte außerdem, und Sie, Herr, haben nie eine Trauungszeremonie vollzogen, wo die Heirat eine so treffliche gewesen wäre als in diesem Falle.

Ausgenommen der letzte, warf Jonas ein.

Ich vermute, daß Herr Williams von Andrews Enthusiasmus abzog, was abzuziehen war. Aber er war zufriedengestellt, und vielleicht war er ziemlich geneigt gewesen, sich zufriedenstellen zu lassen; denn gutherzige alte Herren sind ganz empfänglich für eine romanhafte Situation.

Als er August fragte, ob er mit diesem Weibe in heiliger Ehe leben wolle, solange als sie beide leben würden, sah dieser, indem er die zwei Stunden Zeit, die ihm geblieben waren, im Vergleich mit dem Ernste seines Gelöbnisses für zu kurz hielt, dem alten Geistlichen in die Augen und sagte in feierlichem Tone: Auf immer und ewig!

Nein, mein Sohn, sagte der alte Mann lächelnd und doch auch fast weinend, das ist nicht die rechte Antwort. Ich freue mich deiner Liebe, die aus vollem Herzen spricht. Aber es ist weit leichter, zu sagen, auf immer und ewig, wenn man, wie Sie jetzt denken, am Rande der Ewigkeit steht, als zu sagen, bis der Tod uns scheidet, wenn man auf eine lange und beschwerliche Straße voll Mühe und Krankheit, Armut und Veränderung und hundert kleine Verdrießlichkeiten hinausblickt. Sie nehmen dieses Weib nicht bloß jung und blühend, sondern

vielleicht auch für Tage, wo sie alt und krank und müde und verwelkt sein wird. Nehmen Sie sie für alle Fälle, die Gott kommen lassen kann?

Für alle Fälle, antwortete August feierlich und demütig.

Und Julia ihrerseits konnte die Fragen nur mit Beugen des Kopfes beantworten, denn eine Thräne nach der andern floß ihr an den Wangen herunter. Und dann kam der Segen. Der gotterfüllte alte Mann streckte voll herzlicher Teilnahme seine zitternden Hände mit apostolischer Feierlichkeit über die Häupter der beiden aus und sagte langsam, mit feierlichen Pausen, wie die Worte aus seiner Seele aufquollen: Der Friede Gottes, der über alles Verständnis geht (hier schmolz seine Stimme in Rührung zusammen) — bewahre eure Herzen — und Gemüter — in der Erkenntnis und Liebe Gottes. Und nun — mögen Gnade — Barmherzigkeit — und Friede von Gott dem Vater — und unserm Herrn Jesus Christus — mit euch sein immerdar. Amen! Und Julia sah mit ihrem innern Auge den Geist Gottes wie eine Taube in ihr Herz herniederschweben, und das große Mysterium der Liebe der Gattin schien mit dem andern großen Mysterium der Liebe zu Gott in ihrer Seele zusammenzufließen. Und der ruhigere Geist Augusts war erfüllt von tiefem Frieden.

Sie verließen bald darauf die Burg, um nach dem Himmelfahrtsberge zurückzukehren, aber sie gingen langsam und zuerst schweigend über den dazwischenliegenden Hügel, der ihnen einen Ausblick auf den Ohiofluß gewährte, wie er in unbeschreiblicher stiller Schönheit im Mondlichte schlief.

Da hörten sie plötzlich die melodische Stimme des alten vorsitzenden Ältesten, der eine kleine Strecke von ihnen die Straße herausgeritten kam und die hoffnungsreichen Lieder sang, die er so innig liebte. Die tiefe und kräftige Stimme ließ die Wälder von einem der Verse der Hymne erschallen:

O wie selig versorgt,
Die dem Heiland gehorcht,
  Und Schätze da droben gespart!
Unsägliches Heil
Wird der Seele zu Teil,
  Die in erster Liebe sich paart.

Und dann brach er aus in Watts Vers:

Der Herr wird mir, ich weiß es klar,
Im Himmel Sitz gewähren;
Drum bin ich jeder Sorge bar
Und trockne meine Zähren.

Das Singen des wackern alten Mannes schien in einem gewissen Einklange mit dem tiefen Frieden zu stehen, der auf der Landschaft lag. Bald war er zur letzten Strophe gelangt und sang in Tönen gedämpften, aber verzückten Triumphes:

Dort bad' ich meine müde Seel'
In Seen von Himmelsluft,
Und keiner Sorge Wellenschlag
Wogt durch die stille Brust.

August, sagte Julia leise, als wäre sie besorgt, ein so seliges Schweigen zu brechen, August, mir ist, als ob der Himmel und der Strom und die dämmernden Höhen und meine eigne Seele ganz gleich gestimmt wären, so voll von Glück und Frieden als nur möglich.

Ja, erwiederte Auguſt lächelnd, aber der Himmel iſt klar, und aus deinen Augen regnets. Aber kann es nur möglich ſein, daß Gott, der die Welt ſo ſchön gemacht hat, ſie dieſe Nacht verbrennen will? Sie erſchien mir als eine harte, traurige Welt, als ich von dir getrennt war, und es kümmerte mich nicht, wie bald ſie zuſammenbrennen würde. Aber jetzt —

Ich weiß nicht, wie es kam, daß Auguſt ſeinen Satz zu vollenden unterließ. Worte ſind unter ſolchen Umſtänden von ſo geringem Nutzen. Ein leiſer Druck auf Juliens Arm, der in dem ſeinen lag, ſagte alles, was er meinte. Wenn die Liebe die Erde zum Himmel macht, genügt das völlig.

Aber wie ſchön die neue Erde ſein wird, bemerkte Julia, den Blick immer noch auf den ſchlafenden Strom heftend. Der Strom des Lebens wird hell und klar wie Kryſtall ſein.

Ja, ſagte Auguſt, die ſpaniſche Überſetzung ſagt: Höchſt glänzend als wie Kryſtall.

Ich glaube, erwiederte Julia, es muß etwas wie dieſer Fluß ſein. Die Bäume des Lebens werden auf beiden Seiten ſtehen, wie jene großen Platanen dort, die ſich ſo anmutig über das Waſſer beugen.

Jede Landſchaft würde Julien in dieſer Nacht himmliſch erſchienen ſein. Ein ehrwürdiger Freund von mir, ein wahrer chriſtlicher Menſchenfreund, deſſen Lob in allen Kirchen erklingt, bittet mich, eine Reform der Romanliteratur dadurch zu unternehmen, daß die Liebe wegbleiben ſolle. Und das will ich denn auch thun, wenn Gott ſein All dadurch reformirt, daß er die Liebe daraus entfernt. Die Liebe iſt das beſte im Roman, und nicht eher als bis die Liebe aus dem Himmel verwieſen iſt, will ich helfen, ſie aus der Literatur zu verbannen. Nur die falſche Darſtellung der Liebe in der Literatur iſt etwas ſchlechtes, wie das Vergiften der Liebe im Leben etwas ſchlechtes iſt. Es war die Liebe zu Auguſt, wenn Juliens Herz ſich den Einflüſſen des Himmels öffnete, und Julia war für Auguſt in einem gewiſſen Sinne die Vermittlerin der göttlichen Gnade.

Um elf Uhr ſtanden Auguſt Wehle und ſeine Frau — es macht mir beinahe ebenſoviel Vergnügen, dieſen Ausdruck zu brauchen, als es Auguſt verurſachte — nicht weit von der brandenden Menge derer, welche unter dem Abſingen von Hymnen und in aufgeregtem Gebete auf den Beginn des jüngſten Gerichtes warteten. Jonas und ſeine Frau und Andrew waren bei ihnen. Auguſt machte ſich, obwohl er kein anerkannter Millerit war, faſt Vorwürfe, daß er dieſe vollen zwei Stunden dem Gottesdienſte fern geblieben war. Aber warum hätte er ſich tadeln ſollen? Das ſakramentalſte aller Sakramente iſt die Eheſchließung. Iſt es nicht willkürliche Unterſcheidung der Theologen, daß zwei Riten Sakramente und andre dies nicht ſein ſollen? Aber wenn überhaupt ein Unterſchied gemacht werden ſoll, ſo würde ich das feierliche Wort auf den feierlichſten Ritus und die heiligſte Anordnung Gottes anwenden, ſelbſt wenn ich darüber die heilige Waſchung im Namen der Dreieinigkeit und die ſinnbildliche Brotbrechung und Weinſpendung auslaſſen müßte. Dieſe ſind Sakramente in ihrem feierlichen Symbolismus, jenes iſt ein Sakrament im feierlichſten Symbolismus und in der heiligſten Wirklichkeit.

Als Auguſt ſo daſtand und über die Grauenhaftigkeit des kritiſchen Augenblickes nachſann, riefen die religiöſen Übungen der Adventiſten einen häßlichen Mißklang zwiſchen ſich und der tiefen Ruhe ſeiner Seele hervor; denn vom Abſingen ihrer ſchöneren Lieder waren ſie jetzt zu einem aufgeregten Singen

oder Johlen des alten Gassenhauers der Lagerversammlungen übergegangen, dessen Refrain ist:

Und Sieg zu jubeln hoff' ich,
Wenn diese ganze Welt verbrennt!
Halleluja!

Er und Julia zögerten noch ein wenig, aber Frau Abigail, die sich von ihrer letzten Verzückung erholt hatte und schon einige Zeit auf der Suche nach Julien gewesen war, warf sich jetzt auf sie und zog sie, bevor sie noch recht wußte, wie ihr geschah, nach der Stelle, wo die Aufregung am heißesten war.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Schrecken um Mitternacht.

Zuletzt kam allmählich die Mitternacht heran, die Stunde, auf welche alle Erwartung sich konzentrirt hatte. Denn sprach nicht das Gleichnis von den zehn Jungfrauen von dem Kommen des Bräutigams um Mitternacht?

Meine Freunde und Brüder, sagte Elder Hankins mit einer vor innerer Bewegtheit bebenden Stimme, indem er seine Uhr ins Mondlicht emporhielt, meine Freunde und Brüder, wenn das Wort Gottes wahr ist, so haben wir nur noch fünf Minuten zu warten, und die neue Einrichtung der Welt nimmt ihren Anfang. Laßt uns die letzten Augenblicke der Zeit in stiller Andacht verbringen.

Möchte wissen, ob der denkt, die Welt läuft nach seiner Patentcylinderuhr ab, bemerkte Jonas, der selbst jetzt, wo die Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Beginns des jüngsten Gerichts sein Gemüt erfüllte, dem Antrieb, eine charakteristische Äußerung vom Stapel zu lassen, nicht widerstehen konnte.

Und ich möchte wissen, nach welcher geographischen Länge er die Prophezeiung berechnet, versetzte Andrew. Denn es kann doch nicht um die ganze Welt herum in demselben Augenblicke Mitternacht sein.

Aber die Heerde des Elders Hankins zog keine solche Schwierigkeit in Betracht. Und kein Zuschauer konnte auf sie hinschauen, wie sie sich schweigend im Gebete beugten, erschüttert und feierlich gestimmt von der Erwartung des plötzlichen Herankommens des Herrn, ohne von dem Gefühl ergriffen zu werden, daß ihre Aufregung, wie sehr die Erwartung auch eine irrtümliche sein möchte, eine unbedingt ergreifende Thatsache sei. Ereignisse sind nur erhaben, wenn sie die menschliche Seele bewegen, und das rasch herannahende Ende des Zeitlichen war subjektiv eine große Wirklichkeit für diese Leute. Selbst Andrew war wie durch eine Art Sympathie feierlich gestimmt, wie Coleridge, als er bei dem Kinde Kebles Gevatter stand, von dem Gefühle der Bedeutung des Sakraments nach Kebles Standpunkt überwältigt wurde. Was Cynthy Ann angeht, so zitterte sie vor Furcht, während sie sich fest an Jonas' Arm anklammerte. Und Jonas war so ernst, als es ihm nur möglich war, bis er die Stimme Norman Andersons hörte, der vor Schrecken und Aufregung schrie, und bis er fühlte, wie Cynthy an seinem Arm schauderte.

Für meinen Teil, sagte Jonas, sich zu Andrew wendend, kommt mirs gerade nicht wahrscheinlich vor, als ob es viel nützen würde, wenn eins über ein Maisfeld jammernd Zeter schriee, wenn der Oktober schon gekommen ist

und der Frost die Blätter geknickt hat. Alles Bepflügen und Behacken, alles Jäten und Lichten der Stengelreihen wird die Ernte dann nicht bessern. Und wenn der Weizen reif ist, da ist nichts mehr an ihm zu thun. Er muß gemäht werden, wie er steht. Es thut mir heute Nacht wirklich leid, daß mein Leben nicht besser ist, aber was nützt es, darüber zu heulen und zu schreien? Da ist jetzt nichts weiter zu machen, als man sammelt ein, drischt's und mißt's mit dem geaichten Halbscheffelmaße. Und ich fürchte, es wird einen großen Haufen Spreu geben, die das Worfeln nicht wert ist. Aber wenn ich nicht zu sechs Scheffeln auf den Acker komme, so hilft mirs nichts, wenn ich mirs jetzt zu Herzen nehme.

Um zwölf Uhr waren selbst die Spötter still geworden. Aber als die schwüle Nacht auf ein Uhr ging, fühlten Bill Day und seine Gesellschaft, daß es ihnen ein wenig leichter ums Herz wurde. Die Berechnung hatte sich als teilweise unrichtig erwiesen, und sie konnte ganz falsch sein. Bill nahm seine burleske Ermahnung an die „Brüder," d. h. an die Bummler um ihn, wieder auf. Er versuchte sie zu verleiten, eine unflätige Parodie auf die Lieder der Adventisten abzusingen, aber sein Schrecken und der ihrige waren zu echt, und ihre Stimmen erstarben in einem heisern Geflüster, ja sie waren mehr als je erschrocken, als sie die Tiefe ihrer Demoralisation gewahr wurden. Die Flasche, eine von jenen kurzhalsigen, dickbäuchigen Quartflaschen, welche die westlichen Zechgesellen in gelbbaumwollenen Taschentüchern bei sich zu führen pflegen, wurde herumgereicht. Aber selbst der Whisky schien machtlos zur Neutralisirung ihres Schreckens, er verstärkte nur ihre Angst, indem er ihre Geisteskräfte umnebelte und schwächte.

Jungens, sagte Bob Short, indem er sich zitternd auf einen Baumstumpf setzte, das — das Ding hier — fängt an ernstlich zu werden. Wenn es — na, wenn es wirklich losgehn sollte — wißt ihr — ihr denkt doch nicht etwa — hm — ihr denkt doch nicht, daß Gott der Allmächtige unsereins gar zu schlimm drankriegen würde? Oder denkt ihr das wirklich? Wenn es die Nacht schon kommen sollte, wäre es doch verteufelt rasch damit gegangen.

Um ein Uhr tauchte der Mond hinter den Bergen unter, und die großen Platanen, die wie riesige Schildwachen am Rande des Stromes standen, warfen lange unheimliche Schatten über das Wasser, welches mit jeder Minute schwärzer wurde. Die größer werdende Dunkelheit gab allen Gegenständen im Flußthale ein gespenstiges, verdrehtes Aussehen. Dies bedrückte August. Die Landschaft erschien wie verzaubert, wie etwas im Traum oder Delirium gesehenes. Es war, als ob die Veränderung der Welt schon eingetreten, als ob die wirkliche, greifbare Welt schon verschwunden wäre. Er war umso empfänglicher für diese Eindrücke, weil die Schwüle der Nacht und seine Trennung von Julien ihn bedrückten.

Er dachte, er wolle doch einen Versuch machen, sich durch die Menge hindurch den Weg nach der Stelle zu bahnen, wo seine Mutter war. Dann würde er näher bei ihr, näher bei Julien sein, wenn sich etwas ereignete. Eine seltsame Betörung hatte sich Augusts bemächtigt. Er wußte, daß es eine Betörung war, vermochte sie jedoch nicht abzuschütteln. Er hatte sich vorgenommen, falls sich die Posaune vom Himmel her hören ließe, sofort Julien zu ergreifen und sie im selben Augenblicke als die seine in Anspruch zu nehmen, wo die allgemeine Auflösung begönne. Er erreichte seine Mutter, und als er ihr in das stille, gottergeben Gesichte sah, daß bereit war für das tausendjährige Reich oder

irgendwas andres, was „der Vater“ verhängen würde, glaubte er sie nie herrlicher gesehen zu haben als jetzt, wo sie im Kreise ihrer Kinder dasaß, fast unbewegt von der allgemeinen Aufregung. Denn Frau Wehle war dahin gekommen, daß sie alles als vom himmlischen Vater ausgehend hinnahm. Sie hatte in diesem Geiste selbst den ehrenwerten, aber dickköpfigen Gottlieb hingenommen, als er ihr durch das herrnhuterische Losen zugefallen war. Er war ein Gatte, erwählt für sie vom Herrn, dessen Wille nicht in Frage gestellt werden durfte.

August stand eben im Begriff, mit seiner Mutter zu sprechen, als er sich genötigt sah, den Kopf vor Scham hängen zu lassen; denn da war sein Vater, der sich erhob, um den Versammelten ins Gewissen zu reden, was er in verzweifeltem Englisch begann.

O meine Freunde, sagte er. Seid doch nur die ganze Zeit über bereit zum Auffliegen in den Himmel. Laßt euch die Zeit nicht lang werden, und laßt euch vom Teufel nicht berücken. Wachet und seid bereit!

Und August hörte die höhnischen Zurufe von der Rotte Bill Days, die ihren Mut wiedergefunden hatte und aus der man ihm zuschrie: Immer weiter so! Ich will auf dich wetten! Er ballte im Zorne seine Faust, aber die Augen seiner Mutter, die ihn mit stillem Vorwurf ansahen, beruhigten ihn sofort. Doch konnte er nicht umhin, sich zu fragen, ob es wohl auch in der zukünftigen Welt ungeschickte Verwandte geben werde, die einem durch ihr Gerede die Röte der Verlegenheit ins Gesicht treiben.

Haltet an, bleibt getreu bis ans Ende! fuhr Gottlieb fort. Es wird gleich kommen. Adjes, alter Mond. Du gehst nunmehr unter und kommst niemals wieder.

Diese Exhortation würde wahrscheinlich in gleichem Stil zu Augusts schwerem Verdruß und zum Gaudium der Weltkinder bis ins Unendliche fortgesetzt worden sein, wäre nicht gerade in diesem Augenblicke die schwüle Stille der Nacht von einem der im Crescendo sich entwickelnden Donnerschläge unterbrochen worden, die mit einem fernen dumpfen Rollen beginnen, lauter und immer lauter anschwellen und zuletzt zu einem furchtbaren Krachen werden. In dem unheimlichen Lichte des Monduunterganges, während jedermanns Aufmerksamkeit von der Aufregung in Anspruch genommen war, hatte niemand als Andrew das schnelle Heraufziehen der Wetterwolke bemerkt, und sie war bereits den halben Weg zum Zenith emporgestiegen und hatte ein Drittel des Himmelsgewölbes überzogen. Dieser eigentümliche Donnerschlag brachte eine erschreckende Wirkung auf die überspannten Nerven der Masse hervor. Einige schrieen vor Entsetzen laut auf, einige schluchzten in hysterischen Krämpfen, andre jauchzten triumphirend, und man glaubte später allgemein, daß Virginia Waters, die viele Jahre nachher als Wahnsinnige starb, in diesem Moment ihren Verstand verloren habe. Bill Day ließ seine Spötterei und Nachäfferei sein und zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, und keiner von seiner Rotte wagte über ihn zu lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Das Börsen-Raubrittertum in Verbindung mit dem Antisemitentum unserer Zeit. Ein wohlgemeinter und rechtzeitiger Mahnruf an das deutsche Judentum von A. Maurer. Zweite Auflage. Weinheim, Fr. Ackermann, 1882.

Wir könnten unser Urteil über diese Broschüre, beziehentlich den Verfasser derselben, in zwei Worte fassen: Ein guter Mann, aber ein um so schlechterer Musikant. Jedenfalls versteht er von der Materie, über welche er schreiben will, nichts und wird — nach menschlichem Ermessen — davon auch nie etwas verstehen lernen. Wer also etwa etwas neues über das „Börsenraubrittertum" in der Broschüre suchen wollte, könnte sich nur Enttäuschung holen. Davon findet sich überhaupt im ganzen Heftchen nicht das mindeste. „Lesefrüchte" könnte man im besten Falle sagen, und diese sind dann zu einem sonderbaren Ochsenmaulsalat zusammengerührt, ohne daß jedoch das pikante Gewürz dazu gethan wäre. Die Vorschläge zur Beseitigung des Börsenschwindels sind in ihrer Naivetät geradezu verblüffend. Der Verfasser verlangt allen Ernstes, daß die Börsenjobber einen „internationalen Börsenreformverein" zur Bekämpfung des Börsenschwindels bilden sollen und appellirt an ihr sittliches Bewußtsein; er meint, daß seine Erörterungen dazu beitragen werden, „der Börsenwelt den Staar zu stechen, denn sicherlich giebt es in ihren Reihen viele Individuen, die gar keine Ahnung davon haben, wie sehr gemeinschädlich, unsittlich und verächtlich ihr täglicher Tummelplatz ist!" Ein guter Mann also ist der Verfasser unstreitig, aber seinem Stoff ist er nicht gewachsen, das beweisen auch in stilistischer Hinsicht viele Sätze wie folgender: „Jede unsittliche Ausübung der persönlichen Freiheit ist als solche auf Unkosten ihrer Mitmenschen thätig"! Klare ökonomische oder sozialpolitische Begriffe wird man nach solcher Probe in der Broschüre sicher nicht mehr suchen.

Von Herrn Professor Hildebrand sind uns soeben folgende Zeilen zum Abdruck zugegangen:

Den Lesern des mich betreffenden Aufsatzes in der vorigen Nummer dieses Blattes, die mich nicht kennen, glaube ich die Erklärung schuldig zu sein (die übrigens die Redaktion schon abgegeben hat), daß ich jenen Aufsatz in keiner Weise veranlaßt, beeinflußt oder gewünscht habe, ja daß ich ihn bei aller Wohlmeinenheit für mich, die daraus spricht, herzlich bedaure. Daß bei einem gemeinsamen Werke von solcher Größe unter den beteiligten Kräften Reibungen vorkommen, ist ja nach menschlichen Lebensgesetzen unvermeidlich, daß aber der Geist der Gemeinsamkeit und Eintracht daneben oder darüber walten bleibe, dafür wird möglichst gesorgt. Sind doch alle wir Beteiligten für unser Thun und Lassen dabei eigentlich der Nation selbst verantwortlich auf Jahrhunderte hinaus.

Leipzig, den 31. Oktober 1882.

Prof. R. Hildebrand.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Giuſeppe Garibaldi.

Am 2. Juni 1882 ſtarb in einem einſamen Häuschen auf dem kleinen Felſeneilande Caprera bei Sardinien ein Mann, der ſich in die Steuerliſte ſeines Bezirks als „Giuſeppe Garibaldi, Ackerbauer“ eingetragen hatte. Aber die Kunde von dem Tode dieſes Bauern verbreitete ſich blitzſchnell über die Inſeln und das ganze Feſtland von Italien, und wohin ſie drang, da erſcholl ein Klageruf aus Hütten und Paläſten, vom Gebirge bis zum Meer, der Klageruf eines Volkes, das lange Jahre hindurch nicht nur mit Verehrung und Dankbarkeit zu dieſem Manne aufgeblickt, ſondern auch an ihm gehangen hatte mit ſchwärmeriſcher Liebe, weil es in ihm gewiſſermaßen den idealen Typus ſeiner eignen Weſenheit erblickte. Alle Fahnen hüllten ſich in Trauerflor; alle Feſte wurden unterbrochen und verſchoben; die Werkſtätte des Handwerkers und der Laden des Krämers ſchloſſen ſich wie die Sitzungsſäle des Parlamentes. Nicht um Camillo Cavour, kaum um Viktor Emanuel, den König-Befreier, war die Volkstrauer eine ſo allgemeine, ſo tiefe, ſo ſpontane geweſen, waren ſo viele Thränen, ſelbſt aus Männeraugen, gefloſſen. Das Volk hatte ſeinen Nationalheros verloren. Mit ihm wurde zugleich die letzte große Geſtalt aus den Tagen der Unabhängigkeitskämpfe und der Gründung des Nationalſtaates zu Grabe getragen.

Keine der hervorragenden Perſönlichkeiten, die in den Ereigniſſen der letzten Jahrzehnte eine hervorragende Rolle geſpielt, iſt ſo oft verkannt, ſo vielfach ſchief beurteilt worden wie Garibaldi, trotz und vielleicht auch wegen der unendlichen Einfachheit ſeines Weſens. Wir wollen verſuchen, auf den folgenden Seiten ein Bild des einzigen Mannes zu zeichnen, von dem wir wenigſtens verſichern dürfen, daß es ohne alle Voreingenommenheit — sine ira et studio — und nach gewiſſenhafter Prüfung des vorliegenden Materials entworfen iſt.

Von kaum mittlerer Statur, starknochig, untersetzt, mit breiten, mächtigen Schultern, mit leicht von innen nach außen gekrümmten Beinen, war Giuseppe Garibaldi kein schön und symmetrisch gebauter Mann, aber ein Bild in sich gefesteter und ausdauernder Kraft. Der fast über Verhältnis große, aber wohlgeformte Kopf zeigte ein Gesicht von antikem Schnitt mit kleiner, gerade herabsteigender Nase, hochgewölbter Stirn und blauen, nicht großen, aber ausdrucksvollen, blitzenden Augen, kräftig gesunder Farbe, in der Jugend rötlichem, aber früh ergrautem Haupt- und Barthaare. Der Ausdruck dieses Gesichtes war offen und edel; in ruhigen Augenblicken lagerte ein milder, freundlicher Ernst auf seinen Zügen, den schön geschnittenen Mund umspielte meist ein gewinnendes Lächeln. Auf seinem Antlitz und in seinem Wesen ruhte ein Zauber, der die Herzen im Sturm eroberte. Im Getümmel der Schlacht, im Drange der Gefahr wurden die Augen nur feuriger, die Miene ernster, der Mund schloß sich fester; aber nicht einen Augenblick entstellte die Leidenschaft seine Züge, nicht ein einzigesmal flog ein krampfhaftes Zucken über sein Gesicht.

Seine Stimme war metallreich, kräftig und weittönend, sein Gang, solange nicht das überhandnehmende Gichtleiden seine Glieder gelähmt hatte, fest und elastisch. Mit ungewöhnlich großer Muskelkraft verband sein sehniger Körper außerordentliche Raschheit und Behendigkeit. In allen seinen Bewegungen lag eine natürliche Anmut; ein angeborner Takt, zu Kraft und Geschmeidigkeit sich gesellend, gab dem Seemane aus dem untern Mittelstande die Haltung und das Auftreten eines Gentleman. Im Reiten, Springen, Fechten, Schießen hatte er es ohne allen fremden Unterricht zu seltner Meisterschaft gebracht. Dem raschen und unermüdlichen Schwimmer that es keiner zuvor; sagte er doch selbst von sich: „Ich glaube, ich bin als Amphibie geboren."

Im Unterschiede von vielen seiner Landsleute und frühern Standesgenossen befleißigte sich Garibaldi stets der skrupulösesten Reinlichkeit und pflegte Haare, Zähne und Nägel mit einer Aufmerksamkeit, wie sie zumal bei einem Seemanne und einem Abenteurer in der Wildnis nicht häufig sein dürfte. Waren seine Kleider in bösen Zeiten oft abgetragen und vielfach mit bunten Flicken besetzt: sie zeigten keinen Flecken. Wir sind gewohnt, ihn uns in der malerischen Tracht mit der roten, grüngesäumten Tunica (später dem roten Hemde), über der der weiße Poncho flatterte, die grauen Beinkleider in den hohen Stiefeln, auf dem Kopfe den breitrandigen Calabreser mit wallender Straußfeder vorzustellen; aber in dieser Tracht finden wir ihn vor 1860 nur während er im Sommer 1848 in der Lombardei und wieder im Frühling des folgenden Jahres als General der römischen Republik im Felde stand. Beständig trug er sie erst, nachdem er die sardinische Generalsuniform aus Zorn über die Abtretung Nizzas an Frankreich abgelegt hatte, von seinem berühmten Zuge nach Sizilien im Mai 1860 an. In seiner Jugend trug er die Seemannsjacke, in Amerika oft die Tracht des argentinischen Landmannes, des Gaucho, oder die grün-weiß-rote

Uniform der italienischen Legion, nach der Rückkehr in die Heimat 1854 wieder die Schifferkleidung oder einen langen, grauen, bis ans Knie zugeknöpften Überrock.

In seiner Lebensweise bewahrte Garibaldi eine spartanische Einfachheit und Mäßigkeit, selbst als er, zu Rang und Ehren gekommen, mit den Großen dieser Welt auf gleichem Fuße verkehrte. Bis in sein Alter, wo ihm derselbe von den Ärzten vorgeschrieben wurde, trank er fast nie Wein, noch weniger andre Spirituosen, und erklärte das Wasser, das er mit seiner Zunge auf seine Reinheit prüfte, für das köstlichste aller Getränke. Nicht eigentlich Vegetarianer von Prinzip, konnte er doch eine gewisse Abneigung gegen den Fleischgenuß, die wohl mit seiner philosophisch-religiösen Anschauung von der Wesensgleichheit der Tierseele mit der des Menschen zusammenhing, nie ganz überwinden. Gemüse und Früchte bildeten seine Hauptnahrung; er zog die Feige der Feigenschnepfe, junge grüne Bohnen einer Rebhuhnpastete vor. Dagegen aß er Fische, die er selbst bei Mondlicht an der Küste von Caprera mit Netz und Angel in Gesellschaft seiner Söhne oder besuchender Freunde zu fangen liebte, vorzugsweise gern. Wie seine Wohnung auf der einsamen Insel, die er zu seinem Sitze erkoren, die denkbar einfachste war, mehr eine roh aus Balken zusammengezimmerte Hütte als ein Haus, so wählte er, selbst da er als Diktator des Südens die Paläste des Königs von Neapel bewohnte, nie die Prunkgemächer derselben zum Aufenthalte und schlief in einfach möblirter Kammer auf dem harten eisernen Feldbette.

Mit Leidenschaft lag Garibaldi zumal in der spätern Zeit seines Lebens auf Caprera seinem „Berufe," dem Land- und Gartenbau ob. Mit unendlicher Mühe und Arbeit entrang er dem spröden, undankbaren Felsboden das notwendigste Getreide und die Früchte des Südens: die Traube, die Feige, den Pfirsich, die Mandel und die auf der windgepeitschten Insel schlecht gedeihende Orange. Dabei trieb er Viehzucht in bedeutendem Umfange, schon um den für den unfruchtbaren Boden unentbehrlichen Dünger zu beschaffen, und legte Taubenschläge und Bienenhäuser an. Von England ließ er sich Ackerbaumaschinen kommen, zog Abzugsgräben und Kanäle und führte eine rationellere Bodenkultur ein, als sie in jenem Teile Italiens gebräuchlich ist. Freilich gelang es ihm nicht, wie er sich vorgesetzt, sein Patmos in ein kleines Paradies umzuschaffen. Die Ungunst der Umstände war zu groß; statt zum wohlhabenden Landwirte zu werden, setzte er allmählich seine kleine Habe zu und kam endlich so weit, daß, hätte nicht das dankbare Vaterland seinem Helden kräftig unter die Arme gegriffen und ihm eine freilich erst nach langem Widerstreben angenommene Dotation von 100 000 Lire jährlich ausgesetzt (1875), sein Bankerott unvermeidlich gewesen sein würde.

Wenn schlechtes Wetter ihn an der Arbeit im Freien verhinderte, oder wenn die Winterstürme um seine einsame Wohnung heulten, liebte er lange,

Digitized by Google

trauliche Gespräche mit den Seinen, besuchenden Freunden oder auch wohl den zahlreich zuströmenden, neugierigen Fremden. Seine Rede, gewöhnlich schlicht und einfach, in treffend gewählten Worten, erhob sich in der Begeisterung zu hohem Schwunge und gewaltigem Pathos. Dann geschah es ihm freilich wohl, daß er, ganz von einem Gefühle beherrscht und hingerissen, die Grenzen der Klugheit und Mäßigung übersprang und Worte sprach oder schrieb, die von den Häuptern des Radikalismus, die sich seine Freunde nannten, wie von seinen Gegnern ausgebeutet, seine wahren Freunde und Verehrer bekümmerten und der Sache, der er dienen wollte, bittern Schaden zufügten.

In seinen einsamen Stunden beschäftigte er sich eifrig mit dem Studium agronomischer Schriften oder mit Werken aus dem Gebiete der Physik und Mathematik, seinen Lieblingswissenschaften, auf denen er sich, mehr noch durch Erfahrung und Beobachtung als durch geregelte Studien, nicht unbedeutende Kenntnisse erworben und über manche Fragen selbständige Ansichten gebildet hatte, wie verschiedene von ihm hinterlassene Arbeiten bezeugen. Freilich empfand er dabei schmerzlich die Lücken, welche eine mangelhafte intellektuelle Erziehung in seinem Geiste gelassen hatte. Sein Wissen war nicht unbedeutend, aber sporadisch, zusammenhangslos; es fehlte ihm vor allem an der festen elementaren Basis. Allerdings hatten die Eltern, welche den Sohn zu einem höhern Berufe als dem Stande des Vaters, eines einfachen Küstenschiffers, heranzubilden wünschten, ihm außerhalb der gewöhnlichen Volksschule mannichfachen Privatunterricht erteilen lassen; aber dem lebhaften, thatenbegierigen und phantasiereichen Knaben fehlte es an jeder Neigung zu gelehrten Studien und sitzender Beschäftigung überhaupt. Entschlossen, Seemann zu werden, „der Schule und vorgeschriebenen Lebensweise überdrüssig,“*) nötigte er die widerwilligen Eltern endlich, seinem Wunsche nachzugeben. Sein späteres Leben gewährte ihm nur selten Muße zur Erweiterung seiner Kenntnisse, obwohl er zweimal, in Konstantinopel und Montevideo, sogar in der Lage war, seinen Lebensunterhalt durch Unterricht in Mathematik, Französisch, Geschichte u. s. w. zu erwerben. Außer den mathematisch-physikalischen Studien, deren der Seemann nicht entraten konnte, war es besonders die Geschichte der Alten, die ihn immer aufs neue anzog und beschäftigte. Durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützt, vermochte er aus seinem Lieblingsbuche, Atto Vannuccis „Geschichte des alten Italiens,“ ganze Seiten wörtlich zu zitiren. Die Poesie liebte er schwärmerisch: Ugo Foscolo, dessen Sepolcri man noch geöffnet neben seinem Sterbebette fand, unter den Italienern, Voltaire und André Chénier unter den Franzosen waren seine Lieblingsdichter; später gesellten sich zu ihnen — charakteristisch für die immer einseitiger exaltirte und phantastische Richtung des alternden Mannes — Guerrazzi

*) Eigne Worte Garibaldis. S. Garibaldis Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Elpis Melena. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1861. Bd. I, S. 8.

und Victor Hugo. Die glühende Lebhaftigkeit seiner Empfindungen, die schwärmerische Begeisterung für seine Ideale ließen ihn auch selbst zum Dichter werden. Die meisten seiner poetischen Produkte sind Manuskript geblieben; die wenigen, welche uns gedruckt vorliegen, politische Reflexionen, patriotische Hymnen und Kriegslieder, zum Teil schwungvoll und nicht ohne Formgewandtheit, zum Teil allerdings auch nur gereimte Prosa, meist allzubombastisch im Ausdrucke, können auf höhern poetischen Wert so wenig Anspruch erheben wie die drei Romane,*) die er verfaßte, als ihm die Welt der Thaten verschlossen war, nicht nur, um einem seelischen Bedürfnisse zu genügen, sondern auch, um mit dem Erlöse derselben die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Von künstlerischer Komposition, von organischem Aufbau ist darin keine Rede. Er feiert seine Ideale in schwungvollen Dithyramben und malt die Verhältnisse der wirklichen Welt in den düstersten Farben. Die Schicksale unglücklicher Idealisten beider Geschlechter, die im Kampfe mit dem eisernen Zeitalter ein tragisches Ende finden, bilden das stets wiederkehrende Grundthema. Dieselbe glühende Vaterlandsliebe, dieselbe Freiheits- und Gleichheitsschwärmerei, dieselbe vollständige Verkennung oder doch durchaus einseitige Auffassung nicht nur der thatsächlichen Verhältnisse, sondern der Grundbedingungen des gesellschaftlichen und Staatslebens überhaupt tritt uns hier ebenso entgegen wie in dem ganzen Leben des Mannes. Selbsterlebtes und Erfahrenes, wie die Freischaarenkämpfe, die er mitgemacht und geleitet, schildert er in frischen, lebenswahren Zügen, nicht minder die Natur, deren Schönheit und Gabenfülle er mit leuchtenden Farben malt. Der Ausdruck ist ungleich; wie in seinen Gedichten entartet die schwungvolle Diktion nicht selten zu bombastischem Schwulst, während sie an andern Stellen zu platter Prosa herabsinkt. Die Literaturgeschichte wird ihn nicht zu ihren Klassikern zählen, aber für die Charakteristik des Verfassers, der in ihnen die Aspirationen, die Anschauungen und Ideale seines Innern niederlegte, sind sie von hoher Bedeutung.

Ein italienischer Phrenologe hat, wie uns Francesco Crispi erzählt,**) Garibaldi 1861 auf Caprera „physisch studirt" und gefunden, daß seine Schädelbildung eine höchst seltne, ja einzige Erscheinung darbiete: die vollkommene Harmonie aller Organe, die mathematische Resultante des ganzen, welche vor allem Selbstverleugnung anzeige, daneben überall Klugheit, Kaltblütigkeit, natürliche Sittenstrenge, fast beständige Meditation, ernste und klare Beredsamkeit, dominirende Loyalität. Wir wissen nicht, mit welchem Rechte der italienische Gelehrte die seelischen Eigenschaften, die er an Garibaldi kannte oder zu kennen glaubte, aus seinen Messungen herauskonstruirt hat. Jedenfalls war Garibaldi

*) Clelia, ovvero il governo del monaco; Cantoni, il volontario (beide 1870 erschienen); I Mille (die Tausend von Marsala, 1874).

*) Crispi, Giuseppe Garibaldi. In Nr. 171 seines Organs, der Riforma, von 1882; ursprünglich veröffentlicht in der Nuova Antologia.

1861 bekannt, und ſein Weſen einfach genug, um dasſelbe auch ohne phrenologiſche Studien oder Phantaſien beurteilen zu können. Daß die Urteile über ihn dennoch ſo verſchiedenartig lauten, erklärt ſich teils aus der Leidenſchaft und Voreingenommenheit des Parteiſtandpunktes, teils aus der bereits angedeuteten außerordentlichen Einfachheit ſeines von der großen Menge der Menſchen ſo ganz verſchiednen Weſens ſelbſt. Jene Harmonie aller Organe, die Dr. Ribotti in ihm gefunden haben will, tritt uns allerdings auch in ſeinem Thun und Leben inſoweit entgegen, als er ein Mann aus einem Guſſe war, der ſich ſelbſt ſtets treu blieb, deſſen Reden und Handeln, deſſen Tugenden und Fehler alle derſelben einheitlichen Quelle entſprangen, keineswegs aber, wie ſie jener verſtanden haben will, in einer gleichmäßigen Entwicklung aller intellektuellen und moraliſchen Eigenſchaften. Gefühl und Phantaſie waren die herrſchenden Faktoren ſeines Weſens, denen gegenüber der denkende, die realen Verhältniſſe berückſichtigende und berechnende Verſtand weit zurücktrat. Es war nicht ohne Grund, wenn ihn Maſſimo d'Azeglio als den Mann mit dem Herzen von Gold und dem Kopf eines Büffels bezeichnete. In der idealen Welt ſeines Phantaſie- und Gemütslebens befangen, exiſtirte er gleichſam in einem eignen Dunſtkreiſe, durch den ihm Perſonen und Dinge in wunderbar veränderter Beleuchtung erſchienen. Durch und durch Idealiſt, naiv bis zur Kindlichkeit, die Welt durchſchreitend, ohne ſie zu kennen, hielt er die Verwirklichung aller ſeiner Menſchheitsideale für möglich und war zugleich durch ſeine ſelbſtloſe, von keinem Bedenken, Zweifel und Zagen berührte Begeiſterung imſtande, die Jugend ſeines Volkes zu entflammen und zu kühnen Thaten mit ſich fortzureißen wie kein andrer. Wie hätte ſie nicht mit ihm ſchwärmen ſollen für die hohen Ideale, denen er ſein Leben geweiht hatte: für die allgemeine Freiheit und Gleichheit aller Erdenbürger, für die große Menſchheitsrepublik, für eine Religion ohne Prieſter, einen Staat ohne beſoldete Beamten, ein freiwilliges Volksheer ohne Berufsſoldaten? Die Bevölkerungen der Mitte und des Südens der Halbinſel bedurften, um ſich für die Nationalſache nicht nur zu begeiſtern, ſondern auch thatkräftig dafür einzutreten, vor allem eines Vorbildes uneigennütziger Vaterlandsliebe und unerſchütterlichen Mutes, Eigenſchaften, die das Volk faſt nur noch vom Hörenſagen kannte. Ein Mann, der im dichteſten Kugelregen, im blutigſten Handgemenge kaltblütig mit ruhiger, weittönender Stimme ſeine Befehle erteilte, der trotz der weithin ſichtbaren auffallenden Gewänder hieb-, ſtich- und kugelfeſt ſchien, deſſen hellblitzendem Auge keine tapfere That wie kein feiges Zurückweichen entging, ſchuf ſelbſt Memmen zu Helden um und vermochte unbärtige Knaben, Stand zu halten und dem Tode Trotz zu bieten gleich alten erprobten Veteranen. Und wenn nun dieſer Mann immer von neuem ſein Leben für einen idealen Zweck aufs Spiel ſetzte, weder nach Reichtum noch nach Ehrenſtellen, auch nicht auf erlaubtem Wege, ſtrebend; wenn er im ſchreiendſten Kontraſte zu den Regierenden und Befehlenden, welche das Volk des Südens bisher gekannt, auch

der stärksten Versuchung gegenüber absolut unbestechlich blieb, wenn er endlich als unbeschränkter Diktator einfach und schlicht verharrte in Wesen und Lebensweise, mußte er da nicht alles Volk mit staunender Bewunderung erfüllen? Und wenn er diesem Volke zugleich als ein „Retter der Menschheit" erschien, wenn er bei jeder Gelegenheit die aufrichtigste, thatkräftigste Teilnahme für die Armen, Schwachen und Unglücklichen, „die Enterbten des Volkes" zeigte, wenn er, sich als ihren natürlichen Vertreter betrachtend, ihre Sache energisch den „oberen Zehntausend" gegenüber vertrat, mußte er da nicht diesen an Härte, Hochmut und Unterdrückung gewöhnten, unwissenden und abergläubischen Menschen gleichsam ein neuer vom Himmel herabgekommener Heiland dünken? Und wenn er blutbespritzt mitten in der Hitze und Aufregung des Kampfes auch dem erbittertsten Feinde gegenüber nie hart und grausam erschien, wenn er nie seine edle Menschlichkeit verleugnete, wie er einst in Amerika den Mann, der ihn kurze Zeit vorher hatte grausam foltern lassen, als er in seine Hände fiel, sofort ohne Lösegeld in Freiheit setzte, wenn er zugleich, wunderbar vom Glücke begünstigt, mit den unscheinbarsten Mitteln fabelhafte Erfolge erzielte, war es da zu verwundern, daß er nicht bloß der blinden Menge, sondern auch denkenden und verständigen Männern als ein gottbegnadeter Heros erschien, daß seine Thaten in Flugblättern beschrieben, in Volksbildern illustrirt, in Liedern besungen wurden, daß sein Bild in allen Hütten und Palästen zu finden war, daß der Hirt der Abruzzen und calabrischen Wälder vor demselben wie vor einem Heiligenbilde kniete, daß die Sizilianer ihn zu einem Nachkommen der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin ihrer Hauptstadt, machten und ihm den Erzengel Michael mit dem feurigen Schwerte zum Begleiter im Kampfgetümmel gaben?

Der Zug seines Wesens, durch den Garibaldi zunächst den Zeitgenossen und zumal dem eignen Volke imponirte, und der auch in den Geschichtsbüchern der Zukunft in erster Linie bei ihm hervortreten wird, ist sein Heldentum. Unerschütterlicher Mut, todverachtende Kühnheit, feste Standhaftigkeit, zähe, ausdauernde Kraft, rasche Behendigkeit des Körpers und des Geistes, Lust an kühnen, schwierigen und gefahrvollen Unternehmungen, fester Glaube an den Erfolg, ja eine merkwürdige Zuversicht auf seine eigne Unverwundbarkeit verbanden sich mit wunderbarem Glücke, um den wahren Typus des Helden der Geschichte wie der Sage in seiner Person zur Erscheinung zu bringen. Mitten im Getümmel der Schlacht, wo die große Mehrzahl der Menschen, von kämpfenden Leidenschaften ergriffen, den klaren und sichern Blick verliert, zeigte er nicht nur eine unzerstörbare Kaltblütigkeit, sondern eine „olympische Heiterkeit," beherrschte mit dem ruhigen, scharfen Auge das Schlachtfeld und überschaute die wechselnden Phasen des Kampfes. Stets bereit, die eigne Person einzusetzen, wo es darauf ankam, die Seinen durch sein Beispiel zu rücksichtsloser Kühnheit anzuspornen, ließ er sich doch nie von bloßer Kampflust fortreißen, wo dem obersten Führer andre Pflichten oblagen.

Daß Garibaldi nicht nur ein Held, ſondern auch ein Guerillaführer geweſen iſt, dem nur wenige an die Seite geſtellt werden können und vielleicht keiner ganz ebenbürtig war, darüber ſind Freund und Feind einig. Reichtum an Auskunftsmitteln, unerſchöpfliche Jägerliſt, blitzartige Raſchheit des Entſchluſſes und der Ausführung, mit der er den Feind, der ihn fern geglaubt, plötzlich überfiel und mit ungeſtümem Anprall über den Haufen warf, noch ehe er recht zur Beſinnung gekommen war, und, wenn eine allzu große Übermacht gegen ihn heranrückte, ebenſo plötzlich wieder verſchwand, als ob ihn die Erde eingeſchluckt habe, Benutzung jeder kleinſten Gunſt der Umſtände, jedes geringſten Terrainvorteils, die Kunſt, ſtärker zu erſcheinen als er war, ſcharfer Ortsſinn und wunderbare Gabe der Orientirung auch auf unbekanntem Gebiet, alle dieſe Eigenſchaften eines Führers im kleinen, im Gebirgs- und Steppenkriege, wozu er in Südamerika treffliche Vorſtudien gemacht hatte, hat ihm nie jemand zu beſtreiten verſucht. Aber damit iſt die vielumſtrittene Frage nicht entſchieden: War er auch ein hervorragender Stratege, ein großer Feldherr? Wenn ſie vielmehr lautete: Beſaß Garibaldi nicht große natürliche Feldherrngaben? ſo dürfte es wohl nicht viele geben, die ſie verneinen möchten. Denn, was die Gegner ſeiner Feldherrngröße vor allem betonen, der Mangel aller militärwiſſenſchaftlichen Bildung, aller techniſchen Schulung auf dem Exerzierplatze und dem Manöverfelde, endlich, daß er nie größere Truppenmaſſen kommandirt, nie umfaſſende Feldzugs- und Schlachtpläne entworfen habe, fällt dann nicht länger ins Gewicht.

Der Krieg iſt eine Kunſt, nicht eine Wiſſenſchaft. Daß eine theoretiſche, wiſſenſchaftlich-techniſche Vorbildung unter allen Umſtänden höchſt wünſchenswert, ja daß ſie unter gewöhnlichen Verhältniſſen die natürliche Vorbedingung für bedeutende und fehlerfreie Leiſtungen auf dieſem Gebiete iſt, wird kein Verſtändiger leugnen. Daß ſie unter allen Umſtänden unbedingt notwendig ſei, darf man billig bezweifeln; dürfte ſie doch auch für manchen berühmten Strategen des klaſſiſchen Altertums ſchwer nachzuweiſen ſein. Sollte nicht eine praktiſche Schule, wie ſie Garibaldi in den elf Jahren ſeines Nomadenlebens in Amerika zu Lande und zu Waſſer durchgemacht hatte, von den kleinſten Anfängen ausgehend, allmählich größere Abteilungen befehligend, weiter reichende Ziele erſtrebend, die theoretiſche Vorbildung zum größten Teile erſetzen können? Im Jahre 1848 in den lombardiſchen Bergen, 1849 in Rom, 1859 abermals in der Lombardei, 1860 in Sizilien und Neapel, 1866 in Südtirol kommandirte Garibaldi als ganz oder faſt ganz unabhängiger Führer ſtets an Zahl wie an Mannichfaltigkeit der Waffen wachſende Heerhaufen, bis er ſich in dem letztgenannten Jahre an der Spitze eines Armeekorps von 35 000 Mann befand. Vermochte er weder in dieſem noch in einem der andern großen Kriege, an denen er teilgenommen, ein entſcheidendes Gewicht in die Wagſchale zu werfen, hat man auch ſeinem merkwürdigen Siegeszuge durch Sizilien und Neapel 1860

die beweisende Kraft für seine Feldherrngröße abgesprochen, weil ihm kein ebenbürtiger Feind gegenübergestanden habe, so hat es ihm doch dabei nicht an Gelegenheit gefehlt, ein strategisches wie taktisches Führertalent zu bewähren, um das ihn mancher wohlgeschulte General beneiden dürfte. Unter seinen vierzig bedeutenderen Zusammenstößen mit dem Feinde, von denen mehr als drei Viertel siegreich für ihn endeten, ist freilich nur eine wirkliche Feldschlacht zu verzeichnen,*) der Kampf gegen das königlich neapolitanische Heer bei Capua am 1. Oktober 1860. Aber gerade hier bewies er einer numerisch bedeutend überlegenen regulären Armee gegenüber, ebenso wie durch die von ihm ausgewählte Defensivstellung am linken Volturnoufer, daß er auch größern Aufgaben gewachsen sei. Nicht minder tritt uns sein strategisches Talent aus dem trefflich angelegten und ausgeführten Manöver entgegen, durch welches es ihm möglich wurde, sich im Juni desselben Jahres mit verhältnismäßig unbedeutenden Streitkräften der Hauptstadt Siziliens zu bemächtigen. Wäre sein im wesentlichen mit dem in der bekannten Usedomschen Note vom 17. Juni 1866 enthaltenen Kriegsplane der preußischen Militärleitung übereinstimmendes Projekt zur Ausführung gekommen, wonach der Hauptangriff gegen Österreich vom Po und nicht vom Mincio aus erfolgen sollte, während er selbst (freilich in irrigem Vertrauen auf einen Sieg der italienischen Flotte) eine Landung bei Triest beabsichtigte, so wäre den Italienern die Niederlage von Custozza vielleicht erspart geblieben. Ebenso erkannte er 1870 mit klarem Blicke das gefahrvolle und verkehrte des ihm zu spät bekannt gewordenen Gambettaschen Planes, durch den Vorstoß Bourbakis gegen Osten Paris entsetzen und Frankreich befreien zu wollen, und mißbilligte denselben aufs entschiedenste. Und wie schon im Jahre 1848 Feldmarschall d'Aspre mit Beziehung auf Garibaldi ausgerufen haben soll: **) „Ein einziger Mann hätte Italien retten können, aber er wurde nicht verstanden!" so sagt General Manteuffel in der Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—1871 (Heft 20): „Allerdings waren die Erfolge des Generals nur partiell und hatten keine Resultate; aber hätte General Bourbaki seinem Rate gemäß operirt, so würde der Vogesenfeldzug der glücklichste für die französischen Waffen in dem ganzen Kriege von 1870—1871 geworden sein."

So dürfen wir also schließlich wohl behaupten: Es hat Garibaldi nicht an den Eigenschaften gefehlt, die den großen Feldherrn machen, wenn auch die Ungunst der Umstände es ihm versagt hat, sich als solcher durch epochemachende Thaten zu bewähren.

Von dem Helden unzertrennlich erscheint in Garibaldi der Patriot. Er hat dem Vaterlande alles geopfert: nicht nur Ruhe, Bequemlichkeit und An-

*) Guerzoni (Garibaldi, di Giuseppe Guerzoni. Firenze, Barbera, 1882. 2 Bände) zählt sieben Schlachten auf, darunter sogar die Kämpfe vor Dijon vom 21. bis 23. Dezember 1870; aber sein Maßstab ist viel zu klein.

**) Guerzoni a. a. O. II, S. 626.

nehmlichkeit des Lebens, nicht nur das Glück des häuslichen Herdes, das er so hoch zu schätzen wußte, ja nicht nur Gut und Blut, nicht nur Ehrgeiz und Ruhm, sondern auch die teuersten Aspirationen seiner Seele. Sein politisches Ideal war von früher Jugend an die Republik, eine Republik mit einem auf Zeit gewählten Diktator, von einem Rate redlicher Männer umgeben. Er wäre selbst gern ein zweiter Washington geworden. Aber Italien war monarchisch und wollte es bleiben. Das erkannte Garibaldi schon 1848 und bot ohne Zögern sein Schwert dem Könige von Sardinien an, um Italien vom Joche der Fremden zu befreien. Und noch kurz vor seinem Tode schrieb er einem republikanischen Freunde nach allen den herben Enttäuschungen, die ihm das Leben gebracht: „Das Haus Savoyen hat die übergroße Mehrheit der Italiener für sich, und die Gesinnung der Mehrheit müssen wir respektiren. . . . Sie verkennen und bekämpfen, hieße den Bürgerkrieg entzünden, und dadurch unser Werk mit unsern eignen Händen zerstören." Deshalb war und blieb „Italien und Viktor Emanuel!" sein stets wahr und ehrlich gemeintes Feldgeschrei, und wenn er infolge des Einflusses, den Mazzini und dessen Gesinnungsgenossen auf ihn ausübten, wie seines mangelhaften Verständnisses für die internationale politische Lage und die diplomatischen Verhältnisse 1860 in Neapel der Regierung in Turin wie seinem verehrten Könige selbst die größten Sorgen und Verlegenheiten bereitete, wenn er, nicht ohne schwere Mitschuld der damaligen Regierung und zumal ihres Präsidenten Ratazzi, 1862 bei Aspromonte und 1867 bei Mentana das Vaterland durch seine leidenschaftliche Ungeduld, es vollkommen zu befreien und zu einigen und durch seinen grimmigen Haß gegen das römische Priesterregiment in große Gefahr brachte, so waren doch nicht nur seine Zwecke und Ziele auch hier rein und edel, sondern er machte auch stets und unbedingt, oft gegen die stärkste Opposition zudringlicher radikaler Freunde, Halt, sobald der Bürgerkrieg drohte, legte Macht und Waffen aus den Händen und zog sich als armer Privatmann auf seine einsame Insel zurück.

Die Freiheit, Wohlfahrt und Unabhängigkeit, welche Garibaldi für sein Vaterland begehrte, ersehnte und erstrebte er für die ganze Welt. Es ist rührend, wenn sich vor uns aus seinen Manifesten, Reden, Briefen und Memoiren das politisch-soziale Idealbild entrollt, wie es sich in seinem Kopfe oder vielmehr in seinem Herzen gestaltet hatte — rührend sowohl, weil uns daraus seine warme Menschenliebe hell entgegenleuchtet, als wegen der kindlichen Naivetät, mit der er sich als möglich, ja in unserner Zukunft erreichbar vorstellt, was allen gegebenen Verhältnissen, was aller historischen Entwicklung, ja was leider der Menschennatur selbst widerspricht. Gott, so lautete seine Doktrin, hat alle Menschen gleich geschaffen, ihnen aber nach den Sprachen verschiedene Länder zum Wohnsitze angewiesen. Nur Fürsten und Priester, von Habgier und Herrschsucht getrieben, haben die natürlichen Grenzen verrückt, die Völker unterjocht und entzweit. Deshalb Krieg diesen beiden — Krieg, wie er auf dem Friedenskongreß zu Genf 1867 erklärte,

um zum ewigen Frieden zu gelangen. Sind diese Feinde der Menschheit hinweggeräumt, und die stehenden Heere, das größte Übel Europas, durch freiwillige Volkswehren ersetzt, so steht der Gründung der großen europäischen Union nichts mehr im Wege. Das Grundgesetz dieser Union wird sein: Der Krieg ist abgeschafft, jede Zwistigkeit zwischen den einzelnen Nationen entscheidet ein Kongreß von Repräsentanten der Union. Aus dieser Vereinigung soll dann allmählich die wirkliche Einheit entsprießen, die Mannigfaltigkeit der Sprachen zugleich in einer Weltsprache aufgehen.

Daß man von diesem letzten Ziele noch weit entfernt sei, konnte selbst ihm nicht zweifelhaft erscheinen. Inzwischen galt es, die nach Freiheit und Unabhängigkeit ringenden Völker in ihrem Streben zu unterstützen und zu fördern, für das natürliche Menschenrecht gegen Gewalt, Willkür und von geistlichen und weltlichen Machthabern zu eignem Vorteil erfundene Satzungen einzutreten. Daß eine Bevölkerung, die sich gegen einheimische oder auswärtige „Tyrannen" erhob, eo ipso in ihrem Rechte sei, galt ihm als selbstverständlich. Nach diesem Grundsatze hat er für die aufständische Provinz Rio Grande do Sul gegen die brasilianische Regierung, für Montevideo gegen den Diktator Rosas, für die Unabhängigkeit Italiens gegen Österreicher und Franzosen, für seine Freiheit und Einheit als Jüngling 1833 gegen den eignen Landesherrn sich verschworen und 1860 den König von Neapel mit Krieg überzogen, hat Polen, Ungarn, Serben, Rumänen, Südslaven, Griechen angefeuert und mit Waffen, Geld, Ratschlägen, Aufmunterungen und Tröstungen nach Kräften und über seine Kräfte hinaus unterstützt. Und wenn auch seine sich nie, selbst wo er, wie 1849 und 1867, die Franzosen zu bekämpfen genötigt war, verleugnende Sympathie für die stamm- und sprachverwandte Nachbarnation hinzukam, so war es doch in erster Linie dasselbe Motiv, daß ihn 1870 dazu trieb, dem gegen den übermächtigen Feind kämpfenden französischen Volke zu Hilfe zu eilen. Ist dieser Entschluß nicht nur im Auslande, zumal in Deutschland, sondern auch von der Mehrzahl seiner eignen Landsleute, zum Teil sogar seiner Gesinnungsgenossen, mit Recht als thöricht, ja als unpatriotisch, insofern er die Interessen Italiens gefährdete, und als eine Donquixoterie in den härtesten Ausdrücken verdammt worden, so war doch für alle, die den General kannten, wenigstens kein Grund zu Staunen und Verwunderung. Er hatte, so sehr sein Herz bei dem Leiden Frankreichs bluten mochte, die Siege der Deutschen bei Sedan mit Freude begrüßt; trafen sie doch zunächst den Mann, den er als Despoten, als Heuchler, als den Schirmherrn der römischen Kurie haßte und verabscheute. Als aber Napoleon gefallen und die Republik proklamirt war, da hätten nach seiner Auffassung die siegreichen Deutschen Frieden und Freundschaft mit den besiegten Franzosen schließen und höchstens den Ersatz der Kriegskosten verlangen dürfen. Die Forderung der Abtretung zweier Provinzen und die Fortsetzung des Krieges, um ihre Gewährung zu erzwingen, erschienen ihm als eine ungeheuerliche Zumutung und ein Mißbrauch

der Gewalt. Von nun an war ihm König Wilhelm der Despot, die deutschen Generale und Krieger seine Schergen.

Später ist auch er selbst zum Bewußtsein seines schweren Irrtums gekommen; das Verhalten Frankreichs zumal Italien gegenüber in der tunesischen Angelegenheit bewies ihm, daß französische Herrschsucht und Anmaßung, französischer Egoismus unter der neuen Staatsform die alten geblieben seien. „Es ist zu Ende," schrieb er an Leo Taxil in Paris. „Eure Republik mit der Priestermütze wird niemanden mehr täuschen. Die Liebe und Verehrung, die wir für sie hegten, haben sich in Haß und Verachtung verwandelt. Euer tunesischer Krieg ist schmachvoll." Und einem Deutschen,*) den er kurz vor seinem Tode bei der Jubelfeier des sechsten Centenariums der sizilianischen Vesper in Palermo sprach, sagte er: „Deutschland hat der Menschheit einen großen Dienst geleistet, indem es dies Volk demütigte; das ist heute meine Meinung."

Man hat Garibaldi zum prinzipiellen Kommunisten und Sozialdemokraten stempeln wollen. Nichts kann falscher sein. Als sein Sohn Menotti 1871 große Lust zeigte, einer Einladung der bedrängten Pariser Kommune zu folgen, verbot er es ihm unter entschiedener Verdammung jener Bewegung. Er hielt fest an dem Prinzip des persönlichen Eigentums, der Heiligkeit der Ehe, der Notwendigkeit eines geordneten Staatslebens. Er glaubte sein Ideal von der Gleichheit und Freiheit aller Menschen so wohl vereinbar mit diesen Grundlagen der modernen Gesellschaftsordnung, wie die faktische Republik mit dem Königtum Viktor Emanuels. Die Widersprüche übersah er; ein klar durchdachtes, logisch entwickeltes System darf man überhaupt bei ihm nicht suchen; seine sozialen wie seine politischen Theorien beruhten auf Gefühlseindrücken und Herzensbedürfnissen, sie quollen gleichsam instinktiv aus der ganzen Eigenart seines Wesens hervor. Seine Halbbildung, seine geringe Kenntnis von dem eigentlichen Wesen der Menschennatur, seine Unfähigkeit, Menschen und Zustände objektiv anzuschauen und zu beurteilen, trugen dazu bei, ihm die wirklichen Bedingungen und Verhältnisse der Gesellschaft in trügerischem Lichte erscheinen zu lassen. Die sozialen Ungleichheiten und Gegensätze waren ihm nicht die Wirkung einer historischen, auf unwiderruflichen Naturgesetzen beruhenden Entwicklung, sondern wie die politischen das Produkt der egoistischen Handlungsweise einzelner oder doch weniger bevorrechteter Kasten: der Priester, der Fürsten, der Mächtigen und Reichen. Wie er selbst ein Plebejer, ein Enterbter des Volkes war, wie er selbst unter den Verfolgnngen der Machthaber hatte leiden, im Schweiße seines Angesichts sein Brot erwerben, die schwersten Entbehrungen erdulden müssen, so erschien ihm die gesellschaftliche Ordnung der Gegenwart der Masse des Volkes gegenüber wie eine böse Stiefmutter. Der Bauer und Tagelöhner seines Vaterlandes war ihm ein unschuldig gequältes Opfer des adlichen Grund-

*) Dem Reichstagsabgeordneten Lipke.

eigentümers, der arme Handwerker der ehrliche Mann, der von dem reichrn Fabrikanten, dem habgierigen Großhändler mißbraucht und übervorteilt wurde; der Prieſter war ein Heuchler und Betrüger, der von der Leichtgläubigkeit und Unwiſſenheit des Volkes lebte, der Fürſt und ſeine Höflinge ſchwelgten von dem Schweiße des Arbeiters, die Beamten waren die Blutſauger des Volkes. So bildete ſich bei ihm mehr und mehr eine peſſimiſtiſche Anſchauung der beſtehenden Welt in Rouſſeauſcher Manier aus, und da er doch Verſtand genug beſaß, um einzuſehen, daß eine Rückkehr zum Naturzuſtande, „wo Menſch dem Menſchen gegenüberſteht," ſein Ideal auch nicht verwirklichen könne, ſo hatte er ſich in den Glauben an die Möglichkeit einer Neuordnung der ganzen europäiſchen Geſellſchaft auf der Grundlage der allgemeinem Brüderlichkeit hineinphantaſirt, an deren Verwirklichung er alle Kraft ſeines Lebens zu ſetzen entſchloſſen war. Als dann mit dem wachſenden Alter die Enttäuſchung kam, als er, ohne doch an ſeinem Idealbilde irre zu werden, dasſelbe immer weiter vor ſich zurückfliehen ſah, wie der Wandrer in der Wüſte die Trugerſcheinung der ſpiegelnden Waſſerflut, da ergriff ihn immer tieferer Trübſinn, ſeine Stimmung wurde bitterer und bitterer, aus dem warmen Menſchenfreunde drohte ein Menſchenfeind zu werden, und ſelbſt die, welche er am meiſten liebte, hatten in den letzten Jahren ſeines Lebens oft ſchwer unter der Laune des verdüſterten Greiſes zu leiden.

(Schluß folgt.)

Die Symbolik des Blutes.

Der um den Beginn des zwölften Jahrhunderts lebende deutſche Dichter Hartmann, der ſich nach dem Geſchlecht von Aue nennt, berichtet in der lieblichen poetiſchen Erzählung „Der arme Heinrich" von einer wunderbaren Heilung, die einem Ritter aus dem gleichen Geſchlechte widerfahren ſei. Herr Heinrich von Aue, erzählt er, lebte mit Gütern geſegnet, mit allen ritterlichen Tugenden geziert, in Glück und Glanz weltfreudig und Gottes uneingedenk dahin, als ihn plötzlich in dieſem Übermut Gott mit einer ſchweren Krankheit, dem Ausſatz, heimſuchte. Alles flieht ihn, und mit einem Schlage wird er von der Höhe ſeines Glückes in das tiefſte Elend geſtürzt. Vergebens ſucht er Heilung bei den berühmteſten Ärzten. Nur ein Arzt in Salerno weiß ein Mittel: mit dem Herzblut einer reinen Jungfrau, die freiwillig ihr Leben für ihn hingeben würde, verſpricht er ihn zu heilen. Der arme Heinrich, von der Unmöglichkeit überzeugt, ein ſolches Mittel zu beſchaffen, verſchenkt ſeine Güter bis auf einen einſamen Meierhof,

wohin er sich zurückzieht. Dort wird er von der Familie des Meiers und besonders von der achtjährigen schönen Tochter desselben, die Tage lang zu seinen Füßen sitzt, aufs treueste gepflegt und hat so schon drei Jahre jammervoll zugebracht, als er eines Tages dem Meier auf dessen Frage erzählt, wie er einzig Genesung finden könne. Dies hört auch das junge Mädchen, und alsbald steht ihr Entschluß fest, sich für ihren unglücklichen Herrn zu opfern. Die zurückweisenden Vorstellungen ihrer Eltern und auch Heinrichs selbst weiß sie mit siegreicher Beredtsamkeit zu überwinden, indem sie geltend macht, daß es nur heilsam für sie sei, wenn sie für die Mühsale dieses Lebens die Krone des Himmels eintausche. Endlich macht sich der arme Heinrich mit ihr auf den Weg nach Salerno. Auch den Vorstellungen des Arztes gegenüber beharrt sie bei ihrem Entschluß. Der Arzt schließt sich darauf mit ihr ein, sie wird entkleidet auf einem Tisch festgebunden, und schon wetzt er das Messer, um ihr zum Herzen zu schneiden. Das hört ihr in der Nähe befindlicher Herr, durch eine Spalte in der Wand kann er hineinblicken, und als er die Jungfrau so schön erschaut, bringt er es nicht übers Herz, das Opfer anzunehmen. Zugleich sieht er ein, daß es sündhaft sei, sich wider Gottes Willen von seinem Übel befreien zu wollen. Auf sein Pochen muß der Arzt öffnen, das über diese Wendung tiefbetrübte Mädchen wird losgebunden, und sie treten wieder den Heimweg an. Aber da erbarmt sich Gott ihrer, da er ihrer beider Treue gesehen, und macht den armen Heinrich wieder gesund. Voller Freuden kehren sie zurück, durch Gottes Gnade kommt Heinrich wieder zu Gut und Ehren und nimmt endlich seine Lebensretterin zur Gemahlin.

Diese einfache Erzählung, die Hartmann einer schriftlichen Quelle entnommen hat, weist in ihren Bestandteilen auf sehr alte Vorstellungen von dem Wesen und der Kraft des Blutes und dem Opfertode zurück, Vorstellungen, die durch Zeiten und Völker eine sehr weite Verbreitung bis in die neueste Zeit herein gefunden und in einer großen Reihe von Sagen und Gebräuchen ihre Ausprägung erhalten haben. In einem wertvollen Aufsatz der Weimarischen Jahrbücher hatte schon früher Paulus Cassel die Elemente aufgewiesen, aus denen sich unsre Sage zusammensetzt. Neuerdings bietet er diese Untersuchung reichlich vermehrt und über verwandte Anschauungen ausgedehnt noch einmal in einem Buche dar.*) Mit großer Belesenheit ist hier aus den entlegensten Quellen alles zusammengetragen, was sich zu dem Hartmannschen Gedicht in Beziehung setzen läßt, und mit feinem Sinn sind die mythischen und sagenhaften Berichte in ihrem ethischen Gehalt gedeutet in einer Weise, die im allgemeinen auf Billigung rechnen kann; nur wo der Verfasser sich auf das etymologische Gebiet begiebt, erregen seine Ausführungen bisweilen Bedenken.

*) Die Symbolik des Blutes und der „arme Heinrich" von Hartmann von Aue. Von Dr. Paulus Cassel. Berlin, A. Hofmann & Co., 1882. 265 S.

Die Lehre von der Heilung des Aussatzes durch Blut führt nach Ägypten zurück. Die Homöopathie ist keine Erfindung der neuern Zeit, schon Hippokrates empfahl mehrfach die Heilung des Übels durch den verwandten Stoff, und vor ihm läßt sich diese Anschauung in vielen mythischen Berichten erkennen. Die Wunde, welche Achill dem Telephos mit der Lanze geschlagen, heilte er wieder mit den abgeschabten Spänen derselben Lanze. Als Hrrakles bei der Besiegung der Hydra gefährliche Bisse davongetragen hat, muß er zu seiner Heilung im Osten ein Kraut suchen, das der Hydra ähnlich gebildet ist. Melampus hob ein durch Verwundung mit einem Messer hervorgerufenes Übel dadurch, daß er den Rost dieses Messers trinken ließ. So heilte man similia similibus. Noch in der neuesten Zeit glaubte man in unserm Vaterlande, daß, wenn man sich an einem Messer verwundet habe, die Wunde, sobald dasselbe zu rosten beginne, zuheile. Diese Anschauungen weisen auf Ägypten zurück. Ein wichtiger Satz der alten ägyptischen Naturansicht ist der Glaube an eine organische Identität des Leibes und der Seele, oder mindestens an den entschiedensten gegenseitigen Einfluß von Materie und Geist. Darum wirken genossene Speisen zugleich auf den Geist des Menschen ein. Das Fleisch der klugen Schlange macht selbst klug, Nachtigallenfleisch verursacht schlaflose Nächte. In dem Liede der Edda geben dem Guthorm, dem Mörder des Sigurd (Siegfrid), die Brüder Geierfleisch und Wolfsfleisch, ehe sie in Mordbegierde die Hände an den Helden legen mögen.

Daher erklären sich nun auch die Ansichten über den Einfluß und das Wesen des Blutes lebender Geschöpfe. Mit dem Blute strömt das Leben aus, lehrt die Erfahrung; so erblickt man denn in ihm das animalische Leben, ja sogar die Seele selbst. Bei Homer erlangen die Schatten der Unterwelt erst Erkenntnisvermögen und Sprache, nachdem sie von dem Blut der geschlachteten Tiere getrunken haben. Blut ist das Correlat von Leben, weil ein Leben ohne Blut nicht besteht; wie nun Gleiches mit Gleichem aufgehoben wird, so wird sündiges Leben mit Leben versöhnt, indem das Opfer gebracht und Blut vergossen wird.

Zahllos sind auch die Berichte, nach welchen das Blut eines Erschlagenen wieder zu fließen anfängt, wenn der Mörder entweder die Wunde berührt oder in die Nähe des Toten kommt. Siegfrids Wunden bluten wieder, als Hagen sich naht, und noch bei Shakespeare ruft Anna aus, sobald Richard an den Leichnam Heinrichs VI. tritt:

> Ihr Herren! seht, des toten Heinrichs Wunden
> Öffnen den starren Mund und bluten frisch.

Es ist eine Weiterführung des Wortes der Schrift, daß das Blut Abels gen Himmel schreie. Der Leichnam eines Weibes, das von seinem eignen Mann mit einem Kissen erstickt worden war, fing in Gegenwart des Mörders Blut zu schwitzen an. Großartig ist die Sage vom Blut des Propheten Zacharia, den die Juden im Tempel erschlagen hatten. Es hörte nicht auf zu wallen;

erſt als Nabuſaradan alle Juden zur Buße erſchlagen wollte, da ſtand es ſtille. Der Glaube, daß unter Annäherung des Schuldigen der Leichnam blute, war ſo feſt im Volke, daß man in älterer Zeit ihn ernſtlich vor Gericht als Beweis gebrauchte; es war dies das ſogenannte Bahrgericht. Daß eine ſo weit verbreitete Volksanſchauung auch in den Legendenkreis der Kirche eingedrungen iſt, hat nichts wunderbares. Das Blutfließen der Heiligen an ihren Jahrestagen iſt etwas ganz analoges und in den Legenden nicht ungewöhnlich.

Eine beſondre Rolle ſpielt das Blut bei Bündniſſen und Verbrüderungen, zwiſchen Völkern ſowohl wie zwiſchen einzelnen. Man ließ das Blut von Tieren oder das eigne ineinander laufen und tauchte die Waffen darein oder trank es, um durch dieſe ſymboliſche Handlung die der Blutsverwandtſchaft gleichkommende Innigkeit der Verbindung auszudrücken. Es ſind genug hiſtoriſche Berichte von ſolchen Blutbünden vorhanden. Von Catilina wird ſogar das Gerücht überliefert, er habe, bevor er den Verſchworenen ſeinen Plan offenbarte, ihnen das Blut eines getöteten Menſchen zum Trinken gereicht und ſie zum Eide darauf genötigt. Noch in neuerer Zeit vermiſchten jüdiſche Brautpaare in Schleſien Blut aus ihren Fingern bei der Hochzeit. Ältere Sagen von echten Freundſchaften giebt es mehrfach, bei denen eine Blutsbrüderſchaft, wenn auch verdunkelt, heraustritt. In der Sage von Amikus und Amelius ſind goldne Becher an die Stelle des Bluttranks getreten, wie nicht ſelten Gold für Blut ſteht, in der Sage von Engelhard und Engeltraut ein roter Apfel. Selbſt auf die Götter übertrug man das, Loki ſpricht in der alten Edda zu Odin: „Denkſt du, Odin, wie wir in uralter Zeit beide miteinander das Blut miſchten?“

Was dieſe Blutbünde materiell ſind, das iſt geiſtlich der Bund, den Chriſtus durch ſein Blut geſtiftet hat und deſſen Symbol das Abendmahl iſt. Die erſten Chriſten wurden deshalb von den Heiden, wie vieler andern Laſter, ſo auch des Blutbundes beſchuldigt; ſie tränken in ihren religiöſen Gemeinſchaften Menſchenblut und äßen Menſchenfleiſch. Man ſuchte den Märtyrern das Geſtändnis ſolcher Schändlichkeiten auf der Folter auszupreſſen. Die Kirchenväter wieſen dieſe Anklage, die noch in neueſter Zeit von Gelehrten als nicht unbegründet angeſehen worden iſt, mehrfach zurück, gaben aber nie eine Aufklärung über das Weſen des Abendmahls, da ihnen dies als ein Myſterium galt, das man Uneingeweihten nicht mitteilt. Denſelben Vorwurf konnte ſpäter das chriſtliche Volk gegen die Juden erheben; das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in unſer Jahrhundert herein ging der gegründete Verdacht, daß die Juden am Paſſah Kindsblut gebrauchten. Wenn die Kirchenväter zur Entkräftung der Anklagen betonten, daß es ihnen ſogar verboten ſei, Tierblut zu genießen, und wenn ſie ſomit im Abendmahl nicht reales Blut zu trinken glaubten, ſo hat freilich die katholiſche Kirche in ihrer Transſubſtantiationslehre von dieſer geiſtlichen Auffaſſung ſich einer vollkommen fleiſchlichen zugewendet, und eine Fülle chriſtlichen Volksaberglaubens iſt davon abzuleiten. Auch den Gebrauch des ſo-

genannten Johannissegens, das Trinken der Johannisminne, zieht der Verfasser unsrer Schrift hierher, indem er darin gleichfalls einen Liebesbund des Blutes, eine Art Volksabendmahl erblickt, da Johannes im besondern Sinne der Freund Jesu war. Doch ist der Jünger hier nur an Stelle eines alten Gottes (Freyr) getreten, denn diese Sitte stammt unzweifelhaft von den germanischen heidnischen Trankopfern ab.

Von dem Opferfleisch der Heiden zu genießen, war den Christen ausdrücklich verboten, denn die Opfermahlzeiten wurden als die gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Menschen mit den Göttern angesehen. Daher galt eine Teilnahme daran als ein Bündnis mit letztern, mit den Dämonen. Aus der Anschauung, daß die Dämonen das Blut als ihre Speise genössen, entwickelte sich die christliche Dämonenlehre; denn da die Seelen Abgestorbener mit den Dämonen nahezu identifizirt wurden, so entstand die Vorstellung von den Gespenstern, die heraufsteigen, um sich die Speise, deren sie bedürfen und die man ihnen nicht gab, das Blut, zu holen. Der von den Geistlichen benutzte griechische Kirchenglaube, daß die mit der Exkommunikation belegten keine Ruhe im Grabe fänden, hat zu der Verbreitung des Aberglaubens von den Blutsaugern, den Vampyren, beigetragen. Es sind dies Leute, die, nachdem sie begraben worden, nächtlich wieder auferstehen und ihren zurückgebliebenen Angehörigen das Blut aussaugen, sodaß diese hinsterben müssen. Von der Gemeinschaft der Seinigen ausgeschlossen, sehnt sich der Vampyr nach dem Blute der Versöhnung. Daher gilt es als ein Mittel, ihn zu befriedigen und das Unheil abzuwenden, wenn man dem Gestorbenen den Kopf abschneidet, das herausfließende Blut auffängt und sämmtlichen Familienmitgliedern davon zu trinken giebt. Hierdurch ist er in die Blutgemeinschaft wieder eingetreten. Eine ähnliche Vorstellung, wie die von den Vampyren, findet sich übrigens schon bei den Alten in ihren Empusen.

Wie die Dämonen sich Blut holen, so kann man sie auch rufen, um ihnen welches zu geben: wie man Blutbünde untereinander schließt, kann man auch mit ihnen, auch mit dem Satan einen Blutbund schließen. Daher rührt die Verschreibung an den Satan vermittelst Blut. Zugleich aber ist der Teufelsbund eine Karikatur des neuen Bundes mit Christus. Eine der ältesten Teufelsverschreibungen ist die Theophilussage, die Faustsage des Mittelalters, in der jedoch Theophilus durch Maria gerettet wird. Besonders lebhaft wird das Fabeln von Teufelsbündnissen und zumal von Blutverschreibungen in der Zeit nach der Reformation. Verschiedne historische Personen wurden damals in dieser Weise verdächtigt. Andre gestanden es selbst; sie täuschten sich selbst, durch den epidemischen Aberglauben angesteckt, oder die Folter oder das Streben, sich durch scheinbare Buße zu retten, entriß ihnen lügnerische Geständnisse. Noch andre benutzten diesen Aberglauben, um die Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zu betrügen. Am berühmtesten ist die Geschichte vom Faust geworden; bei Goethe ist freilich die Blutunterschrift in ihrer Bedeutsamkeit ganz zurückgetreten.

Das Blutgenießen kommt außer den nicht hierher zu ziehenden Fällen des Kannibalismus, wo das Menschenfleisch einfach als Nahrung dient, wirklich vielfältig aus tierischer Wut, namentlich Kriegswut vor. Kämpfer stürzen sich in wildem Affekt auf die erlegten Feinde, um ihr Blut zu trinken. Wie man jemand „vor Liebe fressen" möchte, so korrespondirt mit dieser Liebe auch ihr äußerster Kontrast, der Haß; auch er will verschlingen. Aber auch aus Kriegslist vollführte man nicht selten solche Greuel, um bei dem Schauder, den er erregte, den Gegner durch den Schein desselben in Furcht und Schrecken zu setzen. Dies beruhte zugleich auf dem furchtbaren Aberglauben, daß man durch das Bluttrinken größer, gewaltiger, aber tierischer werde, daß man dadurch eine dämonische Natur annehme. Auch der Kaiser Caligula soll mit Blut genährt worden sein, wodurch seine wahnsinnige Weise erklärt wird.

Spuren des Menschenopfers und insbesondre des Jungfrauenopfers ragen noch weit in das historische Zeitalter herein; Jungfräulichkeit ist das Symbol der Reinheit, die Götter lieben das Reine, und so glaubt man, ihnen ein angenehmes Opfer zu bringen. Durch Reinheit versöhnt sich die üble That und das schlechte Gewissen. Das griechische Altertum ist voll romantischer Jungfrauenopfer. Bei solchen kam es namentlich auf die Freiwilligkeit an. Am berühmtesten ist die Geschichte der Iphigenia, in der die Göttin, als es zum Vollzug kommen soll, an die Stelle der Jungfrau eine Hirschkuh zum Opfer setzt. Solcher Erzählungen von stellvertretenden Opfern, die merkwürdige Parallelen zu der Hingabe Isaaks durch Abraham bilden, giebt es mehr; sie symbolisiren den Übergang von einer barbarischen Sitte zu einer humanern Anschauung. Noch dem Pelopidas gebietet vor der Schlacht bei Leuktra ein Gesicht, eine blonde Jungfrau zu schlachten, wenn er siegen wolle. Doch nach Beratschlagung mit den Wahrsagern nimmt man ein schönes weibliches Füllen zum Ersatz. Die Sage läßt auch andre Rettungen eintreten; so wird Hesione durch Herakles, Andromeda durch Perseus befreit.

Wie Jungfrauen, so wurden auch Kinder geopfert; man gebrauchte sie zur Weissagung, ihre noch schuldlose, reine Natur machte sie dazu tauglich. Noch von Elagebal und andern römischen Kaisern wird erzählt, daß sie aus den Eingeweiden getöteter Knaben sich weissagen ließen. Noch eine andre Bedeutung haben die Kinderopfer, die zumal bei den Kanaaniten und Karthagern vorkamen, als Symbol der Hingabe des Teuersten an die Götter. Der Schmerz der Eltern erhöhte dabei das Opfer. Auch in den europäischen Sagen hat die Tradition des Kindermordes nicht aufgehört; sie findet sich namentlich in den zahlreichen schauerlichen Erzählungen von Einmauerung eines lebenden Kindes zur Begründung größerer Bauten. In neuester Zeit wurde von dem Könige der Aschanti glaubhaft berichtet, er habe zweihundert Mädchen schlachten lassen, um mit ihrem Blute den Mörtel zu mischen, der bei der Herstellung eines seiner Paläste verwendet werden sollte.

Den Anschauungen, von denen bisher die Rede gewesen, verdankt nun auch die Lehre von der Heilung des Aussatzes ihren Ursprung. Der angenommene Zusammenhang zwischen Leib und Seele bewirkte, daß die Sünden der Seele dem Körper Krankheiten zuzogen. Langwierige und unheilbare Krankheiten waren eine besondre Strafe der Gottheit. Dies galt namentlich von dem in Ägypten heimischen Aussatz. Da die Unreinheit der Seele den unreinen Körper hervorbringt, so ist eine Heilung nur möglich, wenn die erstere wieder rein wird. Könnte man von außen diese Reinigung der Seele vornehmen, könnte man durch den Leib die frühere Unschuld wieder aufnehmen, so müßte die Krankheit weichen. Dies Bild wird ganz sinnlich aufgefaßt und die schwere Lehre schöner Sittenregel in das leichte Mittel der Grausamkeit umgesetzt. Was ist reiner als die Unschuld eines Kindes? So glaubt man denn mit dessen Blut — im Blute befindet sich ja die Essenz des menschlichen Wesens — den Aussätzigen heilen zu können. Auch im alten Testament wird der Aussatz als Strafe für manches Vergehen gegen Gott und die Wahrheit verhängt, aber nicht menschliche Mittel, nur Gott kann sie heilen. In der jüdischen Tradition freilich ist die Ansicht von der Möglichkeit einer Heilung durch Menschenblut vorhanden. Nach ihr muß der aussätzige Pharao sich morgens und abends im Blute von hundertundfünfzig Kindern baden, um wieder gesund zu werden. Doch gilt dies Mittel als gottesfeindlich und heidnisch. Noch mehr war dies die ursprüngliche Anschauung bei den Christen, da ihnen der heilenden, heiligen Kraft des christlichen Glaubens gegenüber ärztliches Wesen überhaupt mit heidnischem fast identisch erschien. Darum sind es heidnische Priester, die Konstantin d. Gr., als er vor seiner Bekehrung vom Aussatz befallen wird, anraten, einen Teich von Kindesblut anzulegen und sich darin zu baden; aber da ihn das Jammern der Mütter davon zurückschreckt, heilt ihn Papst Silvester durch die Taufe. Auch jüdische Ärzte wenden in christlichen Erzählungen dies Mittel an. Historisch ist, daß dem hoffnungslos erkrankten Papst Innocenz VIII. ein jüdischer Arzt versprach, ihn mit einem Destillat aus dem Blut dreier Knaben gesund zu machen. Die Kinder erlagen der Operation, der Papst starb, der Arzt mußte fliehen.

Das Christentum hatte andre Mittel, zu heilen, die Macht des Glaubens, das bloße Wort, Gebet, Berührung u. s. w. Aber trotz aller geistlichen Einflüsse hat die elastische Natur des Volkslebens einen reichen Stoff heidnischer Anschauungen bewahrt, die auch auf die ärztliche Wissenschaft der Zeit von großem Einfluß waren. Die praktische Medizin des Mittelalters hat die sympathetische Heilungsweise, diese volkstümliche phantastische Schöpfung, niemals aufgegeben. Mit dem Blut getöteter Menschen glaubte man die Epilepsie und noch andre Krankheiten heilen zu können. Und dieser Aberglaube hat sich bis in unsre Tage erhalten, wo man dem Blute Hingerichteter eine besondre Wirksamkeit zuschrieb und oft für einen mit demselben getränkten Lappen viel Geld zahlte. Noch 1848 sah man in Berlin bei der Hinrichtung eines Raubmörders

jemanden die mit Blut befeuchteten Späne des Schaffots hinunterſchlucken. Der Unſchuld vor der Sünde wird in dieſem Falle die Sühne nach der Schuld gegenüber- und gleichgeſtellt. In dem Blute eines gerichteten Verbrechers iſt dieſe Sühne eſſenzartig vorhanden, man ſchluckt ſie leiblich hinunter als geiſtiges Medikament. Der Sinn hiervon war freilich denen nicht mehr bekannt, die den Akt ausübten.

Kein Wunder, daß ſich auch die Heilung durch Kinderblut der Unſchuld im Wiſſen des Volkes und der Ärzte erhalten hat. Selbſt der geiſtreiche Bacon wagte es noch nicht, ſie mit aller Beſtimmtheit zu verwerfen, und noch im vorigen Jahrhundert führte ein Gerücht, daß Ludwig XV., um ſein Leben wieder aufzufriſchen, Bäder von Menſchenblut veranſtaltet habe, in Paris zu unruhigen Szenen. Aber während ſonſt der Verſuch, die Schickung Gottes, die Krankheit, durch das Blut zu heilen heidniſch iſt, wird die Blutheilung nun in den Volkserzählungen vom chriſtlichen Geiſte ſelbſt legitimirt. In der Sage von Amikus und Amelius rät der Engel Raphael ſelbſt, als der eine Freund ausſätzig wird, dem andern, die eignen Kinder zu ſchlachten und in deren Blut jenen zu waſchen, um ihm den ſchuldigen Dank und ſeine Treue zu beweiſen. Auch in der Sage von Engelhard und Engeltraut und in der von den Jakobsbrüdern iſt es ein Engel, der dies höchſte Freundſchaftsopfer zu bringen empfiehlt. Wenn nun auch in allen dieſen Fällen das Wunder geſchieht, daß die Kinder wieder lebend werden und nur rote Streifen an den Hälſen behalten, ſo iſt die Blutheilung doch anerkannt und im Namen Gottes geſchehen.

Reiner und edler erſcheint die Blutſage in der Dichtung Hartmanns. Nirgends iſt das Motiv der Blutheilung ſinniger und natürlicher verwendet. Sie iſt hier wieder ein Mittel der weiſen Weltlichkeit ohne Gott. Der Weltliche ſucht ein weltliches, künſtliches, käufliches Medikament, aber eben deshalb wird ſeine weltliche Geſinnung durch dieſe Weltlichkeit ſelbſt gedemütigt. Die Reichen und Großen denken, ſie können alles mit ihrem Gelde erkaufen; aber Unſchuld und Liebe können ſie nicht erzwingen. Sehr weſentlich iſt dabei die Änderung in dem vorgeſchlagenen ärztlichen Heilmittel; nicht das Blut von Kindern, wie in allen übrigen Erzählungen, ſondern das einer Jungfrau iſt erforderlich, in die Blutheilung durch die Unſchuld iſt ſomit die durch die freie aufopfernde Liebe eingemiſcht worden. Die Heilung durch Kinderblut iſt nicht ſo unmöglich; die Kinder ſind der Macht andrer anheimgegeben, Herrſchaft und Gold können dabei einen fürchterlichen Einfluß üben. Wäre dies dem Herrn Heinrich aufgegeben worden, die verzweifelte Weltlichkeit hätte vielleicht Rat geſchafft. Aber freiwillige Liebe bis zum Tode zu erzwingen iſt Menſchen unmöglich. Der Dichter faßt alſo die alte Tradition ganz ethiſch auf; den Glauben der Ärzte an die heilende Kraft des Blutes, in welchem Unſchuld und Liebe die Ingredienzen bilden, alſo die äußerliche Wirkung der innerlichen Kräfte in ſympathetiſcher Weiſe auf die Krankheit des Leibes, verwendet er zur Demütigung derer, die auf die ärztliche Weisheit hoffen.

Hartmanns Gedicht hat seit Goethe vielfache ästhetische Angriffe erfahren, man hat das Opfer unnatürlich gefunden, insbesondre die Motivirung von seiten des Mädchens selbst, das sich zu seinem eignen Seelenheil zum Tode drängt, für psychologisch unwahr gehalten. Mit Recht nimmt unsre Schrift den Dichter gegen diese Ausstellungen in Schutz. Hartmann stellt das junge Mädchen dar als von einer ihm selbst unbewußten Neigung zu dem armen Heinrich erfaßt. Es ist nicht selten, daß eine solche in einem kindlichen Mädchenherzen zu dem ersten edeln Manne Wurzel faßt, an den Verhältnisse sie knüpfen. So ist ihr der arme Heinrich begegnet, ein edles Wesen ist in ihm, wenn auch von Leiden entstellt, er bedarf der Hilfe und ist von Kummer gebeugt. Was bedarf es mehr, ein liebevolles Mädchengemüt in den Jahren der ersten Entfaltung zu fesseln? In einem solchen keimen die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und Stärke aber in reiner Unbewußtheit — eine unbeschreibliche Sehnsucht ohne Begehrlichkeit. Solche Mädchenherzen lieben noch, ohne zu verlangen. Oder sie lieben vielmehr garnicht, es waltet in ihnen ein unaussprechliches Wesen, in dem sie zum größten aufgelegt sind, dessen die weibliche Natur fähig ist. So liegt in ihrem Entschluß, sich zu opfern, nicht bloß keine Unnatur, sondern die tiefste, herrlichste Natur verborgen.

Wenn nun das Mädchen über diesen Entschluß Rechenschaft geben soll, wo anders öffnen sich die Quellen für eine Beredtsamkeit, der das eigentliche Motiv der That, die sie unternehmen will, verborgen ist, als, der Zeitrichtung der Kreuzzüge gemäß, in dem Enthusiasmus der religiösen Askese? Fortgerissen von einer Empfindung, die dunkel in ihr waltet, nicht wissend, warum sie das will, wozu es sie drängt, verfällt sie in eine übernatürliche Begeisterung, die ihrem eignen Wesen sonst fremd ist. So zeugt diese Darstellung Hartmanns von der tiefsten psychologischen Auffassung der weiblichen Natur. Das Ereignis selbst ist nach Hartmanns Dichtung so möglich, daß es in demselben Jahrhundert noch geschehen sein kann, welchem der Dichter mit seinem Geburtsjahr angehört. In der That ist man geneigt, die historische Wirklichkeit der in Hartmanns Quelle berichteten Thatsache anzunehmen. Dem Dichter aber gehört die feinsinnige Ausführung an. Er schafft aus der Geschichte die schönste und reinste Sittenlehre für seine Zeitgenossen: man könne das Leben genießen, aber nicht ohne Gott; man brauche nicht die Güter der Welt zu verwerfen, aber nicht auf sie allein das Ziel zu stellen, sei eines Mannes würdig. Er lehrt die süße Gewalt einer keusch verborgenen Neigung, er lehrt, daß Treue durch Gottes Huld zum Ziele gelange; er lehrt, daß rücksichtslos nach Besserung der irdischen Verhältnisse gegen Gottes Willen zu streben sündig sei, daß aber ein liebevolles, minniglicheS Wesen selbst die Unterschiede ausgleicht, welche Stand und Reichtum sonst darstellen.

Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben.

Von Fritz Anders.

5. Die Pflaumendarre.

ie Stunde, in welcher der gelbgeſtreifte Kragen des Landbriefträgers erſcheint, iſt in einem Pfarrhauſe auf dem Lande ſehr wichtig. Faſt alles, was die Geiſter den Tag über bewegt, knüpft ſich an dieſen bedeutenden Moment. Erſcheint gar ein amtliches Schreiben mit der gezackten bunten Papieroblate, ſo gewinnt der Moment einen feierlichen Charakter. Der Herr Paſtor ſtellt die Pfeife an die Stuhllehne, und die Frau Paſtorin macht mit ſtiller Sorge im Geſichte des lieben Mannes Wetterbeobachtungen.

Einen ſolchen Moment bitte ich den Leſer ſich im Pfarrhauſe zu Klein-Ziſchwitz vorzuſtellen. Der Herr Paſtor hatte ſeinen Bogen entfaltet und las ſeufzend:

Betreffend die Nutzung des Gottesackers können wir den Vorſchlag des Paſtor Müller für geſetzlich zuläſſig nicht erachten, und hat es lediglich bei unſrer Verfügung vom 18. Oktober ſein Bewenden. Ew. . . . wollen den genannten anweiſen, einen gütlichen Vergleich herbeizuführen, was bei einiger Weisheit unſchwer zu erreichen ſein dürfte. . . .

Das Königliche Konſiſtorium u. ſ. w.

Herrn Paſtor Müller zur Kenntnisnahme, mit dem Auftrage, binnen vierzehn Tagen über den geſchehenen Vergleich zu berichten.

Die Königliche Superintendentur.

Alſo abgewieſen, und noch dazu mit dem verſteckten Vorwurfe, es an der nötigen Weisheit fehlen gelaſſen zu haben. Ein wohlgemeinter und reiflich durchdachter Vorſchlag wird als ungeſetzlich bezeichnet, und das muß ihm, dem Paſtor Müller, begegnen, der von jeher ſeine Amtsehre darin geſucht hat, der Behörde gegenüber die größte Gewiſſenhaftigkeit an den Tag zu legen! Die Frau Paſtorin teilte den Schmerz ihres lieben Mannes nach allen Richtungen und wußte zum Troſte nur anzuführen, daß am Nachmittag Paſtoralkränzchen in Hammerſtadt ſei.

Auf dem Kränzchen wurde denn auch der Fall ausführlich behandelt, das Konſiſtorium unter eingehende Kritik genommen, und feſtgeſtellt, daß unbedingt ein ſechswöchentlicher juriſtiſcher Kurſus nötig ſei, um heutzutage Paſtor ſein zu können. Indeſſen blieb für jetzt nichts weiter übrig, als in den ſauern Apfel zu beißen und 1. den Gemeindekirchenrat zu berufen, 2. den Schulvorſtand zuſammentreten zu laſſen, 3. den gemeinſamen Antrag beider an die „Kommune“ abzugeben und dieſelbe aufzufordern, Delegirte zu wählen und 4. mit Delegirten der zuvor genannten Körperſchaften in Verbindung zu treten, worüber 5. ein der Verfügung vom 17. Juni 1873 entſprechendes Protokoll abgefaßt und 6. dieſes Protokoll zur Genehmigung an das königliche Konſiſtorium eingeſendet werden mußte.

Lieber Herr Bruder, ſagte zum Schluß der Amtsbruder Gebhardt zum Amtsbruder Müller, wenn ich Ihnen als alter Praktikus raten darf, ſo nehmen ſie hübſch einen nach dem andern vor, ſonſt kommen Sie mit Ihren Seebären in die Brüche.

Das konnte nun die Frau Pastorin durchaus nicht billigen. Wie oft sollte sie denn die Treppe aufwaschen lassen, wenn alle einzeln erschienen? Sie überzeugte ihren lieben Mann, er müsse Kirchen- und Schulvorstand und den Herrn Schulzen auf einmal kommen lassen. Dies geschah denn auch, und nachdem die Herren vorschriftsmäßig eingeladen waren, schoben sie sich pünktlich zur Stube herein und nahmen Platz.

Der Herr Pastor trug die Sache vor und fragte nach der Meinung der Versammlung. Tiefes Schweigen, Kratzen des Kopfes, fragende Blicke nach rechts und links. Zuletzt polterte Schumpelt-August mit einer Entrüstung, die nur seine Verlegenheit verdecken sollte, los:

Was ich sagen wollte, Herr Pastor, mit dem Lehrer ist es Sie nichts. Erstens haut er die Kinder zu sehr, und dann die Flickstunde, die ist doch bloß dazu da, daß seine Bertha was extra verdienen soll; und was die Turnstunde betrifft, so ist das auch nur so ein neumodischer Unsinn, der Geld kostet. Ich stimme dafür, daß die Flickstunde abgeschafft wird.

Aber lieber Schumpelt, das gehört ja gar nicht hierher.

Wieso? Es ist doch vom Lehrer die Rede.

Allerdings, aber es gehört nicht hierher, von Turnstunde und Flickstunde zu reden.

Wenn das nicht hierher gehört, sagte Schumpelt-August halblaut, doch vernehmlich genug, daß es der Pastor hören konnte, dann gehören wir wohl auch nicht hierher.

Dem Herrn Pastor kam ein schnelles Wort auf die Lippen, aber er bezwang sich. Er kannte seinen Schumpelt, wußte auch, wer ihn verhetzte, und entgegnete nur:

Sie sind Kirchenvorstand und nicht Schulvorstand.

Dann wollte ich nur, erwiederte Schumpelt mit vollendeter Dickköpfigkeit, daß die Kirche auch das Schulgeld bezahlte.

Lieber Ackermann, wandte sich jetzt der Pastor Müller an ein als verständig bekanntes Mitglied des Schulvorstandes. Sie sehen ein: Ob der Lehrer diesen Gehaltsteil als Lehrer oder als Küster bezieht, ist doch völlig gleichgiltig. Es handelt sich nur darum, daß die entsprechende Eintragung ins Grundbuch erfolgt, und ich schlage vor, daß der betreffende Titel A Nr. 5 als Besitz der Kirche bezeichnet werde. Nun, Herr Ackermann, sagen Sie Ihre Meinung.

Na ja, Herr Pastor — mir kann's ja recht sein, aber die Kommune kann sich doch das Recht nicht vergeben.

Ganz gewiß nicht, lieber Ackermann, allein darüber wird die Kommune in besondrer Sitzung beschließen. Sie haben inzwischen als Mitglied des Schulvorstandes die Rechte der Schulgemeinde zu wahren.

Na ja, Herr Pastor, ich bin aber doch der Meinung, daß wir der Kommune ihr Recht nicht kürzen dürfen.

Das sollen Sie ja auch nicht — der Herr Pastor wurde bereits ein wenig ungeduldig —, Sie sollen hier im Namen der Schulgemeinde die Rechte des Lehrers vertreten, und in der Gemeindeversammlung werden Sie die Rechte der Zivilgemeinde vertreten. Ist das nicht einfach?

Herr Ackermann wiegte das Haupt, aber er getraute sich nicht zu sagen, daß er es für Unsinn halte, erst Ja und hernach Nein zu stimmen. Hier glaubte der Herr Baron den Zeitpunkt gekommen, dirigirend einzugreifen. Der Herr Baron war als Patron berechtigt, an den Sitzungen des Gemeindekirchenrates teilzunehmen, welches Recht er, treulich zu spät kommend, auch ausübte.

Digitized by Google

Pastor Müller hatte ihm den bisherigen Gang der Verhandlung auseinandergesetzt, und der Herr Baron hatte begriffen, daß die Bauern etwas sollten, was sie nicht mochten. Er beschloß also die Sache in die Hand zu nehmen und den Ton der Leutseligkeit anzustimmen, den die Bauern merkwürdigerweise nicht ausstehen konnten.

Also, ihr Leute, nun wollen wir mal verständig sein und weiter keine Querelen machen. Also — der Schulmeister erhält das Recht auf den neuen Gottesackeranteil mit Ausnahme von Punkt fünf —

Erlauben Sie, Herr Baron, auf den alten —

Sagt' ich das nicht? Natürlich, auf den alten Gottesackeranteil. Ihr müßt doch einsehen, daß ihr Gott auf den Knien danken könnt, einen so tüchtigen und wohlgesinnten Schulmeister zu haben. Da kann es doch zur Schwerenot nicht auf Punkt 5 ankommen. Also kommt mal her, wir wollen das Schriftstück unterschreiben.

Kein Mensch rührte sich, und Schumpelt-August erklärte, er unterschriebe nichts.

Also Widerstand gegen die öffentliche Staatsgewalt? Seiner Majestät Konsistorium hat es angeordnet. Sie sollen und müssen dem Vergleiche zustimmen!

Herr Baron, sagte der alte Werner mit treuherziger Miene, wenn wir sollen und müssen, warum fragt man uns denn?

Der Einwand war zutreffend, und der Herr Baron konnte sich nicht anders helfen, als durch das sehr allgemein gehaltene Urteil, daß die ganze Sache ein Skandal sei.

Was wollte der Herr Pastor machen? Er fing zum drittenmale an, setzte mit möglichster Deutlichkeit auseinander, daß in Klein-Zischwitz drei Gemeinden enthalten seien, die Kirchen-, die Schul- und die Zivilgemeinde. Der Gemeindekirchenrat vertrete die erste, der Schulvorstand die zweite, die Gemeindeversammlung die dritte Gemeinde. Sofern es sich um einen Einkommensteil des Lehrers, der zugleich Kantor, also auch Kirchenbeamter sei, handle, kämen die ersten beiden, sofern der Zivilgottesacker in Frage stehe, komme die Zivilgemeinde in Betracht. Da aber sämmtliche Anwesenden allen drei Gemeinden gleichzeitig angehörten, so könne man durch gemeinsamen Beschluß schnell zum Ziele kommen, umsomehr, als die Behörde einen gütlichen Vergleich verlange. Es müsse also ein solcher zustande kommen.

Ja, Herr Pastor, mir könnte es ja recht sein, aber die Gemeinde würde nur murren, wenn wir sie nicht erst fragen.

Na, dann fragt in Gottes Namen eure Gemeinde!

Schluß der Sitzung.

Die Bauern zogen davon in dem genugthuenden Bewußtsein, sich nichts vergeben zu haben. Der Herr Baron hegte die Überzeugung, daß, wenn er nicht kräftig eingegriffen hätte, die Sache vollends schief gegangen wäre; der gute Pastor sei ein ganz vortrefflicher Mensch, indessen die Behandlung der Bauern verstehe er besser; er wolle sie schon kriegen. Der Herr Pastor aber that in Sack und Asche Buße: Bruder Gebhardt, wenn ich dir doch gefolgt hätte! Aber was kann man gegen die Frau und das Treppenscheuern thun? Und endlich Schumpelt, dieser Volksmann, zog in die Schenke und ponirte seinem bösen Genius, dem abgesetzten frühern Schulmeister, mehrere Glas Bier. Und bei dieser Gelegenheit wurde der Kriegsplan für die in Aussicht stehende Kommuneversammlung festgestellt.

Diese Kommuneversammlung fand an einem der nächsten Sonnabende statt, und es wurde unter dem üblichen Lärmen und Tischpauken beschlossen: Was der

Kommune ist, soll der Kommune bleiben. Das Protokoll wurde dem Herrn Pastor überreicht in demselben Augenblicke, als von der Superintendentur das erste Exzitatorium einlief. Es war ein schwerer Augenblick für unsern gewissenhaften Freund. Das erste Exzitatorium in seiner ganzen bisherigen Amtspraxis! Und er konnte nicht einmal etwas dafür!

Der Stand der Sache wurde in der nächsten Pastoralzusammenkunft vorgetragen. Bruder Gebhardt schalt weidlich über die Seebären von Bauern, über das Grundbuch und über die ganze Selbstverwaltung. Aber es half nichts, die Verfügung vom 18. Oktober mußte trotz alledem ausgeführt werden. Was thun? Was ich Ihnen gleich gesagt habe, Herr Bruder, Sie berufen den Gemeindekirchenrat und beschließen, die Position 5 als gemeinsames Eigentum der Schul- und Kirchengemeinde anzusehen. Dasselbe beschließen Sie mit dem Schulvorstand, und dann kaufen Sie sich den Schulzen und sagen ihm: Alter Seebär, macht einmal keine Flausen. So und so ist die Sache, und wenn ihr jetzt nicht ja sagt, so soll euch dieser und jener regieren.

So geschah es, und Pastor Müller hatte entschiednes Glück. Im Gemeindekirchenrate war Schumpelt-August, der zu derselben Zeit in die Stadt aufs Gericht hatte gehen müssen, nicht zugegen, und die andern waren verständig. Ja sie kamen selbst mit dem Vorschlage, ob es nicht anginge, daß der Besitz auf beide Teile zusammen eingetragen werde. Freilich ging das an. Nachdem aber der Gemeindekirchenrat den Anfang gemacht hatte, folgte der Schulvorstand ohne Bedenken nach.

Aber die Kommune und der Schulze! Man glaubt nicht, was solch ein Schulze hartnäckig sein kann aus lauter Feigheit. Indessen Pastor Müller hatte abermals Glück, denn als er eben seinen Schulzen vorhatte, erschien Bruder Gebhardt. Der verstand das Geschäft besser als Bruder Müller und hatte dazu den Vorteil, daß er aus einem andern Orte war. Hier konnte selbst eines Bauern Mißtrauen keine Hinterlisten und persönlichen Vorteile vermuten. Item, man zündete sich eine Zigarre an und ward der Meinung, daß die ganze Geschichte gar nicht so viel Lärm wert sei. In Burgstadt, wo die Sache geradeso lag, hätten sie keine Umstände gemacht; man möchte sich also dem Kirchen- und Schulvorstande anschließen. Der Schulze versprach das und zog ab.

Unser Pastor atmete auf, aber Bruder Gebhardt traute dem Frieden noch nicht.

Erst abwarten, sagte er. Glauben Sie denn, daß dieser Urian nun eine Gemeindeversammlung berufen wird? Passen Sie mal auf, das giebt noch eine ganze Seeschlacht.

Das wäre ja schrecklich, seufzte die Frau Pastorin.

Wird aber doch wohl so kommen. Das sage ich Ihnen, Bruder Müller, sowie Ihr Schulze Späne macht, so schreiben Sie an den Landrat. Das ist das einzige, was hilft.

Und richtig, der Schulze zögerte aus lauter Angst vor seiner Gemeinde mit der Berufung einer Kommuneversammlung, bis das zweite Exzitatorium vom Superintendenten einlief. Darauf schrieb der Pastor Müller an den Herrn Landrat, welcher den Schulzen anwies, die fragliche Versammlung binnen acht Tagen abzuhalten und über das Resultat zu berichten. Nun mußte die Kommuneversammlung stattfinden, und sie fand wirklich statt.

Den Bauern geht es wie den Bienen in ihrem Stocke: weite Räume mögen sie nicht; niedrig, eng, heiß — so muß es sein. Bei der Kirmes oder beim solennen Karpfenschmaus ist es ja das allerschönste, daß die Leute aufeinandersitzen wie die

Sardinen in der Büchse. Die Kommune versammelte sich unter eben solchen engen Verhältnissen. Wer in die Stube eintrat, sah vor Tabaksqualm zunächst garnichts und dann einen Haufen zusammengestopfter Menschen. Aber Kundige konnten in diesem scheinbaren Chaos doch die strengste Gliederung wahrnehmen. Hier saßen die Groß-, dort die Kleinbauern und dort die Ansiedler; hier saß der Anhang von Schumpelt-August, und dort saßen die Leute des Schulzen. Man sprach von der Ernte. Lange schien es, als sollte überhaupt nichts geschehen. Endlich fing der Schulze an:

Die Kommune soll schlüssig werden über das Einkommen des Herrn Lehrers. Der Herr Pastor hat an die Kommune ein Anschreiben gerichtet, das nachfolgendermaßen lautet. Folgte die Verlesung des Antrages, daß, nachdem der Gemeindekirchenrat und der Schulvorstand darüber einig geworden seien, den fraglichen Posten als gemeinschaftliches Eigentum eintragen zu lassen, auch die Zivilgemeinde als Besitzerin des neuen Friedhofanteils ihre Zustimmung erklären möge.

Die älteren Herren wiegten das Haupt und sprachen: Warum denn nicht? Uns kanns egal sein. Der Herr Kantor ist ganz gut, die Kinder lernen was bei ihm. Nun ja, er haut ein bischen sehr. Aber wenns nun einmal der Herr Pastor durchaus so haben will — warum denn nicht?

Na, setzte der Schulze hinzu, dann wollen wir mal das Protokoll machen.

Während er aber mit schwerer Hand den Gemeindebeschluß vom soundsovielten zu Papier brachte, erhob sich in einer Ecke ein unzufriedenes Brummen. Es war Schumpelt-August und seine Leute, die durch die schnelle Erledigung der Sache aus dem Kontext gekommen waren, nun aber Zeit gewannen, sich in die erforderliche Wut zu versetzen, was an immer kräftigerem Tischpauken zu erkennen war. Als hierauf das Protokoll zur Unterschrift zirkulirte und unglücklicherweise zuerst an den Opponententisch gelangte, fuhr Schumpelt-August in die Höhe und schrie: Ich bitte ums Wort. Das hatte er nämlich in einer Wählerversammlung in der Stadt gelernt, sonst war es nicht üblich, und der Schulze wußte auch nichts rechtes darauf zu sagen. Ich bitte ums Wort! ich unterschreibe nicht. Die Kommune wird vergewaltigt, und wir haben den Beschluß gefaßt: Was der Kommune ist, soll der Kommune bleiben. Und ich unterschreibe nicht.

Wer nicht unterschreiben will, erwiederte der alte Werner in größter Ruhe, der kanns ja bleiben lassen. Das Protokoll ging weiter und es unterschrieben zwei.

Was ich sagen wollte, hieß es von einer andern Seite, du hast recht, August, was wir beschlossen haben, muß beschlossen bleiben. Und was der Kommune ist, das muß die Kommune festhalten. Folgte ein gewichtiger Schlag auf den Tisch, und augenblicklich paukte es rechts und links mit gleichem Nachdrucke. Und wir unterschreiben auch nicht!

Wer nicht unterschreiben will, läßt es bleiben, entgegnete der alte Werner mit derselben Ruhe wie vorher.

Was? fuhr Schumpelt-August heraus, wir brauchen nicht zu unterschreiben? Dann brauchen wir auch keine Steuern zu zahlen. Der kleine Mann läßt sich nicht mehr unterdrücken, wir sind helle geworden und wissen, was unser Recht ist. Und was den Schulzen betrifft — wir wissen es ganz gut, warum der es mit dem Kantor hält. Das ist wegen seiner Marie, die natürlich die erste in der Klasse ist, und wegen der Schulscheune und der Riedwiese. Wir wissen es ja, wieviel Pacht er giebt. Aber an kleine Leute kommt solch eine Pachtung niemals. Und ich protestire gegen den Beschluß.

Jawohl, wir protestiren, rief der Anhang.

Nun aber paukte auch der Schulze und sein Anhang auf, und es entstand ein allgemeines Getöse. Die anzüglichen Redensarten flogen nur so herüber und hinüber. Leider müssen wir es uns versagen, eine Blumenlese daraus zu geben, da jedes der Schlagworte eine lange Vorgeschichte hatte und wir unmöglich alle zweifelhaften Vorkommnisse in Klein-Zischwitz aus den letzten zwanzig Jahren aufzählen können. Der Schluß war, daß der Schulze in etwas komischer Erregung rief, man möchte blutige Thränen über die Gemeinde weinen — übrigens das Leibwort des Herrn Pastors, von dem es der Schulze nur übernommen hatte — und daß Schumpelt replizirte: So ein Thränentier, wie der Schulze, könnte gar nichts besseres thun. Hierauf beruhigte sich die Aufregung ein wenig, und das Protokoll ging weiter. Aber wie ein Gewitter im Abziehen nachgrollt und am Ende wieder umkehrt und zurückkommt, so grollte in der Kommune in Klein-Zischwitz der kommunale Zorn nach. Besonders war dem Schulzen das „Thränentier" in die Krone gefahren. Während ihn seine Freunde beruhigen wollten, paukte er mit immer steigender Heftigkeit auf den Tisch, erklärte, er brauche sich das nicht gefallen zu lassen, und warf schließlich Schumpelt-August die Beleidigung an den Kopf, er wäre betrunken und habe auch schon einmal gesessen.

Jetzt war dem Fasse der Boden ausgeschlagen. Schumpelt sprang auf und wollte dem Schulzen an den Kragen. Da dies verhindert wurde, so beschloß er eine Sezession in Szene zu setzen, wie er sie vor kurzem in der Stadt in einer fortschrittlichen Versammlung mitgemacht hatte. Er rief seine Mannen zu sich, und sie verließen unter Drohen und Lärmen das Lokal, um sich in der Unterschenke von neuem zu konstituiren. Dort saß gerade der Schulmeister a. D., und die Herren Sezessionisten fielen in die allerbesten Hände.

Nachdem es im Sitzungszimmer stille geworden war, sahen sich die Herren Bauern mit einiger Verlegenheit an, wußten nicht recht, was sie machen, ob sie auch nach Hause gehen oder dableiben sollten und beschlossen nach längerm Hin- und Herreden, das Protokoll „fertig zu stellen" — denn dieser gebildete terminus war auch bereits nach Klein-Zischwitz gedrungen —, wobei sich unter den Zurückgebliebenen eine Majorität für den Antrag des Pastors Müller zusammenfand.

Nun sollte man meinen, die Geschichte wäre zu Ende gewesen. Bewahre Gott. Beim Landratsamte lief ein Protest gegen die Giltigkeit des eben erwähnten Gemeindebeschlusses ein, der sich darauf stützte, daß die Kommune an jenem Abende, nämlich nach Weggang der Fraktion Schumpelt, nicht beschlußfähig gewesen sei. Der Landrat überwies die Sache dem Kreisausschusse, und dieser beauftragte den Herrn Landrat mit der kommissarischen Vernehmung der Beteiligten.

Während dessen hatte die Frau Pastorin mit dem Kuhhirten folgendes Gespräch, das sich im Feldgarten entwickelte, während die Frau Pastorin Spargel stach und der Kuhhirte dreibeinig wie ein trigonometrischer Punkt auf der Wiese stand.

Na, Frau Pastorin, stechen Sie ein bischen Spargel? Sie sind schön heuer, besser als voriges Jahr.

Das wohl, lieber Braune, aber sie schmecken uns nicht so gut.

Ei warum denn nicht?

Der viele Ärger, lieber Braune. Mein Mann ist ganz krank geworden.

J Herrje, wohl wegen — und dabei zeigte er mit dem Daumen über die Schulter dahin, wo der neue Kirchhof lag, und lachte vergnüglich.

Da können Sie auch noch lachen? Uns ist die Sache garnicht lächerlich?

Nichts für ungut, ich lachte nur über den Schulzen. Das ist wirklich ein Thränentier. Wenn ich Schulze wäre, ich wollte das Ding bald fertig bringen.

Folgte eine längere geheime Erörterung, über welche die Frau Pastorin anfänglich erschrak, aber hernach selber lächelte. Lassen Sie mich nur machen, Frau Pastorin.

Der Schulze hatte böse Tage, er hatte schon fast das Fegefeuer auf Erden. Bauern sind boshaft und grausam und haben eine scharfe Empfindung für das Lächerliche. Dem armen Schulzen wurde das „Thränentier" früh, mittags und abends in immer neuen boshaften Variationen aufgetischt, und seine Marie und die Kantorscheune kamen auch nicht zur Ruhe. Selbst wenn er in seinen vier Pfählen war, fing die Frau an zu maulen: Warum er sich in Sachen mische, die ihn nichts angingen, sie habe immer gesagt, er solle nicht „Schulze spielen"; nun sähe er's ja selber. Als nun gar vom Landratsamte ein Schreiben einlief, worin er in Betreff des Gemeindebeschlusses zu Bericht und Verantwortung aufgefordert wurde, packte er auf und erschien persönlich beim Landrat.

Guten Morgen, Eichenrodt. Ihr kommt ja selbst. Was giebt's denn?

Herr Landrat, ich wollte mein Schulzenamt niederlegen.

Aber lieber Schulze, warum denn?

Herr Landrat, ich kann's nicht mehr aushalten.

Ach, gehen Sie doch! Wer thut Ihnen denn was?

Herr Landrat, ich kann es Ihnen nicht sagen, wie es in der Kommune zugeht. Da will jeder befehlen, und um jede Sache giebt es Streit und Verdruß, und wenn etwas angeordnet wird, dann heißt es: Nun gerade nicht. Da kann man reden, was man will, es ist alles umsonst.

Aha, den Herren ist die Selbstverwaltung zu Kopfe gestiegen; das ist freilich eine schlimme Sache, darunter habe ich auch zu leiden. Aber man darf nicht gleich die Flinte ins Korn werfen. Kommen Sie mal her, jetzt stecken wir uns eine Zigarre an, und dann erzählen Sie mir Ihre Geschichte.

So geschah es. Aber statt sich zu beruhigen, regte sich der Schulze in der Erinnerung an die erlittenen Unbilden nur von neuem auf und erklärte, daß er nicht Schulze bleiben könne, sie hätten ihn blamirt, und kein Mensch, auch der Herr Landrat nicht, stehe ihm bei.

Ich soll Ihnen beistehen? Aber bester Schulze, ich kann Ihnen doch nicht die Kommunesitzungen abhalten, dafür sind Sie doch Ortsvorsteher.

Das brauchen der Herr Landrat auch nicht. Wenn der Herr Landrat nur kommandiren wollten: So ist es, und so soll es und muß es sein, hernach geschieht es auch und jeder ist zufrieden; aber wenn sie gefragt werden, da werden sie alle närrisch.

Nicht übel, meinte der Herr Landrat, damit wäre ich schon zufrieden, aber da dürftet ihr mir nicht so schöne Leute wie den Rechtsanwalt und den Guano-König in den Kreistag wählen. Die würden ein schönes Geschrei erheben. Überdies haben wir nun einmal die Selbstverwaltung und müssen sie nehmen, wie sie ist. Und eure Bauern werden schon wieder Vernunft annehmen. Nächsten Donnerstag komme ich mit vor. Ruft nur eure Leute zusammen.

So geschah es. Der Herr Landrat brachte Schumpelt-August, der natürlich weggeblieben war, den Bescheid, daß seine Beschwerde nicht für begründet erachtet werden könne, da zur Giltigkeit eines Kommunebeschlusses eine bestimmte Anzahl Anwesender nicht gefordert werde, las den andern gründlich die Leviten und bat sich aus, daß jetzt Ruhe im Lande herrsche. Zum Schluß wurde das Streitobjekt besichtigt; alles begab sich nach dem Gottesacker und bildete Kreis um ein Häufchen morschen Holzes und zertretener Ziegel.

Das war das Streitobjekt gewesen: eine Pflaumendarre, die auf der Grenze des alten und des neuen Gottesackers stand und die dem Kantor zum Nießbrauch übergeben werden sollte. Aber das Streitobjekt existirte nicht mehr, es war, wie aus deutlichen Resten zu ersehen war, von den Kühen völlig in Grund und Boden getreten worden. Übrigens war die Hecke defekt, und die Kommune war zu einer Reparatur nicht zu bewegen gewesen. Es war nicht herauszubringen, wer der Übelthäter gewesen war, und der Kuhhirt, der dort auf der Wiese seine dreibeinige Position eingenommen hatte, wußte auch vom hellen lichten Tage nichts. Der Herr Landrat nahm die Sache von der humoristischen Seite, und die Herren Bauern sahen ein, daß sie sich für nichts ereifert hatten.

Aber nun ist doch die Geschichte aus? Immer noch nicht.

Jetzt verfügte die hohe Behörde, daß die Pflaumendarre vom Schulvorstande ex propriis wieder herzustellen sei. Der Schulvorstand weigerte sich und machte geltend, daß der Gebrauch der Darre als Gehaltsanteil des Lehrers noch gar nicht existirt habe. Die Kommune, die Besitzer der Kühe, der Kuhhirt wurden regreßpflichtig gemacht. Als aber auch dies nichts half, wurde endgiltig verfügt:

Neuerdings angestellten Erwägungen folgend, wollen wir von der Wiederherstellung der Darre Abstand nehmen, geben aber dem Pfarramt zu Niederzischwitz auf, daß unter Zustimmung der zuständigen Vertretungen der Küsterei im Grundbuche das Recht eingetragen werde, eventuell wieder eine Darre zu errichten.

Jetzt war die Sache zu Ende.

Wer's nicht glauben will, dem erzähle ich nächstens die schöne Geschichte von den drei toten Schweinen im Mühlgraben.

F. A.
ad naturam delineavit
Novembr. 1882.

Gustav Schwab als Prosaiker.

Zweiunddreißig Jahre nach dem frühen Tode des Dichters Gustav Schwab, der bekanntlich auch als Redakteur, Kritiker, urteilender Sammler und Herausgeber einen bedeutenden Einfluß auf die ästhetische Bildung seiner deutschen, mindestens seiner süddeutschen Zeitgenossen ausgeübt hat, tritt eine Sammlung „Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften"*) hervor, welche in unsrer rast- und ruhelosen und zu gleicher Zeit so alexandrinischen Zeit, in der das Historische mindestens hundert Jahre alt sein muß, wenn es etwas bedeuten und gelten soll, als eine seltne Erscheinung bezeichnet zu werden verdient. Die Pietät überlebender Freunde, unter denen der Herausgeber, K. Klüpfel in Tübingen, im

*) Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1882.

Vordergrunde steht, hat es ermöglicht, eine Reihe der interessantesten und wichtigsten kritischen Aufsätze Schwabs, welche den Jahren 1826—1839 angehören, der Vergessenheit zu entreißen.

Schwab hat als Dichter das höchste Glück gehabt, welches einem Talente zweiten Ranges zu Teil werden kann; ein paar Lieder und Balladen von ihm können erst mit der gegenwärtigen deutschen Sprache selbst verklingen, „Bemooster Bursche zieh ich aus" wird ertönen, so lange es deutsche Studenten giebt, das „Mahl zu Heidelberg" und der „Reiter über den Bodensee" werden mit Recht in allen lyrisch-epischen Mustersammlungen weitergeführt werden. Wir sind der Meinung, daß noch mehr als ein Gedicht des trefflichen Schwaben diese Auszeichnung verdient hätte, haben aber alle Ursache, uns zu freuen, daß wenigstens soviel lebendig wirksam geblieben ist.

Jene jungdeutschen Kritiker, welche seinerzeit bewiesen, daß Gustav Schwab ein mittelmäßiger Versemacher sei, der vom „modernen Literaturgeist" keine Ahnung habe, sind bis auf den Namen vergessen, nicht ein Blatt ihrer „geistreichen" Kritiken, ihrer schillernden Phraseologie, hinter der weder Leben noch Überzeugung stand, hat sich erhalten oder äußert mehr eine Wirkung. Zwar die hohle Absprecherei, welche das einfach vortreffliche höhnisch abweist und dafür das aufgebauschte und theatralisch prunkende Unvermögen feiert, ist bei uns unsterblich geworden. Aber wenigstens löst eine Generation dieser Literaturvertreter die andre ab, und die nachkommenden haben regelmäßig keine Ahnung davon, daß schon vor ihnen so erleuchtete Geister das große Wort geführt und der Welt bewiesen hatten, daß ehrliches sachliches Interesse und innere Wärme mit Genie und Talent unvereinbar seien.

Dem gegenüber läßt sich nur ungeteilte Freude empfinden, daß auch von Gustav Schwabs kritischer Thätigkeit ein Andenken erhalten bleiben und die bis in die Literaturgeschichte hinein fortgepflanzte Sage widerlegt werden soll, daß die schwäbische Dichterschule, und was mit ihr zusammenhängt, für das Nichtige, Untergeordnete und Armselige in der Literatur eine Vorliebe gehabt habe. Es sind, bis auf die beiden Aufsätze „Meine Sammlung" und „Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz," die ein schwäbisches Lokalinteresse haben, eingehende Rezensionen über eine Anzahl lyrischer Dichter aus den zwanziger und dreißiger Jahren, die aus vergessenen Zeitschriften und Taschenbüchern hier gerettet werden.

Wohl fühlt der Herausgeber, daß es Zeugnisse vergangener Tage bleiben, um die es sich hier handelt. „Wer von dem heutigen Geschlecht, heißt es in dem kurzen Vorwort, noch Sinn hat für die Entwicklung der vergangenen Periode, in welcher die poetische Literatur soviel mehr als heutzutage in der ersten Reihe der Lebensinteressen stand, der wird gewiß diese Blätter nicht unbefriedigt aus der Hand legen!" Wahrlich nicht! Denn diese alten Rezensionen aus den „Moosrosen" und den „Blättern für literarische Unterhaltung" helfen

die landläufige Vorstellung gründlich zerstreuen, gegen welche allerdings schon der wackere Goedeke in seinem „Grundriß“ seine Stimme erhoben hat, die Vorstellung, daß die süddeutsche Dichtergruppe, als deren kritischer Sprecher Gustav Schwab nach innerm Beruf und äußern Anlässen vielfach auftrat, von der Mattherzigkeit, Plattheit und unerquicklichen Trivialromantik der sogenannten Restaurationsepoche ganz und gar erfüllt gewesen sei. Die von Klüpfel neu publizirten Aufsätze Schwabs über Uhland und Hölderlin, über Justinus Kerner und Rückert, über Lenaus Gedichte und Mörikes „Maler Nolten“ erweisen von allem das Gegenteil. Sie belegen, daß Schwab so gut wie andre den Jammer und die kleinlich-schlaffe Atmosphäre der zwanziger Jahre empfunden hatte und daß er seinerseits auf seinem eigensten Gebiet zu einer energischen Gegenwirkung befähigt und immer bereit war. Herostratische Naturen verbrennen einen Tempel, in dem sich Spinnweben und Fledermäuse eingenistet haben, klarblickende und edler geartete suchen ihn zu reinigen, vor Besudelung zu schirmen und seine Würde zu bewahren. Die poetische Literatur und das allverbreitete Interesse an ihr waren im zweiten und dritten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts nur dadurch eine Gefahr für die deutsche Bildung, daß sie zu entarten und herabzusinken drohten. Nicht also diejenigen leisteten dem deutschen Volke den größern Dienst, die unterschiedslos und oberflächlich der Dichtung und dem Genuß an guter Literatur den Krieg erklärten, sondern diejenigen, welche darauf drangen, daß das Vorzügliche vom Alltäglichen, das Gute vom Mittelmäßigen unterschieden werde. Man fühlt, daß dies- der Grundgedanke, die Tendenz von Schwabs gesammter literarisch-kritischer Thätigkeit gewesen ist. Und der Kritiker erhält die glänzendste Rechtfertigung, die überhaupt in seinem Falle existirt — sein Urteil ist in dem Menschenalter, welches seit Schwabs Tode verstrichen, das allgemeine geworden. Wer denkt über Uhlands Dichtungen heute anders, als Schwab in den beiden interessanten Aufsätzen über seinen Landsmann und Freund? Wer fühlt nicht, daß die große Anschauung vom Wert und Wesen der poetischen Literatur, die der Autor besaß, sich in seiner frühen Erkenntnis der originellen und nachhaltigen Talente eines Lenau und Mörike bewährt hat? Wer stimmt gegenwärtig nicht in Schwabs vor beinahe fünfzig Jahren lautgewordenes Bedauern ein, daß ein Meister wie Rückert gelegentlich, ja oft, den Dichter, der aus der Fülle der Seele und mit der Weihe der Kunst schafft, hinter den Sprachvirtuosen zurücksetzt, welcher beides entbehren kann? Selbst da, wo die Stimmung des Tages einen stärkern Einfluß auf Schwab ausgeübt hat, wie dies in den Rezensionen über die Gedichte König Ludwigs von Baiern und die Gedichte von Chr. Matzerath offenbar der Fall ist, welch ein Unterschied zwischen der milden, allzuwohlwollenden Kritik Schwabs, die das Individuum schonend behandelt, aber das ästhetische Gesetz kennt und behauptet, und zwischen der frechen Reklame von heute, die darauf rechnet, daß jedermann in literarischen Dingen so bildungslos sei, wie sie selbst!

Wir haben alle Urſache, beim Erſcheinen der „Kleinen proſaiſchen Schriften“ Schwabs anzuerkennen, daß ſie rühmliche Entlaſtungszeugniſſe für einen viel verkannten Mann, eine viel geſchmähte Zeit und eine bis zur Ungebühr verunglimpfte Eigenart der deutſchen Bildung ſind, eine Eigenart, von der ein guter Teil wieder aufleben muß, wenn wir uns in Leben und Literatur erſt wieder zu geſunden Verhältniſſen durchgerungen haben werden.

Zur Naturgeſchichte des Zentrums.

Nur wenige Wochen noch trennen uns von dem Zuſammentritt des deutſchen Reichstages, unverändert iſt die Phyſiognomie des Hauſes geblieben, und der Kampf der Parteien, die Redeturniere und Abſtimmungsſchlachten werden in alter Weiſe aufs neue beginnen. Müde des ſcheinbar fruchtloſen Haders, abgeſtoßen von einem Parteileben, das nicht jedermanns Sache iſt, hat ſich ein großer Teil der Nation in den politiſchen Schmollwinkel zurückgezogen, und das Intereſſe, welches früher die Verhandlungen in Berlin erregten, hat merklich abgenommen. Aber wenn auch die ſtille Zeit geſetzgeberiſcher Arbeit, die allmähliche Ausbildung des deutſchen Reiches nach finanzieller, politiſcher und ſozialer Seite hin unmöglich das deutſche Volk ſo bis in ſeine innerſten Faſern erregen kann wie ſeine politiſche Gründung vor elf Jahren, ſo wäre es doch ein großer potitiſcher Fehler, völlig teilnahmlos auf der Seite zu ſtehen; die Vergeltung würde ſicherlich nicht ausbleiben.

Von allen Parteibildungen des Reichstages iſt das Zentrum gewiß die eigentümlichſte und darum auch die intereſſanteſte. Nicht wegen der Menge bedeutender Geiſter, hervorragender Perſönlichkeiten, welche es in ſeiner Mitte zählt. Es fehlt zwar nicht an ſolchen, aber im Verhältnis zur Mitgliederzahl der Partei ſind ihrer nicht allzuviele. Ebenſowenig kann man nur jene pathologiſche Teilnahme ihm entgegenbringen, welche der Naturforſcher einem ſeltnen Wundertier, einem überraſchenden Naturereignis zollt. Wie in die tiefſten Lebensintereſſen unſrer Nation greift dieſe Partei ein, in der Zerklüftung unſers nationalen Lebens hat ſie allein an Stärke und Bedeutung zugenommen, und an dem unerquicklichen Schauſpiel, welches das innere politiſche Leben des deutſchen Reiches in den letzten Jahren bot, trug das Zentrum nicht die wenigſte Schuld. Eine ſoeben über das Zentrum erſchienene Broſchüre,*) von ſachkundiger Feder klar und maßvoll geſchrieben, verdient daher alle Beachtung.

*) Zur Naturgeſchichte des Zentrums. Sozial-politiſche Betrachtungen von Otto Mejer. Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr, 1882.

Sie giebt keine vollständige Geschichte der Zentrumspartei — denn diese läßt sich noch nicht schreiben —, sie weiht uns nicht in die Geheimnisse derselben, in ihre Organisation, ihr inneres Leben ein, sowenig als wir über die Mitglieder und Führer derselben etwas neues erfahren; aber sie sezirt dieselbe, schildert ihre Entstehung, ihr Wesen und die Stellung, welche sie in dem vielgestaltigen Wesen, welches Deutschland bildet, einnimmt: zu den Protestanten, zu Preußen und dem Reiche und zu den Konservativen. Eine Interessengemeinschaft wie jede andre Partei, vertritt das Zentrum die Souveränität der katholischen Kirche, und so sicher wie in dem Herzen eines jeden Papstes von Gregor VII. an die Überordnung der Kirche über den Staat als Glaubenssatz geschrieben steht, so gewiß ist dies der Grundgedanke, das Ziel des Zentrums. Der Polizeistaat des 18. Jahrhunderts, begleitet und getragen von der damals herrschenden Aufklärung, trat dem Streben der Kurie schroff entgegen, die konstitutionellen Einrichtungen unsers Staatslebens aber mit dem Rechte der freien Bewegung, das sie jedem Staatsgliede gaben, Vereins- und Preßfreiheit und das allgemeine Wahlrecht boten die geeigneten Handhaben, um dem Ziele näher zu kommen. Man kennt den Siegeslauf, welchen die katholische Kirche in diesem Jahrhundert genommen hat; der Syllabus mit seiner Verdammung des modernen, protestantischen Staates, das Vatikanum mit der päpstlichen Unfehlbarkeit sind die hervorragendsten Marksteine dabei. In dem ganzen Ideenkreis der Kurie findet der deutsche protestantische Kaiser keinen Raum und keine Gnade, in ihren Augen gilt der Protestantismus als die größte, stets zu bekämpfende Ketzerei, und hätte einmal die Kurie in dem Kampfe auf dem märkischen Sande die Staatsgewalt unter ihren Gehorsam gebracht, so wäre an der Pflicht und an dem Willen, ihre Macht eventuell zur gewaltsamen Ausrottung des Protestantismus zu benutzen, nicht zu zweifeln. Und das Zentrum? Es ist keine Gründung des Kulturkampfes — dieser ist ja auch nur ein neuer Gang in dem uralten Kampf zwischen Staat und Kirche um die Souveränität; die Elemente zur Interessenvertretung der katholischen Kirche in Deutschland waren schon längst vorhanden, z. B. in der Fraktion Reichensperger. Das Zentrum entstand im Juni 1870, als in Rheinland und Westfalen eine Wahlagitation auftrat, welche sich die katholische nannte und die Selbständigkeit der Kirche, die konfessionelle Volksschule auf ihre Fahne schrieb, und Konservative wie Demokraten unter ihre Kandidaten aufnahm, sobald sie nur der Fraktion beitraten. Bei der Frage wegen der Befreiung des Papstes und Roms von der italienischen Okkupation brach der Konflikt mit dem preußischen Staate, mit dem Reiche zuerst hervor; es ist unnötig, die wohlbekannten Wandlungen desselben zu wiederholen, aber nie darf man vergessen, daß das Zentrum zwar nicht unbedingt reichsfeindlich ist — man kennt das Pathos, mit welchem es sich gegen diese Anklage wehrt! — aber es verhält sich ablehnend gegen jede Stärkung der Reichsgewalt, es nimmt jede der Reichseinheit widerstrebende partikularistische Regung in Schutz, es will

das Reich, aber nicht als ein Reich deutſcher Ehren, ſondern römiſcher Zweckmäßigkeit. Es iſt eine Täuſchung, wenn man meint, das Zentrum werde aufhören, in ſich ſelbſt zerfallen oder gegenſtandslos ſein, wenn die Maigeſetze aufgehoben würden; im Gegenteil, es würde nur umſo mächtiger wieder daſtehen und ſeine Forderungen noch weiter ſpannen. Es iſt auch nicht anzunehmen, daß der Papſt es auflöſt, er würde ja ſeiner beſten Werkzeuge ſich berauben, ja der Verfaſſer glaubt, menſchlicher Vorausſicht nach wird das Zentrum Beſtand haben, ſolange die konſtitutionellen Staatseinrichtungen dauern.

So erſcheint die Zukunft nicht in roſigem Lichte und unſre Broſchüre giebt auch keine Mittel und Wege an, um die immer tiefer klaffenden Gegenſätze der beiden Konfeſſionen in Deutſchland zu überbrücken und auszugleichen, aber die Proteſtanten, welche aus kirchlichen oder konſervativen Intereſſen in der Heer- oder Bundesgenoſſenſchaft des Zentrums ſtehen, mögen doch die Warnungen nicht in den Wind ſchlagen, welche laut genug zu ihnen dringen, daß der Kurie und dem von ihm geleiteten Zentrum die Bekämpfung des Materialismus, des Antichriſtentums weit weniger wichtig iſt, als die des Proteſtantismus, daß jede Stärkung der katholiſchen Intereſſen eine Gefahr für die Proteſtanten in ſich ſchließt. In preußiſchen konſervativen Kreiſen iſt die Liebe zum Herrſcherhaus und das ſtaatliche Bewußtſein ein ſtarkes Motiv; wir hoffen mit dem Verfaſſer, daß dies die heilſame Klippe ſein wird, an welcher jene innerlich unwahre und unſelige Verbindung ſcheitern wird.

Die Regierung und die Anarchiſten in Frankreich.

Faſt ſchien es in den letzten Tagen, als ob die Tage der franzöſiſchen Republik gezählt ſeien. Nachdem das Journal „Paris“ Enthüllungen über eine weitverzweigte anarchiſtiſche Verſchwörung gebracht und eine energiſche Regierung verlangt hatte, ſchüttelten viele, ſtatt zu erſchrecken, den Kopf; denn das Blatt diente Gambettas intriganter Politik, es war unzuverläſſig, man glaubte die Abſicht zu merken und war verſtimmt. Tags nachher aber enthielt der glaubwürdigere „Temps“ ähnliche Nachrichten, und zuletzt erkannte auch die Regierung in einer von der „Agence Havas“ veröffentlichten Notiz die Bedeutung der revolutionären Bewegung in den Bergwerks- und Fabrikdiſtrikten Frankreichs an.

„Neuerliche Ereigniſſe in Monteaules Mines und in Lyon haben, ſo hieß es da, der öffentlichen Meinung Befürchtungen eingeflößt. Bis jetzt indeß iſt

man anſcheinend nur vereinzelt zum Handeln vorgeſchritten. Demungeachtet leidet es keinen Zweifel, daß dieſe Ereigniſſe von einer organiſirten Verbindung ausgegangen ſind, deren hauptſächliche Leiter ſich im Auslande befinden, und der man in den letzten Jahren leider geſtattet hat, ſich in Frankreich zu entwickeln. Jetzt, wo die Regierung die Bewegungen dieſer Verbindung überwacht, hat das Publikum keine Urſache zu ernſten Beſürchtungen, da die Regierung feſt entſchloſſen iſt, mit Energie alle Vergehen gegen das Geſetz zu unterdrücken und in allen Teilen des Landes die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie hat die Mittel dazu."

Wir nennen das eine ſonderbare Erklärung. Mit dem „leider" kritiſirt und verurteilt die Regierung ſich ſelbſt oder doch die liberale Geſetzgebung, die ſie nicht wachſam und nicht entſchieden ſein ließ. Es exiſtirt eine geheime anarchiſtiſche Geſellſchaft, die auf den Umſturz der gegenwärtigen Staatseinrichtung und aller Autorität überhaupt ausgeht und von Nihiliſten in Genf geleitet wird. Sie arbeitet mit Dynamit, dem furchtbarſten Zerſtörungsmittel der Neuzeit. In Lyon drohte mehrere Tage ein Arbeiteraufſtand. An vielen Orten wurden Brandſchriften verteilt und Brandreden gehalten. Dem allen gegenüber beobachtete die Regierung monatelang eine beklagenswürdig gleichgiltige Haltung. Es fehlte ihr offenbar an Mut und Entſchloſſenheit der wachſenden Gefahr gegenüber. Sie verſchob u. a. den Prozeß der aufſtändiſchen Bergleute in Montceau, weil das Geſchwornengericht Drohbriefe erhalten hatte. Eine Regierung aber, die ſich imponiren läßt, die vor der Einſchüchterung ſtockt, iſt keine Regierung, wenigſtens nicht die rechte. Man behauptet, die Verſchiebung des Prozeſſes und deſſen Verlegung nach Paris hätten ihren Grund darin, daß man weitere Enthüllungen erwarte und in Paris furchtloſere Geſchworne zu finden hoffe; aber der Staatsanwalt bei den Aſſiſen des Departements der Seine und Loire ſagte: „Infolge der Bedrohungen mit dem Tode, welche der Jury brieflich zugegangen, und der verbrecheriſchen Verſuche, welche in Lyon unternommen worden ſind, und welche ſich wahrſcheinlich in Macon wiederholen würden, kann man von den Geſchwornen kaum die Kaltblütigkeit erwarten, die zu gebührender Erfüllung ihrer Pflichten erforderlich iſt." Der Verlegung des Prozeſſes nach der Hauptſtadt geſchah hier keine Erwähnung, und die Angeſchuldigten ſitzen noch jetzt ohne Urteil im Gefängnis.

Aber die Energieloſigkeit der Regierung erklärt ſich aus andern Gründen. Sie iſt überhaupt ſchwach, in auswärtigen Fragen wegen abergläubiſcher Furcht vor dem deutſchen Kanzler, den ſie für ihren Feind hält, während er nur Gegner eines revancheluſtigen, nicht eines friedlichen Frankreichs iſt, in den innern, weil man infolge einer Geſetzgebung, die mit den demokratiſchen Grundſätzen Ernſt machte, die Zwecke der Roten förderte und ſich der wirkſamen Waffen gegen ſie beraubte. Das Preßgeſetz reicht mit ſeinen milden Beſtimmungen nicht aus, um die Hetzerei der Anarchiſten gegen die Ordnung und gegen Leben und

Eigentum der Beſitzenden zur Strafe zu ziehen und zu unterdrücken. Das viel zu weitgehende Verſammlungsrecht der Republik erlaubt kein Einſchreiten gegen die Wühlerei, mit welcher das Proletariat aufgeſtachelt wird. Der Grundſatz des Präſidenten Grevy: „Alles ſagen, nur nichts thun laſſen“ iſt ein Vergeſſen hiſtoriſcher Lehren, nach denen das Wort immer eine Macht, ja der Anfang bei allen politiſchen Gewaltthaten, namentlich bei Revolutionen war. Schlimmer noch iſt, daß man in Frankreich nicht nur keine Präventivmittel, ſondern auch keine genügende Macht beſitzt, Repreſſivmaßregeln zu treffen. Man hat allerdings ein zahlreiches Heer, eine ſtarke Polizei und allenthalben Gerichtshöfe. Aber dieſe Einrichtungen laſſen an Zuverläſſigkeit gegen früher viel zu wünſchen übrig. Man hat ſeine Waffen ſelbſt abgeſtumpft. Die Mannszucht der Soldaten hat durch Einführung des Gleichheitsprinzips in die Kaſernen gelitten, ungehindert konnte die Agitation unter den Regimentern betrieben werden, und es gilt als gewiß, daß einzelne Bataillone ihren Vorgeſetzten als verdächtig erſcheinen. Die Polizei iſt durch die Umſturzpartei in bekannter Weiſe desorganiſirt und eingeſchränkt worden. Der Richterſtand, deſſen Anſehen von Gambetta und ſeinem Anhang ſeit Jahren ſyſtematiſch untergraben wurde, hat der Maſſe gegenüber nicht mehr hinreichende Autorität und zeigt ſich der Republik, die ihn mit weiterer Erniedrigung bedroht, vielfach abgeneigt. Kurz, die demokratiſche Geſetzgebung der letzten Zeit hat durch Befolgung der Maxime: „Nicht zu viel regieren, möglichſt viel Freiheit laſſen“ die Möglichkeit, überhaupt zu regieren, erheblich gemindert, und wenn die jetzige Regierung verſichert, ſie habe die Mittel, den Anarchiſten Halt zu gebieten, ſo mag das für jetzt zutreffen, aber man wird abwarten müſſen, ob das auch in Zukunft gelten wird.

Jedenfalls fürchten ſich die Anarchiſten vor der Regierung nicht ſehr. Der Schüchternheit der blauen Republik entſpricht die Dreiſtigkeit der roten. In den Docks zu Marſeille und an mehreren Ecken in Paris haben ſie bluttriefende Proklamationen angeſchlagen, von denen die eine u. a. ſagt: „Präſident der Republik, Miniſter, Präfekten, Kapitaliſten, wir werden euch mit Stahl, Feuer, Gift, mit allen Mitteln der Zerſtörung verfolgen.“ Der Inhaber eines Kaffeehauſes in St. Etienne, in deſſen Lokal dann und wann ein republikaniſcher Klub Verſammlungen abhält, hat einen Brief erhalten, in dem er benachrichtigt wird, der „Ausſchuß der Anarchiſten in Lyon“ habe beſchloſſen, ſein Haus in die Luft zu ſprengen, wofern er ſeine Thür nicht den „Opportuniſten,“ d. h. den gemäßigten Republikanern, verſchließe. Das Dokument iſt in dem Stile der offiziellen Dekrete abgefaßt und mit „Der Delegat für Sprengen“ unterzeichnet. Zu Palinges haben verſchiedne Perſonen ähnliche Drohbriefe erhalten, und in Amiens wurde wiederholt Feuer angelegt. In Lyon herrſcht unter der wohlhabenden Klaſſe allgemeine Beſtürzung, und in einer Volksverſammlung trat ein Sieur Joly auf, um ganz ungeſcheut zu erklären, obwohl er verheiratet und Familienvater ſei, werde er mit Vergnügen den Präſidenten Grevy umbringen.

Seine Verhältniſſe und ſeine Art zu empfinden ſcheinen von neuem das Witzwort Talleyrands zu rechtfertigen, nach welchem „Familienväter zu allem kapabel ſind.“

Was die Anarchiſten wollen und nicht wollen, haben ſie mit lobwürdiger Unverfrorenheit in einem Manifeſte ausgeſprochen, das ſie um die Mitte des Auguſt in ihrer internationalen Verſammlung zu Genf entwarfen und annahmen. Dasſelbe erinnert an eine Proklamation, welche die Anhänger Blanquis, des verrückteſten aller Revolutionäre, vor einiger Zeit vom Stapel ließen, und es heißt darin u. a.: „Als Anarchiſten, d. h. Leute ohne Herren, bekämpfen wir alle diejenigen, welche ſich irgend eine Macht angemaßt haben oder ſich einer ſolchen zu bemächtigen im Begriffe ſind Unſer Feind iſt der Grundbeſitzer, der den Bauern zu ſeinem Vorteil arbeiten läßt, der Arbeitgeber, welcher die Werkſtatt beſitzt und ſie mit Lohnſklaven füllt, der monarchiſche, oligarchiſche, demokratiſche und büreaukratiſche Staat mit ſeinen Beamten, ſeinen Offiziersſtäben, Richtern und Spionen, jeder Autoritätsbegriff, nenne man ihn Teufel oder lieber Gott... Unſer Feind iſt das immer von dem Starken zur Unterdrückung des Schwachen und zur Rechtfertigung und Heiligung des Verbrechens gemachte Geſetz... Wir wollen den Staat abſchaffen, unter welchem Namen er ſich auch verbirgt, wir wollen dem Prieſter und dem Geſetze gegenüber unſre moraliſche Freiheit zurücknehmen. Nach Maßgabe unſrer Kräfte werden wir an der Zerſtörung aller amtlichen Einrichtungen arbeiten, und wir erklären uns ſolidariſch mit jedem einzelnen, jeder Gruppe und jeder Geſellſchaft, welche das Geſetz durch eine revolutionäre That verleugnen... Jedes geſellſchaftliche Erzeugnis iſt ein Kollektivwerk, wir ſind alſo Kommuniſten. Wir erkennen, daß ohne die Vernichtung der patrimonialen, kommunalen, provinzialen und nationalen Grenzſteine das Werk der Revolution immer von neuem begonnen werden müßte. Unſre Aufgabe iſt es, das gemeinſchaftliche Eigentum zu erobern und zu verteidigen, gleichviel, was die Sprache und die Etikette der Regierung ſein mögen, die umzuſtürzen ſind.“

In Übereinſtimmung mit dieſem Wahnſinn eröffnete ein gewiſſer Lefrançais in dieſen Tagen eine Verſammlung von Pariſer Revolutionären mit einer Rede, in welcher dieſes ehemalige Mitglied der Kommune das Anathema über alle „Maſtbürger“ ausſprach und dann behauptete, Frankreich habe angefangen, der Unfähigkeit und Erbärmlichkeit der Männer, die jetzt in der Republik herrſchten, überdrüſſig zu werden, und die ſoziale Revolution ſei nicht mehr fern. Er ſtellte ſchließlich den Antrag, die Regierung ironiſch zu beglückwünſchen, womit er die Hoffnung verband, dieſelbe werde „bald auf dem Miſthaufen ihrer Schändlichkeit verenden.“ Der Bürger Pierron, der ihm folgte, empfahl, mit der „Bourgeoiſie rein Kehraus zu machen ohne Gnade und Barmherzigkeit“ — eine Äußerung, die von der roten Geſellſchaft um ihn mit begeiſtertem Beifall begrüßt wurde.

Dieſe Gemeinden rückſichts- und ſinnloſer Anarchiſten, Kollektiviſten und Kommuniſten ſind mit ihren oratoriſchen Leiſtungen und ihren Gewaltthaten in Frankreich keine neue Erſcheinung. Man kennt die Sekte vielmehr von lange her. Schon während der erſten franzöſiſchen Revolution begründete Baboeuf eine Geſellſchaft, die ſich zu ähnlichen Lehren bekannte, wie ſie jetzt in Genf und in den Pariſer Klubs der Roten vorgetragen werden. Schon damals gab es eine Gruppe verbiſſener Menſchen, denen jede Regierung, auch die republikaniſche, als ein Übel erſchien, und die in politiſchen Fragen kein andres Gefühl kannten als grimmigen Neid und Haß der Armen gegen die Reichen. In dieſem Kriege tritt an die Stelle des Ariſtokraten von ehedem als der öffentliche Feind, der mit allen Mitteln zu bekämpfen und zu vernichten iſt, der Kapitaliſt, d. h. Leute, die geſpart oder Väter, welche ſparten, beerbt haben, werden verfolgt und verdammt von Leuten, die nicht ſparen können oder nicht wollen. In der Revolution von 1848 machten ſich die Sozialiſten ſofort bemerklich. Zuerſt führte Louis Blanc, ein gelehrter Träumer, die Partei auf dem Friedenspfade durch Utopien, aber ſchon im Juni wurde der Kriegspfad betreten, ein furchtbarer Aufſtand der ſozialiſtiſchen Anarchiſten rötete die Straßen von Paris drei Tage lang mit Blut, bis die Kanonen Cavaignacs den Inſurgenten Achtung vor dem Geſetze gelehrt hatten. Das Kaiſerreich verſtand die Umſturzpartei niederzuhalten, aber die Verſchwörer gegen die Ordnung arbeiteten im Geheimen fort und warteten ihre Zeit ab. Dieſe kam im März 1871. Die Kommune entſtand und beherrſchte Paris mehrere Monate. Wäre ſie nur ein Jahr ſiegreich geweſen, ſo würde Frankreich ohne Zweifel weit gründlichere Verſuche zur Umgeſtaltung ſeiner ſozialen Verhältniſſe geſehen haben als die Blätter ſeiner Annalen bis dahin aufzuweiſen hatten.

Das gegenwärtige Regime iſt nach der einen Seite hin für die Operationen der Partei, welche alle Überordnung abſchaffen und die allgemeine Gleichheit in Macht und Beſitz einführen will, nicht günſtig, nach der andern hin aber ſchafft es ihnen Gelegenheit. Die Republik iſt ſo eingerichtet, daß die alte Klage über Beherrſchung der Vielen durch die Wenigen von Rechtswegen verſtummen ſollte. Sie iſt auf das allgemeine Stimmrecht baſirt, und ihre Beamten ſind ſämmtlich direkt oder indirekt vom Volke gewählt. Sie ſteht ſo wenig in Verbindung mit der Kirche, daß ihre Präfekten von den Wänden der Schulſtuben die Kruzifixe und Muttergottesbilder nahmen, welche Generationen hindurch auf die Kinder herabgeſehen hatten. Wenn das franzöſiſche Volk jetzt ſeiner Regierung Vorwürfe macht, ſo klagt es ſich ſelbſt an; denn es hat ſich dieſe Regierung gegeben, dieſelbe exiſtirt nur mit ihrer Zuſtimmung, und lebt nur, um ihnen zu gefallen. Die Grundſätze der gegenwärtigen Verwalter der Angelegenheiten Frankreichs aber ſetzen, wenn ſie verwirklicht werden, die Anarchiſten in den Stand, eine gefährliche Propaganda zu betreiben. Wie bereits bemerkt, erfreuen ſich unter dem Präſidenten Grevy die Preſſe und die Redner

der Klubs und Volksversammlungen einer unerhörten Unbeschränktheit. Die Monarchisten halten unter der republikanischen Fahne lärmende Bankette, wo sie auf den „Roy" und das Lilienbanner trinken, die bonapartistischen Blätter sprechen Tag für Tag davon, daß die Wiederaufrichtung des Kaiserreichs nahe sei, und der Bürger Rochefort hat die Erlaubnis, Schmähschrift auf Schmähschrift in Umlauf zu setzen. In allen diesen Fällen ist die Freiheit ihr eignes Heilmittel gewesen, die geringschätzige Duldung der betreffenden Parteien hat den Beweis geliefert, daß sie wirklich nicht viel bedeuten und nur demonstriren können. Wenn aber dieselbe Politik den Roten gestattet hat, oratorische Brandfackeln in die Masse zu werfen und die Begier der Arbeiterbevölkerung nach dem Geld und Gut der Wohlhabenden zu gewaltsamem Ausbruch zu entflammen, so ist das etwas ganz andres. Hier wird eine Revolution der gefährlichsten Art vorbereitet. Jene andern Parteien sind nicht sehr zahlreich, sie paralysiren sich gegenseitig und sie sind nicht von der Art, daß sie viel wagen. Die Arbeiter dagegen würden, wenn das kommunistische und anarchistische Gift sie alle durchdrungen hätte, eine einzige große Partei bilden, welche die Mehrheit darstellte, und sie haben in allen Revolutionen der Franzosen außerordentliche Energie an den Tag gelegt. Sind die Leiter der anarchistischen Partei noch nicht soweit gediehen, so ist es ihnen infolge der verblendeten Duldsamkeit der Regierenden allem Anscheine nach doch gelungen, eine weitverzweigte Verschwörung ins Leben zu rufen, welche den Staat und die Gesellschaft mit Mord, Brandlegung und Dynamitexplosionen umwerfen und einen Zustand absoluter Staats- und Gesetzlosigkeit herbeiführen will.

Wirft man ein, die große Masse der französischen Arbeiter sei von den Anarchisten noch lange nicht gewonnen, so ist darauf zu antworten: Ganz richtig, gewiß bilden die Roten nur eine verhältnismäßig kleine Fraktion des Proletariats Frankreichs; denn sonst hätten sie nicht nötig, zur Ausführung ihrer Pläne zu Dynamit zu greifen. Sie brauchten sich nur ihres Stimmrechts zu bedienen und Anarchisten in die Deputirtenkammer zu wählen, welche dann ganz verfassungsmäßig die Regierung beseitigen und ihr Ideal an deren Stelle setzen könnten. Es ist unzweifelhaft die Wahrheit, daß die anarchistischen Schwindler und Schwärmer, welche die französische Republik mit dem Umsturze bedrohen, kaum den hundertsten Teil der Bevölkerung des Landes ausmachen. Ebenso wahr aber ist, daß sie rührig und rücksichtslos sind, und daß die Franzosen immer Minoritäten gehorcht haben, welche diese Eigenschaften besaßen. Die ärgsten Exzesse der Schreckensherrschaft wurden gegen den Willen von siebzig Prozent der Einwohner von Paris und mehr als neun Zehnteln der französischen Bevölkerung begangen. Die Jakobiner beherrschten Frankreich etwa vier Jahre vollständig, obwohl sie eine verhältnismäßig schwache Minderheit waren; denn sie waren wohl organisirt, und die radikalste Partei bekommt in revolutionären Zeiten immer bald das Heft in die Hände. „In Besançon, sagt Taine,

kamen bei den Novemberwahlen 1791 auf etwa dreitauſend Wähler nicht mehr als fünf- oder ſechshundert, bei denen von 1792 auf etwa ſiebentauſend Wähler auch nicht mehr Revolutionsmänner aller Schattirungen, Girondiſten und Mitglieder des Bergs. In Paris waren im Oktober 1791 unter ungefähr einundachtzigtauſend Eingeſchriebenen ſechstauſendſiebenhundert und im November 1792 unter hunderteundſechzigtauſend nicht ganz vierzehntauſend Jakobiner... Gegen das Ende des letztgenannten Jahres entdeckte man deren in Straßburg unter fünfundzwanzig bis dreißigtauſend Einwohnern kaum dreihundert, in Paris unter ſiebenmalhunderttauſend Einwohnern nicht mehr als fünftauſend. Sicherlich werden ſie in der Hauptſtadt, wo ſie hitziger und zahlreicher als anderwärts waren, ſelbſt in der Zeit von Kriſen, wo man Vagabunden beſoldete und Banditen warb, nie über zehntauſend Köpfe ſtark geweſen ſein... Rechnen wir auf jede kleine Stadt fünfzig, auf jedes große Dorf fünfzehn bis zwanzig, auf jedes kleine fünf oder ſechs, ſo kommt im Durchſchnitt auf etwa fünfzehn Wähler und Nationalgardiſten ein Jakobiner, und die über ganz Frankreich zerſtreuten Mitglieder der Sekte zählen zuſammen ungefähr dreimalhunderttauſend. Das ſcheint nicht hinzureichen, um ſechs bis ſieben Millionen erwachſener Männer zu knechten und über ein Land, welches ſechsundzwanzig Millionen Einwohner umfaßt, einen Despotismus zu üben, welcher abſoluter war als derjenige der aſiatiſchen Herrſcher." Aber die Macht mißt ſich nicht mit der Zahl, die Jakobiner waren „eine Schaar in einer Maſſe und zwar in einer desorganiſirten, unbeholfenen Maſſe eine wohlgeordnete, feſtgeſchloſſene Schaar, die wie ein Eiſenkeil in einen Schutthaufen eindrang."

So verhielt ſichs auch ſpäter. Der große Arbeiteraufſtand von 1848 wurde von wenigen hunderten verzweifelter Geſellen in Szene geſetzt, die etliche tauſend ebenſo verzweifelter Bummler und Hungerleider ins Treffen führten. Der Auflauf, welcher 1870 die Herren Favre, Gambetta und Rochefort im Stadthauſe von Paris als Regierung inſtallirte, ging gleichfalls von wenigen Leuten aus und gelang nur, weil die Vertreter der Ordnung wie faſt immer den Kopf verloren hatten und nicht den Widerſtand leiſteten, den ſie unter andern Umſtänden zu leiſten imſtande geweſen wären. Die Kommune von 1871 endlich war erwieſenermaßen das Werk einer ſehr kleinen Minorität, die durch Entſchloſſenheit und Geſchwindigkeit gegenüber dem feigen und trägen Philiſtertum erſetzte, was ihr an Zahl fehlte.

Aus dieſen Gründen können wir uns nicht ſehr verwundern, wenn die Anarchiſten in Frankreich an ihr Recht, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen, und an die Möglichkeit des Erfolges ihrer Beſtrebungen glauben. Selbſt die Beamten fühlen ſich gelähmt, wenn ſie ſich der Wendungen erinnern, welche in der Geſchichte der Revolutionen ihres Landes mehr als einmal eingetreten ſind. Einer derſelben ſagte zu einem engliſchen Korreſpondenten: „Niemand von uns fühlt ſich ſicher, daß die Regierung uns unterſtützen wird, und was noch ſchlimmer

iſt, wir haben durchaus nicht die feſte Überzeugung, daß die jetzt im Amte befindlichen Herren in nächſter Woche noch am Ruder ſitzen werden.“ Dieſe Furcht vor ſtetem Wechſel der Regierung erinnert an den Gefängniswärter, der Rochefort bat, ihm eine Dekoration zu verſchaffen. „Aber ich bin ja im Gefängniſſe, lieber Mann,“ erwiederte der Pamphletiſt. „Jawohl, mein Herr, ſagte der Schließer lächelnd, aber ich meine bei der nächſten Revolution.“ So zünden die Franzoſen dem Satan und zu gleicher Zeit der heiligen Jungfrau eine Kerze an; denn man muß ſich den Rücken decken, da niemand weiß, was der nächſte Tag bringen kann.

Wir fürchten, daß dieſe Schwäche der franzöſiſchen Regierung von Dauer ſein und noch viel Unheil reifen laſſen wird. Die demokratiſche Regierungsform ſcheint ſie zu fordern. Sie verlangt Duldung auch der gefährlichſten Meinungsäußerungen. Wendet ſie Gewalt an, ſo geht ſie leicht in die Brüche. Als Bonaparte die Sektionen von Paris niederkartätſchte, war die Monarchie bereits im Anzuge, und als Cavaignac 1848 die Anarchiſten erdrückte, war bald darauf die Bahn für das Kaiſerreich geöffnet. Der republikaniſche General hatte nur dem bonapartiſtiſchen Staatsſtreiche vorgearbeitet. Er war der Retter der Geſellſchaft vor dem kommuniſtiſchen Chaos geweſen, aber die Geſellſchaft hatte daran nicht genug, ſie wollte bleibende Rettung, und ſo kehrte ſie dahin zurück, wo dieſe allein zu finden iſt, zur Monarchie. Umgab ſich dieſe mit einigen demokratiſchen Einrichtungen, ſo war es nur Dekoration.

So fährt das Schiff der franzöſiſchen Republik immer näher auf die Stelle zu, wo Scylla und Charybdis ſie bedrohen. Von der einen Seite die Anarchie der Roten, von der andern die Monarchie in irgend welcher Form, herbeigeſehnt von denen, welche Stetigkeit, Feſtigkeit und Sicherheit wünſchen, dazwiſchen eine Partei unklarer und unentſchloſſener Politiker, die unter ſich nicht einig ſind, wo Gambetta mit aller Macht intriguirt und Clemenceau von Woche zu Woche mehr Boden erobert, das iſt das Bild dieſer Republik, der wir gern eine beſſere Zukunft gönnten als die, welche ihr bevorzuſtehen ſcheint. Nicht der ſchönen Augen der Franzoſen wegen, ſondern in unſerm eignen Intereſſe. Denn die Metamorphoſen, die leicht aufeinanderfolgen können, nennen ſich Anarchie, Säbelregiment und Monarchie, und die letztere bedeutet Befähigung zu einem Bündniſſe mit Rußland, das gegen niemand anders gerichtet ſein würde als gegen uns.

Der jüngſte Tag.

Von Edward Eggleſton.

(Fortſetzung.)

Der Mond war jetzt ganz verſchwunden, lebhaftes Blitzen folgte auf den Donner und noch fürchterliches Donnern dem Blitzen. Die Leute liefen umher, als ob ſie von Sinnen wären, und Julia wurde allein gelaſſen. Auguſt hatte in aller dieſer Verwirrung nur einen Gedanken, wie er Julien finden ſolle. Als er ſie gefunden hatte, faßten ſie ſich bei den Händen und traten auf den Gipfel des Hügels, wo ſie ruhig die Herankunft des Gewitterſturmes erwarteten, mit welchem ſie das Ende der Welt heranziehen ſahen. Zwiſchen den Donnerſchlägen konnten ſie abgebrochene Sätze einer Predigt des Elder Hankins hören, der etwas von dem Blitze ſagte, der da ſcheinet von einem Ende des Himmels zum andern, und von dem verheißenen Kommen des Heilandes in den Wolken. Aber ſie achteten nicht viel auf die Worte. Sie blickten den blendenden Blitzen entgegen, und in ihrer unerſchrockenen Zuverſicht hielten ſie ſich für fähig, ſelbſt dem Allmächtigen in das flammende Angeſicht zu ſehen, wenn ſie vor ihn gerufen würden. Jeder neue Donnerſchlag erſchien Auguſt als ein Wiegen oder Taumeln der Welt, die in den Wehen der Auflöſung erbebte. Aber die Welt mochte zerbröckeln oder zerſchmelzen, es giebt etwas dauerhafteres als die Welt. Auguſt empfand die ewige Dauer der Liebe, wie mancher andre ſie in der äußerſten Not einer Kriſis empfunden hat.

Aber die Wolke hatte bereits den halben Himmel bedeckt, und die Donnerſchläge folgten einander jetzt raſcher. Und ebenſo plötzlich wie der Donner gekommen war, ſtellte ſich jetzt der Wind ein. Eine einſame alte Platane, die ſich auf der Kentuckyſeite in der Entfernung von ein paar tauſend Schritten über das Waſſer beugte, war die erſte, welche fiel. In dem trüben Halblicht der Sommernacht ſahen Auguſt und Julia, wie ſie ihrem Schickſale begegnete. Dann wurden die Zaunriegel der Farmen auf dem nähern Ufer herumgeſtreut, als ob ſie kleingehacktes Holz wären, und einige von den ſtämmigen alten Apfelbäumen des Obſtgartens im Flußthale wurden entwurzelt, während andern ihre Äſte abgeriſſen wurden. Julia klammerte ſich an Auguſt und ſagte etwas; aber er konnte nur ſehen, wie ihre Lippen ſich bewegten, ihre Stimme erſtickte in dem unaufhörlichen Rollen des Donners. Und dann traf ſie der Orkan mit ſeinen Rieſenſchwingen, und dann ging es — halb liefen ſie, halb wurden ſie geſchoben

und getragen — an der hintern Seite des Hügels hinab. Jetzt bemerkten sie zum erstenmale, daß die Leute den Gipfel verlassen hatten. Der Instinkt der Selbsterhaltung hatte sich stärker erwiesen als ihr Fanatismus, und ein ansteckender panischer Schrecken hatte sie in einen großen Heuschuppen in der Nähe geführt.

Da August und Julia nicht wußten, wo die übrigen hingeflüchtet waren, hatten sie nur daran gedacht, die Burg wiederzugewinnen. Sie fanden den Weg durch gefallene Bäume verlegt, und es war ein langsames und gefährliches Stück Arbeit, auf das Zucken von Blitzen zu warten und so den Weg herauszufinden. Indem sie einen weiten Umweg gemacht, hatten sie ihren Fußpfad aus den Augen verloren. Nach einigen Minuten, als der Donner eben einen Augenblick schwieg, hörte August einen lauten Ruf, den er beantwortete, und bald darauf erschien der Philosoph Andrew mit einer Laterne und seinem wirren Haar und Bart, die im Winde herumflogen.

Hallo, meine Freunde! rief er. Hier ist der Weg zum Himmel, den ihr zusammen zu gehen habt. Ihr werdet noch manchen Gewittersturm erleben.

Geleitet von seiner gründlichen Kenntnis der Gegend, hatten sie die Burg beinahe erreicht, als sie plötzlich durch erbärmliches Geschrei erschreckt wurden. Indem Andrew August bei Julien zurückließ, stieg er über einen Zaun und ging in eine Bodensenkung hinab, wo er den armen Bill Day in Todesangst antraf. Er heulte laut vor Verzweiflung und bildete sich ein, daß der Tag des Unterganges der Welt bereits gekommen sei und daß er ohne Verzug in die wohlverdiente Hölle geworfen werden würde. Andrew beugte sich mit seiner Laterne über ihn, aber der arme Bursche schrie, nachdem er einen einzigen Blick in das zottige Gesicht gethan, wie ein Verrückter und stürzte fort in den Wald.

Ich glaube, sagte der Philosoph, als er zu August zurückkam, ich glaube, er hielt mich für den Teufel.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Rechnungen werden in Ordnung gebracht.

Das Sommergewitter hatte sich, als es Tag wurde, ausgetobt, und die Sonne ging an jenem Morgen nach dem jüngsten Tage ungefähr so auf, wie sie an andern Morgen aufgegangen war, aber sie blickte auf niedergerissene Bäume, herumgestreute Zäune und dachlose Scheunen herab. Und die Gemüter des Volkes befanden sich so ziemlich in demselben zerzausten Zustande als die Landschaft. Ein schwachsinniges Mädchen war vollständig wahnsinnig geworden. Einige erklärten, daß die Welt wirklich ein Ende genommen habe, und daß dies die neue Erde sei, wenn man nur Glauben genug habe, um es anzunehmen; einige warteten weiter auf das Ende, und wieder bei einigen war die Reaktian gegen die Leichtgläubigkeit eingetreten, eine Reaktion, welche sie bis zum gröbsten Atheismus und zu frecher Unsittlichkeit brachte. Leute, welche den Sommer damit verbracht, daß sie einer Veränderung entgegengesehen hatten, die sie von aller Verantwortlichkeit frei gemacht haben würde, wendeten sich jetzt widerwillig der alltäglichen Plackerei des Lebens zu. Es ist das schlimme bei aller Träumerei — die Träumerei in Betreff der jenseitigen Welt eingeschlossen —, daß sie uns untauglich macht zur Erfüllung unsrer Pflicht in dieser Welt der greifbaren und unabwendbaren Thatsachen.

Es war beinahe taghell geworden, als Andrew, Auguſt und Julia die Burg erreichten. Der Philoſoph riet Julien, nach Hauſe zu gehen und die Heirat für jetzt als nicht vorhanden zu betrachten. Auguſt fürchtete arges davon, daß ſie unter die Tyrannei ihrer Mutter zurückkehren ſollte, aber Andrew wiederholte ſeinen Rat in dringender Weiſe, und Julia ſagte, ſie dürfe ihre Mutter in ihrem Unglücke nicht verlaſſen. Julia erreichte ihr heimatliches Haus kurz nach Tagesanbruch und ein wenig eher, als Frau Anderſon in einem Anfalle von Hyſterie heimgebracht wurde.

Die arme Frau Abigail hoffte noch immer, daß das Ende der Welt, auf das ſie ſich mit ſoviel Liebe vorbereitet hatte, kommen werde, aber als ein Tag nach dem andern verging und keiner der jüngſte werden wollte, verſank ſie in dumpfe Verzweiflung. Wenn ſie an den Verluſt ihres Vermögens dachte, ſtöhnte ſie und drehte das Geſicht der Wand zu. Und Samuel Anderſon ſaß bald da bald dort im Hauſe herum mit jener ſtumpfen und unbehilflichen Miene und Haltung, der man bei den meiſten Menſchen begegnet, welche in mittleren Jahren von finanziellem Ruin betroffen werden. Die Enttäuſchung ſeines Glaubens und der Zuſammenbruch ſeines Vermögens hatten ihn vollſtändig gelähmt. Er wartete auf etwas, er wußte kaum, auf was. Er hatte nicht einmal die antreibende Stimme ſeiner Frau, die ihn zur Anſtrengung anſtachelte.

Es war jetzt niemand als Julia da, der Sorge für Frau Anderſon getragen hätte; denn Cynthy Ann hatte ihre Wohnung in der Blockhütte genommen, welche Jonas gekauft hatte, und nie lebte eine glücklichere Hausfrau als ſie. Sie beobachtete Jonas, bis er verſchwand, wenn er auf Arbeit ging, ſie brachte ihm um zehn Uhr einen „Imbiß," und er ſah ſie immer „wie ein Bild" am Zaunthore ſtehen, wenn er zum Mittagseſſen heimkam. Aber Cynthy Ann verbrachte ihre Nachmittage gemeiniglich bei Andersons, wo ſie „dem jungen Dinge da" ihre Verantwortlichkeiten tragen half, obwohl Frau Anderſon jetzt perſönliche Aufmerkſamkeiten nur noch von ihrer Tochter annehmen wollte. Sie zankte nicht, ihre nörgelnde Unruhe war nur ein Nachklang ihres Keifens. Sie lag entmutigt da, beobachtete Julien und verlangte alles mögliche von ihr, und die müden Füße und das müde Herz des Mädchens ſanken unter ihrer Laſt beinahe zuſammen. Frau Anderſon war plötzlich von der Stellung eines anſpruchsvollen Tyrannen zu der eines anſpruchsvollen und hilfloſen Kindes herabgekommen. Sie folgte Julien mit ihren Augen in der Weiſe jemandes, dem das Herz gebrochen iſt, wie wenn ſie fürchtete, ſie werde ſie verlaſſen. Julia konnte dieſe Furcht im Geſicht ihrer Mutter leſen, ſie verſtand, was ſie meinte, als ſie äußerte: Du wirſt dich verheiraten und mich verlaſſen. Wenn Frau Anderſon ihr altes hochfahrendes Weſen wieder angenommen hätte, ſo würde es für Julien leicht geweſen ſein, ihr Geheimnis zu offenbaren. Aber wie konnte ſie es ihr jetzt ſagen? Es würde ein Schlag geweſen ſein, vielleicht ein verhängnisvoller Schlag. Und zu gleicher Zeit, wie konnte ſie es Auguſt recht machen? Er dachte, ſie habe ſich der alten Tyrannei für unbegrenzte Zeit gebeugt. Aber ſie konnte doch ihre Eltern in ihrer Armut und Bedrängnis nicht verlaſſen.

Der vierzehnte Auguſt, der Tag, an welchem die Übergabe des Gutes an Bob Walker ſtattfinden ſollte, kam heran und verging, aber kein Bob Walker ſtellte ſich ein. Eine weitere Woche verging, in welcher Samuel Anderſon nicht genug Mut zu faſſen imſtande war, um hinzugehen und Walker zu beſuchen, in welcher Samuel Anderſon und ſeine Frau in unbeſtimmter Hoffnung warteten, ob etwas geſchehen würde. Und jeden Tag dieſer Woche bekam Julia einen

Brief von Auguſt, der nicht ein Wort von der Prüfung enthielt, die das Warten für ihn war, der aber ſehr viel von dem Unrecht ſagte, das Julia ſich ſelbſt zufügte, indem ſie ſich ſolange der Herrſchaft ihrer Mutter fügte. Und Julia erwartete wie ihr Vater und ihre Mutter etwas, ſie wußte nicht, was.

Endlich aber wurde ihr das Langen und Bangen unerträglich.

Vater, ſagte ſie, warum gehſt du nicht hin und beſuchſt Bob Walker? Du könnteſt die Farm vielleicht zurückkaufen.

Ich weiß nicht, weshalb er nicht kommt und ſie in Beſitz nimmt, antwortete Herr Anderſon niedergeſchlagen.

Dieſes Geſpräch brachte Frau Abigail auf die Füße. Es war noch einige Hoffnung. Sie richtete ſich im Bett auf und ſagte Samuel, er möge doch nach dem Sitze der Verwaltung des Countys gehen und nachſehen, ob die Beſitzurkunden überhaupt eingetragen wären. Und ſo lange ihr Mann weg war, blieb ſie aufrecht und ſah beſſer aus, ja ſie zankte ſogar ein wenig, ſodaß Julia ſich ermutigt fühlte. Aber ſie fürchtete, ihren Vater zurückkommen zu ſehen.

Samuel Anderſon betrat das Haus bei ſeiner Rückkunft mit einer mutloſen Miene. Er ſetzte ſich hin und begrub ſein Geſicht auf eine Minute in völliger Niedergeſchlagenheit in ſeine Hände.

Warum ſprichſt du nicht? fragte Frau Abigail mit gebrochner Stimme.

Das Land iſt ſofort auf Andrew übertragen worden, und jeder Quadratfuß davon gehört ihm. Er muß Bob Walker hierher geſchickt haben, um es zu kaufen.

O, wie froh bin ich! rief Julia aus.

Aber ihre Mutter warf ihr einen einzigen vorwurfsvollen Blick zu und verfiel dann augenblicklich wieder in hyſteriſche Krämpfe, ſchluchzte und ſchrie über das Unrecht, das Andrew ihr angethan. Und dieſe ganze Nacht wachte Julia bei ihrer Mutter, während Samuel Anderſon niedergeſchlagen an dem Bette ſaß. Was Norman betrifft, ſo war er raſch wieder in ſeine alten Gewohnheiten verfallen, und ſeine frühern Spießgeſellen hatten ihm ſeine vorübergehende Frömmigkeit großmütig vergeben, indem ſie annahmen, daß die eigentümlichen Umſtände des Falles eine milde Beurteilung der Sache geſtatteten. Jetzt, wo Not im Hauſe herrſchte, blieb Norman weg, was in gewiſſer Hinſicht gut war.

Am nächſten Nachmittage raffte ſich Frau Anderſon ein wenig auf und ſagte mit einem Blick auf Julien in ihrer nörgelnden Weiſe: Warum gehſt du nicht hin und beſuchſt ihn.

Wen? fragte Julia mit einem Fröſteln, voll Furcht, ihre Mutter ſei von Sinnen.

Nun, Andrew.

Julia bedurfte keines zweiten Winks. Sie verließ ihre Mutter in Begleitung Cynthy Anns und erſchien bald darauf an der Thür der Burg.

Hat ſie dich geſchickt? fragte Andrew trocken.

Ja, Onkel.

Ich habe dich ſchon lange erwartet. Ich werde mit dir zurückgehen. Aber Auguſt muß uns begleiten. Er wird ſich freuen, eine Entſchuldigung zu haben, daß er dir wieder vor die Augen kommt. Aber du ſiehſt recht mager aus, mein armes Mädchen.

Sie gingen an Wehles Wohnung vorbei, und Auguſt war nur zu froh, ſich ihnen anſchließen zu können, er freute ſich ausnehmend, daß endlich eine

Art Krisis eingetreten war, obwohl er nicht wußte, ob sie ihm helfen werde. Mit dem unruhigen Wesen eines Menschen, der darauf wartet, daß sich irgend etwas ereignen wird, wovon er keine bestimmte Vorstellung hat, war Samuel in die Veranda gegangen, um die Rückkehr seiner Tochter zu erwarten. Jonas, der gekommen war, um Cynthy Ann abzuholen, saß vor dem Hause in einem Stuhle mit Spahnsitz.

Andrew streckte seinem Bruder die Hand entgegen und begrüßte ihn herzlich. Er sprach auch ein paar höfliche Worte zu Abigail. Dann folgte eine Pause, und Frau Anderson wendete ihren Kopf der Wand zu und ächzte. Nach einer Weile sah sie sich um und gewahrte August. Ein wenig von ihrer frühern Entrüstung kam in ihre Augen, als sie wimmerte: Warum ist denn der mitgekommen?

Ich habe ihn mitgebracht, sagte Andrew.

Gut, es ist ja dein Haus, thue, was dir beliebt. Vermutlich willst du uns jetzt aus unserm eignen Hause hinaustreiben.

Wie du es mit mir gemacht hast, sagte der Philosoph lächelnd. Erlaube, daß ich dir ins Gedächtnis zurückrufe, daß ich einst auf der Farm am Flusse wohnte. Mein Vater hatte sie mir versprochen und mich in Besitz gesetzt. Eine Woche vor seinem Tode ließest du das Testament abändern, mit welchen Mitteln, weißt du. Du warfst mich aus der Farm heraus, die thatsächlich seit zwei Jahren die meine gewesen war. Wenn ich dich jetzt hinaustreibe, so wird das nicht mehr als billig sein.

Auf Juliens Gesicht zeigte sich eine Miene schmerzlicher Überraschung. Sie hatte nicht gewußt, daß das Unrecht, das ihr Onkel erlitten hatte, so groß gewesen war. Sie hatte nicht geglaubt, daß er so hart sein werde, ihren Vater aus dem Hause zu treiben.

Ich mag nicht weiter von diesen Dingen reden, fuhr Andrew fort. Ich hätte das Testament umstoßen können, aber ich glaubte nicht an das Gesetz. Ich erzähle diese Geschichte jetzt bloß, weil ich mich wegen dessen, was ich zu thun gedenke, vor diesen jungen Leuten rechtfertigen muß. Ihr habt den Nießbrauch desjenigen Teiles des Gutes, welcher von Rechts wegen mir gehörte, zwanzig Jahre lang gehabt. Ich vermute, daß ich das Ganze in Anspruch nehmen darf.

Juliens Augen sahen ihn flehend an.

Warum schickst du uns dann nicht weg und machst der Sache auf einmal ein Ende? fragte Frau Abigail, indem sie sich erhob und ihr altes heftiges Wesen wieder annahm. Du machtest dich daran, uns zu Grunde zu richten, und jetzt hast du's fertig gebracht. Du bist ein netter Bruder und Schwager, wahrhaftig! Ruinirst uns durch eine Verschwörung mit Bob Walker und setzest dich dann hierher und versuchst meine eigne Tochter zu überreden, daß sie denkt, du hättest recht gethan und bringst diesen verhaßten Menschen mit, damit ers hören soll. Sie erhob dabei ihren Finger und wies auf August hin.

Ich freue mich, daß dir wieder besser ist, Abigail. Ich wollte nur sicher sein, ob du stark genug wärest, um alles tragen zu können, was ich noch zu sagen habe.

Sage dein Schlimmstes und thu dein Schlimmstes, du grausamer, grausamer Mensch! Ich habe diese Jahre daher von dir genug ertragen, und jetzt kannst du sagen und thun, was dir beliebt, du kannst mir damit nicht mehr Schaden zufügen. Ich glaube, ich muß nun meine alte Heimstätte verlassen, in der ich so lange gelebt habe.

Du brauchst dich darüber nicht zu grämen, daß du ausziehen mußt. Ich kam, um dir das zu sagen.

Als ob ich in deinem Hause auch nur eine Stunde bleiben würde. Ich will keine Gefälligkeiten von deiner Hand annehmen.

Nur nicht vorschnell, Abigail. Ich habe diese Farm hier oben Samuel verschreiben lassen, und hier ist die Besitzurkunde. Ich habe euch die bessere Hälfte des Besitzes zurückgegeben, just das, was ihr nach dem Willen meines Vaters haben solltet. Ich habe nur das Land unten am Flusse behalten, welches vor zwanzig Jahren mir gehören sollte. Ich hoffe, du wirst nicht bei deinem Entschlusse beharren, von meiner Hand nichts annhemen zu wollen.

O, ich bin so glücklich! rief Julia aus.

Aber bei Frau Anderson stellte sich eben zu rechter Zeit ein hysterischer Anfall ein, und sie weinte jämmerlich. Inzwischen nahm Samuel erfreut die Besitzurkunde in Empfang.

Die Urkunde ist bereits ins Register eingetragen. Ich schickte sie gestern hinunter, sobald ich sah, daß Samuel zurückkam, und ich habe sie diesen Morgen wieder erhalten. Die Farm gehört euch ohne irgendwelche Bedingungen.

Dies erleichterte Abigail das Herz, und bald hörte sie mit ihrem Schluchzen auf. Andrew konnte nun, was sie auch sagen mochte, die Schenkung nicht mehr zurücknehmen.

Nun aber weiter, sagte Andrew. Ich habe die Farmen nur geteilt, ohne Schadenersatz zu beanspruchen, und ich bewahrte euch davor, daß eure Farm in die Hände von Fremden überging. Jetzt will ich um eine Gegengefälligkeit bitten. Laßt Julien den Mann ihrer Wahl in Frieden heiraten.

Du hast uns eine Farm abgenommen, und deshalb muß ich meine Tochter einem Menschen geben, der nichts als seine beiden Hände hat, schluchzte Frau Anderson.

Zwei Hände und einen guten Kopf und ein edles Herz, erwiederte Andrew.

Nun, ich werde nicht einwilligen, sagte sie. Wenn Julia den da heiratet — hier zeigte sie auf August —, so wird sie ohne meine Einwilligung heiraten, und er wird nicht einen Cent von dem kriegen, wohinter er her ist. Nicht einen roten Cent!

Ich brauche Ihr Geld nicht. Ich wußte nicht, daß Ihnen Ihre Farm zurückerstattet werden würde; denn ich glaubte nicht anders, als daß sie Bob Walker gehöre, und ich — wollte Julien doch — August hätte beinahe gesagt, daß er Julien schon geheiratet habe.

Wollte er Julien heiraten und heiratete sie, sagte Andrew. Und ich habe nicht einen Maisstengel von dem Grundbesitz, den ich von euch erwarb, für mich behalten. Ich habe Bob Walker für seine Dienste ein Stück Land von zehn Ackern gegeben, und alles übrige habe ich den beiden besten Menschen, die ich kenne, zuschreiben lassen. Dieser August Wehle heiratete Julia Anderson, als sie glaubten, die Welt sei ihrem Ende nahe, und in der Meinung, daß sie auf der Welt jedenfalls nicht einen Pfennig besäßen. Ich habe die Farm am Flusse August Wehle und seiner Frau zuschreiben lassen.

Verheiratet, ei was! Und nun kommt man und verlangt meine Einwilligung hinterher. Eine schöne Manier, fürwahr! Und Abigail wurde kreideweiß und versank vor Ingrimm in Schweigen.

Komm, August, ich will dir und Julien etwas zeigen, sagte Andrew. Er wünschte in Wirklichkeit, Abigail Zeit zu geben, der Sache ruhig ins Gesicht

zu sehen, bevor sie sich zu weit kompromittire. Aber er sagte den beiden jungen Leuten, daß sie, solange der Bau des für sie bestimmten Hauses dauere, ihre Wohnung bei ihm aufschlagen könnten. Er hatte schon einen Teil des Materials anfahren lassen, und vom Gipfel des Hügels blickten sie hinunter auf die Stätte, die er neben dem alten verfallenen Pächterhause ausgewählt hatte. Aber Andrew sah, daß Julia eine Miene machte, als ob ihr eine Enttäuschung widerfahren wäre.

Bist du nicht zufrieden, mein braves Mädchen? Was fehlt dir denn?

O ja, ich bin sehr glücklich und dir sehr dankbar, und nächst August liebe ich dich mehr als irgend jemand — ausgenommen meine Eltern.

Aber es ist etwas anders, als wie du es wünschtest. Gefällt dir die Lage des zukünftigen Hauses nicht? Du kannst hinausblicken auf den Strom von der Bodenerhebung, auf welche das Haus zu stehen kommen soll, und ich weiß nicht, wie es besser sein könnte.

Es könnte auch nicht besser sein, erwiederte Julia, aber —

Aber was? Du mußt mir's gestehen.

Ich dachte, du würdest uns für immer in der Burg wohnen und dir die Last der Besorgung aller Dinge abnehmen lassen. Ich möchte dir gern den Haushalt führen, bloß um dir zu zeigen, wie sehr ich meinen lieben guten Onkel liebe.

Selbst ein Anachoret konnte nicht umhin, Freude zu empfinden über eine solche Rede von einem solchen jungen Weibe, und dieser zottige, einsam lebende, menschenfeindliche und doch gutherzige Mann empfand, wie ihm plötzlich ein Freudenstrom im Herzen aufquoll. August sah es und war entzückt. Was unser bester Freund von unsrer Frau denkt, ist eine Lebensfrage, und August war in diesem Augenblicke glücklicher als jemals vorher. Andrews Freude über Juliens liebreiche Rede war der Gipfel seines Behagens.

Ja, sagte der Philosoph mit ein wenig unsichrer Stimme. Du willst dein Wohlbefinden opfern, indem du mit mir in meiner düstern alten Burg hausen und einen alten Heiden zur Gesittung erziehen willst. Du darfst mich nicht zu stark versuchen.

Ich sehe nicht ein, warum du sie düster nennst. Es war nicht bloß um deinetwillen, daß ich das sagte. Ich denke, es ist das netteste alte Haus, das ich jemals gesehen habe. Und dann die Bücher und — und — du selber. Julia stotterte ein wenig, denn sie war nicht gewöhnt, solche Äußerungen zu thun.

Ei du Schmeichlerin! platzte Andrew. Aber nein, ihr müßt euer eignes Haus haben.

Frau Anderson ihrerseits hatte sich inzwischen besonnen und den Entschluß gefaßt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Julia, bereits eine verheiratete Frau und Herrin auf der Farm Andrews am Flusse, war etwas ganz andres als die Julia, der sie den Daumen aufs Auge setzen konnte. Man mußte sie versöhnen. Außerdem wollte Frau Abigail nicht, daß das Wohlergehen Juliens für sie das ganze Leben hindurch eine Quelle der Demütigung sein sollte. Sie mußte ihr gleich zu Anfang etwas ordentliches schenken, um sich an diesem Wohlergehen zu beteiligen. (Schluß folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Parlament und Politik in Frankreich.

Unmittelbar nach der Wiedereröffnung der französischen Deputirtenkammer las der Ministerpräsident Duclerc eine Erklärung vor, welche das Glaubensbekenntnis oder Programm der von ihm geleiteten Regierung enthielt. Die wesentlichen Sätze derselben sind folgende. Die Regierung will den Frieden, und nichts liegt vor, was denselben stören zu können scheint. Die Beziehungen Frankreichs zu den festländischen Großmächten, namentlich zu Italien, bessern sich. Das englische Kabinet hat Fragen, die aus der Besetzung Ägyptens durch britische Truppen entstanden sind, freiwillig in Paris zur Sprache gebracht und Vorschläge gemacht, welche die französische Regierung jetzt prüft. Das Ergebnis der Verhandlung soll, sobald sie geschlossen ist, der Kammer mitgeteilt werden. Darauf fuhr der Minister fort: „Wie es auch ausfallen möge, verhehlen Sie, meine Herren, sich nicht, daß die Quelle unseres Einflusses im Auslande hier, bei uns, liegt; ja nach dem Charakter, den Sie unsrer innern Politik aufdrücken werden, wird die Wirksamkeit Frankreichs nach außen hin fruchtbar oder fruchtlos sein. Aus diesem Grunde ersuchen wir Sie auch achtungsvoll, von Ihren unmittelbaren Verhandlungen Fragen fernzuhalten, die der Art sind, daß sie in diesem Augenblick das Einvernehmen der Ansichten und Willensmeinungen nicht aufkommen lassen, deutlicher gesprochen, die Bildung einer Mehrheit für die Regierung nicht gestatten.“ Weiterhin berührte die Erklärung verschiedne innere Fragen, darunter die wegen Deportirung rückfälliger Verbrecher, die wegen Reorganisation der Gerichte, über Vervollständigung des Gesetzes in Betreff der Volksschulen und über die Reihenfolge, in welcher gewisse öffentliche Arbeiten ausgeführt werden sollen. Dann kam der Minister, nachdem er noch einen Blick

auf seine auswärtige Politik geworfen und dieselbe als vom Gefühl für die Würde des Landes und vom Gedanken der Versöhnung und Beschwichtigung geleitet bezeichnet hatte, auf die anarchistischen Umtriebe zu sprechen und erklärte: „Sie wollen so wenig wie wir, daß die Ordnung gestört werde. Sie werden daher bloßstellende Bündnisse zurückweisen. Sie werden nicht gestatten, daß die freisinnigen Gesetze zu Verbrechen mißbraucht werden.“ Der Schluß der Rede lautete: „Wir sind überzeugt, daß es im Parlament eine Mehrheit giebt, die entschlossen ist, der Republik eine Regierung zu schaffen, welche imstande ist, im Auslande die bleibenden Interessen Frankreichs und im Innern die Ordnung und Freiheit zu verteidigen und allen mit Nachdruck unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze einzuflößen... Unter dieser Bedingung sind die Männer, die vor Ihnen stehen, bereit, ihres Amtes zu warten und, wenn sie Ihr Vertrauen gewinnen, keine Mühe scheuen, um dasselbe zu rechtfertigen.“

Diese Schlußworte machten, wie berichtet wird, „auf das Haus keinen besondern Eindruck.“ Wir vermuten, auf die Anhänger Gambettas und Clemenceaus ebensowenig als auf die monarchisch gesinnten Mitglieder der Kammer. Clemenceau, der ehrgeizige Führer der äußersten Linken, hat in neuester Zeit größern Einfluß gewonnen und hofft, mit der Zeit ans Ruder zu gelangen. Gambetta aber wird das Ministerium Duclerc nur solange unterstützen, als es mehr oder minder seinen Willen thut, und er noch keine Aussicht hat, es durch sich und seine Anhänger zu ersetzen. Dasselbe ist so schwach wie das ihm vorausgegangne, und es wird so schwach und unfruchtbar bleiben, weil die Linke es nicht zu Kräften kommen und so Dauer gewinnen lassen wird, da deren Führer selbst herrschen wollen. Hält es sich noch einige Monate, so wird ihm die Furcht vieler Abgeordneten vor der Unduldsamkeit und den Plänen Gambettas das Leben fristen. Man will hier im Innern kein Listenstrutinium, weil dasselbe für diese Deputirten Verlust des Mandats zur Folge haben würde, und im Äußern keine abenteuerliche Politik, wie man sie sich vom Vorgänger Freycinets zu versehen hat. Gelänge es den Bemühungen Gambettas, diese Befürchtungen zu zerstreuen, so würde man sehr bald das alte Spiel sich wiederholen und den Exdiktator von Tours seine Absichten erreichen sehen. Auch so wird er, sobald Duclerc ihm unbequem wird oder sich irgend eine Blöße giebt, thun, was er kann, ihn unmöglich und sich selbst möglicher zu machen. Ob die Republik dabei schwach bleibt, kümmert ihn nicht. Er traut sich zu, sie stark zu machen, wenn er nur erst wieder stark geworden ist. Ein Rückblick auf die Reihe von Ränken, die er zu diesem Zwecke die Jahre daher gesponnen hat, läßt von ihm nichts andres erwarten. Das Siechtum, an welchem die französische Republik krankt, ist ein altes Leiden, es rührt von dem Tage her, wo Gambetta Vorsitzender der Deputirtenkammer wurde und eine Art geheimer Regierung bildete, welche die eigentliche Regierung durch ihren Einfluß fortwährend beherrschte und dirigirte, indem sie dieselbe in ihrem Bestande bedrohte.

Fügte sich ein Minister oder Präfekt dem Willen dieser Nebenregierung nicht, so wurde er ohne Verzug durch Legung einer Falle gestürzt, und ein gefälligerer und bequemerer trat an seine Stelle. Das unverantwortliche Regieren Gambettas aus seinem Hinterhalte ging auf die Dauer nicht, es wurde zum Skandal, er sah sich genötigt, vom Schnürboden, wo er die Drähte gelenkt, herabzukommen, selbst auf die Bühne zu treten und als verantwortlicher Minister Grevys eine Rolle zu spielen. Er schuf aus persönlichen Anhängern ein Kabinet, das sich als „großes Ministerium" in die Welt hinausrühmen ließ, diesen Namen aber nicht rechtfertigte und nach wenigen Wochen an Mittelmäßigkeit starb. Nur der Ehrgeiz der Herren blieb am Leben, und so wurde sofort die alte Nebenregierung wieder eingerichtet, und die frühern Manöver begannen von neuem. Nur hatte Gambetta jetzt weniger Einfluß als vor seinem Versuch, offiziell die Geschicke Frankreichs zu lenken. Doch war der Rest noch stark genug, um den Führer der Opportunisten in den Stand zu setzen, seinem Nachfolger in der Ministerpräsidentschaft, der eigne Gedanken und einen eignen Willen hatte, seine Stellung zu verleiden und ihn endlich zu stürzen. Freycinet wurde von den Preßorganen Gambettas solange getadelt und verspottet, und von dessen Partei in der Kammer solange angegriffen und gehemmt, bis er, in einem schwachen Augenblicke eingeschüchtert, vor einer ihm ungünstigen Abstimmung der Deputirten die Flinte ins Korn warf und zurücktrat, worauf seine Stelle ein Politiker einnahm, der die Eigenschaften eines Staatsmannes nur in geringem Grade besitzt, aber sich mit Gambetta gut zu stellen verstand. Ebenso intolerant und gebieterisch wie die Minister, behandelte dieser die Deputirten und Senatoren, die sich zur Förderung seiner Absichten hergaben; auch in diesen Kreisen befolgte der Exdiktator den Grundsatz: wer nicht mein Diener ist, der ist mein Feind.

In den letzten Wochen vor Wiedereröffnung der Kammer hat nun Duclerc versucht, die Führer der verschiedenen republikanischen Fraktionen derselben einigermaßen unter einen Hut zu bringen und so eine Mehrheit für die Regierung zu ermöglichen. Es wurden Verhandlungen zwischen Freycinet, Ferry und Gambetta angeknüpft, und die beiden erstern zeigten sich nicht abgeneigt, das Zustandekommen der vom Ministerpräsidenten ins Auge gefaßten Kombination zu fördern; zuletzt aber scheiterte der Plan am Widerspruch Gambettas gegen ihre Bedingungen, und nun begann der letztere sogleich mit Preßmanövern gegen die Regierung und vorzüglich gegen seinen unmittelbaren Nachfolger. Als Kampfmittel bediente er sich hierbei nicht ungeschickt des Hinweises auf die Missethaten der Anarchisten, wobei er vollständig die Taktik der Rechten befolgte, welche den Staat und die Gesellschaft für gefährdet erklären, wenn die Regierung gegen die Wühler und Übelthäter nicht mit Energie andre Mittel anwende als die bisherigen. Auch die Monarchisten tadeln die Regierung, und namentlich Freycinet, weil er zugelassen, daß das Übel soweit um sich gegriffen habe, wenn sie aber dann die Republik für unfähig zu wirksamer Vorbeugung und Unter-

drückung erklären und Abschaffung dieser Staatsform verlangen, so kommen die Gambettisten zu einem andern Schlusse, und der lautet natürlich: es muß gegen die Roten mehr Thatkraft und mehr Strenge entwickelt werden, wenn das Gemeinwesen nicht Schaden leiden und zuletzt dem Chaos verfallen soll, diese Thatkraft und Strenge ist aber in niemand anders verkörpert als in unserm Herrn und Meister, dem großen Volkstribunen, dem einstigen Diktator von Tours. Kurz, Gambetta beabsichtigt einen Teil der Deputirten durch die Furcht vor den Anarchisten und Kommunisten in sein Lager zu locken, in welchem Duclerc bereits angelangt zu sein scheint, indem er die letzten beiden Beamten aus der Freycinetschen Periode von ihren Posten im auswärtigen Amte entfernt hat.

Die Lage des Ministeriums Duclerc beim Beginn der Session der französischen Kammern ist daher keine günstige, keine solche, wie der Premier am Schluß seiner oben auszugsweise mitgeteilten Rede sie sich vorzustellen scheint. Er wird aus der Mitte der Versammlung zur Rechenschaft gezogen werden, und zwar sowohl auf dem Gebiete der innern als auf dem der auswärtigen Angelegenheiten. Die Greuel in Montceau-les-Mines und die Dynamitexplosionen in Lyon werden ihm schuld gegeben werden und ebenso die Beseitigung der englisch-französischen Kontrole in Ägypten durch das Ministerium Gladstone. Die Parteien im französischen Parlament sind einerseits soweit von einander getrennt, und andrerseits verlaufen sie doch wieder so in einander, daß ein Minister, dem aus verschiedenen Richtungen der Windrose Stürme anwehen, sich, um Zuflucht zu suchen, in Passivität flüchtet. Spuller, die rechte Hand Gambettas, behauptet, Frankreich müsse „immer fühlen, daß es regiert werde," und tadelt damit indirekt die Regierung, daß sie den Legitimisten erlaubt hat, große Bankette abzuhalten, bei denen man den „Roy" leben ließ. Radikale wie Naquet raten zur Strenge gegen die Anarchisten, andre wieder, darunter Leute, die Gambetta und Clemenceau nahestehen, schreiben Zeitungsartikel, welche sich wie gelinde Verteidigungsreden in Betreff der Vorfälle in Monteeau lesen, indem nach ihnen die Ultramontanen und die Arbeitgeber der Bergleute die Hauptschuld träfe. Es ist zu bezweifeln, daß Duclerc eine Majorität finden wird, und es unterliegt noch stärkern Zweifeln, ob irgend ein Nachfolger imstande sein würde, ein Kabinet zusammenzubringen oder eine Politik vorzuschlagen, die seiner Regierung eine feste und dauernde Gruppe von Anhängern sichern könnte. Für Gambetta ist fast nur noch in einer Anzahl von Provinzen die öffentliche Meinung, und Clemenceau wird die Partei, die er um sich gesammelt hat, wahrscheinlich auch nicht lange zusammenzuhalten vermögen. Die Deputirtenkammer zerfällt in wenigstens sechs Fraktionen, eine royalistische, die etwa fünfzig Mitglieder zählt, eine imperialistische, die etwa ebenso stark ist, die Gruppe der Unversöhnlichen, die ungefähr dreißig Abgeordnete umfaßt, und einige konservative Republikaner vom Typus des Exministers Dufaure. Diese

zusammengefaßt und durch kleine Cliquen verstärkt, geben eine bunte Opposition von etwa zweihundert Köpfen, die lediglich in ihrer Abneigung gegen die reine demokratische Republik einig sind. Der Rest, die Mehrheit der Kammer, ist nicht so sehr durch Grundsätze als durch Verwaltungsfragen und persönliche Streitigkeiten getrennt. Die meisten werden noch immer als Gambettisten bezeichnet, aber selbst in der Fraktion, die sich selbst so nennt, herrscht nicht durchgehends fester Zusammenhang, und so vermag gegenwärtig niemand mit Bestimmtheit zu sagen, was eines Tages passiren kann. Eine Versöhnung der Parteien wird gewiß nicht stattfinden, keine wird darauf verzichten, ihre Prinzipien zur Geltung und ihre Führer an die Spitze der öffentlichen Geschäfte zu bringen, wo sie den Parteigenossen Anstellungen, Protektion und Bevorzugung bei Staatsunternehmungen und andre gute Dinge zuwenden können, und darüber wird das Ministerium Duclerc mit der Zeit fallen, mag es sich an eine bestimmte Partei anlehnen oder parteilos zu sein versuchen. Heute befindet man sich noch in einer Notlage, welche die Erhaltung der jetzigen Minister auf ihrem Posten dringend empfiehlt; sobald man aber die Verlegenheit hinter sich hat, sind die Tage des Kabinets gezählt. Auch der Zustand der französischen Finanzen, die in diesen Tagen im Journal des Débats eine herbe Kritik erfuhren, wird dazu beitragen, die Stellung Ducleres und seiner Kollegen sehr unsicher zu machen. Die Thatsache, daß er in seiner obenerwähnten Rede den Wunsch ausspricht, das Budget zuerst beraten zu sehen, läßt seine Befürchtungen in dieser Richtung erkennen. Die Finanzen der Republik sind nicht bloß in übler Verfassung, sondern es giebt ein nicht unerhebliches Defizit.

Das Hauptpferd aber, das alle Schattirungen der Opposition wahrscheinlich reiten werden, ist der sichtliche Niedergang des französischen Einflusses in Ägypten, und doch ist weder Freycinet noch Duclerc für diese Entwicklung der Dinge verantwortlich zu machen. Frankreich hätte sich an der englischen Aktion am Nil beteiligen sollen, wäre es auch nur mit einigen Regimentern und Batterien gewesen, aber die Mehrheit der Volksvertretung lehnte es ab, Freycinet die Mittel dazu zu bewilligen. Wollte die Kammer deshalb das gegenwärtige Kabinet stürzen, so würde das nur ein weiterer Beitrag zu den vielen Sonderbarkeiten sein, welche die Annalen dieser Körperschaft aufweisen. Es wäre eine Selbstverurteilung, und man würde angesichts eines verdrießlichen Ergebnisses der Politik der Regierung deren Mangel an Glück verdammen, weil sich ihr keine schlechten Absichten nachweisen ließen. Die Anklage gegen Duclerc würde lauten, er habe sich im Amte befunden, als Frankreich in Ägypten schwere Einbuße erlitten. Blicken wir aber zurück, so haben die Kabinette, die sich in diesem Jahre in Paris folgten, zur Erhaltung der unsichern Stellung, die Frankreich am Nil einnahm, alle möglichen Mittel angewendet, nur keinen Krieg gewagt. Gambetta bestrebte sich, Italien und die andern nichtfranzösischen Mächte des Festlandes von der Sache fernzuhalten, und dies gelang eine Weile,

Digitized by Google

zum Teil weil Lord Granville ihm gefällig die Hand bot. Freycinet suchte mit Eifer die Pforte auszuschließen und hatte eine Zeit lang gleichfalls Erfolg damit. Zugleich aber wurde im stillen mit der ägyptischen Nationalpartei geliebäugelt, mit Halim Pascha intriguirt und Lesseps als Stein ins Damenbret gesetzt und vorgeschoben. Vergebens, alle diese Manöver mißglückten. Sie mußten mißlingen, als England sich schließlich für die Intervention erklärte und handelte, ohne fremde Mitwirkung abzulehnen, und man französischerseits nicht mitzuthun wagte. Man hoffte jetzt in Paris, Arabi werde sich als harte Nuß für Wolseley erweisen, er werde an Macht, an Schlauheit, an Befähigung, das ganze Land, ja die muhamedanischen Nachbarn zum Aufstand und Beistand mobil zu machen, ein zweiter Abd-el-Kader sein. Wenn der britische Löwe dann ermattet auf dem Wüstensande läge, wollte man sich einmischen und darauf den Lohn einstreichen, den die Unterschätzung des Gegners von seiten Englands dem Nebenbuhler des letztern in die Hände gespielt. Die Franzosen rechneten und verrechneten sich hier ungefähr wie vor dem preußisch-österreichischen Kriege von 1866. Derselbe wurde von Napoleon III. gewünscht und befördert, indem der Kaiser den geheimen Vertrag zwischen Preußen und Italien guthieß. Er glaubte, Österreich werde siegen oder wenigstens lange standhalten können, und so werde er zu jeder Zeit mit seiner Macht einzugreifen, Halt zu gebieten, den Schiedsrichter zu spielen und sich schließlich seine Gebühren am Rhein auszubitten imstande sein. Königgrätz strich diese schlaue Rechnung durch, und Schiedsrichteramt und Gebühren blieben fromme Wünsche. Ähnlich verhält sichs jetzt, wenn wir ein kleines Treffen mit einer großen Feldschlacht vergleichen dürfen, was in Betreff der Folgen erlaubt ist, mit Tel-el-Kebir. Die Franzosen hielten wieder einmal phantastische Erwartungen für Wirklichkeit, sie machten nochmals die Rechnung ohne den Wirt, sie hatten Schaden davon, und durften auch für Spott nicht sorgen. Wenn Duclerc in seiner Rede der Deputirtenkammer zuruft, sie möge sich patriotisch einigen, da hiervon der französische Einfluß in der Welt abhänge, so mag das im allgemeinen ganz richtig sein, auf die ägyptische Frage aber leidet es keine Anwendung; denn kein Patriotismus der Franzosen wird die Engländer friedlich von dort wegschaffen oder sie in ihrem Thun dort wesentlich beschränken. Deutet aber Duclerc den Nachbarn überm Kanal freundschaftlich an, falls sie den Wünschen Frankreichs dort nicht nachgäben, so würden dieselben von andern Mächten unterstützt werden, so ist das nur eine auf die Eitelkeit und Einbildung seiner Zuhörer berechnete Äußerung, die noch immer dem Aberglauben huldigen, Europa müsse Frankreichs Interessen als die seinigen ansehen und gegen jeden Front machen, gegen den dieses sich kehrt. Duclerc wäre blind und taub, wenn er nicht wüßte, daß Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland und Italien nichts thun werden.

Wenn sich das unwidersprechlich so verhält, was kann da Frankreich allein, isolirt, wie es in dieser Sache ist, zur Remedur, zur Abwendung des unaus-

bleiblichen Ergebnisses der Niederwerfung der ägyptischen Revolution durch die Engländer thun? „Es ist, so sagt der Daily Telegraph, und wir geben ihm im großen und ganzen Recht, es ist nicht geneigt, in Ägypten ein Heer zu landen, um uns die Stellung, die wir dort einnehmen, streitig zu machen. Beabsichtigt es etwa, zu schmollen und sich eine Nation zur Feindin zu machen, die ihm bisher eine wohlgesinnte Freundin war und das zu bleiben wünscht? Kann es sich weigern, in das Konzert der europäischen Mächte einzustimmen, und will es sich zu ohnmächtiger Vereinzelung verurteilen? Will es mit Feindschaft die internationale Freundschaft vergelten, die ihm in Tunis freie Hand ließ? Was kann es an Stelle jener Einheit der Oberaufsicht durch einen englischen Agenten vorschlagen, die das erste und letzte Wort Lord Granvilles ist? Es kann sich doch im Ernste nicht einbilden, daß Europa oder England in eine Erneuerung jenes frühern Versuchs willigen wird, einen ägyptischen Esel von zweien reiten zu lassen. Frankreich ist weder willens noch imstande, selbst als Vertreter aller Mächte allein die Aufsicht über die einheimischen Behörden Ägyptens zu führen. Wir dagegen sind physisch und moralisch durchaus in der Lage, dieses Amt zu übernehmen. Unsre Freihandelspolitik nötigt uns, allen andern Nationen dieselben Vorteile zu gewähren, die wir selbst suchen. Frankreichs Vorschläge in Bezug auf Tunis bekunden, daß es den entgegengesetzten Grundsätzen huldigt. Die finanziellen Interessen Frankreichs werden, sowohl was die Staatsschuld als was den Kanal angeht, unter einer bloß englischen Kontrole so gut gewahrt sein als unter einer englisch-französischen. . . Französische Zeitungsschreiber weigern sich, unsre Einwilligung in das französische Protektorat über Tunis als Äquivalent anzunehmen, indem sie sagen: wir haben Tunis in unsrer Gewalt, und da hilft ein englischer Einspruch nichts. Wenn das behauptet wird, so antworten wir: mit demselben Rechte haben wir Ägypten in der Hand. Infolge welches andern Rechtes als dessen, das im Degen General Brearts verkörpert war, ist Frankreich in den thatsächlichen Besitz von Tunis gelangt? Der Bei von Tunis war vor wenigen Jahren noch staatsrechtlich so unabhängig als der Chedive in Kairo. Aber wir brauchen uns nicht allein auf das Recht des Krieges zu stützen wie Frankreich. Wir sind und bleiben in Ägypten als Vertreter alles dessen, was an der doppelköpfigen Kontrole gut war, und machen sie durch Vereinfachung wohlfeiler und praktischer. . . Täuschung von Schwachköpfen ist es, wenn man meint, die Ägypter könnten sich selbst überlassen werden. Sie würden dann wieder unter einheimische oder türkische Vögte geraten, die Plünderung und Peinigung des Volkes würde von neuem beginnen, alles, was der Westen hier gethan hat, würde zu Grunde gehen, alles, was der Osten Ungerechtes und Grausames thun kann, wieder aufleben. Will Frankreich Einspruch thun, weil wir und wir allein hier am Nil Menschlichkeit, Gesittung und Fortschritt vertreten?“ Und selbstverständlich auch das englische Interesse vertreten, fügen wir hinzu, ohne dessen volle Be-

rechtigung beſtreiten zu wollen, und nur mit der Hoffnung, daß die ſchönen Dinge, die England nach dem Londoner Blatte in Ägypten vorhat, unter der Wahrung dieſes Intereſſes nicht leiden.

Giuſeppe Garibaldi.

(Schluß.)

Die Charaktereigenſchaften, welche in Garibaldi, dem Privatmanne, neben Mut, Treue und Standhaftigkeit am hellſten leuchten, ſind Herzensgüte, Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit. Die erſtere erklärte er ſelbſt für ein Erbteil ſeiner geliebten, im Leben wie im Tode von ihm hochverehrten Mutter. Es war nicht etwa jene ſchwächliche, paſſive Gutmütigkeit, welche mehr eine Temperaments- als eine Charaktereigenſchaft, ſich trefflich mit dem ſchlimmſten Egoismus verträgt und doch nicht ſelten mißbräuchlich mit dem Namen jener hohen Tugend geehrt wird; ſie offenbarte ſich vielmehr als eine ſolche bei jeder Gelegenheit durch Thaten, auch durch ſolche, die mit Gefahren und Opfern verknüpft waren. Notleidenden Hilfe zu ſpenden war ihm lebhaftes Bedürfnis, er unterſtützte ſie mit Rat und That oft über ſeine Mittel hinaus, ohne zu beachten, daß ſeine allzugroße Freigebigkeit ihn ſelbſt und die Seinen zuweilen in bittere Verlegenheit zu bringen drohte. Er tröſtete die Armen und Bedrängten, denen er nicht zu helfen vermochte, und vertrat ihre Sache mächtigen Bedrängern gegenüber mit glühendem Eifer. Er, der nie eine Gunſt für ſich erbat, beſtürmte die Behörden mit Bitten, wo es ſich um die Befreiung eines ſeiner Überzeugung nach unſchuldig Verfolgten, um die Unterſtützung eines Unglücklichen oder die Belohnung eines verkannten Verdienſtes handelte. Wo ein Menſchenleben in Gefahr ſchwebte, zögerte er nie, das eigne aufs Spiel zu ſetzen, um das fremde zu erhalten. Schon als ſiebenjähriger Knabe rettete er ſchwimmend eine dem Ertrinken nahe Frau und ſpäter nach und nach noch zwölf Perſonen zum Teil mit dringender Gefahr des eignen Lebens vom Waſſertode. Für ſich ſelbſt beanſpruchte er keinen Lohn, weder Ehren noch Schätze. Als Befehlshaber der italieniſchen Legion in Montevideo war er, „der einzige Uneigennützige unter lauter habſüchtigen Egoiſten,“ wie ihn der engliſche Vermittler Lord Howden nannte, ſo arm, daß er abends mit ſeiner Gattin im Dunkeln ſaß, weil er kein Geld hatte, ſich ein Licht zu kaufen. Der Eroberer und Diktator Unteritaliens kehrte mit 1200 Franken Vermögen nach Caprera zurück und lebte dort mit den Seinen von harter Arbeit ſeiner Hände. Äußere Ehrenzeichen waren nicht

nur seinen republikanischen Grundsätzen, sondern auch seinem ganzen innern Wesen zuwider; selbst den höchsten Orden Italiens verschmähte er als „königlichen Flittertand.“ Die Ämterjägerei wie das Protektions- und Sinekurenwesen und die Bestechlichkeit, eine weitverbreitete Krankheit in der frühern italienischen, zumal der neapolitanischen Beamtenwelt, erregten ihm Widerwillen und Ekel sowie die schwersten Besorgnisse für die Zukunft des Landes.

Durch und durch wahrhaftig, meinte er stets ganz und voll, was er sagte, und hielt fest und treu an dem gegebnen Worte. Wie sein ganzes Thun nicht aus verständiger Überlegung und Berechnung hervorging, sondern aus der Fülle seines innern Wesens mit Naturnotwendigkeit entsprang, so mußte er zugleich einseitig sein, konnte an den großen Ideen, die ihn bewegten, nie zwei Seiten unterscheiden, konnte kein Schwanken und Zaudern begreifen. Alle krummen Wege waren ihm im tiefsten Innern zuwider. Nie, solange er noch im Vollgefühle seiner Kraft war, am Siege der guten Sache, nie auch daran zweifelnd, daß das, was ihm die innere Stimme als solche bezeichnete, die gute Sache sei, strebte er stets auf geradem Wege dem Ziele entgegen, ohne sich durch Hindernisse und Bedenken irgendeiner Art irre machen zu lassen. Von Natur der bescheidenste Mensch, war er durch die ungeheuren Erfolge von 1860 zu der Überzeugung gekommen, daß das Schicksal ihn zu großen Dingen bestimmt habe, ja in gewisser Beziehung zu einem Glauben an die eigne Unfehlbarkeit, der von Schmeichlern und radikalen Parteimenschen, die ihn zu ihren Zwecken mißbrauchen wollten, zu seinem und des Landes Schaden genährt und gefördert wurde. Wie für ihn nur das natürliche Recht, wie es sich ihm in seinem Innern offenbarte, unbedingte Geltung hatte, während er dem geschriebnen Gesetz nur insoweit bindende Kraft zuerkannte, als es nicht mit seinen idealen Zwecken und den zu ihrer Erreichung notwendigen Mitteln in Widerspruch stand, so war ihm auch die Politik als Wissenschaft und Kunst ein Buch mit sieben Siegeln; daher achtete er auch die Staatsmänner von Handwerk gering, ja erblickte in ihnen oft das schwerste Hindernis für den Sieg der guten Sache. Mit maßvoller Gerechtigkeit und Besonnenheit das Für und Wider abzuwägen, mit kühler Berechnung Erreichbares und Unerreichbares zu scheiden, die Schwierigkeiten verwickelter diplomatischer Verhältnisse zu erkennen, zu laviren, mit zäher Geduld den rechten Moment zur That abzuwarten, war nicht seine Sache. Die „Fuchspolitik,“ wie er sie nannte, Cavours in den Jahren 1859 und 1860 und die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza, die ihm ein Verrat am Vaterlande war und deren Unvermeidlichkeit er nicht einzusehen vermochte, hat er dem großen Minister noch auf dem Sterbebette nicht verziehen. Wie Mut, Vaterlandsliebe und Wahrhaftigkeit ihm die höchsten Mannestugenden waren, so war ihm die Doppelzüngigkeit in tiefster innerer Seele verhaßt, und der Verrat am Vaterlande und die Feigheit im Kampfe für dasselbe erschienen ihm als die wahre

Sünde gegen den heiligen Geist. Sie allein vermochte er, der jede persönliche Beleidigung, jedes ihm zugefügte Unrecht so leicht vergaß, nie zu vergeben.

Wie Garibaldi Idealist in allem war, so war er es natürlich auch in der Freundschaft. Allzuleicht, wie er uns selbst erzählt, geneigt, Freundschaften auf den ersten Blick, nach dem ersten Händedruck, beim ersten Begegnen auf der Straße zu schließen, allzuleicht schönen Worten und Versprechungen Glauben schenkend, ist er hundertfach von falschen Freunden getäuscht und mißbraucht worden. Während ihm selbst der geschlossene Bund heilig und unverletzlich, kein Opfer für den Freund zu schwer, die gefährdete Lage desselben ein Grund mehr war, an ihm festzuhalten, sah er sich mehr als einmal in der Stunde der Not von denen verlassen, denen er sein volles Vertrauen geschenkt hatte. So war es nicht zu verwundern, daß in seinen letzten Lebensjahren ein seinem ursprünglichen Wesen durchaus fremdes Mißtrauen Eingang in sein Gemüt fand.

An den Seinen hing er mit treuester Liebe. Für das materielle und geistige Wohl seiner Kinder — er hatte deren sieben von drei verschiednen Müttern, darunter zwei Töchter, die ihm im Tode vorausgingen — hat er stets nach besten Kräften gesorgt, soweit es sein unstetes Leben, das ihn oft lange Zeit von der Familie getrennt hielt, gestattete. Freilich war er kein Meister in der Erziehung und hat auch in den eignen Söhnen manche traurige Erfahrung gemacht. Die Gattin seiner Jugend, die Kreolin Anita, liebte er mit glühender Leidenschaft und mit unveränderlicher Treue bis zu ihrem Tode. Charakteristisch für ihn ist die Art, wie er sie heimführte. Er hatte in einem Seekampfe und Schiffbruche an der Küste von Uruguay fast alle seine Freunde verloren. Seine Seele lechzte nach einem liebenden Herzen, mit dem er alles teilen könnte. Schon längst hatte er geglaubt, „in den Frauen die vollkommensten Wesen der Schöpfung zu erkennen.“*) Eines Tages erblickte er vom Deck seines Schiffes auf dem Parana aus am Ufer ein junges Weib von hohem, stolzem Wuchse mit Zügen von fast männlicher Schönheit. Sie sehen und lieben war eins. Er sprang ans Ufer. „Mädchen, du mußt mein sein!“ flüsterte er ihr zu, und entführte am folgenden Tage die nicht widerstrebende, gegen ihren Willen von den Eltern einem andern verlobte auf sein Schiff. Sie hat Gutes und Böses mit ihm geteilt bei seinem unsteten Wanderleben in Amerika und Europa, und er hat sie auf den Händen getragen, bis sie auf dem schrecklichen Rückzuge von Rom im Sommer 1849 an der adriatischen Küste ihren Leiden und den übermäßigen Strapazen erlag. Ihr Tod erschien dem unglücklichen Manne, der vor den nahen Verfolgern fliehen mußte, ohne ihrer Hülle die letzte Ehre erzeigen zu können, als eine göttliche Strafe, weil er sie liebenden Eltern heimlich entrissen hatte.

---

*) Denkwürdigkeiten ꝛc., I, 84.

Zehn Jahre lang blieb er Witwer. Aber sein Blut war heiß und trieb ihn zu neuer Liebesleidenschaft. Noch lebt in Nizza eine Dame, mit der er in vertraulichem Verhältnis gestanden und die ihm eine — im Alter von sechzehn Jahren 1875 auf Caprera gestorbene — Tochter Anita geboren hat. Während des Krieges von 1859 kam die junge Marchesina Raimondi, eine stolze Schönheit, in sein Lager am Langensee gesprengt, um seine Hilfe für die Stadt Como zu erbitten. Sie erschien ihm, zumal als sie kühnen Mutes herbeieilte, den durch ein plötzliches Scheuen seines Pferdes in Lebensgefahr schwebenden zu retten, als eine Verkörperung weiblicher Ritterlichkeit. Sofort war der Entschluß gefaßt, um sie zu werben, und nach wenigen Monaten stand er mit ihr am Altar. Aber noch am Hochzeitstage selbst erhielt er die durch ihr eignes Geständnis bestätigte Kunde, daß die junge Frau bereits mit Seele und Leib einem andern und noch dazu einem Landesfeinde angehört habe. Er sprang auf sein Pferd und verließ ohne Abschied das Hochzeitsschloß auf Nimmerwiedersehn. Erst zwanzig Jahre später wurde die Ehe rechtskräftig getrennt, und der 73jährige Greis konnte die Amme seines Enkelkindes in Genua, Francesca Armosino, die ihm inzwischen schon drei Kinder geboren, zu seiner rechtmäßigen Gattin erheben.

Wir erkennen hier eine der hervorstechendsten Schwächen des Mannes: die übergroße Sinnlichkeit, die aus der Kraftfülle seines Körpers hervorging, und sich mit seiner Bewunderung weiblicher Schönheit wie mit dem Sehnen seines Herzens nach der Liebe eines weiblichen Wesens zu unwiderstehlicher Leidenschaft verband. Er selbst hatte des Fehlers kein Hehl, auch hier offen und wahrhaft wie immer, und die Frauen machten es ihm nur allzu leicht, demselben zu fröhnen. Dennoch war er kein Don Juan; er sündigte nur aus wirklicher Leidenschaft, und keine, die er je geliebt, durfte sich über ihn beklagen.

Wenn man Garibaldi einen „von diabolischem Hasse gegen die Religion erfüllten Menschen" genannt hat,*) so ist das von einem gewissen Standpunkte aus, dem Religion und der Glaube an eine übernatürliche Offenbarung, dem vor allem Religion und unbedingte Unterwerfung unter die römische Hierarchie ein- und dasselbe sind, begreiflich. Seine Feindschaft gegen den absoluten und despotischen Herrscher des Kirchenstaates als das größte Hindernis der italienischen Nationaleinheit und Freiheit, sein Haß gegen den die Geister knechtenden „Lucifer von Rom" und die ganze Hierarchie mit ihrer Herrschsucht, ihrer Heuchelei, ihrer Vaterlandslosigkeit, ihrer Verfolgungssucht brachte ihn allerdings dahin, ein Feind der Kirche als Institution zu werden, d. h. der einzigen, die er kannte, der römischen Priesterkirche. Die ganze Kirchenlehre erschien ihm wie ein zu Nutz und Frommen der Hierarchie erfundenes Lügengewebe. Der krasse Aberglaube, der ihm zumal während seiner Diktatur in Sizilien und Unteritalien

*) Germania vom 4. Juni 1882.

auf Schritt und Tritt entgegentrat, ein Wahnglaube, der ihn ſelbſt bald als guten, bald als böſen Dämon zu einem übermenſchlichen Weſen ſtempeln wollte, dem er ſelbſt, wollte er nicht allen Einfluß auf die Bevölkerung einbüßen, zähneknirſchend Konzeſſionen zu machen gezwungen war, erregte ſeine tiefſte und heftigſte Empörung: „Der Aberglaube, dieſes Ungeheuer der Hölle, ſchwebt noch über dieſer Welt, und gleich der alten Hydra wird er immer von neuem auferweckt in der ſcheußlichen Bude des Prieſters.“ *)

Wenn wir aber ſchon von vornherein vorausſetzen dürfen, daß ein Menſch, deſſen ganzes inneres und äußeres Leben von einem idealen Geiſte beſeelt und erfüllt iſt, der die ganze Menſchheit mit inniger Liebe umfaßt, der die uneigennützigſte Opferwilligkeit beſitzt, der ſeine Armut mit den Armen teilt, der ſtets bereit iſt, ſein Leben für ein fremdes in die Schanze zu ſchlagen, nicht irreligiös ſein kann, ſo beſtätigt uns das, außer vielen andern von ihm bewahrten Äußerungen in Wort und Schrift, ein von ſeinem Biographen Guerzoni überliefertes Fragment ſeiner Memoiren über die wahre Religion, welches beweiſt, wie ſich in ihm pantheiſtiſche Ideen mit den Grundanſchauungen der chriſtlichen Ethik verbanden.

„Wer iſt Gott?“ heißt es darin. „Ich weiß davon ſoviel wie ein Prieſter, aber als ein Apoſtel der Wahrheit antworte ich: Ich weiß es *nicht*.... Wer iſt Gott? Der Regierer der Welt ... ja, jene unendliche Intelligenz, die jeder, der den Blick in den Weltraum wirft und die ſtaunenswerte Harmonie betrachtet, die dort herrſcht, bekennen muß.“ Und nun ſetzt er ſeine Auffaſſung des Verhältniſſes der eignen Individualität zur Gottheit auseinander. „Mein Körper iſt beſeelt, wie die Millionen von Weſen beſeelt ſind, die auf dem Lande, im Waſſer, im unendlichen Raume wohnen. Mit allen dieſen Weſen bin ich alſo mit einer gewiſſen Intelligenz begabt, und wenn die univerſelle Intelligenz, die das Ganze beſeelt, Gott wäre, ſo beſäße ich alſo einen beſeelenden Funken, einen Ausfluß Gottes, und wäre alſo zwar nur ein unendlich kleiner Teil der Gottheit, aber doch ein Teil. Dieſe Idee erhebt mich; ſie befriedigt mich, ſie macht Etwas aus meinem Nichts und trägt dazu bei, mich in der Erbärmlichkeit dieſes Daſeins aufrecht zu halten..... Einfach, ſchön, erhaben iſt die wahre Religion (la religione del vero); es iſt die Religion Chriſti, denn die ganze Lehre Chriſti ſtützt ſich auf die ewige Wahrheit: der Menſch iſt dem Menſchen gleich von Geburt. Daher: Thut nicht andern, was ihr euch nicht

*) La superstition, ce monstre des enfers,
Plane encore sur ce monde, et comme l'hydre antique
Ressuscite toujours dans l'affreuse boutique
Du prêtre .....

Aus einem Gedicht an Victor Hugo (datirt von Caprera, Dezember 1867) als Erwiederung auf deſſen Voix de Guernesey.

gethan haben möchtet; und: Wer ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf den Sünder. Symbol der Brüderlichkeit die erſte Lehre, Symbol der Vergebung die zweite — Symbole, Vorſchriften, Lehren, die, von den Menſchen geübt, jenen Grad von Vollkommenheit und Wohlfahrt darſtellen würden, den zu erreichen überhaupt möglich iſt."

Wir ſehen, Garibaldis Religion iſt ein vielmehr auf Gefühlsanſchauung und Herzensbedürfnis als auf verſtändiges Räſonnement gegründeter ſentimentaler Pantheismus. „Meine Seele, heißt es in einem L'Anima überſchriebenen Kapitel ſeiner Memoiren, iſt ein Atom der Seele des Univerſums, und dieſer Glaube veredelt mich, erhebt mich über den elenden Materialismus, flößt mir Achtung für die andern Atome als Emanationen Gottes ein, und treibt mich an, den Beifall aller der Atome zu verdienen, die mir gleichen, und die mehr durch das Beiſpiel als durch die Lehre Gutes wirken ſollen, weil ſie ihrem Weſen nach (per essenza) dem ewigen Wohlthäter angehören." Die Liebe zu allen lebenden Weſen, die er ſo im letzten Grunde als ſeinesgleichen betrachtete, war ihm tief in die Seele gepflanzt. Wie er das Pferd liebte, das ihn bei ſeinem Nomadenleben in den Grasſteppen Südamerikas trug, wie er für dasſelbe ſorgte, ehe er an ſich ſelbſt dachte, wie er den treuen Hund Caſtor, der den Verbannten an der afrikaniſchen Küſte begleitete und der, als Garibaldi, nach Amerika ſegelnd, ihn zurücklaſſen mußte, vor Kummer um den geliebten Herrn jede Nahrung zurückwies bis zum Tode, als einen Freund beweinte, ſo pflegte er auch mit zarteſter Sorgfalt ſeine Pflanzen, und es war ihm, wenn ſie die welkenden Häupter erfriſcht wieder aufrichteten, als blickten ſie ihn mit einem dankbaren Lächeln an. „Die Seele der armen Pflanzen ſtand in Verkehr mit der meinigen, und wenn ich fern von ihnen auf dieſem Meere des Elends umhergeworfen werde, gedenke ich ihrer und fühle mich wunderbar erleichtert und erhoben (sollevato)."

Von ſeiner Liebe und ſeinem Erbarmen für die Tiere ſind uns rührende Züge aufbewahrt. Einſt hörte er, aus dem Schlafe erwachend, mitten in einer jener rauhen und ſtürmiſchen Winternächte, wie ſie auf Caprera ſo häufig waren, das ängſtliche Blöken eines verirrten Lammes. Ohne Beſinnen ſtand er auf, ſuchte, des Unwetters nicht achtend, das halberfrorene Geſchöpf, trug es in ſeine Kammer und bereitete ihm hier ein warmes Lager. Als er auf dem Sterbebette lag, ſetzte ſich ein munteres Pärchen jener zierlichen ſchwarzhaubigen Grasmücken,*) das ihn zu beſuchen pflegte, auf den offenen Balkon, und das Männchen ließ ſeinen helltönenden Geſang erſchallen. Seine Gattin wollte ſie verjagen; aber der Sterbende ſprach mit ſchwacher Stimme: „Laß ſie, es ſind vielleicht die Seelen meiner beiden Mädchen, die mich vor dem Tode noch begrüßen wollen. Wenn ich nicht mehr bin, empfehle ich ſie dir; verlaß ſie nicht und

*) Sylvia atricapilla L.

sorge, daß sie immer Nahrung finden." Es waren die letzten Worte, die er vernehmlich sprach.

Dasselbe Herzensbedürfnis, das ihn an eine innere Wesensgleichheit, ein gegenseitiges Seelenverständnis mit allem, was lebte, glauben ließ, lag auch seinem Glauben an Unsterblichkeit zu Grunde. Wir wissen, mit welch schwärmerischer Liebe und Verehrung er an seiner Mutter hing, so lange sie am Leben war, und mit welch unwandelbarer Treue er ihr Andenken bewahrte. Wenn ihm der Tod nahe trat, in dem Krachen des Schiffbruchs, im Handgemenge der Schlacht, sah er seine fürbittende Mutter vor Gott auf den Knien liegen und „glaubte an die Kraft ihres Gebetes." „Nach ihrem Tode, erzählt er, habe ich sie oft gesehen, nicht nur im Traume, sondern auch im wachen Zustande am hellen Mittag, wie sie dastand in ihrem einfachen Kleide und mir zulächelte mit dem Lächeln der Engel. Und ist dieser immaterielle Verkehr der Augen mit der Seele nicht ein genügender Beweis der Unsterblichkeit derselben?"

Vom Küstenschiffer, heimatlosen Verschwörer und zum Tode verurteilten Deserteur zum Eroberer und Diktator Unteritaliens sich erhebend und, ein zweiter Cincinnatus, wieder als Privatmann auf seine einsame Insel zurückkehrend, um dort seinen Kohl zu bauen, bald im Orient, bald im Occident heimisch, abwechselnd Handelsmann, Kapitän eines Kaperschiffes, Schulmeister, Guerillaführer, Admiral, Viehtreiber, General, Lichterzieher, Diktator und Ackerbauer, durfte Giuseppe Garibaldi wie kaum irgend ein andrer das nil humani a me alienum auf sich anwenden. Wie er den Fuß auf den Boden aller Weltteile gesetzt hatte, so gab es keine Schicht der Bevölkerung, keinen Rang der menschlichen Gesellschaft, denen er nicht vorübergehend angehört hätte, vom pfennigtosen Bettler bis zum Herrscher über Millionen, bald in einer Bretter- oder Reisighütte, bald in Palästen wohnend, auf dem nackten Erdboden und in den Gemächern der Könige schlafend. Mit vollem Rechte lassen sich auf ihn die Worte des Dichters anwenden: Alles hat er erfahren: den Ruhm vergrößert durch Gefahren, den Sieg und die Flucht, die Königsburg und die Verbannung, zweimal im Staube, zweimal auf den Altären.*)

So erscheint sein Lebenslauf gleich einer wunderbaren Heldensage der Vorzeit. Schon umspinnt ihn die Volkstradition mit den schimmernden Fäden des Mythus; schon ertönen in den Hütten Unteritaliens und Siziliens die Rhapsodien einer Garibaldi-Epopöe, in der der Heros zum Halbgott geworden, mit über-

*) Tutto ei provò: la gloria
Maggior dopo il periglio;
La fuga o la vittoria,
La reggia e il tristo esiglio:
Due volte nella polvere,
Due volte sugli altar.

Manzoni, Il 5 Maggio; fünfte Antistrophe.

menschlichen Kräften ausgestattet, seine Thaten und Schicksale über den Bereich des Möglichen hinausgehoben erscheinen. Aber auch den nüchternen Historiker, der die geschichtlichen Thatsachen sorgfältig von der vergrößernden Sage sondernd, den Mann, seine Thaten und Schicksale auf ihr wirkliches, natürliches Maß zurückführt, muß Staunen ergreifen, wenn er den wunderbar verschlungenen Irrgängen dieses wechselvollen, abenteuerreichen Lebens nachspürt. Und ebenso wunderbar wie seine Schicksale wird den nachgebornen Geschlechtern die Gestalt des Helden selbst erscheinen. Dieser unverbesserliche Idealismus, der durch die Welt geht, sie mit seinen Thaten erfüllend, ohne eine Ahnung von ihrer wirklichen Beschaffenheit zu haben, diese absolute Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit, diese vollständige Nichtachtung des eignen Vorteils, diese glühende Vaterlands- und Menschenliebe, diese frische lebendige Thatenlust bis ins hohe Alter, dieser unerschütterliche Mut, diese heitere Tapferkeit, diese Geringschätzung des eignen Lebens, gepaart mit der höchsten Achtung und Schonung des Fremden, selbst des Tieres und der Pflanze, diese sich nie verleugnende Herzensgüte, diese reine Freude an der schönen Natur, diese wunderbare Verquickung einer hohen Begabung als Soldat, wie als Führer im Kriege, zu Lande und zur See mit der Naivetät eines Kindes, das unfähig, die realen Verhältnisse zu erkennen und zu würdigen, das Mögliche von dem Unmöglichen zu scheiden, nach dem Monde greift und die Sterne herabholen will, endlich diese bescheidene Demut betreffs seiner eignen Verdienste, die doch, ihm selbst unbewußt, alsbald zu unerträglicher Anmaßung umschlägt, wo es ihm gilt, seine idealen Zwecke und Chimären zu predigen, zu fördern, gegen Angriffe zu verteidigen — in welcher historischen Persönlichkeit der modernen Zeiten finden wir diese Züge nur annähernd wieder vereinigt? Wohl mag uns Garibaldi oft als le grand niais, der große Einfältige, wie ihn Massimo d'Azeglio nannte, erscheinen; aber in dieser Einfalt selbst liegt zugleich eine einfache Größe, wie sie der modernen Welt vollständig abhanden gekommen ist. Nur in der Welt des klassischen Altertums mögen wir auf ähnliche Charakterköpfe stoßen, wenn auch die Parallelen, die man zwischen ihm und Timoleon, dem jüngern Cato u. a. gezogen, nur sehr teilweise Berechtigung haben.

Es ist klar, daß ein solcher Mann, der in jedem Augenblicke bereit war, mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit allem, was er war und hatte, für die Verwirklichung seiner Ideale einzutreten, dabei zugleich der Abgott seines Volkes, in solch ungewöhnlichen Zeiten, wo es zur Neuschöpfung eines Nationalstaates, ja man könnte fast sagen, einer Nation auch außergewöhnlicher Männer und Thaten bedurfte, großes zu verrichten berufen war. Es ist nicht minder klar, daß derselbe Mann, sobald geordnete Staatszustände eingetreten waren, eine große Gefahr, ein bedenkliches Hindernis einer ruhigen stetigen Entwicklung werden mußte. Sein ungeduldiges Streben erst nach der Vollendung des nationalen, dann des politischen und sozialen Ideals, wie es ihm vorschwebte,

ließ ihm keine Ruhe auf seiner Insel. Sein ungeheurer Einfluß auf die Jugend und die Masse des Volkes wurde oft arg mißbraucht von schlauen Demagogen, deren Einflüsterungen er voll naiven Glaubens an die Reinheit und Uneigennützigkeit ihrer Absichten allzu vertrauensvoll sein Ohr lieh. Es ist fast ein psychologisches Rätsel, wie der Mann, der im Kriege die versteckten Absichten und Schachzüge des Gegners so trefflich zu durchschauen und zunichte zu machen wußte, so leicht und so oft in die seiner Loyalität gestellte Falle ging. Als er unter schweren Körperleiden allmählich darniedersank, mußte noch seine persönliche Gegenwart, wenn auch vom Krankenstuhle aus, oder doch wenigstens der Zauber seines Namens dazu dienen, die Interessen der nationalen und internationalen Demokratie zu fördern. Er selbst hatte, als die Zeit der Thaten für ihn vorüber war, nur allzusehr die Neigung, in offenen Briefen und Manifesten aller Art seinen Klagen, seinen getäuschten Hoffnungen, seinem Haß und seiner Liebe Luft zu machen, und während er seine Ideale feierte, die Gegner mit den heftigsten Angriffen in den maßlosesten Ausdrücken zu verfolgen. Wohl mögen wir diese Thorheiten, zu denen bittere Enttäuschungen den kranken Greis hinrissen, als häßliche Flecken auf diesem Heldenbilde, wohl mögen wir es überhaupt beklagen, daß nicht eine der Chassepotkugeln bei Mentana ihn dahinraffte, ehe die Schwächen und Leiden des Alters die Blüte seines Ruhmes knickten und den Zeitgenossen das traurige Bild des senex querulus zeigten. Sein Schicksal war ein tragisches. Seine Ideale waren nicht die seiner Zeit und seines Landes. Er war Republikaner und Freidenker, sein Land war monarchisch und katholisch. Seine Vorstellungen von der sozialen Neugestaltung der Welt, von den Verständigen als Hirngespinnst belächelt und verhöhnt, traten ihm in den Bestrebungen der Sozialdemokraten und Kommunarden in häßlich verzerrtem Bilde entgegen, von dem er sich empört abwandte. So bemächtigte sich seiner in den letzten Jahren immer mehr jene verdüsterte, pessimistische Stimmung, in der ihm die ganze Welt als eine unverbesserlich verderbte, das eigne Leben als ein vergebliches und verfehltes erschien.

Aber nicht in dieser traurigen Gestalt des geistig und körperlich gelähmten, entmutigten Greises wird Giuseppe Garibaldi der Nachwelt erscheinen. In seinem Volke, dem er Jahrzehnte lang der klassische Ausdruck, der verkörperte Typus aller seiner edelsten Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche war, wird er nur als der Held von Marsala fortleben. Wie sich jetzt in allen Gemeinden seines Vaterlandes von den Alpen bis zum Ätna hin sein idealisirtes Bildnis in Erz und Stein erhebt, so werden auch in der Erinnerung der kommenden Generationen die Schwächen des Menschen von ihm abgefallen sein, die Flecken von dem Bilde verschwinden. Ein Geschlecht wird dem andern in Lied und Geschichte von den wunderbaren Thaten des Nationalheros berichten, und auf Jahrhunderte hinaus wird er der Jugend seines Volkes als ein begeisterndes, zu großen Thaten spornendes Vorbild patriotischen Heldentums vorleuchten.

Cassel. Otto Speyer.

Der Häckelismus auf der Naturforscherversammlung in Eisenach.

ie doch Schiller nur so veraltete und abergläubische Gedanken in Verse bringen konnte wie die, daß der Mensch frei sei, und wenn er in Ketten geboren wäre, daß er Tugend üben könne, und daß ein Gott sei — „hoch über der Zeit und dem Raume webt lebendig der höchste Gedanke“ — und wie er zuletzt noch behaupten konnte: „Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt, so lang' er noch an die drei Worte glaubt.“ Hätte er doch nur eine Ahnung von seinem spätern Kollegen Professor Häckel gehabt und namentlich von dessen Rede auf der Naturforscherversammlung dieses Jahres in Eisenach, er würde unzweifelhaft das veraltete Gedicht völlig umgestaltet haben, und die letzte Zeile, die ohnehin einige Härten in der Sprache aufweist, würde viel besser so gelautet haben: „so lang' er noch an die einheitliche Naturanschauung des Professor Häckel glaubt.“

Wir stehen nach Häckels fester Überzeugung an dem „größten Wendepunkt in der Geistesgeschichte der Menschheit,“ welcher uns die beste Aussicht auf die weitere Entwicklung derselben eröffnet.*) Am Fuße der Wartburg, deren historische Bedeutung schon bei so manchen thörichten Kundgebungen mißbraucht wurde, feiert Häckel in einer Art von Triumphgesang den vollständigen Sieg der Darwinschen Entwicklungslehre. Eins der größten Rätsel des Lebens, sagt Häckel, ist durch Darwin gelöst, denn die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein ist nichts geringeres als die endgiltige Beantwortung der großen Frage: Wie können zweckmäßig eingerichtete Formen der Organisation ohne Hilfe einer zweckmäßig wirkenden Ursache entstehen? Wie kann ein planvolles Gebäude sich selbst aufbauen ohne Bauplan und ohne Baumeister? Vererbung und Anpassung, natürliche Auslese oder Zuchtwahl im Kampf ums Dasein sind die natürlichen Ursachen, welche die Entstehung aller lebenden Wesen aus den Grundstoffen der Materie erklären ohne Hilfe eines Baumeisters, eines Gottes, eines Geistes und am allerwenigsten eines wunderthätigen Schöpfers. „Zwar hatte schon 1809, im Geburtsjahre Darwins, Lamarck ganz klar gezeigt, daß die Ähnlichkeit der organisirten Formen durch ihre gemeinsame Abstammung, ihre Verschiedenheit hingegen durch ihre

*) Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Vortrag in der Naturforscherversammlung in Eisenach von Ernst Häckel. Jena, G. Fischer, 1882.

Anpassung in die Existenzbedingungen zu erklären sei. Allein es fehlte ihm noch die Erkenntnis der bewirkenden Ursachen, welche Darwin erst fünfzig Jahre später enthüllte. . . . Lamarck behauptete, daß das Leben nur eine sehr verwickelte natürliche Erscheinung ist, auf mechanischen Vorgängen beruhend, die durch die Beschaffenheit der organischen Materie selbst bedingt sind. Auch die Erscheinungen des Seelenlebens sind in dieser Beziehung von den übrigen Lebenserscheinungen nicht verschieden, denn die Vorstellungen und Thätigkeiten des Verstandes beruhen auf Bewegungsvorgängen im Zentralnervensystem; der Wille ist in Wahrheit niemals frei, und die Vernunft ist nur ein höherer Grad von Entwicklung und Verbindung der Urteile. . . . Bei der großen Klarheit und Konsequenz seines Systems ist es selbstverständlich, daß er auch dem Menschen seinen naturgemäßen Platz an der Spitze der Wirbeltiere anweist und die Ursachen seiner Umbildung aus affenartigen Säugetieren erläutert. Er nimmt auch an, daß die gemeinsamen ältesten Stammformen aller Organismen einfache Wesen waren, und daß diese durch Erzeugung unter dem Zusammenwirken verschiedner physikalischen Ursachen unmittelbar aus unorganischer Materie im Wasser entstanden."

Diese ganz entschieden materialistische Theorie meint nun Häckel mit der Naturauffassung Goethes identifiziren zu können, obwohl Goethe zu seinem Bedauern das Werk Lamarcks nicht gekannt habe. Darwin habe dann schließlich die erdrückende Fülle der beweisenden Thatsachen hinzugefügt, sodaß nun die einheitliche Naturanschauung die unbestrittene Herrschaft in allen Gemütern errungen habe, eine wahre Erlösung für die hilfsbedürftige Menschheit, eine Befreiung von dem gefährlichen Aberglauben, daß ein Schöpfer, ein Geist über und unabhängig von der Materie herrsche. Daraus entwickle sich eine neue Religion, eine neue Erziehungslehre, Verbesserung der Schulen und unabsehbare Fortschritte für die Zukunft. „Diese einheitliche Religion der Menschlichkeit steht mit denjenigen Grundlehren des Christentums, die dessen wahren Wert begründen, keineswegs im Widerspruch, denn die allgemeine Menschenliebe, als Grundprinzip der Sittlichkeit, ist in der erstern ebenso wie in dem letztern enthalten." Hat doch Darwin gezeigt, wie aus den gesellschaftlichen Instinkten der höhern Tiere durch Vererbung und Anpassung auch die Sitten der Menschen sich entwickeln.

Wenn wir Materialismus im strengen Sinne diejenige Lehre nennen, welche die Ursache für alles körperliche und geistige Geschehen in den Eigenschaften der Materie findet, so finden wir denselben am konsequentesten in Frankreich ausgebildet, und in etwas plumperer Form nach Deutschland übertragen. Nach ihm würde die Chemie eigentlich an die Stelle der Theologie zu treten haben, und genau genommen würde sie soviel Götter zu verehren haben als es Grundstoffe giebt, also etwa 67. Dieser krasse Materialismus, der in Deutschland gelegentlich schon etwas lächerlich geworden ist, ist Häckel offenbar

kein angenehmer Name, und er sucht ihn sichtlich zu vermeiden. Aber es lohnt zu untersuchen, ob sein Monismus etwas wesentlich andres sei.

Auf den ersten Blick erscheint es allerdings etwas ganz anderes, ob man behauptet, daß die chemischen und physikalischen Eigenschaften der Materie Ursache aller geistigen Thätigkeiten seien, oder ob man mit Häckel sagt, daß die Materie von vornherein nicht nur mechanische, sondern auch geistige Eigenschaften habe; die Atome und Moleküle bei ihm haben bekanntlich eine Seele, und namentlich den Molekülen der organischen Materie wird der Besitz eines Gedächtnisses zugeschrieben. Auf diese Weise ist also in dem System des Monismus wenigstens der spezifische Unterschied zwischen mechanischen und geistigen Prozessen aufrecht erhalten. Wenn die Moleküle durch einen glücklichen Zufall zu einer Gehirnsubstanz zusammengetreten sind, so kann sich aus ihrer Gedächtnisfähigkeit ja vielleicht auch die Fähigkeit zu empfinden und zu denken entwickeln, und das letztere wird doch nicht ohne weiteres mit dem mechanischen Hergang einer Drüsenabsonderung identifizirt oder in Parallele gestellt, wie das der gemeine Materialismus thut. Nun ist aber ein Gedächtnis nicht möglich ohne einen Inhalt, dessen eben gedacht wird in der Erinnerung. Ein solcher Inhalt kann aber nur durch Empfindung gegeben werden, also müssen die Moleküle, wenn sie Gedächtnis haben sollen, jedenfalls auch Empfindung haben. Auf Empfindung kann man aber nur dann schließen, wenn empfindliche Organe nachzuweisen sind, diese sind wieder nicht ohne Bewegung möglich und nachweislich, und so kommt es denn am Ende dahin, daß die kühne Erdichtung, die Moleküle der organischen Materie hätten Gedächtnis, noch eine Menge weiterer Erdichtungen zur Folge haben muß; entweder haben sie den ganzen transcendentalen Apparat mit den Formen der Anschauung und des Denkens, den Kant entdeckt hat, oder sie haben auch kein Gedächtnis. Denn wenn sie sich auch nur des eignen Zustandes erinnern sollen, so können sie das nicht, ohne ihn empfunden zu haben.

Häckel nennt nun zwar seine Naturphilosophie die kritische und glaubt ohne Zweifel in Bezug auf den Urgrund der Welt mit Kant in Übereinstimmung zu sein. Das ist aber ein großer Irrtum. Kant hat allerdings den Lehrbegriff vom Ding an sich so formulirt, daß man sagen kann, er habe es für unerkennbar erklärt. Aber er hat es niemals für den letzten Urgrund aller Dinge erklärt, auch nicht für die Ursache aller Erscheinungen oder Empfindungen, sondern er hat nur gesagt, daß wir es denken müssen, ohne jemals beweisen zu können, daß es wirklich existire. Er hat es für einen gänzlich leeren Begriff erklärt, nach dem in der Erfahrung niemals gefragt wird, und hat sich die größte Mühe gegeben, zu zeigen, daß darin der Hauptfehler der dogmatischen Denkweise liegt, daß wir immer geneigt sind, die Gegenstände der Erfahrung für Dinge an sich zu halten, während die kritische Philosophie eben darin sich unterscheidet, daß sie weiß, daß wir nur Erscheinungen erfahren können, und daß die Zergliede-

rung der Erscheinungen ins sogenannte Innere der Natur hineindringt. Der letzte Grund der Einheit der Erscheinungen ist nicht das Ding an sich, sondern die transcendentale Form unsers Erkenntnisvermögens.

Sehen wir uns endlich noch die großen unermeßlichen Vorteile etwas näher an, die angeblich für unsre Erkenntnis entspringen, wenn wir die organischen Pflanzen- und Tierformen ohne alle zweckmäßig wirkende Ursache, ein zweckmäßig konstruirtes Gebäude ohne einen denkenden Baumeister sich entwickeln lassen. Kant hatte gesagt: Man kann jeden Organismus für eine zweckmäßig konstruirte Maschine erklären. Die Wirksamkeit derselben, die Äußerungen der Thätigkeit aller Organe und auch die Beschaffenheit der Organe selbst können wir nach mechanischen Prinzipien begreifen. Chemie, Physik und Mechanik bieten uns die Hilfsmittel, die uns darüber aufklären. Aber durch welche Ursache die Maschine gerade so konstruirt ist, warum die anorganischen Stoffe gerade in diese Verbindung getreten sind, wie sie dem Zweck des Ganzen dienen, das werden wir durch keine Zergliederung der Erscheinungen, durch keine wissenschaftliche Forschung überhaupt erfahren, denn ein Zweck — mag er nun vollkommen oder unvollkommen erreicht sein — deutet immer auf eine Intelligenz hin, welche diesen Zweck sich vorgesetzt hat; ein Zweck erklärt sich nie aus mechanischen Prinzipien, die nur solche Wirkungen erklären können, deren Ursachen vorausgegangen sind, nicht aber solche, deren Ursache als zukünftiges Ziel erstrebt wird. Ein solches Streben nach einem Ziel kennen wir mit Sicherheit nur in unserm eignen Intellekt, und wenn wir Grund haben, etwas ähnliches in andern Wesen anzunehmen, so können wir nur sagen, daß in ihnen auch eine Kraft wirksam sein müsse, die mit unserm eignen Intellekt Ähnlichkeit haben muß. Da dieselbe aber nicht selbst Erscheinung wird, so bleibt sie für uns nur immer ein *νοούμενον*, und damit unerkennbar. Jeder Organismus ist also unserm wissenschaftlichen Erkennen soweit zugänglich, als er mechanischen Gesetzen unterworfen ist. Auch die Form des Ganzen ist insoweit begreiflich, als sie von ihrem Inhalt, d. i. den Stoffen, aus denen sie gebildet ist, abhängt. Aber es bleibt ein Grund, von dem auch die Form abhängt, unerklärlich, nämlich der Grund, aus welchem die Teile gerade so zusammengetreten und gemischt sind, daß alle dem Zweck des Ganzen dienen müssen. Wenn wir trotz dieses unerklärten Wesens in der Entstehung doch die Formen der organischen Wesen vorzugsweise benutzen, um das ganze Reich der Pflanzen und Tiere in eine systematische Ordnung und Übersicht zu bringen, so haben wir daran nur ein regulatives Prinzip der Erkenntnis, kein konstitutives, welches uns alles bis auf den letzten Rest erklären müßte.

Besondre Beachtung verdient noch das dem Vortrage vorangedruckte poetische Vorwort von Arthur Fitger, in welchem der Schatten Fausts Charles Darwin zum siebzigsten Geburtstag (12. Februar 1879) gratulirt. Er bedauert lebhaft, daß er Darwin nicht bei Lebzeiten schon gekannt habe, denn er würde durch ihn

ohne Zweifel vor dem häßlichen Bündnis mit dem Bösen bewahrt worden sein. Zwar hätte er auf der Wiese „voll Asphodelos," unter den Schatten, die dort zwar nicht selig, wie die abergläubigen Menschen sich vorstellen, aber doch schmerzlos verweilen, einige ganz respektable Herren getroffen, wie Kopernikus, Newton, Spinoza, Kant und seinen eignen Dichter Goethe, aber keiner hätte ihm so vollständig alle Zweifel lösen und selbst an die Seite des Erdgeistes emporheben können wie der Darwinismus oder vielmehr Häckelismus, den er nun leider erst zu spät kennen gelernt habe.

In den Anmerkungen weist Häckel die Angriffe verschiedner Gegner scharf und schneidig zurück, indem er ihnen als Waffe vorzugsweise den Vorwurf der Unwissenheit im empirischen Material entgegenhält. Nun kann man ihm selbst gewiß nicht abstreiten, daß er sein eignes Fach im umfangreichsten Maße beherrscht und gewiß auch in bemerkenswerter Weise erweitert hat. Aber anders steht es mit seiner Kenntnis philosophischer Schriften, namentlich Kants, mit deren Beherrschung er sich gleichwohl oft genug brüstet. Was er gelegentlich über Kants Kritik der teleologischen Urteilskraft vorgebracht hat, indem er sie für ein vom Grund aus irrtümliches Lehrgebäude erklärt, übersteigt geradezu die Grenzen des erlaubten Mißverständnisses. Den Zweckbegriff aus der Erklärung der organischen Natur weglassen zu wollen, erklärt Kant für ungereimt. Es handelt sich ja bei der teleologischen Betrachtung der Natur garnicht um äußere Zwecke. Der Nutzen, den die Pflanzen den Tieren, ein Tier dem andern, und diese dem Menschen gewähren, ist längst als unwissenschaftliches Prinzip von allen Naturforschern verlassen. Trotzdem ist dieser Nutzen thatsächlich vorhanden, und es wäre ungereimt, ihn wegzuleugnen. Aber ebenso ungereimt wäre es, zu leugnen, daß das Auge von Tier und Menschen zum Sehen eingerichtet, der Magen zum Verdauen, das Ohr zum Hören, die Glieder zur Bewegung bestimmt seien, daß also mit dem Bau eines jeden Individuums ein gewisser Zweck erfüllt sei, sodaß die Teile dem Ganzen sich unterordnen und ihm dienen müssen. Diese Ungereimtheit, alle Zwecke in der Natur zu leugnen, begeht nun Häckel auch nicht. Aber Kant war darin vorsichtiger, daß er sagte, ein solcher in einem Organismus ausgeführter Zweck sei nicht aus den mechanischen Eigenschaften der Materie, aus der der Organismus besteht, zu erklären, während Häckel behauptet, daß eben Darwin die Sache vollständig erklärt habe. Jeder Zweck deutet auf einen Verstand, auf ein unserm Verstande ähnlich denkendes Subjekt, welches den Zweck sich zu erreichen vorsetzt, und ein solches Denken der Materie beizulegen, dazu haben wir kein Recht. Zu behaupten, daß auch nur ein Grashalm ohne zweckmäßige Anordnung seiner Teile hervorgebracht sei, wäre ungereimt, und das sagt auch Häckel nicht. Aber es wäre auch ungereimt zu behaupten, daß diese Anordnung durch die mechanischen Eigenschaften der Materie, aus der der Grashalm besteht, zu erklären sei, und das ist eine Ungereimtheit, die Häckel nicht etwa widerlegt, sondern einfach begeht, indem er mit der siegesfrohesten

Triumphatormiene recht laut versichert, es sei ganz klar, durch Darwin klar geworden.

Stellen wir die Probleme möglichst bestimmt hin: Es handelt sich nicht darum, wie man sich wohl ausgedrückt hat, die Zwecke aus der Natur wegzuerklären durch den Darwinismus. Das kann man deshalb nicht, weil wir durch die einfachste Betrachtung lebender Wesen gezwungen werden, sie anzuerkennen. Es handelt sich aber um die Wegerklärung der zweckmäßig wirkenden Ursache in der Natur, d. h. des geistigen Prinzips, welches allein Zwecke haben kann. Vererbung, Anpassung an die äußern Verhältnisse, Kampf ums Dasein, natürliche Auslese, Zuchtwahl, das sind die Schlagwörter, mit Hilfe deren dieses Unternehmen vollständig geglückt sein soll.

Das Prinzip der Vererbung und Anpassung sagt nun, daß die erzeugten Individuen in vielen Eigenschaften, körperlichen sowohl wie geistigen, den Erzeugern gleichen, und daß selbst, wenn die Erzeuger im Laufe des Lebens durch den Kampf ums Dasein ihre eigne Natur ein wenig verändern, sie bisweilen diese veränderten Eigentümlichkeiten, wie Kant sagt, in die Zeugungskraft aufnehmen und auch auf die Nachkommen übertragen können. Diese Thatsache hat Kant vollständig anerkannt und in der teleologischen Urteilskraft ausgesprochen, Darwin hat sie durch eine Fülle empirischer Beobachtungen bestätigt. Aber ist damit irgend etwas über die zweckmäßig wirkende Ursache im organischen Leben entschieden? Gesetzt, alle Eigenschaften des erzeugten Individuums ließen sich empirisch bis auf den letzten Rest auf Faktoren zurückführen, die schon in den Erzeugern vorhanden waren, so bleibt doch die Thatsache, daß Erzeuger wie Erzeugte nach einem Plan zweckmäßig konstruirt sind, ganz ebenso unerklärt wie vorher. Oder wenn man die abgeschmackte Behauptung aufstellen wollte, daß, wenn einmal ein gesundes Elternpaar vorhanden ist, alsdann die Erzeugung eines Kindes rein mechanisch durch die Übertragung mechanisch wirkender Stoffe auf das Kind vollständig zu erklären sei, so würde auch dann das Vorhandensein der Eltern, die doch nach einem Plan zweckmäßig gebaut sein müssen, der Erklärung unzugänglich sein; und wenn man alle Eltern von den Großeltern, Urgroßeltern u. s. f. bis zum ersten Exemplar des Geschlechtes, und dieses wieder aus den Affen u. s. f. durch die ganze Tier- und Pflanzenreihe hinauf bis zu den Protisten rein mechanisch entstehen läßt, so ist doch die erste Entstehung des ersten Urschleimgeschöpfes aus der anorganischen Materie immer noch ebenso rätselhaft, weil dann wenigstens in ihm die zweckmäßig wirkende Ursache thätig gewesen sein muß. Es ist ja ein leicht nachzuweisender Trugschluß, daß ein einfaches Tier leichter aus mechanischen Prozessen zu erklären sei als ein kompliziertes. Wenn die einfachsten organischen Wesen äußerlich auch sehr viel Ähnlichkeit mit Klumpen anorganischer Materie haben (der bathybius Haeckelii z. B. mit dem schleimähnlichen Gypsniederschlag im Meerwasser), so unterscheiden sie sich doch wesentlich von denselben durch den Plan, nach dem sie gebaut sind.

Auch ein Krystall unterscheidet sich von dem einfachsten Pflanzentier dadurch, daß nicht ein Teil dem Ganzen dient, wie das bei jenem doch der Fall ist. Was ist also durch das Gesetz der Vererbung, daß viele Eigenschaften der Eltern auf die Kinder übergehen, für die Wegerklärung der zweckmäßig wirkenden geistigen Ursache geleistet? Geradezu garnichts, denn wenn sie nicht ganz und durchaus geleugnet werden kann, so ist sie eben nicht wegerklärt. Daß aber materielle wie geistige Eigenschaften und Anlagen von den Eltern auf die Kinder sich vererben, hat man immer gewußt, es ist das nicht neu. Das Neue der Theorie, daß man dadurch berechtigt würde, die geistige Ursache der organischen Schöpfung zu leugnen, ist falsch. Das, was uns am meisten interessiren würde, die Gesetze und Regeln, nach denen die Vererbung geschieht, darüber hat Darwin wie auch Häckel allerdings eine Menge empirischer neuer Daten beigebracht, aber bis zu feststehenden wissenschaftlichen Sätzen ist es bis jetzt noch kaum gekommen. Jedem Versuch, feste Regeln darin zu finden, lassen sich bis jetzt noch immer soviel Ausnahmen entgegensetzen, daß man die Regel selbst bezweifeln muß. Es sei nur daran erinnert, daß man oft zu behaupten versucht hat, wie sich im Leben erworbene Verstümmelungen auf die Nachkommen vererben, und daß doch nie die Juden und Mohammedaner ohne Vorhaut geboren werden. Ferner, daß der Darwinismus keine Erklärung für die Thatsache hat, daß, nachdem mehrere Generationen ihren Stammeltern durch gewisse Einflüsse unähnlich und unähnlicher geworden sind, doch sobald diese Einflüsse aufhören, eine spätere Generation wieder genau in den verlassenen Typus der Stammeltern zurückschlägt.

Was die Veränderung der Arten durch Anpassung an die äußern Verhältnisse im Kampf ums Dasein und in der sogenannten Zuchtwahl betrifft, so ist es geradezu unbegreiflich, wie man die betreffenden Thatsachen benutzen will, um die geistige Ursache der organischen Bildung zu leugnen. Nur soweit als sich die Individuen in diesem Kampf vollständig passiv verhalten, als die weniger widerstandsfähigen durch äußere Gewalt vernichtet werden und die passenden organisirten übrig bleiben, kann man auf rein mechanische Erklärungen der Erscheinungen zurückgehen. Aber wenn man von einem Kampf ums Dasein spricht, in welchem die Individuen nicht untergehen, sondern sich in irgend einer besondern Richtung kräftigen und ausbilden, um diese neuerworbenen Eigenschaften auf die Nachkommen zu vererben, kann man sogar zur bloßen Erklärung des Kampfes die geistigen Thätigkeiten nicht entbehren. Ein Stein kämpft nicht ums Dasein, und alle Bewegungen in der unorganischen Natur können wir selbst hervorbringen und vollständig aus mechanischen Gesetzen erklären. Aber wenn ein Tier sich einer schädlichen feindlichen Gewalt widersetzt und dieselbe gar abwehrt und sich vor ihr schützt, so muß es Empfindung und Streben haben. Es braucht nicht das selbständige Bewußtsein und den freien Willen des Menschen zu haben, aber sein Empfinden und Streben muß doch

dem menschlichen verwandt sein, sonst ist der Kampf eben vollständig unbegreiflich. Nun mag man auch nach dem Vorgang des vulgären Materialismus das Empfinden, Streben und Wollen als eine mechanische Eigenschaft der Materie definiren, aber dergleichen Faseleien sind doch wohl heutzutage unter wissenschaftlich gebildeten Männern nicht mehr diskutabel. Erscheinungen im Raum, wie es alle mechanischen Vorgänge sind, lassen sich mit dem besten Willen nicht in Erscheinungen, die nur in der Zeit sind, wie es die geistigen sind, umsetzen. Jeder Versuch dazu ist ein logischer Fehler. So stehen wir wiederum beim Prinzip der Anpassung vor dem Rätsel, wie man dies Prinzip benutzen kann, um den Geist aus der Natur wegzuerklären und ein neues Evangelium der Substanz an die Stelle zu setzen.

Würde Häckel, anstatt die Kritik der teleologischen Urteilskraft einfach für ein von der Basis an fehlerhaftes Werk zu erklären, mit einigem Respekt vor dem gewaltig durchdringenden Scharfsinn, der darin waltet, an die Sache herangetreten sein, so würde er gewiß vor manchen Irrtümern, in die er hineingeraten ist, sich haben warnen lassen. Denn alle die phantastischen Anpreisungen des Monismus als welterlösendes System hat Kant in nüchtern klarer Weise vorausgesehen und bezeichnet.

Kant unterscheidet unter allen Versuchen, die bisher gemacht worden sind, um die Zweckmäßigkeit in den Naturprodukten zu erklären, zwei Grundrichtungen, die eine, welche behauptet, daß die Zwecke, die uns doch in der Bildung eines jeden Organismus entgegentreten, eigentlich nur eine Idee von uns seien, die wir in die Gegenstände der Betrachtung hineinlegen, von denen wir aber gar nicht nachweisen können, daß sie so gewollt, erstrebt und ausgeführt seien, wie sie uns erscheinen; die andre, welche eine zweckmäßig wirkende, der menschlichen Intelligenz analog denkende intelligible Ursache annimmt, welche wirklich Zwecke sich vorgesetzt und in den Naturprodukten, Pflanzen und Tieren mehr oder weniger vollständig erreicht habe. Die erste Richtung nennt er Idealismus, die zweite Realismus der Naturzwecke in der organischen Natur.

Jede dieser beiden Richtungen ist wieder durch zwei verschiedne Arten vertreten, eine physische, die dem gewöhnlichen Materialismus auch unsrer Tage entspricht, und eine hyperphysische, die über die mechanischen Bewegungsgesetze der Materie hinaus auf einen letzten Urgrund der Welt rekurrirt. Der Idealismus der Naturzwecke ist einmal vertreten als die Ansicht, daß alle Gebilde, organische wie unorganische, nichts als Produkte der Bewegungsgesetze der Materie seien, wie Epikur und Demokrit gelehrt haben. Diese rein materialistische Ansicht erscheint Kant mit Recht als so ungereimt, daß es sich nicht lohne, bei ihr länger zu verweilen. Die zweite Art aber, das System des Fatalismus, ist nicht so leicht zu widerlegen, weil man es überhaupt nicht verstehen kann. Der Ursprung wird dem Spinoza zugeschrieben, doch scheint es schon viel älter zu sein. Es entspricht dem heutigen Monismus und ist nichts

als Phantasie. Dies System setzt einen Urgrund der Welt voraus, der weder Geist noch Materie sein soll, sondern beides zusammen in einer Einheit, daher Monismus. Der Urgrund ist selbst nicht Erscheinung, also im Wesen unerkennbar, dennoch versichern die Philosophen, daß er sehr viel Nützliches und auch Schädliches thue. Er baut die Welt, macht alle Pläne für die organische Schöpfung, aber unbewußt, ohne Absicht, denn da er kein Geist ist, so kann er nicht denken und mit Bewußtsein arbeiten. Wer kennt nicht diesen alten Bekannten in den verschiednen Formen wieder? Er ist das Ding an sich der Kantianer — nicht Kants, denn für ihn war das ein völlig leerer Begriff —, das Absolute, der Wille Schopenhauers, das Unbewußte Hartmanns, die Substanz Spinozas u. s. w. Kant warnt zwar oft genug, daß man vorsichtigerweise niemals die Grundlage des Erkennbaren bei den Hypothesen der Naturerklärung verlassen solle, weil alsdann die Vernunft notwendig ihren eignen Erdichtungen zum Opfer falle, aber unsre Philosophen sind nichtsdestoweniger in dergleichen Dichtungen immer wieder gründlich hineingefallen. Wie ein übersinnlicher Urgrund unbewußt die lebenden Wesen zweckmäßig organisirt, das kann uns weder Spinoza noch irgend ein andrer spekulativer Kopf, selbst Häckel nicht, begreiflich machen. Das zu begreifen, reicht der menschliche Verstand eben nicht aus.

Andrerseits finden sich auch bei denen, welche das wirkliche Vorhandensein erfüllter Zwecke in den Organismen anerkennen, zwei Richtungen vertreten, eine materialistische und eine theistische oder hyperphysische Ansicht. Erstere nimmt den Ursprung des Lebens aus lebender Materie an und begeht dadurch einen Zirkelschluß. Denn lebende Materie kennen wir nur in lebenden Wesen. Wir können also wohl annehmen, daß die organisirte Materie ihre eigentümlichen Eigenschaften durch die Wirkung des Lebens der Organismen erhalte, aber wenn wir umgekehrt das Leben der Organismen durch die Eigenschaften der lebenden Materie erklären wollen, so wäre das eine petitio principii, die eben garnichts erklärt. Diese Betrachtung wäre auch heutzutage den mehr oder weniger berühmten Forschern anzuraten, die die Lebenskraft als eigentümliche Kraft aus mechanischen Prinzipien erklären möchten, z. B. durch die intramolekulare Bewegung der Eiweißatome oder durch die Mischung gallertiger und flüssiger Substanzen. Belebte Materie außerhalb der lebenden Wesen, sagt Kant, ist eine contradictio in adjecto, denn es gehört zu den Charaktereigenschaften der Materie, daß sie tot ist.

Was die theistische Erklärung der Schöpfung betrifft, daß also ein denkender Geist absichtlich Zwecke in der Natur sich vorgesetzt und mit Hilfe der mechanischen Bewegungsgesetze der Materie mehr oder minder vollkommen erreicht habe, so ist das allerdings eine Anschauung, die unser Gemüt befriedigt und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmt, nur dürfen wir sie nicht für eine wissenschaftliche Erklärung ausgeben. Einem solchen Geiste können wir wohl

Zwecke und Wollen und Streben zutrauen, weil wir ihn in Analogie mit unserm eignen Verstande und Streben denken müssen, was mit jenem unbewußten Urgrunde der Welt nicht möglich war. Aber wir können von ihm doch keine wissenschaftliche Erkenntnis haben und ihn folglich nicht zur Erklärung der Naturprodukte benutzen. Vollständig einsehen kann unser Verstand nur soviel, als wir unsrer Beobachtung und Experimenten unterwerfen können, sodaß wir es wenigstens der Ähnlichkeit der Gesetze nach selbst hervorzubringen imstande sind. Darum ist die theistische Auffassung der Naturzwecke zwar in Übereinstimmung mit den Prinzipien unsrer Vernunft, aber doch nicht brauchbar zur Förderung der Naturwissenschaft. Sie vermag nur dem Bestreben, die Grenzen der wissenschaftlichen Erkenntnis zu überschreiten, einen auf der Natur des Erkenntnisvermögens selbst festbegründeten Damm entgegenzusetzen, wenn, wie das von Kant vorausgesehen wurde, immer von neuem Versuche gemacht werden, bei der fortschreitenden Erkenntnis der mechanischen Vorgänge im lebenden Organismus den Geist des Schöpfers zu leugnen oder wegzuerklären.

Nachdem man einmal über diese obersten Prinzipien soweit klar geworden ist, daß man nicht mehr Ungereimtes als Aufgabe der Forschung hinstellt, wie man es thut, wenn man den Zweckbegriff im Organismus durch mechanische Kausalität erklären will, dann ist der Erklärung der Prozesse im lebendigen Körper durch Physik, Chemie und Mechanik ein unbegrenztes Feld geöffnet. Ja Kant erklärt es geradezu für die Aufgabe der Wissenschaft, worauf diese sich erst langsam in unsern Tagen zu besinnen anfängt, alles Geschehen im Körper auf mechanische Bewegungsgesetze der Materien zurückzuführen, wenn er auch freilich die Lösung der Aufgabe noch in weite Ferne gerückt sieht, alles natürlich bis auf die zweckmäßige Anordnung des Ganzen.

Wenn man einmal die festbegründete Einsicht gewonnen hat, daß die mechanischen Naturwissenschaften zwar hinreichen, um an dem lebenden Wesen alles zu erklären, was mechanisch daran ist und geschieht, daß aber der Zweckbegriff, der außerdem auch notwendig zur Beurteilung eines lebenden Wesens gehört, niemals mechanisch erklärt werden kann, dann ist zwar die generatio aequivoca ungereimt; d. h. es ist thöricht zu glauben, daß ein organisirtes Wesen jemals durch die Mechanik der rohen unorganisirten Materie erzeugt werde; aber daß gewisse Wassertiere sich nach und nach zu Sumpftieren, und aus diesen nach einigen Zeugungen zu Landtieren ausbildeten, das würde a priori im Urteile der bloßen Vernunft sich nicht widerstreiten. Es fehlte Kant nur an empirischen Beispielen dafür. „Die Übereinkunft so vieler Tiergattungen in einem gewissen gemeinsamen Schema, sagt Kant, das nicht allein in ihrem Knochenbau, sondern auch in der Anordnung der übrigen Teile zum Grunde zu liegen scheint, wo bewunderungswürdige Einfalt des Grundrisses durch Verkürzung einer und Verlängerung andrer, durch Einwicklung dieser und Auswicklung jener Teile eine so große Mannigfaltigkeit von Spezies hat hervorbringen können, läßt einen obgleich schwachen

Strahl von Hoffnung ins Gemüt fallen, daß hier wohl etwas mit dem Prinzip des Mechanismus der Natur, ohne das es ohnedies keine Naturwissenschaft geben kann, auszurichten sein möchte. Diese Analogie der Formen, so ferne sie bei aller Verschiedenheit einem gemeinschaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu sein scheinen, verstärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtschaft derselben in der Erzeugung von einer gemeinschaftlichen Urmutter, durch die stufenartige Annäherung einer Tiergattung zur andern, vom Menschen bis zum Polyp, von diesem sogar bis zu Moosen und Flechten u. s. w." Kant stellt es sogar dem Archäologen der Natur frei, aus den übrig gebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolutionen, nach allem ihm bekannten oder gemutmaßten Mechanismus derselben, jene große Familie von Geschöpfen entspringen zu lassen. Anfänglich würden Geschöpfe von minder zweckmäßiger Form, dann „andre, welche angemessener ihrem Zeugungsplatze und ihrem Verhältnis unter einander sich ausbildeten," erzeugt worden sein, bis zuletzt die Geburten auf bestimmte fernerhin nicht ausartende Spezies eingeschränkt worden wären. So hat Kant in der teleologischen Urteilskraft, die Häckel für ein von der Basis an irrtümliches Lehrgebäude erklärt, thatsächlich die Grundgedanken des Darwinismus in nuce alle ausgesprochen. Das soll kein Vorwurf für Darwin sein, der sicher in jüngern Jahren von Kant nichts gewußt hat, wohl aber für den deutschen Professor, der durch die Fülle empirischen Materials berauscht auf Kant glaubt herabsehen zu können wie auf einen altersschwachen Greis, und dessen neues Evangelium in nichts anderm besteht, als daß er die Warnungen des großen Philosophen, die Grenzen des menschlichen Verstandes nicht in dichterischer Weise zu überschreiten, fröhlich in den Wind geschlagen hat und in alle die Irrtümer, die jener mit prophetischem Geiste vorausahnte, hineingefallen ist.

Wenn wir noch der Aufforderung Häckels gedenken, bei der Erziehung der Jugend, in den Schulen bereits die Geister durch die Entwicklungslehre des Monismus zu stärken, so thun wir dies nicht etwa in der Besorgnis, daß die Behörden sich gar zu schnell zu dieser Reformation entschließen möchten, sondern nur darum, weil wir mit Häckel einverstanden sind, daß hier eine der wichtigsten Zukunftsfragen zu lösen ist. Es muß freilich, darin sind wir ganz derselben Meinung, in der Unterrichtsmethode sich manches ändern. Es kann nicht der Unterricht der Jugend Schritt halten wollen mit der enormen Zunahme des empirischen Materials, welches in allen Wissenschaften jährlich anwächst. Die Zunahme dessen, was im Gedächtnis aufgehäuft und angesammelt werden soll, ist gefährlich für die Erhaltung und Ausbildung der Kräfte des Geistes: diese gilt es zu üben und zu stärken, ohne sie mit Ballast zu überladen. Über die Methode, wie das zu erreichen sei, sind wir freilich verschiedner Meinung. Der Monismus und was uns als das Evangelium der Entwicklungstheorie vorgesetzt wird, sind so voll von logischen Widersprüchen, daß man lieber alles andre damit thun sollte, als sie zu Maximen der Jugenderziehung

empfehlen. Aber richtig denken zu lernen und die Prinzipien der Erkenntnis für alle Wiſſenſchaften zu erfaſſen, das wäre allerdings eine Methode, die über viele Schwierigkeiten hinweghelfen könnte. Dazu hätte man freilich nur bei Kant an der richtigen Quelle zu ſchöpfen. Ehe man das aber kann, muß dieſer unſer größter deutſcher Geiſt auf deutſchen Univerſitäten beſſer begriffen werden.

Etwas von unſern Töchtern.

Die Erziehungslehre iſt eine ſchwankende Wiſſenſchaft, weil bei ihr Prinzip und Syſtematik, dieſe Hauptkennzeichen jeder Wiſſenſchaft, durch die Flüſſigkeit ihres Materials und den nie raſtenden Strom der Kultur häufigem Wechſel unterworfen ſind. Insbeſondre war die Erziehung des weiblichen Geſchlechts bis in dieſes Jahrhundert faſt nur auf glücklichen Inſtinkt und den Drang und Zwang der Lebensnot angewieſen. Erſt die neueſte Zeit hat, namentlich in Deutſchland, unter Schaffung eines weitverzweigten ſogenannten Töchterſchulweſens theoretiſch vernünftigere Geſichtspunkte der Mädchenerziehung aufgeſtellt, freilich auch praktiſch teilweiſe die Richtung darauf kundgegeben, keinen grundſätzlichen, höchſtens einen graduellen Unterſchied zwiſchen der Erziehung der männlichen und derjenigen der weiblichen Jugend der gebildeten Stände gelten und ſo den gerade in der deutſchen Frau ſeit Urzeiten verehrten himmliſchen Zauberfunken der Weiblichkeit allmählich erſterben zu laſſen. Ohnehin iſt der Glanz dieſes göttlichen Feuers im Laufe der Jahrhunderte ermattet, nachdem von dem mittelalterlichen Minnedienſte, welcher urſprünglich von überirdiſchem Dufte weiblicher Ehre und Zucht umwoben war, nur ſein zweifelhaftes Schattenbild, die franzöſiſche Galanterie mit ihrer Hochachtung der Sitten als Etikette und ihrer Geringſchätzung der Sittlichkeit als Pflicht zurückgeblieben iſt. Andrerſeits ſucht der moderne Materialismus die Beſtimmung der Frauen in das Gebiet der nackten Nützlichkeit herabzudrücken; über jeder geiſtigen Beſchäftigung oder Übung, welche man den Mädchen zumutet, ruft er ein ängſtliches „Blauſtrumpf in Sicht!“ und ſeine Erinnerung an das goldne Mittelmaß verrät meiſt nur eine alles geiſtigen Metalles bare Mittelmäßigkeit. So dürfte denn aus mehr als einem Grunde eine erneute Betrachtung der beſondern geiſtigen Naturanlagen und des Berufes der Frau in Hinſicht auf die gegenwärtige Kulturſtufe, ſowie auf die oberſten Geſichtspunkte, welche ſich hieraus für die Erziehung unſrer Töchter ergeben, dem einen oder andern Leſer dieſer Blätter nicht unwillkommen erſcheinen.

Lotze, dieser geistesgewaltige und feinsinnige Fürst der Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts, giebt im zweiten Teile seines „Mikrokosmus“ zum Abschluß des Kapitels über das menschliche Naturell eine Darstellung der geistigen Eigentümlichkeiten der Frauen, welche alle mehr oder weniger wahren, geistreichen oder auch nur geistreichelnden Erörterungen über diesen Gegenstand von Kant, Schiller und Schleiermacher bis auf Erdmann, Riehl, Virchow und Holtzendorff durch das dem Verfasser eigne gewissenhafte Bestreben übertrifft, jede Behauptung dem mächtigen Reiche der unendlich mannichfachen und in zahllosen Fällen und Beziehungen sich widersprechenden Thatsachen vorsichtig anzupassen. Lotze stellt zunächst den Unterschied des allgemeinen Lebensgefühls bei den beiden Geschlechtern gemäß ihrer körperlichen Beschaffenheit fest und weist geringere Arbeitskraft und höhere Anbequemungsfähigkeit, begleitet von einem Gemisch sanguinischer Lebhaftigkeit und sentimentaler Warmherzigkeit, auf seiten des weiblichen Geschlechtes nach. Er schließt diese Betrachtung mit dem Satze: „Die Unterschiede der erworbenen Bildung verdecken vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an schönen und harmonischen Verhältnissen werden wir kaum an den entgegengesetzten Extremen dieser weiblichen Bildung vermissen.“ Die eigentliche Schwierigkeit der Frage liegt aber mehr in der Feststellung des Unterschiedes der beiden Geschlechter bezüglich des höhern geistigen Lebens, namentlich auch deswegen, weil es sich hier zumeist darum handelt, alles, was als mittelbares Ergebnis der Lebensverhältnisse, wie der Vererbung ꝛc., und der Bildungskreise anzusehen ist, gründlich außer Rechnung zu lassen. Individualität und Universalität, Allgemeines und Einzelnes, Objektivität und Subjektivität, Bewußtes und Unbewußtes, Negation und Position (Hegel), Spekulation und Praxis (Fichte), gedachtes Gesetz und empfundene Sitte (Trendelenburg), Öffentlichkeit und Haus, Thun und Sein und alle die prickelnden Kontrastschlagwörter, mit denen man vielfach in apodiktischer Weise, mehrfach noch ohne Unterschied der niedern und höhern Psyche die thatsächlichen polaren Gegensätze des männlichen und weiblichen Geisteslebens zu treffen gesucht hat, sie halten die Probe nicht vor dem so bescheiden ausgesprochenen, allumfassenden Satze unseres Realidealisten: „Man würde vielleicht richtiger meinen“ (er spricht vorher von dem beliebten Gegensatze „Allgemeines und Einzelnes“), „daß Erkenntnis und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet sind.“ Ein ähnlicher Gegensatz scheint uns zwischen antiker und mittelalterlicher Weltanschauung obzuwalten; während dort das Allgemeine und Gleichartige den Blick des Menschen fesselt, bildet hier die Einheit des von einer göttlichen Vorsehung bis ins einzelne glanzvoll geleiteten Weltganzen den Grundgedanken der christlichen Seele. So finden wir denn manche Züge, welche man dem „träumerischen, langgelockten“ Mittelalter zuschreibt, in der folgenden, von uns zusammengestellten Liste besonders weiblicher Eigenschaften wieder. Die Richtung

der Erkenntnis und des Willens auf Ganzes iſt der echte Geburtsſchein der Neigung des Weibes zur Symbolik und Romantik, der „myſtiſchen Achtung“ der Frau vor dem „vollen Dutzend“ und ihres Anfluges von Geiz, ihrer Neigung zum Wittern eines Planes im Kleinſten, ihrer Abneigung gegen Gründe und logiſche Zergliederung, gegen wiſſenſchaftliche Genauigkeit, ihrer Neigung, ſich umſtändlich, aber nicht deutlich auszuſprechen, vor allem ihrer Neigung zum Scheine, der alles Unebene glätten, alles Eckige abrunden und eben ein Ganzes herſtellen ſoll, ihrer Vorliebe für Surrogate im Großen und Kleinen, in Bildung und Küche, in Moral und Kleidung und ihrer bekannten Unjuriſtik, vom neidiſchen Blick auf der Freundin Kleider bis zur rachſüchtigen Intrigue und den Kriminalverbrechen der Urkundenfälſcherin, Hochſtaplerin und Staatsaufwieglerin oder der Anſtiftung zu ſolchen Freveln. Jene Richtung auf Ganzes erklärt aber auch des Weibes Ausdauer, Aufopferungsfähigkeit, Liebeskraft und Liebesverlangen, warme Thatkraft, Friedensliebe, Klugheit und praktiſche Vernunft, „welcher das Gute ſo nahe liegt,“ und vor allem die Religioſität und den künſtleriſchen, anſchauenden Gang der Gedanken der Frau, ihre Anmut und ihr lebendiges Taktgefühl. Die ſprachliche Bezeichnung der in dieſem Regiſter aufgezählten Begriffe lehrt, wie ſehr das Gefühlsintereſſe den intellektuellen Fähigkeiten den Weg weiſt. In der That iſt die weibliche Verſtandeskraft an und für ſich nicht geringer als die männliche, aber infolge des größern Gebundenſeins des ſchwächern weiblichen Körpers fehlt eben der Frau das Intereſſe für manches, worauf das des Mannes gerichtet iſt. Und die bekannte Anekdote von der Schülerin, welche aus der Huſchkeſchen Entdeckung der geringern Menge des großen Gehirns beim weiblichen Geſchlechte nur den Schluß zog, daß es auf die Qualität des Hirns ankomme, wird in das Gebiet des Ernſtes gerückt, wenn man ſie mit den Berichten zuſammenſtellt, welche Sir John Lubbock über das Leben der Ameiſen gegeben hat. Dieſe Tierchen, welche nur ein ſandkorngroßes Gehirn haben, ſtehen nach Anſicht des genannten Forſchers dem Menſchen in Bezug auf Verſtand am allernächſten.

Der Beruf der Frau iſt durch ihre körperliche und geiſtige Natur gegeben: ſie ſoll Gattin, Mutter und Hausfrau ſein und dem ſchönen kleinen Ganzen der Familie, welche den Grundſtock des größern des Staates bildet, erfreuend, erziehend und leitend mit voller Wärme angehören. Als Gattin ſoll ſie nicht Dienerin des Mannes, ſondern ſeine Freundin ſein und auch an ſeinem Geiſtesleben teilnehmen, wie ſchon die im römiſchen Rechte gegebene Begriffsbeſtimmung der Ehe (conjunctio individuam vitae consuetudinem continens) andeutet. Über den Beruf und den ſchwerwiegenden ſittlichen Einfluß der Mutter, dieſer „wichtigſten Perſon im Staate,“ ziehen wir es hier vor lieber zu ſchweigen, als nur weniges zu ſagen. Die Hausfrau endlich ſoll praktiſchen Sinn, Fleiß, Ordnung und Sparſamkeit mit Geſchmack für behagliches Heim und mit praktiſchen Fertigkeiten verbinden.

Es ist die moderne Zeit, welche diesem Gesichtspunkte, unter dem die Frau als Zentrum der Familie erscheint, eine sehr weite Perspektive gestellt und den geheimnisvollen Einfluß des weiblichen Geschlechtes auf das männliche überhaupt in nicht geringem Grade gestärkt hat: „Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes ist die des Menschengeschlechtes" — so lautet ein geflügeltes Wort der modernen Moral. Freilich hat der Menschlichkeitsgedanke, dieser über Bekenntnis und Staat hoch emporfliegende Aar unsrer Tage, in einigen Ländern, wie England und Amerika, die sogenannten Emanzipationsgelüste herbeigeführt, welche, weit entfernt, die weibliche Würde zu erhöhen, sie vielmehr durch Beeinträchtigung der natürlichen Eigentümlichkeiten des Weibes erniedrigen; andrerseits hat die neuzeitliche Erweiterung der Stellung der Frau in der menschlichen Gesellschaft, zu deren Veredlung durch die Weiblichkeit, wie Kant sagt, sie dienen soll, nicht wenig dazu beigetragen, die Macht der Weiblichkeit durch Bildung — nicht Wissenschaftlichkeit! — zu erweitern und in noch lieblicherem Glanze erscheinen zu lassen. Die Neuzeit hat aber — allerdings vielfach infolge ungezügelter Vergnügungslust, welche hinwiederum als Ausfluß einer nur Böse wichtern und Unfähigen Vorteil bringenden Hyperhumanität zu bezeichnen ist — auch die äußern Lebensverhältnisse so verändert, daß eine Erweiterung des Familienberufes der Frau eintreten mußte. Führte doch die Ehelosigkeit, welche heutzutage mehr als früher jeder nichtbegüterten Jungfrau droht, von selbst zur Ausdehnung des Berufes des Lehrers, des Kaufmanns und des niedern, auch des höhern Arztes auf weibliche Personen; und es läßt sich nicht leugnen, daß die genannten Erwerbsarten dem ursprünglich weiblichen Berufe zu Mutterschaft und Haushaltung, beziehentlich der dem Weibe angebornen Aufopferungsfähigkeit, Ausdauer und praktischen Vernunft nicht fernestehen.

Aus dieser kurzen Darlegung des weiblichen Naturells und Berufes ergeben sich — die Forderung der sogenannten Volksschulbildung vorausgesetzt — folgende allgemeine Forderungen an die Erziehung unsrer Töchter: 1. Die Bildung des Willens und des Gemütes muß als wichtigster Teil der Erziehung gelten. 2. Dazu muß teils ergänzend, teils unterstützend die Erregung des dauernden Interesses für höhere Zwecke treten. 3. Die Verstandes- und Gedächtnisbildung muß soweit, als sie zur Erregung des dauernden Interesses für höhere Zwecke nötig ist, und in der Weise gepflegt werden, daß sie der Bildung des Willens und des Gemütes erhebliche Dienste leistet. Mit der Erfüllung dieser Forderungen ist von selbst die Übermittlung von Kenntnissen und geistigen Fertigkeiten, welche vom praktischen Leben verlangt werden und im Notfalle unmittelbar in Geld umgesetzt werden können, namentlich aber die Übermittlung der Lernkunst gegeben, der hinsichtlich des erweiterten weiblichen Berufes der Neuzeit eine bedeutende Tragweite zuerkannt werden muß. Der knappe Rahmen, in welchen wir unsre Gedanken über weibliche Erziehung hier einzufassen gezwungen sind, legt uns die Pflicht auf, von einer gleichmäßig erschöpfenden

Ausführung aller von uns aufgestellten Forderungen absehend, uns auf eine Erörterung der springenden Punkte in der ersten zu beschränken und darin eine nähere Andeutung des Zusammenhanges der zweiten und dritten mit der ersten zu verflechten.

Eine vernünftige Erziehung des Willens und des Gemütes der heranwachsenden Mädchen muß von dem Grundsatze ausgehen, daß die für das individuelle Glück und das Wohl der menschlichen Gesellschaft günstigen Naturanlagen zu entwickeln, die gegenteiligen aber zu beschränken sind. Unter den Anlagen der ersten Art sollen wir denjenigen besondre Pflege angedeihen lassen, welche den wesentlichen Kern der Weiblichkeit im kantischen Sinne des Wortes bilden, wir meinen die Anlagen zu Religiosität und Anmut; unter den letztern scheint diejenige am meisten zu bekämpfen zu sein, welche erfahrungsgemäß das meiste Unheil über Einzelwesen, Familien und größere Kreise bringt, es ist die Neigung des weiblichen Geschlechtes zur Unwahrheit.

Eine Frau ohne Religion ist ein Ungeheuer. Der Mann kann auf philosophischem Wege betreffs der höchsten Dinge zu einer bestimmten Lebensanschauung gelangen, welche, allerdings unter der Voraussetzung, daß ihn die Tiefe nicht geschreckt hat, wenigstens durch negative Ergebnisse auf die Grundgedanken des Glaubens zurückführt. Der Frau ist dieser Weg von Natur verlegt; sie muß wie die große Masse auf unmittelbare, sinnliche und autoritative Weise jene innere Lebensstütze gewinnen und festhalten, deren kein Mensch entraten kann. Gerade unser Christentum, als dessen gesundeste Frucht das tiefsinnige Zartgefühl des Gewissens in der Behandlung aller Lebensinteressen zu bezeichnen ist, bedarf der sorgfältigsten Pflege im weiblichen Gemüte. Diese Pflege liegt aber nicht in der Unendlichkeit frömmelnder Ermahnungen oder in der Beschränkung der Lektüre auf geistliche Bücher, auch nicht in der Gewöhnung an peinlich genaue und ununterbrochene Erfüllung aller äußern Kultusvorschriften, sondern in der Übermittlung einer heiligen Gewißheit betreffs der göttlichen Vorsehung und des göttlichen Willens und in der Anleitung zur richtigen Wertschätzung der Lebensgüter. Nicht bloß das Haus wird durch Gewöhnung und Beispiel, diese starken Hebel jeder Erziehung, die Wärme der wahrhaften, von jeder Unduldsamkeit weitabliegenden religiösen Empfindung hochhalten müssen, sondern auch die Schule wird namentlich bei Behandlung des Schönsten und Besten der neuern weltlichen Bildung den sachlichen Einklang der einfachen Glaubenslehren mit den Grundgedanken einer ideal-philosophischen Weltanschauung zu betonen nicht versäumen dürfen.

„Die Anmut ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einflusse der Freiheit“ und „In einer schönen Seele ist es, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck.“ Mit diesen bekannten Schillerschen Sätzen ist das Wesen der menschlichen Anmut, dieses olympischen Erbteils des weiblichen Geschlechtes, gezeichnet. Die grobsinnlichen Bewegungen

des Körpers, welche die äußere Wohlanständigkeit bedingen, werden freilich allerwärts bei der Erziehung des Mädchens ins Auge gefaßt, und das Publikum hat mit großem Beifalle jene Richtung des Mädchenturnens aufgenommen, welche den anmutigen Körperbewegungen und Körperstellungen besondre Aufmerksamkeit zuwendet. Aber diese „gelernte" Anmut, diese „Tanzmeistergrazie," wie sie Schiller genannt hat, ist sozusagen nur eine Hilfswissenschaft; ihre Pflege ist allerdings bei der Schwerfälligkeit unsrer Glieder, welche in ungünstigem Klima gebildet und von dem Blei einer eintönigen Lebensweise niedergehalten sind, ohne allen Zweifel recht nötig, aber in Hinblick auf die Tiere, welche in ihrer Freiheit „mit völliger Ungezwungenheit die volle Anmut ihrer Gattung entwickeln," im ganzen und großen von geringem Werte.

Die wahre Anmut kann nur der unbewußte Ausdruck eines Innern sein, und die Schönheit der Seele, deren äußere Kundgebung die Anmut beim Menschen sein soll, beruht beim weiblichen Geschlechte wesentlich auf Bescheidenheit und Zucht, mit denen sich Wohlanständigkeit und Zartgefühl von selbst einstellen. Leider sind durch die verderbliche Konditoreipädagogik, welche in unserm lustschwärmenden Jahrhundert an dem Lächeln des putzigen Mädchens sich erfreuend es mit Konfekt — bildlich gesprochen — statt mit Schwarzbrot nährt, die Ansprüche der weiblichen Jugend auf Vergnügen just nach dem Naturgesetz der Gewöhnung und des Beispiels weit über deren jeweiliges Alter hinausgestiegen.

Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: „Von wilden heißt's Tyrann
Und Schmeichler von den zahmen."

Darin liegt der Grund der mehr allgemein beklagten als bekämpften Frühreife unsrer Jugend — bei den Knaben liegt die Sache wenig besser —, welche, von andern schlimmen Folgen abgesehen, zu einer vorzeitigen Genußunfähigkeit und Lebenssattigkeit führen muß. Was Hänschen genießt, genießt Hans nicht mehr. Neben der Selbstbeherrschung bezüglich des Genusses bildet die Selbstbeherrschung bezüglich des Wortes einen Hauptbestandteil der Bescheidenheit; vorlaute, dreiste und zornige Reden verunzieren das Weib kaum weniger als Irreligiosität. Die Bescheidenheit, „der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid," wie sie Arndt genannt hat, wird aber keine echte sein — und hierin liegt ein Berührungspunkt der Anmut mit der noch zu besprechenden Wahrheitsliebe —, wenn ihr äußeres Gebahren nicht von bescheidenem Sinne geleitet ist, wenn hinter demselben der Eigendünkel und das Verlangen nach äußerm Glanze quand même lauert, kurz, wenn es keiner schönen Seele entspringt. Man hat gesagt, Bescheidenheit erstarke vorzugsweise in der Familie. Sei dem wie ihm wolle: die Schule vermag in hohem Grade die Unbescheidenheit erstarken zu lassen. Die kinnstreichelnde Pseudopädagogik läppischer Tändelei und unbewußter Förderung des leidigen fou-rire wie des unleidlichen fou-pleurer macht sich in nicht wenigen Mädchen-

ſchulen und Mädchenerziehungsanſtalten geltend, die Begönnerung und Beſchönigung von ſeiten der Lehrer ſpielt da eine nicht unerhebliche Rolle, und die Diſziplin poltert hier oft mit lärmenden Worten und drückt ein Auge und mehr zu, ſtatt von wahrem Wohlwollen geleitet in der Sache Strenge — nicht Härte! — und Folgerichtigkeit, in der Form aber Milde und lauterſten Takt zu üben. Bedauerlicherweiſe unterliegt nach dieſer Seite hin manche, namentlich kleinſtädtiſche öffentliche Schule um ihrer Selbſterhaltung willen dem Einfluß des Publikums, dem ein notdürftig verdeckter Schulſchlendrian unglaublich zuzuſagen ſcheint. Auch die an manchen Mädchenſchulen ſo beliebten — in der Tagespreſſe gewiſſenhaft verzeichneten — Maſſenausflüge, welche ſchon als ſolche erziehlich nicht fruchtbar gemacht werden können und geſundheitlich ſehr oft fehlgreifen, ſind im Grunde nichts als eine wenig löbliche captatio benevolentiae, ein Werben um Wohlwollen bei Schülerinnen und Eltern dieſes Jahrhunderts der Vergnügungseiſenbahnzüge. Namentlich aber gefährdet die Schule die Beſcheidenheit der Mädchen, wenn ſie nicht bei allen Gelegenheiten — und deren giebt es im Unterrichte unzählige — den Vorzug der ſittlichen Eigenſchaften vor den intellektuellen und das Dienſtverhältnis dieſer zu jenen als förmliche Glaubensſätze allgemein und beſonders in Behandlung der einzelnen Schülerinnen ans Licht ſtellt: l'esprit sert à tout, mais il ne suffit à rien. Auf dieſe weit verbreitete Unterlaſſungsſünde iſt teilweiſe der Ungehorſam und das redekühne Gebahren von Mädchen gegen ihre Mütter zurückzuführen; wenn auch im einzelnen Falle die 15—16jährige Tochter über ein größeres Maß von Gedächtnis- und Verſtandesbildung verfügen mag als ihre Mutter, ſo iſt doch, falls weder die Schule noch das Haus den durchaus unweiblichen Geſcheitheits- und Wiſſensſtolz großzieht und die Mutter ihre Pflicht als ſolche wirklich erfüllt, erfahrungsgemäß für das Anſehen des geheimnisvoll gewaltigen Mutterherzens keine Beeinträchtigung zu fürchten.

Wenn demnach in der Erziehung zur Beſcheidenheit die Rollen zwiſchen Haus und Schule nicht ſo ungleich verteilt erſcheinen, als man gewöhnlich behauptet, ſo iſt allerdings die Erziehung der Mädchen zur Zucht (im engern Sinne des Wortes) weſentlich auf die Schultern der Familie gelegt. Leider üben Eltern und überhaupt Ältere bei ihren Geſprächen in Gegenwart von Kindern nicht immer die nötige Sorgfalt; und viele Eltern oder Stellvertreter derſelben führen 10—8jährige Kinder in Theatervorſtellungen oder jüngere und ältere Mädchen zu andern Schauſtellungen, welche hie und da einen Erwachſenen ſelbſt von feinerer Empfindung ſittlich verſtimmen; ja manche Mutter glaubt den Ausſpruch jenes Engländers: „Das eine Geheimnis bei der Erziehung iſt, daß man wiſſe, weiſe die Zeit zu verlieren," nicht praktiſcher befolgen zu können, als wenn ſie mit weitausſpähendem Blicke auf die künftige Ehe ihrer vierzehnjährigen Tochter dem trivialen Sport des Straßenflanirens in ſtiller und ſchlecht verdeckter Freude Vorſchub leiſtet. Verkehrt, kleinlich und innerlich unwahr aber

ist es, wenn von gewisser Seite das Schönste und Beste der deutschen Literatur, welches die Schule den Mädchen bietet, als keuschheitsverderbend bezeichnet wird. Der Ernst und der erhabene Zusammenhang, in welchem dort der Begriff der Liebe erscheint, ist wie weniges geeignet, in den jugendlichen Seelen frühzeitig einen Damm gegen Gemeinheit wie gegen Überschwänglichkeit aufzuwerfen. Möge die Familie vor allem im Vereine mit der Schule, welche bei Anlegung und Führung von Schülerinnenbibliotheken die sogenannten Jugendschriften nicht gewissenhaft genug prüfen kann, die Gesundheit der Privatlektüre der Mädchen sicherstellen!

Praktisch steht der Anmut, welche freilich unwillkürlich sein soll, die beim weiblichen Geschlechte so ausgebildete Neigung zum Putze nicht fern. Sie entstammt dem oben erwähnten Wohlgefallen an schönen und harmonischen Verhältnissen — wir erinnern nur an Gürtel und Halsschmuck als Mittel der Hervorhebung des „proportionellen Dreiklangs in der menschlichen Figur" —, dient indeß vielleicht in mehr Fällen zur Steigerung und Veredlung des eignen Lebensgefühls als zur Befriedigung der Eitelkeit. Es wäre daher thöricht, diesen Hang unterdrücken zu wollen. Wie allen sinnlichen Bedürfnissen und Neigungen, so ist auch dem Putzeifer ein „liberaler Spielraum," um mit Rümelin zu reden, „offen zu halten," nur die Ausschreitungen desselben, die Putzsucht in ihrer Mißachtung des Standesgemäßen und die Geschmacklosigkeit im Putz (vgl. das treffliche Buch von Matthias „Der menschliche Schmuck") sind zu bekämpfen. Mag dann immerhin noch etwas Wunsch zu gefallen, noch ein bischen Eitelkeit bei aller Bescheidenheit und Zucht zurückbleiben, so ist das nur die homöopathische Sündendosis, welche so manchen Tugenden anhaften muß, um sie nach dem bekannten Winke des Altmeisters Horaz zu menschlichen und dadurch allgemein interessirenden zu machen. Über die Ausbildung der Mädchen in Musik und Zeichnen hier nur die zwei Worte, daß für die Erziehung der schönen Seele, insbesondre für die Richtung des Geschmacks, die Art jener Ausbildung von umso weiter reichender Bedeutung ist, als sie sich ihrer Natur nach der mittelbaren Berechnung und Bemessung entzieht, sowie daß schlechte Lehrer und tändelnder Betrieb im Musik- und Zeichenunterricht mehr schaden als in allen andern Gebieten der Unterweisung.

Dem weichen Golde der Religiosität und Anmut darf der Stahlzusatz des Wahrheitssinnes nicht fehlen. Der neugierige Zug der Unterhaltung um der Unterhaltung willen, welchen die Tochter des Tagelöhners mit der des Universitätsprofessors teilt, er ist die erste sinnliche Etappe der beim weiblichen Geschlechte so weitverbreiteten Übelrederei: zunächst nur aus Begierde nach neuem erfindet so manche weibliche Phantasie Thatsachen betreffs andrer Menschen; auf der höhern Stufe des Seelenlebens kommt ein Ganzes — sehr oft in Gestalt des lieben Ichs oder eines geliebten zweiten Ichs — in das Mitteltreffen, zu dessen Sicherstellung Scheingeplänkel und Lügenoperationen mit leichtem und schwerem Geschütz besonnen und unbesonnen ausgeführt werden. Der erste Gesichtspunkt

weiſt auf die Notwendigkeit hin, „den Kopf“ des jungen Mädchens „mit guten Gedanken auszutapezieren“ — wie Maria Thereſia in einem Briefe ihrer Tochter ans Herz legte —, damit die Neugierde auf Edles ſich richtend zum glücklichen Hange werde und der Unterhaltung um der Unterhaltung willen würdiger Stoff zufließe; der zweite Geſichtspunkt läßt die Eindämmung der unjuriſtiſchen Natur des Weibes durch Leitung des weiblichen Geiſtes auf Allgemeines erforderlich erſcheinen. Jenes geſchieht durch Erregung höherer Intereſſen namentlich im Religions-, deutſchen, Geſchichts-, Naturgeſchichts-, auch Geographieunterricht, wobei überall ſokratiſche, anſchauliche, vergleichende und gruppirende Methode und emſiges Herbeiziehen des wirklichen Lebens von ſeiten eines mitteilſamen Lehrers erſtaunliches wirken können; dieſes aber wird — vom moraliſchen Einfluß mittels Gewöhnung und Beiſpiel hier noch abgeſehen — durch Erziehung zum klaren, logiſchen Denken und zur Wertſchätzung des Geſetzlichen in der Methode jedes Unterrichts, namentlich aber an der Hand der Grammatik, des Aufſatzes, des Rechnens und eines Teils des naturwiſſenſchaftlichen Unterrichts gefördert. Der formale Gewinn des grammatiſchen Lernens wird ein weſentlich beſchränkter ſein, wenn ſich dasſelbe nur auf die Mutterſprache bezieht; wir verlangen deshalb den erſten grammatiſchen Betrieb einer fremden Sprache für unſre Töchter, und hierzu eignet ſich die franzöſiſche, eine der logiſchſten Sprachen der Welt, am beſten; zugleich ſteht ſie, von Bedürfniſſen der Praxis abgeſehen, durch ihren Wohllaut und die Grazie ihres Stils dem Geſichtspunkte der weiblichen Anmut beſonders nahe. Endlich ſei hier der Erziehung zur Aufmerkſamkeit als einer ſegensreichen Vorarbeit für die zur Wahrheitsliebe gedacht. Der Schwerpunkt aber der Bildung des Wahrheitsſinns liegt in Gewöhnung und Beiſpiel. Manche Familie, welche, wenn es ſich um den lieben Nächſten handelt, nicht Worte genug findet, die altägyptiſche Lügenhaftigkeit zu tadeln, verſündigt ſich täglich gegen das altperſiſche Gebot, die Kinder durch Gewöhnung und Beiſpiel zur Wahrhaftigkeit zu erziehen; insbeſondre wird die Draſtik der „armen Recha, die indeß verbrannte! — faſt, faſt verbrannte,“ die Übertreibung, ferner die Verwendung der Kinder zu elterlichen Lügen und Ränken, endlich die Täuſchung und Empfindlichkeit der Schule gegenüber ſelten genug auf den Index geſetzt. Aber auch die Schule, die öffentliche und noch mehr die private, darf angeſichts der Forderung, durch Gewöhnung und Beiſpiel die Mädchen zur Wahrheitsliebe, Offenheit und Geradheit zu erziehen, die Hand mit einem mea culpa an die Bruſt legen. Verkehrt iſt es, wenn, wie es oft geſchieht, Lüge und Verleumdung als leichte Vergehen und bei andern Vergehen das offne Zugeſtändnis nicht als Milderungsgrund behandelt werden. Und wie viel Scheinweſen wird großgezogen durch ſchlechte Vorbereitung des Lehrers, infolge deren er bewußt und unbewußt Unwahres zu Markte trägt, durch ſündige Gleichgiltigkeit desſelben gegen den Schwall hoher Rede, welche aus dem Munde oder aus der Feder der Schülerin an ihn heranſtürmt, durch gewiſſenloſe Beſtimmtheit

seiner Antworten auf unvorhergesehene Fragen der Schülerinnen, durch Ergießung aller Schleusen seines olympischen Zorns, wenn ein Mädchen durch unfertige oder versagte Antworten den Beweis erbringt, warum es die Schule besucht — von phantastischen Aufsatzthemen, Parteilichkeit und Ungerechtigkeit ganz zu geschweigen! Ein vortreffliches Mittel, in den Mädchen den Sinn für die Wahrheit durch Gewöhnung erstarken zu lassen, liegt gewiß in der Behandlung des deutschen Aufsatzes. Die Nutzanwendung des bekannten Paradoxons: „Da ich keine Zeit habe, dir einen kurzen Brief zu schreiben, so schreibe ich dir einen langen," und die Befolgung der Shakespeareschen Lehre von der Kürze als der „Seele des Witzes," einer Lehre, zu welcher der „kurzgeschorene, kurzangebundene" Geist der Gegenwart so erfreulich stimmt, werden alles Phrasenhafte in den Ausarbeitungen der von Natur träumerischen, langgelockten Mädchen abschneiden; sodann wähle man bei Mädchen als Themata vorzugsweise Inhaltsangaben, welche sie ja auf Schritt und Tritt zu einer gewissenhaften Vergleichung ihrer schriftlichen Aussagen mit den Thatsachen ihres jeweiligen Vorwurfes zwingen. Durch die Moral des Unterrichts wird ein vortrefflicher Unterricht in der Moral erteilt.

Wenn in der angedeuteten Weise Schule und Haus die Erziehung zur Wahrhaftigkeit und Geradheit mit vereinten Kräften betreiben, so wird von der weiblichen Unjuristik, die ja nicht in ihrem ganzen Umfange verhängnisvoll ist, immer noch eine mehr als homöopathische Gabe übrig bleiben, welche völlig ausreicht, um durch Rücksichtnahme auf andre und Beobachtung der geselligen Formen der Tugend der Wahrheit den Charakter der Starrheit zu benehmen und so einen unzweckmäßigen Übergriff in das Gebiet der Anmut zu verhüten.

Soweit die Erfüllung dessen, was wir versprochen. Vom engern Standpunkte der Familie ergeben sich noch manche gewichtige Forderungen an die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Hierher rechnen wir namentlich die der Erziehung zur Ordnungsliebe, welche, zumal in Gestalt der zeitlichen Pünktlichkeit, dem Weibe, soweit es sich selbst thätig zu verhalten hat, keineswegs angeboren zu sein, aber nicht wenig zur Bekämpfung der unjuristischen Natur desselben beizutragen scheint, sodann die der Sorge für eine dauerhafte Gesundheit und der frühzeitigen Gewöhnung an die kleinen Geschäfte des Hauses. Daß aus den zwei letztgenannten Rücksichten eine Entlastung der meisten Klassen unsrer Töchterschulen bezüglich der Zahl wöchentlicher Unterrichtsstunden erfolgen muß, behaupten wir umso unverzagter, als unsre allgemeine Betrachtung über die geistige Erziehung der Mädchen wohl ziemlich deutlich zwischen den Zeilen erkennen läßt, daß die erwähnte Erleichterung füglich eintreten kann; zugleich erfüllen wir vielleicht die Erwartung manches Elternherzes, das am Schlusse unsers Predigtliedes die grosse note von der Verminderung der Schularbeit ungern vermißt hätte. Vor allem soll nach unsrer ketzerischen Meinung der obligatorische Unterricht in der englischen Sprache mit ihren musenentratenen Lauten

und Wortaccenten und ihrer eingeſchrumpften Grammatik fallen; ſcheint doch ohnehin die ausgedehnte Beſchäftigung mit fremden Sprachen beim weiblichen Geſchlechte hie und da den Mutterwitz zu beeinträchtigen und eine gewiſſe Säure der Empfindung zu erzeugen. Sodann ſchwinde Algebra und Geometrie aus der Reihe der vorgeſchriebenen Fächer, unter der Vorausſetzung, daß der Sprachunterricht, der Rechenunterricht und der naturwiſſenſchaftliche Unterricht für die logiſche Bildung der Mädchen möglichſt nutzbar gemacht werden und der Zeichenunterricht die Formenlehre im elementaren Sinne des Wortes übernimmt. Endlich kann in untern Klaſſen der Naturgeſchichts-, in mittlern der Geſchichtsunterricht mit dem deutſchen Unterricht ohne Stundenzuwachs für dieſen verbunden werden. Dagegen bedürfen die höhern Mädchenſchulen der beſten Lehrer und einer geradezu raffinirten Methode des Unterrichts, welche geeignet iſt, das Lernen der Mädchen zu einem Gegenſtande der Freude und des Genuſſes zu machen.

Aber iſt es denn überhaupt nötig oder auch nur wünſchenswert, daß das heranwachſende Mädchen eine Schule beſuche? Iſt nicht die Familie die berufenſte, ja einzig entſprechende Erziehungsſtätte für das weibliche Geſchlecht? Man hat in den Jahren 1820 bis 1840 nach Raumers und Schleiermachers Ideen für die „Mutterſchule," d. h. für die Geſamterziehung der Mädchen durch die — höchſtens vom Vater unterſtützte — Mutter geſchwärmt; andre wollten den Vater als Erzieher, die Mutter nur als Pflegerin gelten laſſen. Aber „hart im Raume ſtoßen ſich die Sachen." Wie ſelten ſind die Mütter und die Väter, welche perſönlich und gemäß der äußern Verhältniſſe, in denen ſie leben, alles für die Erziehung der Töchter in heutigen Tagen notwendige als Lehrer bieten und als Erzieher im engern Sinne des Wortes leiſten können! Da nun erfahrungsgemäß Privatunterricht von familienfremden Perſonen, andrer Mißſtände nicht zu gedenken, nicht ſelten an einer gewiſſen Irreellität in didaktiſcher wie pädagogiſcher Beziehung leidet, ſo bleibt nur die Schule für die notwendige Ergänzung des von der Familie vollführten Hauptwerks übrig. Hiernach hat man die Schule als Notbehelf bezeichnet, und wir haben gegen dieſe Auffaſſung nicht eben viel einzuwenden. Vor allem iſt es ja wahr, daß die Mädchen, wie Jean Paul bemerkt hat, in weit höherem Grade als die Knaben eher Fehler als Vorzüge von einander annehmen, und der Beſuch einer Schule zu dieſer Bethätigung weiblicher Schwäche Anlaß giebt; es iſt ferner wahr, daß die individuelle Behandlung, deren das zu erziehende Mädchen bedarf, in einer großen Schule in nur geringem Maße ſtattfinden kann. Auf der andern Seite bietet aber die Schule in weit höherem Grade Anregung und Aufregung zur Selbſtändigkeit, zum richtigen Erfaſſen der Lebensverhältniſſe und zur richtigen Beurteilung der Menſchen, als der beſchränkte Kreis der Familie. Mag aber immerhin die öffentliche Schule nur ein Notbehelf ſein, die Internatsinſtitute widerſprechen, ganz davon zu ſchweigen, daß für manche derſelben, namentlich für die engatmigen von wenigen Jahreskurſen, der Schein Syſtem und die bezahlte Verſchonung der Eltern mit Schul-

mißklängen Zweck ist, durchaus dem allerseits voll anerkannten Grundsatze, daß der natürlichen Bestimmung des Weibes gemäß die Familie — auch kein Surrogat derselben! — der Brennpunkt der weiblichen Erziehung sein muß, zu welchem sich die Schule nur als zuleitender Strahl verhalten darf.

Es will uns bedünken, als ob, wenn die Wege, welche wir angedeutet haben, in der Erziehung unsrer Töchter eingeschlagen werden, auch das weibliche Geschlecht zu jener realen und reellen Idealität gelangen könne, welche allein den Menschen wahrhaft beglückt. Zur unverdrossenen Ausführung der zahlreichen kleinen und kleinlichen Geschäfte, welche die Häuslichkeit auferlegt, zum sichern Halt in Tagen des Unglücks und zur harmonischen Führung des Lebens überhaupt bedarf die Frau der steten Erfrischung des höhern Zuges einer frommen und schönen Seele; auf der andern Seite lehren sie der Wahrheitssinn und die Ordnungsliebe mit den Dingen der Außenwelt, welche kein vernünftiger Mensch bei Stellung der Rechnung für sein Dasein außer Acht läßt, in geregeltem Zusammenhange bleiben und behüten sie, daß sie nicht von ungesunden Auswüchsen der Idealität heimgesucht werde und vor lauter Sphärenmusik den Schlüssel der ihr im Erdenkonzert anvertrauten Stimme zu lesen verlerne.

Offenburg. C. Lang.

Adolf Gutbiers Rafael-Werk.

Ein Prachtwerk ersten Ranges — diese viel mißbrauchte und verschwendete buchhändlerische Phrase, wenn sie jemals Sinn und Berechtigung gehabt hätte, so wäre es dem wundervollen, einzig in seiner Art dastehenden Werke gegenüber, das in der Überschrift dieser Zeilen genannt ist, und das, in Stille und Bescheidenheit vorbereitet, ohne alle tönenden Reklamephrasen unlängst ans Licht getreten ist. Wenige Sätze werden genügen, von der Bedeutung und Schönheit dieses Werkes einen Begriff zu geben.

Die Kunsthandlung von Adolf Gutbier in Dresden veranstaltete im Sommer 1879 eine Ausstellung von Nachbildungen sämtlicher Werke Rafaels. Das Unternehmen — wohl das erste dieser Art in Deutschland — fand ungeteilte Anerkennung und wirkte in hohem Grade anregend und belehrend. Die Schöpfungen Rafaels, in alle Welt zerstreut, nicht nur in den verschiedensten öffentlichen Galerien Europas, sondern zum Teil auch in schwer zugänglichen Privatsammlungen befindlich, waren hier sammt und sonders in den besten Reproduktionen des

Grabstichels vereinigt, und so war weiten Kreisen die Möglichkeit geboten, das Werden und Wachsen dieses einzigen künstlerischen Genius in genußreicher Betrachtung zu verfolgen.

Ermuntert durch den Beifall, den die Ausstellung gefunden, entschloß sich der Unternehmer, sämmtliche erhaltenen Werke Rafaels in photographischen Nachbildungen der besten Kupferstiche und durch einen sachkundigen Text erläutert zu einem „Rafaelwerk" zu vereinigen. Zur Ausführung dieses Planes gewann er die trefflichsten Mitarbeiter, die er sich wünschen konnte: für die Herstellung der Bilder die bewährte Lichtdruckanstalt von Martin Rommel in Stuttgart, für die Abfassung des Textes die Feder Wilhelm Lübkes, des Meisters populärer kunstwissenschaftlicher Darstellung, und das Ergebnis ihrer gemeinschaftlichen Thätigkeit ist es, welches in drei herrlichen Quartbänden seit kurzem vorliegt.*)

Der Name Rommels ist durch die großen Lichtdruckwerke, die im Laufe der letzten fünf bis sechs Jahre die Neffsche Verlagshandlung in Stuttgart veröffentlicht hat, die „Klassiker der Malerei," die „Kunst für Alle," die „Französischen Maler des achtzehnten Jahrhunderts" und die „Goldne Bibel," in kunstsinnigen Kreisen bereits aufs vorteilhafteste bekannt. Um dieselbe Aufgabe wie in den genannten vier Werken handelt sichs auch in Gutbiers Rafaelwerk: um die Vervielfältigung von Kupferstichen durch „Lichtdruck," wie man den photographischen Pressendruck etwas gewagt, aber nicht unpassend bezeichnet hat. Gerade der Lichtdruck nach Kupferstichen bildet die Spezialität, wir dürfen sagen die gegenwärtig in Deutschland kaum von andrer Seite übertroffene Spezialität der genannten Stuttgarter Firma. Trotz der Verkleinerung, welche die Kupferstiche dabei erfahren, und trotz der damit verbundenen Gefahr, daß der zwischen den Taillen befindliche leere Raum, namentlich in den Schattenpartien oder sonstigen dunkel gehaltenen Stellen, von der Schwärze getroffen und bedeckt werde, gelingt es Rommel, Blätter von größter Schärfe, Sauberkeit und Klarheit herzustellen, die fast täuschend den Eindruck direkt von den Kupferplatten genommener Abzüge machen. Da im vorliegenden Falle es dem Verleger durch seine vielseitigen Verbindungen, insbesondre mit Hilfe der ihm bereitwilligst zur Verfügung gestellten großartigen Rafaelsammlung des verstorbenen Leipziger Verlagsbuchhändlers Wilhelm Engelmann ermöglicht wurde, auch von den kostbarsten Blättern Abdrücke „vor der Schrift" zu erhalten und dem photographischen Druck zu Grunde zu legen — nur in einzelnen Fällen, wo keine Stiche vorhanden waren, sind Photographien nach den Originalbildern oder Zeichnungen zu Hilfe genommen worden —, so kann der Leser ahnen, welche

*) Rafael-Werk. Sämmtliche Tafelbilder und Fresken des Meisters in Nachbildungen nach Kupferstichen und Photographien herausgegeben von Adolf Gutbier. Mit erläuterndem Text von Wilhelm Lübke. Drei Bände. Dresden, Verlag von A. Gutbier.

Freude es gewährt, diesen Reichtum nun in zwei handlichen Quartbänden zu bequemem Studium und Genuß vereinigt vor sich zu sehen.

Auf zwei Bände nämlich von je 92 Tafeln hat der Herausgeber sein Rafaelwerk verteilt. Der erste Band enthält die sämmtlichen Tafelbilder des Meisters: die Madonnen und Heiligen Familien (46), die Bildnisse (18) und die sonstigen Tafelbilder religiösen und profanen Inhalts (28), jede Abteilung nach der Entstehungszeit geordnet; der zweite Band umfaßt die Fresken in den Stanzen und Loggien des Vatikans (52), in der Loggia der Farnesina (12), die sonstigen Fresken und Mosaiken (15) und die Tapeten für die sixtinische Kapelle (13). Vor jeder Tafel befindet sich ein Vorsatzblatt, auf welchem der Gegenstand des Bildes, sein Aufbewahrungsort, seine Nummer bei Passavant und die für den Lichtdruck verwendete Vorlage genannt sind.

Eine vortreffliche Einrichtung ist es, daß der Text des Werkes nicht den beiden Tafelbänden eingefügt, sondern in einem besondern dritten Bande abgetrennt ist. Er zerfällt in eine gedrängte, übersichtliche Darstellung von Rafaels Leben und Entwicklungsgang und in eine der Bilderfolge der beiden Hauptbände sich anschließende Erläuterung der einzelnen Tafeln. Ein Wort zum Lobe dieses Textes zu sagen ist wohl überflüssig. Daß eine Darstellung von dem Leben und Schaffen des großen Urbinaten aus Lübkes Feder nirgends hinter dem Stande der gegenwärtigen Forschung zurückbleiben kann, braucht nicht ausdrücklich versichert zu werden. Zu bewundern aber ist es, wie Lübke den so oft schon von ihm behandelten Stoff immer aufs neue wieder mit gleicher Wärme und Begeisterung und in derselben glänzenden und jugendlich frischen Darstellung zu behandeln weiß. Diesem Texte gönnt man einmal die wundervolle Druckausstattung, die er durch die Drugulinsche Buchdruckerei in Leipzig erhalten hat. In einem Anhange ist übrigens noch ein Verzeichnis der Studienblätter zu den besprochenen Werken beigegeben, „soweit solche von Passavant ausführlich beschrieben und in Reproduktionen erschienen sind."

Der Verleger hat von seinem Rafaelwerke zwei Ausgaben veranstaltet. Die eine in Kleinfolio (oder sagen wir lieber Großquart) auf Kupferdruckpapier kostet ungebunden (die Bilder in Mappe) 154 Mark, in drei Kallikoprachtbänden 185, in drei Lederprachtbänden 225 Mark. Die andre, eine „Kunstdruckausgabe" in stattlichem Folio, ist nur in fünfzig, mit fortlaufenden Nummern versehenen Exemplaren hergestellt und bietet das denkbar vollendetste, was in Buchausstattung überhaupt zu erreichen ist. Die Lichtdrucke sind hier mit ganz besondrer Zartheit auf chinesisches Papier gedruckt, auf starkes holländisches Büttenpapier aufgezogen und — was vielleicht überflüssig ist, aber für manchen Liebhaber ohne Zweifel den Reiz erhöhen wird — mit eingedruckten Plattenrändern versehen, sodaß die Drucke vollkommen das Ansehen von Kupferstichen erhalten haben. Der Buchdruck ist hier ebenfalls auf Büttenpapier hergestellt. Die durch ihre klassischen Liebhaberbände renommirte Buchbinderei von G. Fritzsche

in Leipzig hat es übernommen, dieſe — übrigens in fünf Bände zerlegte — Ausgabe in treuer Nachbildung eines Grolierbandes aus dem ſechzehnten Jahrhundert in rotes Saffianleder zu binden und dabei den höchſten Anforderungen an Eleganz und Solidität zu entſprechen. Der Preis dieſer Extraausgabe beträgt für ein gebundenes Exemplar 600 Mark. Endlich hat der Verleger noch eine Art Rafaelalbum von der zuerſt genannten Ausgabe abgezweigt: einen mäßigen Quartband, der genau in derſelben Ausſtattung wie jener auf 44 Tafeln die ſämmtlichen Madonnen und Heiligen Familien Rafaels enthält, denen eine kurze orientirende Einleitung vorausgeſchickt iſt. Dieſe Ausgabe koſtet cartonnirt 30, in Kallikoband 40 Mark.

Die Leſer der Grenzboten ſind nicht in den begütertſten, ſicherlich aber in denjenigen Kreiſen des deutſchen Bürgertums zu ſuchen, in denen echte Bildung, ideale Geſinnung, künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Ernſt und Abneigung gegen allen ephemeren, auf die Maſſen ſpekulirenden literariſchen Modetand zu Hauſe ſind. Wenn wir uns daher auch nicht einbilden, durch dieſe unſre Anzeige dem kunſtſinnigen Verleger einen einzigen Käufer der Luxusausgabe ſeines Rafaelwerkes zuführen zu können, ſo dürfen wir doch annehmen, daß die beiden andern Ausgaben für manche unſrer Leſer nicht unerſchwinglich ſein werden, und ſo haben wir es wenigſtens an dieſer Anregung nicht wollen fehlen laſſen — zumal im Hinblick auf die herannahende Weihnachtszeit, wo es ſicherlich wieder von allen Seiten „Prachtwerke erſten Ranges“ regnen wird. Hier iſt einmal eins, das man ohne Gänſefüßchen ſchreiben kann.

Politiſche Briefe.

8. Die Thronrede.

Eine bedeutende Thronrede, der ſich nur die vorjährige Botſchaft an den Reichstag zur Seite ſtellen läßt. Die preußiſche Thronrede vom 14. November 1882 iſt die Tochter der deutſchen Botſchaft vom 17. November 1881. Alle Ziele der Botſchaft ſind feſtgehalten, ſoweit der preußiſche Landtag zur Erreichung dieſer Ziele beitragen kann. Die Thronrede wiederholt die Aufgaben des preußiſchen Staates, ſeine Gemeinden zu entlaſten, insbeſondre durch Abnahme der Schullaſten, aber auch die Eltern der ſchulpflichtigen Kinder aus den ärmern Volksklaſſen zu entlaſten durch Abnahme des Schulgeldes für den Elementarunterricht. Die Thronrede wiederholt die Pflicht, den ſozialdemokratiſchen Ausſchreitungen nicht bloß durch Repreſſion zu begegnen, ſondern durch eine vom Staat ausgehende Förderung des Wohles der Arbeiter. So weit dieſe Förderung auf

organisatorischem Wege zu erfolgen hat, liegt sie der Reichsgesetzgebung ob. Der preußische Staat aber kann und soll für die ärmern Volksklassen durch Abnahme der Klassensteuer, zunächst der untersten Stufen derselben, eine wesentliche Erleichterung schaffen. Diese Erleichterung soll nach der Thronrede unverzüglich bewirkt werden und den neuen Landtag schon in der jetzt beginnenden Session beschäftigen.

Zu diesen guten Dingen braucht der preußische Staat Geld, und er kann dieses Geld nur vom Reiche fordern. Denn seine beste Steuerquelle, die indirekten Abgaben, hat der preußische Staat dem Reiche abgetreten. Schreibt auch die Reichsverfassung diese Abtretung nicht vor, so liegt sie doch in der Natur der Sache, weil die Ausbildung des indirekten Abgabensystems in den Einzelstaaten unvermeidlich die Einheit des deutschen Wirtschaftslebens zerreißen müßte. Nur vorsichtig, mit wohlerwogener Auswahl und in beschränktem Maße kann daher die Gesetzgebung der Einzelstaaten noch mit der Einführung indirekter Steuern vorgehen.

Es muß im höchsten Grade auffallen und Bedenken erregen, daß gegen die Forderung einer Erhöhung der indirekten Abgaben im Reich Stimmen aus dem liberalen Lager laut wurden, welche einen Tadel erheben wollten, weil der preußische Staat für seine Bedürfnisse Abgaben des Reiches fordere. Ist das Reich etwa ein Kreis für sich neben den Einzelstaaten, der die letztern auf ihre eignen Kräfte verweisen darf? Das Reich hat die besten Kraftquellen der Einzelstaaten in Beschlag genommen, weil es imstande ist, sie am besten, nämlich einheitlich zu verwalten. Aber so war nicht gewettet, daß die Einzelstaaten diese Kraftquellen verlieren sollten, damit das Reich, welches noch nicht die ganzen deutschen Staatszwecke umfaßt, jene Kraftquellen verwende nur für den von ihm verwalteten Teil der deutschen Staatszwecke und im übrigen die Quellen vertrocknen lasse.

Die Reichsverfassung hat den Einzelstaaten die indirekten Steuern nicht durch ein formelles Verbot entzogen. Was sollte wohl aus dem Reich werden, wenn die Einzelstaaten notgedrungen wieder zur Selbstausbildung der indirekten Steuern greifen müßten? Nicht alle Einzelstaaten sind dazu befähigt, aber der preußische Staat ist es ganz gewiß. Es ist von seiten der preußischen Staatsregierung nur eine Bethätigung der Loyalität gegen das Reich, wenn sie sich an dasselbe um Ausbildung der indirekten Steuern wendet, anstatt dieselbe ihrerseits in die Hand zu nehmen. Es ist unbegreiflich, wie dem Liberalismus, sogar dem nationalen Liberalismus, diese augenfällige Seite des Gegenstandes entgehen kann. Hat man doch sogar im „Hannoverschen Courier," dem Organ des Herrn v. Bennigsen, am 28. Oktober eine Berliner Korrespondenz lesen müssen, mit dem an die preußische Regierung gestellten Verlangen, ihre Geldbedürfnisse ohne Anforderung an den Reichstag zu decken. Andere Stimmen haben vorher ein Geschrei erhoben, daß Preußen für seine Staatsbedürfnisse Geld aus den übrigen

Bundesstaaten in Anspruch nehmen wolle. Welch eine staunenswerte Thorheit! Wenn die Erträgnisse der indirekten Reichssteuern nach der Kopfzahl auf die Bundesstaaten verteilt werden, so zehren die kleineren Bundesstaaten von preußischen Erträgen, aber nicht umgekehrt. Preußen würde nur seinen Vorteil darin finden, wenn es mit einer eigenen indirekten Besteuerung vorginge; aber die Einheit des Reiches, wie es jetzt verfaßt ist, das gleichmäßige Bestehen der fünfundzwanzig Bundesstaaten würden schlecht dabei fahren. Wenn der nationale Liberalismus auf diesem Standpunkt beharren sollte, so würde er ein sehr ernstes Zeugnis ablegen, das Zeugnis, daß er seinen nationalen Beruf aufgegeben hat, oder nicht imstande ist, denselben zu verstehen.

Daß die preußischen Geldbedürfnisse nicht gedeckt werden können durch Mittelchen individualisiren wollender Veranlagung innerhalb der direkten Steuern, welche Mittelchen Herr von Bennigsen kleinlich genug war für ausreichend zu halten, das spricht die Thronrede mit großer Unumwundenheit aus. Eine Erhöhung der direkten Steuern oder auch nur eine Wiederaufhebung der von denselben neuerdings gesetzlich gewährten Erlasse erscheint ausgeschlossen, heißt es in derselben. Das Programm des Herrn v. Bennigsen ist also von der Staatsregierung nicht angenommen worden. Aber man darf annehmen, daß die nationalliberale Partei auf demselben nicht beharren wird. Welcher aufrichtige Mann wagt zu behaupten, daß mit diesem Programm, mit der individualisirenden Veranlagung innerhalb der direkten Steuern, welche ohne widerwärtige inquisitorische Mittel nicht einmal zu versuchen ist, daß mit diesem Programm die Entlastung der Kommunen, die Übernahme der Schullast auf die allgemeine Staatsverwaltung, die notwendige Erhöhung der Beamtenbesoldungen, die teilweise Aufhebung der Klassensteuer zu erfüllen wären? Oder giebt es einen die Lage des Staates nicht verkennenden Mann, der vertreten möchte, daß diese Zwecke auf eine unbestimmte Zukunft aufgehoben werden sollen? Weil beides nicht möglich ist, wird die nationalliberale Partei sich besinnen, daß es für sie Zeit ist, der Regierung die Hand zu reichen, und die nationalliberale Partei wird, im Verein mit den beiden konservativen Parteien des Abgeordnetenhauses, die Majorität bilden, sobald sie will.

Worauf könnte die Partei rechnen, welchen Plan könnte sie verfolgen, wenn sie in der Negation beharrte? Sie könnte mit den Parteien der Linken und mit dem Zentrum alle Pläne der Regierung vereiteln. Aber sie könnte keinen Plan an die Stelle setzen, der mit dem Wohl des Reiches sich vertrüge. Sie könnte auch nicht beanspruchen, die Regierung zu übernehmen, um dann die Pläne der jetzigen Regierung durchzuführen; denn sie würde ihre jetzigen Bundesgenossen gegen sich haben, Zentrum und liberale Linke, und würde die konservativen Parteien, wenn sie dieselben jetzt von sich gestoßen hätte, nicht so leicht zum Vertrauen und zum Zusammenwirken bewegen.

Es ist fast undenkbar, daß diese Sachlage auf seiten der nationalliberalen Partei nicht völlig begriffen und gewürdigt werden sollte. Wir glauben deshalb an die Majorität der vereinigten Konservativen und Nationalliberalen zu Gunsten der Regierungspläne, zu Gunsten der preußischen Gesetze, auf welche gestützt die preußische Regierung vom Reich die weitere Ausbildung des indirekten Steuersystems fordern und erlangen wird.

Der jüngſte Tag.

Von Edward Eggleſton.

(Schluß.)

Julie, ſagte Frau Anderſon, als ihre Tochter wieder durch die Thür trat, ich kann dir zwei Federbetten und vier Kopfkiſſen und einen guten Vorrat von Leinwand und wollnen Decken geben. Und du kannſt auch die beiden Färſen und das rote Fohlen haben.

Die beiden „Färſen“ waren ſechs und das rote „Fohlen“ war ſieben Jahre alt, aber Namen, die etwas beſchreiben, überleben oft die Eigenſchaften, denen ſie ihren Urſprung verdanken. Es iſt dies ganz ſo, wie man noch jetzt einen Richter mit „Euer Ehren“ anredet und mancher Gouverneur, der nichts ausgezeichnetes an ſich hat, ſich „Euer Excellenz“ nennen laſſen muß.

Als Abigail ſich in dieſer anmutigen Weiſe ergab, rührte dies Julien, und ſie ſtand auf dem Punkte, ihre Arme um ihre Mutter zu ſchlingen und ſie zu küſſen. Aber Frau Anderſon war keine Perſon, die ſich leicht liebkoſen ließ, und Julie gab ihrem Antriebe nicht nach.

Cynthy Ann, meine Liebſte, ſagte Jonas, als ſie dieſen Abend miteinander heimgingen, weißt du wohl, woran Abigail Anderſon mich erinnert?

Nein, Cynthy Ann wußte das wirklich nicht genau. In der That, es würde immer und für jedermann ſeine Schwierigkeit gehabt haben, zu ſagen, woran Jonas ſich bei der oder jener Gelegenheit erinnert fand Es war durchaus nicht zu erraten, auf was für einen Einfall ihn dies oder das bringen werde oder gebracht hätte.

Na denn, Cynthy, meine holde Herzenskaiſerin, wie ich ſah, daß Abigail ſich ſo nobel machte, ſo erinnerte mich das an einen kleinen Spitz, den ich hatte, als ich noch ein kleiner Schlingel war. Ich nannte ihn Pick. Sein eigentlicher Name aber war Picayune. Recht hübſcher Name, nicht wahr?

O ja, ganz hübſch.

Nun denn, dieſer kleine Pick, der wollte es niemals eingeſtehen, wenn er aus dem Hauſe gejagt worden war. Wurde er hinausgepeitſcht, ſo nahm er niemals den Schwanz zwiſchen die Hinterbeine, ſondern ringelte ihn über ſeinem Rücken und lief über den Hof und durch den Zaun und die Straße hinunter

und bellte, daß man den Tod davon hätte haben können. Er wollte, verstehst du, daß die Leute denken sollten, er wäre von freien Stücken und mit bösem Vorbedacht davongelaufen. Das ist ganz Abigail.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Neue Pläne.

Abigail Anderson und noch eine Person ausgenommen, billigte jedermann in der kleinen Welt von Clark Township höchlichst die Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit Andrews. Er hatte sich und zugleich Julien Recht verschafft, und die Leute sehen es außerordentlich gern, wenn jemand sein Recht zu Teil wird, vorausgesetzt, daß es nicht auf ihre eignen Kosten geschieht. Samuel, der im stillen eine heftige Liebe zu seiner Tochter hegte, war mehr als froh, daß die Dinge eine solche Wendung genommen hatten. Aber es gab einen zweiten, der nicht ganz zufrieden war. August verwendete die halbe Nacht darauf, vergeblich gegen die Übertragung der Farm am Flusse auf ihn Einspruch zu thun. Andrew sagte, er habe das Recht, das Seine zu verschenken, falls es ihm beliebe, und ließ sich durchaus nicht auf andre Gedanken bringen. Denn, sagte er, wenn August einen Anteil daran ablehnte, so würde er denselben Julien geben, und wenn sie ihn nicht annähme, so würde er schon jemand finden, der mit Freuden zugriffe.

Am nächsten Tage nach der Abmachung in Samuel Andersons Hause kam August, um seine Frau in Anspruch zu nehmen. Frau Abigail hatte jetzt eine „Gehilfin“ an Stelle Cynthy Anns gemietet, und Julia konnte entbehrt werden. August hatte alle Einladungen abgelehnt, seine Wohnung für einige Zeit bei Julieus Eltern aufzuschlagen. Das Haus erinnerte ihn an unangenehme Vorfälle, und er wünschte Julien ohne Verzug und für immer von einem Despotismus zu befreien, dem sie keinen wirksamen Widerstand entgegensetzen konnte. Frau Anderson hatte den Wagen eifrig mit Federbetten und anderm Heiratsgut beladen und ihn hinüber nach der Burg geschickt, damit es aussähe, als verließe Julia sie mit ihrem Segen. Sie küßte Julien, als es ans Abschiednehmen ging, zärtlich und sagte, sie hoffe, sie werde ein glückliches Leben führen, sollte aber jemals ihr Mann sein Eigentum einbüßen oder sie schlecht behandeln — weißt du, so was kommt vor, schaltete sie ein —, so würde sie zu allen Zeiten bei ihrer Mutter ein Heim finden. Und Julia dankte ihr für das Anerbieten einer Zufluchtsstätte, nach der sie sich unter keinen Umständen jemals zu flüchten gedachte.

Und doch wendet man sich von seiner Heimat nicht ohne Bedauern weg, und Julia blickte mit Thränen in den Augen auf die zwitschernden Schwalben zurück, die sich am Schornstein der Wohnstube angebaut hatten, und auf das Vögelchen, der auf dem Thorpfosten zirpte. Der Ort war in ihr Leben übergegangen. Er sah jetzt so vereinsamt aus, aber noch ehe ein Jahr vergangen war, heiratete Norman ganz plötzlich Betsey Malcolm, deren Kind bald nach seiner Geburt gestorben war, und Frau Anderson machte sich daran, Norman und seine Frau zu regieren, die bei ihr Wohnung genommen hatten. Nichts als ein Schreckensregiment hätte bewirken können, daß aus ihnen etwas leidliches geworden wäre, aber Frau Abigail besorgte ihnen dieses Regiment in

jeder wünschenswerten Quantität. Sie machte sie zwar nie zu Menschen von besonderm Werte, hielt sie aber in Schrecken, sodaß Norman aufhörte, sich zu betrinken und Betsey nicht mehr kokettirte.

Als das alte Haus einmal Julien aus den Augen verschwunden war, und sie vorwärts in das neue Leben blickte, gab es auf ihrem Gesichte keine Schatten mehr. Sie wandelte in stiller Seligkeit neben August her, als sie durch das Schattenthal hinunter gingen. August hatte die Absicht gehabt, ihr einen Brief zu zeigen, welchen er von dem Mud-Clerk erhalten hatte, und in welchem dieser schilderte, wie Humphreys nach Paducah zurückgebracht und wie er dort vom Volke an einem Laternenpfahl aufgehenkt worden war. Aber es lag in dem Gusto, mit welchem die Geschichte erzählt wurde, etwas so abstoßendes, und die Geschichte war an sich selbst schon so gräßlich, daß ers nicht über sich gewinnen konnte, das friedliche Glück dieser Stunde dadurch zu unterbrechen, daß er etwas davon erwähnte.

August schlug Julien vor, mit ihm einen Pfad über die Wiese der Farm am Flusse — jetzt ihre Farm — einzuschlagen und zu sehen, wie der Grund zu der kleinen Villa gelegt wurde, die Andrew ihnen zu bauen begonnen hatte. Und so wandelten sie selig weiter auf dem Wiesenpfade, bis sie an den Ort kamen, wo ihre Heimstätte hinzustehen kommen sollte. Aber ach, nicht ein Scheit oder Balken von dem Bauholze war noch vorhanden! Es schien, als ob sie im Augenblicke ihres Glückes eine große Enttäuschung bedrohe. In schweigender Ahnung eilten sie nach der Burg. Hier aber wurden sie über das Geheimnis aufgeklärt.

Ich sagte Euch doch, Ihr solltet mich nicht zu stark in Versuchung führen, sagte Andrew. Seht! Ich habe beschlossen, einen Anbau an die Burg aufzuführen und zu erlauben, daß Ihr mich zu einem wohlgesitteten Menschen macht. Wir wollen zusammenleben, und ich will mich bessern. Dieses einsame Leben ist nicht gesund, und da ich jetzt Kinder habe, warum sollte ich sie da nicht bei mir wohnen lassen?

Und Julia blickte mit glückstrahlenden Augen auf und sagte: Wie froh ich bin!

Während Andrew lächelnd dort neben Julien stand, während August zu den Zimmerleuten gegangen war, um ihnen in einer Sache an die Hand zu gehen, die etwas mehr Verstand verlangte, als sie besaßen, kam Jonas heran und zog den Philosophen beiseite. Julia konnte nicht hören, was er sagte, aber sie sah, daß Andrew die Stirn runzelte.

Sobald sie kommen, geb ich Feuer auf sie, sagte er leidenschaftlich. Ich will nicht, daß mir eine Rotte von Strolchen meine Nichte und August in meinem Hause molestirt.

O Onkel Andrew, ists etwa ein Shiveree? fragte Julia.

Ja.

Gut, dann schieß doch lieber nicht. Es wird so spaßig sein.

Aber es ist eine Beleidigung für dich und August und für mich ebenfalls. Es soll vor allem einen Ausdruck ihrer Gefühle gegen August als einen Deutschen bedeuten, obwohl auch ihr Neid darüber, daß er Glück gehabt hat, dabei mit im Spiele ist. Es ist eine zweite Auflage des aufrührerischen Unfugs vom letzten Frühling, wo Gottlieb so nahe daran war, von den Schuften umgebracht zu werden. Da denke ich jetzt meinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn ich, sobald sie heute abend hierher kommen, einen oder zwei weniger übrig

lasse. Denn Andrew war voll von jener gefährlichen Energie, welche so charakteristisch für das Volk im Westen und Süden ist.

O nein! Schieß nicht. Kannst du dir nicht einen andern Weg aussinnen? bat Julia.

Gut, ja, ich könnte den Sheriff herbestellen, damit er ein paar von ihnen in seinen Sack schiebt.

Aber das wird uns für viele Jahre Not machen. Laßt mich mal nachdenken. Könnten wirs nicht ungefähr so einrichten? Damit entwickelte Julia vor Andrew und Jonas ihren Operationsplan gegen den Feind.

Nummer eins! Ins Schwarze geschossen! schrie Jonas. Sie werden so gewiß, wie Treffen nicht Vorbeischießen ist, in diese Klappe hineinfallen. Dieser Plan ist militärisch und christlich und zivilisirt und human und engelgleich und ganz über die Maßen spaßhaftig. Er müßte dem amerikanischen Fischhabicht gefallen mit allen seinen Meinungen und Gaben. Ich werde helfen, ihn auszuführen und die Hallunken zu schlagen, und sollt' ich meine Gebeine hinlegen müssen, auf daß sie bleichen auf dem Wüstensande unseres Schattenthales.

Gut, sagte Andrew zu Julien, ich wußte, wenn ich dich unter mein Dach nähme, so würdest du mich gegen meinen Willen zum Christen machen. Und ich bin jetzt eine Art Wilder, wahrhaftig!

Jonas eilte nach Hause und schickte Cynthy Ann nach der Burg, und es wurde diesen Nachmittag dort viel gearbeitet. Andrew sagte, die Burg werde für ihre erste Belagerung in Verteidigungszustand gesetzt. Als die Nacht herankam, strahlte Julia förmlich vor Lust und Vergnügen. Ihr Gesicht war gerötet; denn sie hatte mit bis über die Ellbogen aufgestreiften Ärmeln über dem eisernen Backofen gestanden, ihr schwarzes Haar fiel ihr über die Schultern herab, und so war sie ein Bild so schön und stolz, daß August, als er zum Abendessen zurückkam, Halt machte und eine Weile in der Thür stehen blieb, um sich an ihrem Anblicke zu weiden.

Ei der Tausend, Julchen, wie prächtig du aussiehst! sagte er. Ich hätte große Lust, mich auf der Stelle in dich zu verlieben, mein Liebchen.

Und ich habe mich schon in dich verliebt, Cäsar Augustus. Und das mochte wohl sein; denn wahrhaftig, als er so in der Thür stand, mit seinem stattlichen Wuchse, seiner schönen deutschen Stirn, seinem wohlgebildeten Munde und seinen hellen, ehrlichen, liebenswürdigen blauen Augen, war er ein Mann, in den sich ein Mädchen recht wohl verlieben konnte.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Das Shiveree.

Wenn Websters „Amerikanisches Wörterbuch der englischen Sprache" nicht ganz und gar in Neuengland zusammengestellt worden wäre, so würden in ihm nicht so viele Worte fehlen, welche als eingeborne oder naturalisirte Bürger in großen Abteilungen der Vereinigten Staaten ihre Pflicht thun, und unter diesen Worten befindet sich auch dasjenige, welches an der Spitze des gegenwärtigen Kapitels steht. Nun weiß ich wohl, daß ein gewisser hochmütiger Naseweis mir die Versicherung geben wird, daß es nur eine verdorbene Form des französischen Charivari sei, und so verhält sichs denn auch. Dann aber ist charivari

wieder eine Korruption des spätlateinischen charivarium, und das ist wieder eine Korruption von etwas anderm, ja man kann sagen, daß beinahe jedes Wort eine Korruption von irgend einem andern Worte ist. So aber sehe ich keinen vernünftigen Grund, weshalb „Shiveree," welches in gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Umstande dahinlebt, daß es von einem französischen Vater und einem lateinischen Urgroßvater abstammt, nicht seinen Platz in einem „Amerikanischen Wörterbuche" haben sollte.

Aber während ich eine kleine Abhandlung über die Etymologie des Wortes „Shiveree" schreibe, marschirt die Sache, die es bezeichnet, oder marschiren die, welche diese Sache exekutiren wollen, in Mandluffs Kramladen auf. Bill Day ist zu dem Schlusse gelangt, daß er nicht mehr unmittelbar vor der Gefahr stehe, zur Hölle zu fahren, und daß man ein verdammter Pinsel sei, sich Angst um seine Seele werden zu lassen. Bob Short ist überzeugt, daß der Allmächtige nicht zu hart mit einem armen Kerl verfahren werde, und so denkt er hinzugehen und dann und wann „ein bischen Spaß" zu haben. Und unter den männlichen Erholungen, die sie sich vorgenommen haben, ist auch die, „diesem Dutchman, dem August Wehle," eine Katzenmusik zu bringen. Es ist die feierlich ausgesprochene Meinung der ganzen Rotte, daß kein Dutchman soviel Glück hätte haben sollen, solch eine Schönheit von einem Mädel zur Frau zu kriegen und hundert Acker vom fettesten Thalbodenlande obendrein.

Die Mitglieder der Bande waren alle verkleidet, die einen in dieser, die andern in jener Art und Weise, doch hatten die meisten von ihnen die Röcke umgewendet. Sie hielten es für notwendig, sich zu vermummen, weil, wißt ihr, so drückte es Bill Day aus, „der alte Zottelbär imstande ist, euch einen Prozeß an den Hals zu hängen, wenn er Beweise gegen euch zusammenbringen kann." Außerdem wurden auch vielfach Konjekturen laut, ob er schießen werde oder nicht.

Die Instrumente, die sie für ihr Orchester mitgebracht hatten, waren ebenso mannichfaltig als ihr musikalischer Geschmack. Es ist wahrscheinlich, daß selbst Herr Jubilar Gilmore nie eine solche Ausrüstung gesehen hat. Bob Short hatte einen „Dumb-Bull," ein Holzfaß, über dessen eine Öffnung ein Stück Blase wie ein Trommelfell gespannt war, während das andre offen blieb. Ein gewichster dünner Bindfaden, der in der Mitte des Trommelfelles befestigt war und durch das Faß hindurchreichte, vervollständigte das Instrument. Strich man mit der Hand über den Bindfaden, so gab es ein greuliches dumpfes Gebrüll wie das eines Stieres von sich, woher sich sein Name schrieb. Bill Day hatte eine riesige Nachtwächterklapper mitgebracht, eine Feder von Hickoryholz an einem Zahnrade. Man nennt das Ding im Westen eine „Horse-Fiddle," vermutlich, weil es weder mit einem Pferde noch mit einer Fiedel die geringste Ähnlichkeit hat. Dann gab es da melodische Blechpfannen, Muschelschalen und Blechtrompeten. Aber den mörderlichsten Lärm machte Jim West, welcher zwei eiserne Tiegelstürzen hatte, die, wenn sie Fläche zu Fläche aneinandergebracht und gerieben wurden, wie man Kinder Weingläser reiben sieht, einen Lärm verursachten so kreischend und betäubend, daß er Milton die Redewendung von den Thürangeln hätte eingeben können, welche „harschen Donner knirschten."

Einer von dieser Gesellschaft war ein ziemlich hochgewachsener Mann, der sich so angezogen hatte, daß er wie ein Buckliger aussah, und ein so langer Buckelträger war eine höchst eigentümliche Gestalt. Er hatte sich ihnen in der

Dunkelheit angeschlossen, und die übrigen waren außer Stande, zu erraten, wer er sein könne, und er seinesteils wollte es nicht sagen. Sie pufften ihn und stießen ihn, aber bei jedem Angriff sprang er nur vom Boden auf wie ein Zirkushanswurst und ließ seiner Blechtrompete eine so wehmütige Klage ausströmen, daß die Gesellschaft in brüllendes Gelächter ausbrach. Sie konnten sich nicht Gewißheit verschaffen, wer er war, aber er war jedenfalls ein sehr spaßhafter Begleiter bei der Partie.

Er war übrigens nicht bloß spaßhaft, sondern offenbar auch furchtlos. Denn als sie nach der Burg kamen, war alles darin dunkel und still. Bill Day sagte, daß ihm das „gewaltig wie nicht geheuer vorkäme." Der „alte Andrew gedächte mit Schießeisen unter sie zu pfeffern" und wollte darum nicht, daß helle Lichter ihm die Augen blendeten. Aber der lange Buckelträger setzte mit einem einzigen Schwunge über den Zaun und sagte ihnen dann von drüben her, sie möchten nur auch herankommen, wenn sie die Courage eines zwei Wochen alten Gänschens im Leibe hätten. So wurde denn die Flasche herumgegeben, und schon aus bloßer Scham folgten sie ihrem wunderlichen Führer.

Seht mal her, Jungens, sagte der Bucklige, es giebt nur einen Weg, auf dem wirs so anstellen können, daß der alte Zottelbär nicht schießen kann. Dort ist ein kleines Gelaß, eine Art Bude neben dem Hause, auf der Seite nahe dem Nebengebäude. Laßt uns dort hineinkriechen, ehe wir anfangen mit unserm Konzert; da kann er nicht schießen.

Das Orchester hatte sich ein bischen dumm getrunken, und deshalb gingen sie rasch auf den Vorschlag ein, ohne anzuhalten und zu fragen, wie sie sich denn zurückziehen könnten, wenn es Andrew beliebte, zu schießen. Jim West „kam die Geschichte klaterig vor," aber er wollte sich doch nicht heimlich um die Ecke drücken, nachdem er soweit gegangen war.

Als sie in Andrews Werkstatt — denn das war die „Bude" am Hause — hineinkamen, wo er ein neues und schönes Boot im Bau hatte, schloß der lange Bucklige die Thür ab, und die übrigen bemerkten nicht, daß er den Schlüssel in seine Tasche steckte.

War das eine Serenade! Solch ein Durcheinander der verschiedensten Laute und Klänge, solch ein Geklapper und Gedröhn, das Gerassel und Geknarr der Horse-Fiddle, das Gebrüll des Dumb-Bull, das Schnauben und Schmettern der Blechtrompeten, das Klirren und Klingeln der Blechpfannen, das schrille Getöse, das die Tiegelstürzen machten! Aber das Haus blieb ruhig. Nur kam es einmal Bill Day vor, als hörte er drinnen lachen, und in der That mag Julia einen Augenblick ihre Selbstbeherrschung verloren haben. Sie war so glücklich, und ein bischen ungehemmte Fröhlichkeit war für sie ein so seltner Luxus.

Endlich wurde die Thür zwischen dem Arbeitsschuppen und dem Hause plötzlich geöffnet, und Julia stand, eine Kerze in der Hand und so strahlend, als sie nur sein konnte, auf der Schwelle.

Kommen Sie herein, meine Herren, sagte sie.

Aber die Herren versuchten vielmehr, hinauszugelangen.

Donnerwetter, eingesperrt! schrie Jim West, indem er sich bemühte, die nach außen führende Thür des Schuppens zu öffnen.

Wir hörten, daß Sie kommen wollten, meine Herren, und so haben wir für ein kleines Mahl gesorgt, kommen Sie, sagte Julia.

Immer hinein, mir nach! schrie der Bucklige. Fürchtet euch vor niemand.

Mechanisch folgten sie ihm in das Zimmer; denn es war eben nichts andres zu thun. Der Geruch von heißem Kaffee und der Anblick einer wohlbesetzten Tafel begrüßten ihre Sinne.

Willkommen, meine Freunde, dreimal willkommen! sagte Andrew. Legen Sie Ihre Instrumente ab und genießen Sie ein Abendbrot.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen das abnehme, sagte Julia, und damit nahm sie Bob Short den Dumb-Bull, Bill Day die Horse-Fiddle, andern die Blechtrompeten und die Blechpfannen und Jim West, der ein möglichst dummes Gesicht machte, die beiden Tiegelstürzen ab. August geleitete jeden einzelnen an den Tisch, obwohl sein Gesicht durchaus keine sehr herzliche Miene trug. Ein alter Groll wegen der Mißhandlung seines Vaters mischte sich in die Herzlichkeit seiner Gastfreundschaft. Der Bucklige war, in diesem Lichte betrachtet, natürlich niemand anders als Jonas, und Bill Day flüsterte einem der ihm zunächst sitzenden Kameraden zu: Über'n Löffel balbiert und auf'n Pott gesetzt für dasmal.

Meine Herren, sagte Andrew, wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Musik. Und Cynthy Ann würde sicherlich in Lachen ausgebrochen sein, wenn sie in ihrem Gemüte nicht so unklar gewesen wäre, ob Andrew die Wahrheit spräche oder nicht.

Solch eine schnakische Gesellschaft von Hochzeitsgästen, wie sie mit ihren umgewendeten Röcken und ihrer übrigen Mummerei waren! Was für eine Bande scheckiger Pfeifer und Trompeter! Und wenn der Leser gesehen hätte, was für Galgenphysiognomien sie hatten, so würde er ausgerufen haben: Was für eine Rotte von Schafdieben! Obwohl ich eigentlich nicht weiß, warum ein Schafdieb als ein Mensch betrachtet wird, dem seine Schuld deutlicher auf dem Gesicht geschrieben steht als einem andern Verbrecher. Jonas sah ganz vergnügt und mit seinem Buckel sehr lächerlich aus. Sie aßen alle und langten tüchtig zu; denn wie konnten sie den Aufmerksamkeiten Cynthy Anns und dem Zureden und Nötigen Juliens widerstehen, die ihnen Kaffee einschenkten und ihnen Zwieback reichten und ihnen aufwarteten, als ob sie königliche Gäste wären! Und außerdem diente ihnen der Akt des Essens auch dazu, ihre Verwirrung zu verbergen.

Als das Mahl sich dem Ende näherte, empfand Bill Day, da er doch in gewissem Sinne der Führer der Gesellschaft war, daß es schicklich sein würde, wenn er ein paar Worte spräche. Er war nicht ganz nüchtern, aber er konnte noch stehen, ohne zu taumeln. Seit einiger Zeit hatte er im stillen an einer kleinen Rede gebaut, aber seine Geisteskräfte arbeiteten nicht glattweg. Jetzt erhob er sich und sprach:

Herr Präsident — ich meine Herrn Anderson — erlauben Sie, daß ich Ihnen — unsre Verzeihung darbringe. Ich wollte sagen, Ihre Entschuldigung — gegen — ha — in der Hoffnung, daß unser — daß Ihr — unser, wollt' ich sagen — tausend — Danksagungen — Ihr — na Sie wissen ja, was ich meine. Und er setzte sich in albernster Verwirrung wieder.

O ja! Alles in der Ordnung. Vielen Dank, mein Freund, sagte der Philosoph, der seit fünfundzwanzig Jahren nicht soviel knabenhaftes animalisches Leben in sich gefühlt hatte.

Herr Anderson, sagte Jonas, indem er aufstand und dabei seine buckligen Schultern hob, mit seinen langen Beinen das Bild eines im Wasser stehenden Reihers, Herr Anderson, Sie und unser junger und glücklicher Freund, Herr

Wehle, wollen unſern Dank annehmen. Wir dachten, daß Muſik alles ſei, was Sie noch nötig hätten, um bei dieſer intereſſanten Gelegenheit ganz glücklich zu ſein. Es war gewiſſermaßen, gleichſam, der Hahnenbalken beim Richtſchmauſe des Hauſes. Nun giebt es ja nichts anmutigeres als den Ton einer Blechtrompete, es wäre denn eine melodiſche Muſchelſchale, die eine Stimme von ſich giebt wie eine Turteltaube. Dann haben wir da die große doppelte patentirte Pferdevioline und das blecherne Pianoforte und das beſte von allem, die Stürzenzimbeln. Wir haben uns angeſtrengt und unſer beſtes gethan — nicht wahr, ihr Kameraden von der Muſik? — um zu beweiſen, daß wir die beſte Kapelle am ganzen Ohio ſind. Und alles aus Liebe und Achtung vor dieſem glücklichen Paare hier. Und wir fühlen uns alle miteinander hier ſo glücklich! (Hier nickten die Rüpel alleſammt zuſtimmend, obwohl ſie alleſammt ausſahen, als wünſchten ſie ſich weg, ſo weit als möglich.) Unſre Inſtrumente ſind ein bischen verſtimmt — von wegen der Feuchtigkeit der Nachtluft, und ſo hoffe ich, Sie werden uns entſchuldigen, wenn wir Ihnen kein Stückchen zum Lebewohl aufſpielen.

Jim Weſt hatte es ſo eilig mit dem Wegkommen, daß er ſich dieſe Wendung zu Nutze machte, um gute Nacht zu ſagen, und obwohl die boshafte Julia darauf beſtand, er ſollte ſich das Inſtrument, das er geſpielt, herausſuchen, hatte er nicht die Stirn, ſich zu den Tiegelſtürzen zu bekennen, und zog ſich damit aus der Verlegenheit, daß er ihr verſicherte, er habe gar nichts mitgebracht und ſei nur gekommen, um den Spaß mit anzuſehen. Und alle andern Mitglieder der Geſellſchaft wiederholten einzeln dieſe durchſichtige Lüge, ſodaß Julia ſich mit mehr muſikaliſchen Inſtrumenten verſehen ſah, als irgend eine junge Hausfrau ſich zu wünſchen nötig hat, und Andrew hing dieſelben, Trompeten, Pfannen, Muſchelſchalen, Dumb-Bull, Horſe-Fiddle, Tiegelſtürzen und alles übrige als vom Feinde erbeutete Trophäen in ſeiner Bibliothek auf.

Wie gern ich dem Leſer auch noch von den ſpätern Ereigniſſen im Leben des Philoſophen und von Julien und Auguſt erzählte, desgleichen von deren älteſtem Sohne, dem ſie den Namen Andrew gegeben haben, und allem dergleichen, ſo wüßte ich doch nicht, daß ich etwas beſſeres thun könnte, als das Buch mit dieſem muſikaliſchen Epiloge zu ſchließen und juſt hier zu ſchreiben:

Ende.

Literatur.

Über den Weg, zum Wiſſen und zur Gewißheit zu gelangen. Eine Konfeſſion von Hugo Delff. Leipzig, F. W. Grunow, 1882.

Es wird im allgemeinen angenommen, daß der Satz Liebigs „Die Naturwiſſenſchaft geht lediglich aus der genaueſten Kenntnis der Thatſachen hervor“ unantaſtbar feſtſtehe. Thatſachen ſollen überall das Entſcheidende ſein, wegen der feſten Begründung auf Thatſachen der ſinnlichen Wahrnehmung nennen ſich die Naturwiſſenſchaften gern die exakten Wiſſenſchaften und ſtreben heutzutage mehr oder weniger die Rolle einer alles entſcheidenden Macht an. Mit Hilfe des Gedankens der fortſchreitenden Entwicklung aller niederen Lebensformen und Geſtaltungen zu hoch und höher organiſirten Weſen greifen ſie bereits über in das Gebiet des Geiſtes, der Erkenntniskräfte ſowohl wie des Sittlichen, und Vorſchläge

zur Entwicklung einer neuen Moral, einer neuen Religion und infolge deſſen neuer geſellſchaftlicher und ſtaatlicher Einrichtungen hat man ſchon von berühmten Naturforſchern vernommen.

Dem gegenüber hebt der Verfaſſer der vorliegenden Schrift in energiſcher Weiſe die Apriorität des menſchlichen Geiſtes vor allen Thatſachen der Wahrnehmung hervor. Alles allgemeingiltige in den Thatſachen ſtammt von unſerm Erkenntnisvermögen. Selbſt die einzelne konkrete Thatſache iſt nichts ohne den menſchlichen Verſtand, nur durch ihn erhält ſie Wert und Bedeutung. Nicht der Verſtand und ſeine Geſetze entwickeln ſich aus den Thatſachen der Erfahrung, ſondern die Erfahrung entwickelt ſich aus dem Verſtand und ſeinen Geſetzen an der Hand der ſinnlichen Thatſachen. Selbſt die ſtrengſte induktive Methode kann garnicht ſo verfahren, daß ſie die Geſetze lediglich aus den einzelnen Thatſachen ableitete, ſondern immer bedarf es, um ein Geſetz als allgemeine Urſache für viele Thatſachen zu finden, eines geiſtigen Aperçu, einer Intuition, die zunächſt als Hypotheſe hingeſtellt wird, in Wahrheit aber ſchon die wiſſenſchaftliche Überzeugung des Forſchers begründet, bevor ſie durch planmäßig geleitete Beobachtungen beſtätigt und bewieſen wird.

Die allerfeſteſte Überzeugung aber, die hoch über alle wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſich erhebt, finden wir im Sittlichen, in dem, was den eigentlichen Wert und Charakter des Menſchen beſtimmt. Und das Sittliche wieder entſpringt aus der Religion, die alſo, trotz aller modernen Abneigung gegen dieſelbe, doch eigentlich die wichtigſte und höchſte Angelegenheit des Menſchen iſt und in Wahrheit den Charakter und die Handlungen der einzelnen in viel höherem Maße beherrſcht und beſtimmt, als gewöhnlich angenommen wird.

Sehr ſchön definirt der Verfaſſer den religiöſen Glauben. „An jemand glauben, ſagt er, das heißt in ihm den Lebensgrund erkennen und ſein Leben auf ihn bauen.“ Das iſt gewiß die praktiſche Bedeutung des Glaubens, die dann mit dem Begriffe der Zuverſicht und des Vertrauens nahezu zuſammenfällt. Aber wir möchten doch auch die logiſche Definition des Glaubens, die Kant gegeben hat, als ein Fürwahrhalten aus ſubjektiv zureichenden Gründen, nicht ganz außer Acht laſſen. Wir kommen dann nämlich zu etwas andern Reſultaten als der Verfaſſer. Er erwirbt ſich zwar unſre volle Anerkennung durch die in unſrer Zeit ſeltne Überzeugungsfriſche, Kraft und Wärme im Ausdruck, wo es darauf ankommt, die religiöſe Überzeugung als den wertvollſten Beſitz des menſchlichen Geiſtes hinzuſtellen. Aber das Wiſſen der Wiſſenſchaft iſt doch nicht, wie er es anſieht, eine bloße niedere Art des Glaubens, ſondern iſt etwas ſpezifiſch andres, iſt das Fürwahrhalten aus objektiv zureichenden Gründen. So ſehr wir daher mit dem Verfaſſer einverſtanden ſind, daß die Macht des Glaubens immer eine größere geweſen ſei als die des Wiſſens, und im allgemeinen eine viel heilſamere, ſo dürfen wir doch nicht das Wiſſen geradezu degradiren laſſen unter den Glauben als eine niedere Art desſelben. Denn wenn wir den Glauben ſelbſt aus den Tiefen des menſchlichen Gemütes heraus erklären wollen, ſo haben wir dazu doch wieder keine andern Mittel als die Kategorien, die der Verfaſſer etwas zu gering taxirt; dieſe ſind die Funktionen des Erkenntnisvermögens überhaupt, die ſowohl ſinnliche Wahrnehmung wie Erfahrung und Wiſſenſchaft machen.

Wenn nur jedermann wüßte, daß im ernſten Kantſtudium ein reichhaltiges Arſenal von Waffen liegt, um die deprimirenden und den menſchlichen Geiſt degradirenden Tendenzen der Naturwiſſenſchaft vollſtändig zu bekämpfen, wir würden bald aus dem beklemmenden Zuſtande herauskommen, in dem noch immer ſo viele ſtrebſame Gemüter durch Zweifel am Werte des menſchlichen Lebens zu Grunde gehen. Aber freilich ſolange noch die erſten Koryphäen der Naturwiſſenſchaft in

Deutschland als Reiseprediger auftreten, um die Welt von der absoluten Gewißheit der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu unterhalten, mit ungeheuern Zahlen von planetarischen Geschwindigkeiten, Hitze- und Kältegraden, Waldbränden und Weltuntergängen die Zuhörer zu betäuben, und als Trost dafür, daß der menschliche Geist so rein garnichts bedeute, nur auf einige Millionen Jahre hinweisen, die es noch dauern werde, ehe sich mit absoluter Gewißheit der allgemeine Untergang durch Erkaltung der Sonne voraussagen lasse — solange müssen alle Bestrebungen willkommen geheißen werden, die den anthropocentrischen Standpunkt aller Wissenschaften hochhalten. Gegenüber dem Unfug, daß dieselben Naturforscher das einemal ihre Erkenntnisse als absolute Sicherheit anpreisen, und das andremal die Wahrheit nur eine Wahrschrinlichkeit nennen, und beim Studium der Seelenerscheinungen und der Sinneswahrnehmungen in den absoluten Skeptizismus verfallen, ist es erfreulich, einen Mann wie Delff von dem feurigen Mute beseelt zu sehen, der es auszusprechrn wagt, daß die Gewißheit im Glauben höher steht als alle wissenschaftliche Erkenntnis.

Geschichte der Kunst im Altertum. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Autorisirte deutsche Ausgabe. Ägypten. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Leipzig, Brockhaus, 1882. Lfg. 1–7.

Unsre Leser erinnern sich der lehrreichen Aufsätze, die Prof. Hugo Blümner in Zürich im Laufe des verflossenen Sommers in den Grenzboten über die Fortschritte, welche während des letzten Jahrzehnts in der antiken Kunstgeschichte gemacht worden sind, veröffentlicht hat. Gleich in dem ersten dieser Aufsätze (1882, 1. Quartal, S. 333), in welchem er die wichtigsten literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete vorführte, gedachte er auch des umfassend angelegten französischen Werkes von Perrot und Chipiez: Histoire de l'art dans l'antiquité, welches seit dem April 1881 bei Hachette in Paris in regelmäßigen Lieferungen erscheint und in welchem die Geschichte der Kunst bei allen Völkern des Altertums — Ägyptern, Assyrern, Persern, Phöniziern, Hellenen, Etruskern und Römern — in eingehendster Weise und durch zahlreiche Abbildungen erläutert, zur Behandlung kommen soll; der erste Band des Werkes, Ägypten, liegt seit einigen Monaten vollendet vor. Prof. Blümner sprach damals die Hoffnung aus, daß von diesem Werke, welches in der deutschen Wissenschaft und im deutschen Buchhandel nirgends seinesgleichen hat, auch eine deutsche Bearbeitung veranstaltet werden würde. Diese Hoffnung hat sich über Erwarten schnell erfüllt: die Brockhaussche Buchhandlung in Leipzig hat den kühnen Plan gefaßt, eine deutsche Ausgabe des wichtigen Werkes zu bringen, und die ersten sieben Lieferungen des auf etwa zwanzig Lieferungen berechneten ägyptischen Bandes sind bereits ausgegeben.

Diese deutsche Ausgabe ist in der That ein kühnes Unternehmen, welches durch die Unterstützung aller wohlhabenden Gebildeten belohnt zu werden verdiente. Der französische Buchhändler kann für derartige Werke ohne Besorgnis einen mäßigen Preis machen, weil er eine große Auflage herstellen kann, auf deren Absatz er, bei der Gewohnheit seiner Landsleute, eine gute Bibliothek zu den Anforderungen eines feineren Luxus zu zählen, mit Sicherheit rechnen darf. Anders in Deutschland. Bei der außerordentlichen literarischen Genügsamkeit unsrer sogenannten „Gebildeten," die sich während des ganzen Jahres auf ihren Journallesezirkel und einige Leihbibliotheksbände beschränkt und zu Weihnachten ein übriges gethan zu haben meint, wenn sie sich vom Sortimentsbuchhändler das neueste „Prachtwerk" oder den neuesten Ebersschen Roman*) hat aufschwatzen lassen, kann der Verleger eines wertvollen

*) Auch dieses Jahr ist — incredibile dictu — bereits wieder einer annoncirt!

wissenschaftlichen Werkes mit Sicherheit nur auf einen sehr bescheidenen Absatz rechnen, und wenn die Brockhaussche Verlagshandlung im vorliegenden Falle dennoch einen mäßigen Preis angesetzt hat (1,50 Mark für die Lieferung), so beweist sie damit ein Zutrauen zu dem literarischen Interesse unsrer wohlhabenden Kreise, von dem wir nur wünschen können, daß es nicht getäuscht werden möge.

Die deutsche Ausgabe des Perrotschen Werkes wird ohne Abzug den ganzen Illustrationsreichtum der Originalausgabe bringen. Dabei ruht die Bearbeitung des Textes in den besten und zuverlässigsten Händen; Dr. Pietschmann bietet keine sklavische Übersetzung, sondern eine freie Bearbeitung des Textes, die, wie wir aus einer Vergleichung größerer Partien derselben mit dem Original mit gutem Gewissen versichern können, von ebenso großer Sachkunde wie Sprachbeherrschung zeugt.

Besonders interessant und lehrreich war für den Verfasser dieser Anzeige ein Vergleich beider Ausgaben auch nach der typographischen Seite hin. Die deutsche Verlagshandlung ist augenscheinlich bemüht gewesen, in der Druckausstattung etwas dem Originale ebenbürtiges herzustellen; sie hat dasselbe vornehme Format gewählt und die Höhe und Breite der französischen Kolumne fast bis aufs Haar nachgeahmt, hat auch das Buch mit Antiquaschrift drucken lassen. Dennoch wird die deutsche Ausgabe von der französischen an Schönheit übertroffen. Die Ursache davon liegt lediglich in dem Verhältnis der Buchstabengröße zur Kolumnengröße — die deutsche Bearbeitung hat 40, das Original 36 Zeilen auf der Seite — und in der Breite des Durchschusses zwischen den Zeilen und zwischen den Worten. Die Franzosen handhaben dergleichen Dinge infolge ihrer vortrefflichen Tradition mit absolutester Geschmackssicherheit, wir Deutschen sind gegenwärtig bemüht, es ihnen nachzuthun, stecken aber vorläufig noch vielfach in dem Stadium des Experimentirens. Auch ein so überladener, mit wahrem Setzerlehrlingsbehagen aus fünfzehn (!) verschiedenen Schriften hergestellter Titel, wie ihn die deutsche Ausgabe zeigt, würde nimmermehr aus einer französischen Druckerei hervorgehen. Ist es denn nur nötig, daß unsre Büchertitel immer förmliche Speisezettel vom Inhalte der Bücher sind? War es im vorliegenden Falle nötig, die paar empfehlenden Seiten, die in der ersten Lieferung Herr Prof. Ebers der deutschen Ausgabe mit auf den Weg gegeben hat, auf dem Umschlage jeder folgenden Lieferung immer wieder zu verzeichnen? Wenn das Buch nicht um seiner selbst willen gekauft wird, um dieses Vorworts willen kauft es niemand.

Georg von Frundsberg. Roman aus der Reformationszeit. Von Ludwig Nonne. Gotha, F. A. Perthes, 1882. 2 Bde.

Auch dieses Werk des Verfassers gehört, wie sein früherer Roman Georg Diepold, zu den bessern unter der großen Zahl der historischen Romane. Im Mittelpunkte steht die anheimelnde Gestalt des alten Landsknechthauptmanns Georg von Frundsberg; den breiten Hintergrund bildet das Leben und Treiben der Landsknechte. Wie es im Wesen dieser Dichtungsart liegt, so wirkt auch in diesem Buche die Absicht, das gesammte Landsknechtwesen in aller seiner bunten Mannichfaltigkeit zur Darstellung zu bringen, bestimmend auf die Abfassung des Ganzen und tritt besonders in der Hinzufügung mancher Nebenhandlung zu Tage, z. B. in der Erzählung von der Ermordung des Übersolden Münzer durch den Doppelsöldner Flieger; doch tritt diese lehrhafte Richtung nur selten so stark hervor wie hier, die wirklich dichterische Kraft des Verfassers, seine lebhafte Phantasie und seine frische und lebendige Darstellung bilden ein wirksames Gegengewicht. Daß die Charaktere den Begebenheiten gegenüber zurücktreten, liegt gleichfalls in der Dichtungsart begründet; viel kommen sie über die schon öfter dagewesenen Grundzüge nicht hinaus; wie die Sprache sich vielfach an Freytag anlehnt, ohne in dessen

Manier befangen zu sein, so haben die eigenartigsten unter den Gestalten Nonnes einen stark Scheffelschen Zug an sich, wie der anfängliche Mönch Hugetius und spätere Hauptmann Hugo. Der Deutsche läßt es sich eben immer wieder gern im Bilde der Dichtkunst vorführen, daß Tapferkeit, Biederkeit und Durst die Haupttugenden seines Stammes von jeher waren und daß diese auch immer über wälsche Tücke den Sieg davongetragen haben; und so wird auch der vorliegende Roman, was er um seiner frischen und natürlichen Darstellungsweise und um der bunten und spannenden Mannichfaltigkeit seines Inhalts willen auch entschieden verdient, gern gelesen werden. Wenn freilich der Verfasser am Schlusse der Erzählung, den die lebendige Schilderung der berühmten Pavia-Schlacht bildet, eine Fortsetzung seines Werkes in Aussicht stellt, so spricht er damit einesteils ein abfälliges Urteil über die Komposition seiner Dichtung aus, anderenteils erinnert er dadurch bedenklich an die wenig löbliche Gepflogenheit unsern beliebtesten Schriftsteller in diesem Fache: das einmal erschlossene Gebiet nach Kräften und solange die Konsumtionslust des Publikums reicht, auszubeuten. Daß der „Ekkehard" noch heute ein so hohes Ansehen genießt und noch jetzt so oft gelesen und gekauft wird, verdankt er außer seinen innern Vorzügen, die nicht bestritten werden sollen, doch wohl auch dem Umstande, daß Scheffel sich nicht hat verleiten lassen, durch Schöpfungen ähnlichen Inhalts den Eindruck des „Ekkehard" zu verwischen und sich selbst gewissermaßen Konkurrenz zu machen. Er fühlte, daß jede Epoche nur ein ihre Gesammtheit zur Darstellung bringendes Kunstwerk verträgt, daß alles andre nur Ausschnitt, Wiederholung, Nachahmung sein kann.

Zeugnisse gegen das Wagnertum in der Musik. Ein kritischer Beitrag von Moritz Weyermann. Elberfeld, Bädeker, 1882.

Eine vortreffliche kleine Schrift, in ihrer zerstückelten Form zwar nicht sehr ansprechend, aber desto wertvoller durch ihren Inhalt: sowohl durch die Zeugnisse, die der Verfasser in Erinnerung bringt, wie durch die eignen Zuthaten, mit denen er sie begleitet und verbindet. Jene Zeugnisse, um die sichs handelt, sind vor allem eine Anzahl von Aussprüchen Moritz Hauptmanns, des Leipziger Thomaskantors, über Wagnersche Musik aus den Jahren 1847 bis 1865, und die Abschnitte aus Schopenhauers „Parerga und Paralipomena," die von der großen Oper und von den „glänzenden Irrtümern" in Kunst und Wissenschaft, ihrer Dauer, ihrer Bekämpfung und ihrem Verschwinden handeln; im Vorübergehen wird auch auf die beiden Kritiken, die Otto Jahn in den fünfziger Jahren über den „Tannhäuser" und den „Lohengrin" in den Grenzboten geschrieben, hingewiesen. Die Auffrischung dieser Dokumente ist höchst verdienstlich. Was wissen die grünen Gesellen, die im verflossnen Sommer die deutsche Tagespresse mit ihrem öden Geschreibsel über den „Parsifal" erfüllt haben, von Otto Jahn und Moritz Hauptmann! Vom tiefsten Schamgefühl wird man ergriffen, wenn man sieht, was gerade in Leipzig, wo jene beiden Männer einst gewirkt haben, heutzutage auf dem Gebiete der musikalischen Kritik, namentlich der Opernkritik, verbrochen wird von einem, der sich bei jeder Gelegenheit brüstet, ein Schüler Hauptmanns gewesen zu sein!

Lese jeder, der angesichts der Wagnertollheit, von der die arme große Masse heute — teils eben infolge ihrer geistigen Armut, teils aber auch infolge der Gewissenlosigkeit der Tagespresse — beherrscht wird, an der Menschheit irre zu werden anfangen möchte, das vorliegende Schriftchen; es wird ihn trösten und aufrichten. Nur ein paar Jahre noch Geduld, und der ganze Schwindel wird von selbst ein Ende nehmen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Der Parlamentarismus, Gambetta und Frankreich.

Der neue Abſchnitt in der Geſchichte der franzöſiſchen Republik, den die Wiedereröffnung der Kammern bezeichnet, giebt uns Veranlaſſung, an einem Rückblick auf die zwölf Jahre des Lebens dieſer Republik zu zeigen, ob der Parlamentarismus und ob demokratiſche Regierungsgrundſätze ſich für Frankreich eignen, und da Gambetta in dieſen Fragen eine Hauptrolle geſpielt hat, ſo wird auch auf ihn weiteres Licht fallen als in unſrer letzten Beſprechung der Angelegenheit. An die Spitze ſtellen wir die Behauptung: der Parlamentarismus taugt, wie für keinen feſtländiſchen Großſtaat, ſo auch nicht für Frankreich. Er hat Frankreich im Innern haltlos und wenig fruchtbar an Reformen, nach außen hin unzuverläſſig und mehr oder minder einflußlos gemacht, indem die Parteien zur Begründung dauernder miniſterieller Kammermehrheiten unfähig waren und blieben; die demokratiſchen Regierungsgrundſätze aber ſchwächten die Staatsgewalt und führten, indem ſie kein Gegengewicht gegen das immer weiter Nachlinksgleiten der Geſetzgebung boten, zu Zuſtänden, in denen man über kurz oder lang vor die Wahl zwiſchen dem Chaos der Anarchie und der Diktatur geſtellt ſein wird, die ſich vermutlich bald in Monarchie verwandeln würde. Als Beweis für die erſte dieſer Behauptungen könnte die einfache Thatſache genügen, daß „das erſte der drei ſeit der Septemberkataſtrophe von 1870 gewählten franzöſiſchen Parlamente im Vorſitz des Miniſteriums acht, das zweite fünf und das dritte binnen zehn Monaten drei Veränderungen herbeigeführt hat, daß binnen zwölf Jahren zwei ultramontane und drei republikaniſche Perioden über Frankreich hinweggegangen ſind, daß während des auf den Kommuneaufſtand folgenden Jahrzehnts kein einziges ſozialreformatoriſches Geſetz zuſtande gekommen iſt, daß ferner alle Verſuche zum Abſchluſſe von Allianzen und zur Wiederherſtellung von Frankreichs

europäischer Stellung gescheitert, und daß endlich die unzweifelhaft großen und wichtigen Interessen des Landes in Ägypten in einer Weise preisgegeben worden sind, die in der Geschichte der neuern Zeit beispiellos dasteht." (Aussichten des deutschen Parlamentarismus, S. 17 ff.) Wir wollen indeß die Entwicklung der Dinge mehr ins einzelne verfolgen Sie ist sehr lehrreich.

Die Wahlen zur Nationalversammlung, die im Februar 1871 stattfanden, ergaben eine starke konservative Majorität, vorzüglich weil das Land Frieden mit Deutschland wollte, und weil die Radikalen, besonders Gambetta, damals von Tours aus diktatorisch herrschend, Fortsetzung des Krieges wollten. Nach dem in Bordeaux erfolgten Zusammentritt der Nationalversammlung legte die Regierung der nationalen Verteidigung ihr Amt nieder, und jene wählte Thiers, der in nicht weniger als zwanzig Departements ein Mandat als Volksvertreter erhalten hatte und sich bald als umsichtiger und geschickter Staatsmann bewähren sollte, zum Chef der ausführenden Gewalt. Getreu seinem vorläufigen Programm, welches Waffenstillstand zwischen den verschiedenen Parteien bis zum Frieden mit den Deutschen forderte, setzte er sein Ministerium aus Männern verschiedener politischer Richtung zusammen, doch so, daß die gemäßigten Republikaner darin überwogen. Der Friede war aber kaum geschlossen und die Dynastie Bonaparte des Thrones für verlustig erklärt, als die Parteien den innern Kampf wieder aufnahmen. In der Mehrheit der Nationalversammlung zeigte sich starke Neigung zur Wiederherstellung der Monarchie. In Paris brach der Aufstand der Kommunisten und Anarchisten aus. Nach Dämpfung desselben versuchten es die monarchischen Parteien, durch Versöhnung der Bourbonen mit der Familie Orleans eine Restauration des Königtums herbeizuführen, das Experiment wurde aber durch die verblendete Halsstarrigkeit des Grafen Chambord vereitelt, der alle Zugeständnisse an die neue Zeit verweigerte. Andrerseits erwarb die Thierssche Verwaltung der Republik in der Nationalversammlung und im Lande täglich mehr Freunde. Jene wählte Ende August 1871 Thiers auf drei Jahre zum Präsidenten der Republik und nahm eine Art provisorische Verfassung an; dieses zog bei den Nachwahlen vielfach den monarchistischen Kandidaten republikanische vor. Immerhin aber bildeten die Monarchisten in der Volksvertretung noch die Mehrheit. Wie sie im Juli durch eine der weltlichen Gewalt des Papstes günstige Tagesordnung Favre zum Rücktritt vom Ministerium des Äußern gezwungen, so bewirkte sie im August die Auflösung der Nationalgarde in ganz Frankreich. Nach den Ergänzungswahlen vom Januar 1872 setzte sich die Nationalversammlung aus 54 legitimistischen Ultras, 90 gemäßigten Legitimisten, 200 Orleanisten, 30 Bonapartisten, 170 gemäßigten und 110 entschiedenen Republikanern und 60 Radikalen unter Gambetta zusammen.

Thiers war grundsätzlich für die verfassungsmäßig beschränkte Monarchie, entschied sich aber für die Republik, weil er es angesichts der Spaltung des Landes in drei monarchische Parteien und eine Anzahl republikanischer Frak-

tionen, die zusammen nicht sehr viel schwächer waren als die Monarchisten, für unmöglich hielt, den Bürgerkrieg fernzuhalten. Sein Ideal war Zusammenwirken der Patrioten aller Farben, die Republik sollte eine konservative und, wie er sich einmal äußerte, „von Nichtrepublikanern regierte" sein, der sich gemäßigte Konservative und Monarchisten in Anerkennung ihrer Unvermeidlichkeit anschließen könnten. Im Streben nach Verwirklichung dieses Wunsches begünstigte er aber ultramontane Pläne, wodurch er der Linken verhaßt wurde, und wies das Verlangen der Rechten nach Förderung ihrer Restaurationsprojekte zurück, wodurch er sich auch diese Seite des Parlaments entfremdete. Sicher wäre er schon jetzt gestürzt worden, wenn man seiner nicht zur Ordnung der Finanzen Frankreichs dringend bedurft hätte. Als diese Rücksicht weggefallen war, ging die Rechte ohne Verzug an seine Beseitigung durch allerlei Intriguen und Koalitionen. Es war eine Kommission zur Regelung der Staatsgewalten niedergesetzt worden, die jedoch sehr langsam arbeitete. Im März beantragte dieselbe: „Die Nationalversammlung wird sich nicht eher trennen, als bis sie über die Organisation der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt, über die Errichtung und die Befugnisse einer ersten Kammer und über das Wahlgesetz Beschluß gefaßt hat," und dieser Antrag wurde von Thiers mit Hilfe der Rechten durchgesetzt. Nicht lange darauf aber zwang die Rechte Grevy, den gemäßigt republikanisch gesinnten Präsidenten der Versammlung, zum Rücktritt und ersetzte ihn durch Buffet, und am 23. Mai 1873 brachte sie ein Mißtrauensvotum gegen das von Thiers aus dem linken Zentrum, d. h. der Gruppe der gemäßigten Republikaner, ergänzte Ministerium ein, und dasselbe ging, nachdem Thiers am Tage darauf erklärt hatte, er halte die Monarchie zur Zeit für unmöglich und die konservative Republik für notwendig, mit 360 gegen 344 Stimmen durch. Die Folge war, daß nicht bloß das Kabinet, sondern auch Thiers zurücktrat.

Darauf wählte die Rechte (die Linke enthielt sich der Abstimmung) den Marschall Mac Mahon zum Präsidenten der ausführenden Gewalt, und dieser umgab sich mit einem aus Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten zusammengesetzten Kabinette, in welchem Broglie den Vorsitz übernahm. Dasselbe begünstigte zunächst die Klerikalen, dann auch die Bonapartisten, deren Wohlwollen er bedurfte, und die von jetzt an stärker wurden. Sein Programm aber war Einigkeit der konservativen Parteien und Aufschub endgiltiger Beschlüsse über die Verfassungsform. Nachdem die Versammlung sich im Juli vertagt hatte, nahmen die Legitimisten und Orleanisten das Projekt der Fusion wieder auf, und dasselbe war dem Gelingen nahe, als der Graf Chambord es abermals zum Scheitern brachte, indem er von nun an jedes Zugeständnis an die modernen Ideen von sich wies. Als die monarchischen Fraktionen sich darauf zu einer Verlängerung des Provisoriums vereinigten, Mac Mahon aber die Herstellung einer Exekutive von mehr Dauer verlangte, beschloß die Versamm-

lung im November Verlängerung seines Präsidiums auf sieben Jahre, das sogenannte „Septennat," und einige Tage nachher wurde das Kabinet, wieder unter Broglie, neu gebildet. Durch weitere Begünstigung des Ultramontanismus von seiten der Regierung, die zu allerhand Demonstrationen, Wundern und Wallfahrten führte, und durch ihre Ratlosigkeit in Betreff der Zukunft entfremdeten sich die Legitimisten und Orleanisten einen großen Teil der Bevölkerung, und es handelte sich bald nur noch um die Frage: ob Wiederaufrichtung des Kaisertums oder definitive Feststellung der Republik. Die Wage neigte sich zunächst der ersten Alternative zu, indem bei den Nachwahlen im Februar 1874 die Reihen der Bonapartisten Verstärkung erhielten. Dieselben vereinigten sich mit den Gruppen der Linken, um ein von Broglie vorgeschlagenes Wahlgesetz zu Falle zu bringen, welches das allgemeine Wahlrecht stark beschränkte, und Broglie nahm seine Entlassung. Sein Nachfolger Cissey verfolgte dessen Politik ebenfalls, und in der Nationalversammlung bewahrten die drei monarchischen Parteien immer noch die Oberhand und vereitelten noch geraume Zeit alle Anträge auf endgiltige Reorganisation des Staates. Doch Mac Mahons Vorschlag, das Septennat zu organisiren und nur den endgiltigen Charakter der Regierungsform unentschieden zu lassen, wurde von der Mehrheit abgelehnt, und das Kabinet reichte seine Entlassung ein. Noch während der Ministerkrisis begann am 21. Januar 1875 in der Nationalversammlung die Beratung der konstitutionellen Gesetze, und bei der zweiten Lesung nahm eine Mehrheit, die aus der Linken und einem Teile des rechten Zentrums (d. h. der Orleanisten) bestand, ein Amendement Wallons an, welches bestimmte, daß der Präsident „der Republik" von zwei Kammern auf sieben Jahre zu wählen und dann wieder wählbar sein sollte (30. Januar). Später verstärkte sich die sehr schwache Majorität (353 gegen 352), mit welcher dies beschlossen worden, in der letzten Woche fand auch das ebenfalls von Wallon beantragte Gesetz wegen Bildung einer ersten Kammer (Senat) Annahme, und zwei Tage nachher gingen die gesamten Verfassungsgesetze, welche die Republik definitiv feststellten, mit der ansehnlichen Majorität von 436 gegen 262 Stimmen durch. Die monarchischen Gruppen waren infolge ihrer Uneinigkeit besiegt, das Provisorium war vorüber, und Mac Mahon mußte sich zur Bildung eines neuen Kabinets bequemen, an dessen Spitze Buffet stand. Der Thierssche Gedanke schien sich verwirklichen zu sollen. Die neue Republik wurde zunächst von Männern, die sie nur notgedrungen wollten, und teilweise von Gegnern dieser Staatsform verwaltet. Das hätte unter günstigen Umständen nützen können. Wie die Dinge aber lagen, führte es zu Zuständen, welche für die aufrichtigen Republikaner in den ersten beiden Jahren nicht viel erfreulicher waren als die früheren. Zwar wurde die Deputirtenkammer durch die Wahlen und Nachwahlen mit jeder Session eine festere Stütze des republikanischen Baues, aber die Gegner desselben hatten im Senat die große Mehrzahl der Stimmen für sich. Kein Ministerium ver-

mochte sich lange zu behaupten, in der Umgebung des Präsidenten wurden reaktionäre Pläne gesponnen, und im Mai 1877 nahm das Kabinet Broglie einen Anlauf zur Errichtung eines streng konservativen und zugleich klerikalen Parteiregiments, wodurch sich im ganzen Lande eine Leidenschaftlichkeit der Gegensätze entzündete, die sich erst legte, als die Wahlen im Oktober den Republikanern zur weit überwiegenden Mehrheit in der Deputirtenkammer verhalfen. Damit und mit der Entlassung des Ministeriums, an dessen Stelle ein Kabinet unter dem gemäßigten Republikaner Dufaure trat, begann ein neuer Abschnitt im Leben der Republik. Das Gleichgewicht der Parteien blieb dadurch gewahrt, daß die obere Hälfte der Gesetzgebungsmaschine die untere von radikalen Arbeiten abhielt, und es walteten ruhige und im wesentlichen befriedigende Zustände ob, bis die Senatorenwahlen vom 5. Januar 1879 einen Umschwung herbeiführten. Von jetzt an herrschten in beiden Kammern die Fraktionen der Linken. Indeß brauchte das nicht unbedingt zu schaden, wenn die Republikaner sich in ihrem Glücke zu mäßigen verstanden, nicht ins radikale Fahrwasser gerieten und dem Volke nicht durch Überstürzung den Glauben nahmen, die Republik gewährleiste ihm die ersehnte Entwicklung in Ruhe und Frieden.

Zunächst schien man diese vorsichtige Politik adoptiren zu wollen. Zwar wurde der Präsident Mac Mahon, der mit Recht als stiller Gegner der Republik angesehen wurde, durch Zumutungen, die ihm unerfüllbar schienen, genötigt, zurückzutreten. Aber der Umschwung vollzog sich ohne Schwierigkeit, und die Wahl des Nachfolgers Mac Mahons schien den rechten Mann getroffen zu haben. Die Republikaner zeigten sich dabei einig und gemäßigt. Wurde in gleichem Sinne fortgefahren, so konnte der 30. Januar 1879 den Anbruch einer neuen Ära stetiger und gedeihlicher Entwicklung bedeuten. Grevy war kein Thiers, er war nicht besonders populär und kein solches staatsmännisches Talent wie dieser. Aber er besaß gleich ihm gesunden Menschenverstand, und man durfte hoffen, daß er die Republik vor der Parteiherrschaft zu schützen wissen werde. Auch die Ministerkrisis, die der Regierungskrisis rasch folgte, hatte keine große Bedeutung. Dufaure, der dem rechten Zentrum angehörte, machte Waddington, einem Mitgliede des linken Zentrums, Platz, immerhin aber befanden sich unter seinen Kollegen zwei Abgeordnete der republikanischen Linken, sodaß das neue Kabinet um eine Schattirung fortschrittlicher gefärbt erschien als das bisherige. Bedenklicher schon war der Satz in der Botschaft, in welcher Grevy sein politisches System entwickelte, hinfort werde parlamentarisch regiert werden, und noch mehr Bestürzungen mußte es erwecken, daß der neue Präsident und seine Minister sich fast in allen Beziehungen zu wenig entschlossen und zu nachgiebig zeigten, wenn es den Forderungen der Radikalen entgegenzutreten galt. Namentlich war dies in der Amnestiefrage der Fall. Der schon seit einigen Jahren als Führer der republikanischen Linken wieder

ſtark hervorgetretene, jetzt zum Präſidenten der Deputirtenkammer erwählte Gambetta ſuchte durch eifriges Wirken für die Begnadigung der deportirten Kommunarden die noch weiter links als er ſtehenden Elemente an ſich zu ziehen und ferner der Geſetzgebung eine Richtung zu geben, welche die radikalen Demokraten befriedigen und die gemäßigte Partei zurückdrängen und von den Konſervativen trennen ſollte. Dieſe Abſicht wurde ſo vollſtändig erreicht, daß von den fünf Miniſterien, die während der Dauer des zweiten Parlaments amtirten (Dufaure, Waddington, Freycinet, Ferry und Freycinet abermals), ſich kein einziges länger als einige Monate zu behaupten vermochte. Man nahm an, Feſtigkeit werde erſt in die Regierung kommen, wenn Gambetta ſelbſt als Premier die Leitung der öffentlichen Geſchäfte in die Hand nähme. Indeß ſcheiterte ſein Verſuch, durch Veränderung des Wahlſyſtems (Einführung des Liſtenſkrutiniums) eine Grundlage zur Befeſtigung ſeiner Stellung gegenüber der Volksvertretung zu gewinnen, indem nur die Deputirten und auch dieſe nur mit ſchwacher Mehrheit darauf eingingen. Darauf folgte ſofort die Auflöſung der bisherigen Deputirtenkammer, und die Auguſtwahlen von 1881 ergaben eine Kammer, mit welcher Gambetta, wie es ſchien, zufrieden ſein konnte. Sie waren ein Verdikt, das die Zufriedenheit des franzöſiſchen Volkes mit der republikaniſchen Regierungsform ausdrückte, für welche er ſeit Jahren mit allen Mitteln gekämpft hatte. Unzweifelhaft hatte er dabei auch perſönliche Zwecke im Auge gehabt, Macht, vielleicht eine verhüllte Alleinherrſchaft; gefördert hatte er die Sache der Republik aber doch, und ſo mußte es ihn mit Genugthuung erfüllen, als er ſeine Politik jetzt zum zweitenmal durch eine überwältigende Mehrheit der Franzoſen gutgeheißen ſah. Es waren nur 90 Monarchiſten gewählt. Doch fehlte dem Bilde auch der Schatten nicht: die Radikalen, denen Gambetta ſich in ſo vielen Dingen genähert hatte, waren keineswegs verſöhnt, ſondern im Gegenteil entſchloſſen, ihm, dem Führer der bürgerlichen Demokratie, bis aufs äußerſte Oppoſition zu machen, und ſie gewannen namentlich in Paris und andern großen Städten fortwährend mehr Anhang. Wollte Gambetta Kontrole der Geiſtlichkeit, Umgeſtaltung des Senats und Modifikation der Aushebung für das Heer, ſo verlangte Clemenceau und ſeine Partei völlige Trennung des Staates von der Kirche, Abſchaffung der erſten Kammer, Erſetzung der Armee durch eine Nationalmiliz und Wahl der Richter durch das Volk. Ferner hatten die Wahlen zwar die Republik geſtärkt, nicht aber Gambettas perſönliche Stellung. Als die Deputirtenkammer ſein Liſtenſkrutinium ſchließlich trotz der Abneigung Grevys angenommen hatte, war er nach ſeiner Vaterſtadt Cahors gegangen und dort beinahe mit fürſtlichen Ehren empfangen worden. Dieſer Triumph mußte ihm aber ſchaden, er verſtimmte viele aufrichtige Republikaner und erweckte Eiferſucht, Neid und ſchlimme Befürchtungen. Das beſtätigte ſich bei den Wahlen. Der Senat hatte das Liſtenſkrutinium verworfen, bei dem Gambetta ſicher, wie einſt Thiers, in zwanzig Departements

gewählt worden wäre, und wenn man trotzdem hoffte, er werde viele Mandate erhalten, so traf das nicht zu. Die Franzosen trauten dem System, bei dem ein Mann gebietet, nicht mehr so wie bisher, sie waren nicht geneigt, sich die kaum noch verhüllte Diktatur eines Parteiführers, wie bedeutend dessen Fähigkeiten auch waren, ferner gefallen zu lassen. Dennoch blieb Gambetta der erste Mann in der durch die Wahlen wesentlich vermehrten republikanischen Majorität der Deputirtenkammer und deshalb deren Leiter, wenn sie zusammenhielt. Nach dem parlamentarischen System mußte er infolge dessen Premierminister werden und zeigen, was er in verantwortlicher Stellung vermochte. Er zeigte, daß er trotz seiner Rednergabe, seines Einflusses und seiner vielen Verbindungen wenig vermochte. Nach außen wie im Innern erweckte er nur Argwohn, in der ägyptischen Angelegenheit begegneten seine Vorschläge einer Ablehnung von seiten Englands, zuletzt fiel er durch eine Kammerabstimmung über sein Lieblingsprojekt. Als er sein Ministerium gebildet, machte er eine Revision der Verfassung zur Bedingung seines Verbleibens im Amte, und die Kammer schien geneigt, ihm ein williges Ohr zu leihen. Aber verstrickt und befangen von dem Gedanken an das Listenstrutinium, nahm er dasselbe in die Reihe seiner Verbesserungsvorschläge auf und forderte beide Häuser der Volksvertretung auf, es der Verfassung einzuverleiben. Dieser Vorschlag war eine Überraschung. Er erweckte nicht bloß Verdruß, sondern zugleich tiefes Mißtrauen, er entflammte nicht bloß die neugewählten Abgeordneten, welche den Verlust ihrer Mandate fürchteten, sondern erfüllte auch viele andre mit schweren Bedenken. Man glaubte ihm nicht, wenn er versicherte, nicht die Diktatur zu erstreben. Er ging, nachdem er kaum drei Monate am Ruder gewesen, und am 28. Januar d. J. erhielt Freycinet vom Präsidenten Grevy den Auftrag, ein neues Kabinet zu bilden.

Es schien mit Gambettas Allmacht zu Ende zu sein. Indeß blieb er bei der Lage der Dinge immerhin mächtig genug, um keine andre Regierung dauernd im Besitze der Macht zu lassen. Die Republik schien konsolidirt, aber die Republikaner waren es offenbar nicht. Die Majorität war in drei nicht so sehr durch Grundsätze als durch persönliche und Fraktionsinteressen auseinandergehaltene Gruppen gespalten, und welche von diesen an der Gewalt war, behauptet sich lediglich durch die gegenseitige Eifersucht der beiden andern. Freycinet blieb an der Spitze der Verwaltung nicht, weil er der Mehrheit als der rechte Mann galt, sondern weil die äußerste Rechte und die beiden am weitesten links stehenden Cliquen der Kammer ihn für ihre Absichten nicht so gefährlich ansahen als Gambetta. Die Deputirten, welche diesen zum Rücktritt von der Ministerpräsidentschaft nötigten und nun seine Rache zu fürchten hatten, stimmten auch weiterhin gegen seine Pläne, ohne deshalb die Freycinetschen stark und stetig zu unterstützen, sodaß auch dieses Ministerium schwach blieb und infolge dessen kein energisches Vorgehen wagte, vielmehr fast alle Reformen

im Innern nach Möglichkeit hinausschob und nach außen zaghaft auftrat. Sehr viel trugen dazu die Gambettisten bei, die ihr äußerstes thaten, um die Bestrebungen Freycinets zu vereiteln. Ein Beispiel ihres Verfahrens ist folgendes. Die Regierung legte der Kammer ein Haftpflicht- und ein Unfallversicherungsgesetz vor, die noch unter Gambettas Regiment (von Faure) ausgearbeitet waren. Als sie aber von der neuen Regierung eingebracht wurden, ließ Gambetta seine Gefolgschaft gegen sie votiren, damit sein Nachfolger keinen positiven Erfolg aufzuweisen habe. Man verwarf also Gesetzentwürfe, die man selbst angefertigt, nur deswegen, weil ein Gegner sie empfahl. Ebenso ließ die Fraktion Gambettas Freycinet im Stiche, als er in der ägyptischen Sache eine Geldbewilligung verlangte, die auf etwas hinauslief, was wenigstens annähernd auf das hinauslief, was Gambetta als Minister selbst gefordert hatte, und was überdies ein wichtiges Interesse Frankreichs gefördert hätte. So mußte vor dieser Unfähigkeit der Republikaner, sich zu einigen, auch Freycinet abdanken. Er machte Duclere Raum zu neuen Regierungsexperimenten, die bis jetzt nicht besser geglückt sind als die seiner Vorgänger im Amte. Derselbe hat sich eifrig bemüht, zwischen den Gruppen der republikanischen Mehrheit den Frieden herzustellen, wesentliches aber hat er nicht ausgerichtet.

Blicken wir auf die Arbeit des französischen Parlamentarismus seit 1871 und auf die Früchte der demokratischen Grundsätze, die in den letzten fünf Jahren geltend gemacht wurden, zurück, so begegnen wir einer Reihe von Schwankungen und Widersprüchen, die geradezu erstaunlich ist. In elf Jahren zehnmaliger Wechsel in der auswärtigen Politik, zwölf Kriegsminister, ebensoviel Justizminister nacheinander, nicht weniger als zweiundzwanzig Minister des Innern und so ähnlich in den andern Fächern der Verwaltung. Man vergleiche die lange Tabelle in der oben angeführten Schrift, deren Verfasser fortfährt: „Eine Periode der Vorherrschaft klerikaler Tendenzen, welche ein Unterrichtsgesetz wie dasjenige vom 2. Juli 1875 möglich machte, und fünf Jahre später Unterrichtsgesetze, die den Religionsunterricht aus der Volksschule ausschließen... Vierjährige saure Arbeit an der Herstellung einer Verfassung, und unmittelbar darauf heiße Kämpfe um die Umgestaltung des Wahlrechts und um die »Reform« des Senats (d. h. dessen Demokratisirung oder Abschaffung). Nach erfochtenem Siege der republikanischen Partei tötliche Feindschaften zwischen den einzelnen Fraktionen derselben und noch zahlreichere Ministerwechsel als zur Zeit des Streites zwischen Republikanern und Monarchisten. Beständige Klagen über die Abhängigkeit und Gesinnungslosigkeit des mittlern, allen Systemen gleich dienstbaren Beamtentums und dabei freche Versuche, durch Beseitigung der Unabsetzbarkeit der Richter die Unabhängigkeit der Magistratur zu brechen und die richterliche Gewalt zur Beute des Siegers zu machen... Während man sich in glänzenden Versprechungen von der Wiederherstellung der dominirenden äußern Stellung Frankreichs ergeht, wird eine diplomatische Isolirung des Landes zu-

wege gebracht, die dasselbe nicht nur von jedem Einflusse auf die gesammteuropäische Politik, sondern von der Verfolgung seiner nächsten vitalsten Interessen ausschließt. Die erfolgreich in Angriff genommene Reorganisation der Armee endlich erlahmt immer wieder, weil ihre Grundlage bei jedem Systemwechsel in Frage gestellt wird."

Es wäre ein Wunder, wenn diese Beobachtungen spurlos an den Franzosen vorübergegangen wären. Die unaufhörlichen Ministerkrisen, die Ausschließung Frankreichs von fernerem Einfluß auf die Ordnung der Dinge in Ägypten und die Erbitterung der Konservativen und der Sozialdemokraten über das bisherige Regiment beginnen ihre Früchte zu tragen. Ermutigt durch die unheilbare Zerfahrenheit der Kammermajorität haben die letztern ihr Haupt erhoben und die herrschende Klasse durch Drohungen und Gewaltthaten aller Art erschreckt. Die Konservativen, mit Recht voll Zorn über das letzte Unterrichtsgesetz und die beabsichtigte Herabsetzung des Richterstandes, reden offen davon, daß die Republik abgewirtschaftet habe, und auch in andern Kreisen scheint diese Meinung überhand zu nehmen. Es sieht aus, als ob nur Unterwerfung unter Gambetta die Einigkeit unter den Republikanern herstellen könne, aber zahlreiche von den letztern nehmen Anstand, diesen Preis zu zahlen, weil sie davon neue Zugeständnisse an die Radikalen und eine gefährliche auswärtige Politik zu fürchten haben. Kurz, die Zersetzung, welche der Parlamentarismus und die demokratischen Neigungen sowohl Grevys als Gambettas, sowie die egoistische Politik des letztern über Frankreich gebracht haben, ist soweit vorgeschritten, daß es außerordentlicher Anstrengungen bedürfen wird, um große Erschütterungen und eine baldige Katastrophe zu vermeiden, und zuletzt wird sich das Thierssche Wort bewähren: „Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein."

Debatten über die soziale Frage.

Bei den zahlreichen Versammlungen, welche im Laufe des verflossenen Sommers und Herbstes an verschiedenen Orten Deutschlands getagt haben und welche eine mehr als vorübergehende Bedeutung beanspruchen, waren nur wenige, welche sich von einem Eingehen auf die soziale Bewegung fern hielten, wenigstens streiften sie dieselbe; wurde doch selbst dem Anthropologischen Kongreß zu Frankfurt auf einem spätern Kongresse das Verdienst zugeschrieben, er habe die Darwinsche Descendenztheorie begraben. Und die Darwinsche Descendenztheorie hat sicher

eine ebenso hohe sozialpolitische wie naturhistorische Bedeutung. Viele jener sommerlichen und herbstlichen Versammlungen stellten sich sogar sofort in die soziale Bewegung mitten hinein. Sie befaßten sich in optima forma mit Fragen sozialpolitischer Art und beanspruchten, durch ihre Verhandlung und Einwirkung zu deren Entwicklung und Lösung das ihrige beizutragen.

Wir lassen dahingestellt, wie weit dieser Anspruch an sich und vermöge des Verhaltens der Versammlungen begründet war. Es wird sich dies herausstellen, wenn wir auf die betreffenden Verhandlungen selbst kommen. Allein schon die rein historische Betrachtung, auf welche wir durch jene Erscheinung gebracht werden, ist bedeutsam genug — die Betrachtung nämlich über die merkwürdige Veränderung in der Behandlung der sogenannten sozialen Frage seit ihrem ersten starken Auftreten im Bereich auch unsers nationalen Lebens.

Einige dieser Versammlungen beanspruchen aber vorzugsweise durch ihre direkte Stellung zur sozialen Bewegung an dem Maßstabe, welchen diese letztere selbst darbietet, gewürdigt zu werden, und hierbei steht die Generalversammlung der katholischen Vereine, welche vom 10. bis zum 14. September sich in Frankfurt am Main versammelt hielt, obenan. Diese Generalversammlung der katholischen Vereine erfaßte die soziale Frage unmittelbar und behandelte dieselbe, wie nicht geleugnet werden kann, in bedeutender Weise.

Sie war jedenfalls eine Versammlung im großen Stil. Lange Übung, hohes Stärkebewußtsein, wie es ja bei den Führern der Katholiken in Deutschland vorhanden sein kann, und ein praktischer Zusammenhang der verschiedenen Elemente gestattet schon eine bedeutende Kraftentfaltung auch da, wo es sich doch eigentlich nur um eine Repräsentation, um eine Heerschau handelte; wenn auch weniger um eine Heerschau der Personen als um eine Heerschau des ideellen Ganges der Ausbreitung des katholischen Einflusses in Deutschland und außerhalb. Die Versammlung wurde, obgleich sie wesentlich eine Laienversammlung sein sollte, vom Klerus beherrscht; von ihm aus erfolgten die bedeutsamsten, praktischsten Anregungen. Aber das repräsentative Element gab ausschließlich der Laienstand. Die Bischöfe ließen nur grüßen; jedoch die vornehme katholische Laienwelt gruppirte um den Kommissar der Generalversammlung, den Fürsten Löwenstein, eine ganze Reihe von Herren des mediatisirten Fürstenstandes und des katholischen niedern Adels aus allen Gegenden Deutschlands. Die Herren Windthorst und Schorlemer-Alst, die Führer des Zentrums, fehlten nicht, und Windthorst wurde, als er in der ersten Hauptversammlung erschien, von der Versammlung durch allgemeines Erheben von den Sitzen und stürmischen Zuruf begrüßt. Er selbst zeigte im Verlauf des Kongresses mehr als einmal, daß er sich seines Imperiums in diesem Kreise wohl bewußt sei; es war ihm ein besondrer Sitz, dem nur des Dekorums wegen ein zweiter, stets leerbleibender, gegenübergestellt war, aufgespart, und wenn er, selbst nach Schluß der Debatte, das Wort forderte, erhielt er es stets; auch Diktaten

der „kleinen Exzellenz" fügte sich die Versammlung trotz entgegengesetzter Stimmung ohne Widerspruch.

Auch dem lokalen Arrangement fehlte, obgleich Frankfurt an sich nicht eine Spur katholischen Charakters trägt, der Zug des Großartigen nicht. Der Saalbau, allerdings ein Gebäude, das sich für derartige Veranstaltungen vorzüglich eignet, war vollständig in Beschlag genommen, und der große Hauptsaal, der mit Logen und Galerien mehr als 2000 Menschen faßt, war in den päpstlichen Farben reich dekorirt. Eine große päpstliche Fahne hing inmitten des Saales von der Decke herab, und so war der innerliche Grundzug der Versammlung auch äußerlich charakterisirt. An verschiednen Festlichkeiten, die Fremden zu ehren und ihnen Abwechslung zu bereiten, mangelte es auch nicht. Die katholischen Vereine der Stadt, die sämmtlich unter mehr oder minder direktem Einfluß des Klerus stehen, strengten sich nach Möglichkeit an; sie hatten sämmtlich ihre Lokale den Teilnehmern geöffnet, vom Kasino „Union" und dem „katholischen kaufmännischen Verein" an herab bis zum katholischen Gesellenverein. Der katholische kaufmännische Verein und der „Männerverein" veranstalteten Festlichkeiten im Börsenrestaurationssaal. Der Glanzpunkt der Festlichkeiten war aber der „Kommers der katholischen Studentenverbindungen" im großen Saal des Saalbaues selbst, zu dem die meisten katholischen unter dem Einfluß des Klerus und des Zentrums stehenden Studentenverbindungen auch von fernher Vertreter gesandt hatten. Mußte doch in einer der öffentlichen, auch dem größern Publikum zugänglichen Sitzungen ein Student einen Vortrag halten über die ethische Aufgabe der katholischen farbentragenden Studentenverbindungen und so konstatiren, daß es dem Zentrum an jugendlichem, kräftigem und dienstbereitem Nachwuchs auch später auf dem geistigen Kampfplatze nicht fehlen werde. Gelegentlich dieses Kommerses verfehlte Herr Windthorst nicht, seine gewiß beherzigten Winke den jungen Leuten mit auf den Weg zu geben, und diese Winke gipfelten darin, dem Staat nach Möglichkeit wenigstens die direkte Dienstleistung solange zu versagen, bis er der Kirche wieder „gerecht" geworden sei.

Die „Kirche" und der Papst war, wie sie das Zentrum der klerikalen Praxis ist, auch der Angelpunkt dieser Versammlung; und auf dem Grunde — verdeckt zwar, aber oft grell genug durchscheinend — mußte man die schwere Feindschaft gegen den deutschen Staatsgedanken, ja gegen den deutschen Volksgeist selbst erkennen. Alles, was universell erschien in der Unterwerfung unter die päpstliche Autorität, fand, wo es auch herkam, Anklang und Widerhall; aber das Deutsche, wo es vereinzelt Ausdruck suchte, begegnete fast kalter Ablehnung. Allerdings waren die Führer vorsichtig; von ihnen erlaubte sich nur die „kleine Excellenz" hie und da die wahre Gesinnung zu zeigen; die dii minorum gentium, von denen das „goldne Mainz" eine ganze Anzahl gesandt hatte, verhielten sich weniger diplomatisch. Auch die Rechtfertigung des österreichischen Klerus in seinem Verhalten der deutschen Sprache gegenüber, die

ein Wiener „geistlicher Rat“ versuchte, fand unverhohlenen Beifall — sicher charakteristisch für eine Versammlung, die doch wenigstens in deutscher Sprache verhandelte. Und wenn schließlich nicht versäumt wurde, zu passender Gelegenheit auch des deutschen Reichsoberhauptes zu gedenken, so geschah dies doch nie in andrer Form, als in dem Zurufe: „Papst und Kaiser,“ wonach es dann nur noch als selbstverständlich gelten kann, wenn Windthorst in langer Rede auseinandersetzte, daß es Pflicht des Kaisers (obwohl nicht mehr römischer Kaiser deutscher Nation!) sei, die Partei des Papstes in seinen Differenzen mit der italienischen Regierung zu ergreifen.

Bei den offiziellen Führern dieser pomphaften Versammlung also zeigte sich nicht mehr Verständnis für die tiefern Strömungen der sozialen Bewegung als anderwärts; es wäre denn, daß die Bemerkung des Freiherrn von Schorlemer-Alst, die gewaltsame soziale Revolution werde mit immer mehr Deutlichkeit in ihrem Herannahen erkennbar, mehr als bloße Phrase gewesen sei. Umso erstaunlicher und bemerkenswerter war der Einblick in die soziale Bewegung bei den weniger hervortretenden Mitgliedern der Versammlung, insbesondre aus den Kreisen der niedern Geistlichkeit. Freilich ist dies an sich nicht verwunderlich. Diese Leute, welche (hauptsächlich wo sie in Fabrikdistrikten wirken, aber auch in großen Städten) unausgesetzt in Fühlung mit allen Bevölkerungsklassen stehen, mehr und ununterbrochener als sonst irgend welche Persönlichkeiten aus den den gebildeten Kreisen angehörigen Berufszweigen, sind vollkommen in der Lage, die Verhältnisse zu kennen und die Stimmung der Bevölkerung zu prüfen. So kam es denn, daß, da die Generalversammlung der katholischen Vereine die soziale Frage oder richtiger die soziale Bewegung in verschiednen Themen auf ihre Tagesordnung gesetzt hatte, die Bedeutung dieser Versammlung nicht in der Anwesenheit Windthorsts und der übrigen Koryphäen des Zentrums lag, auch nicht in der staatsmännischen Behandlung politischer Dinge, sondern in der Tiefe: im Auftreten eines Paters und eines Kaplans, welche beide ohne weiteres den bedeutendsten Sozialpolitikern und Nationalökonomen der Gegenwart angereiht werden können.

Diese beiden, was sie sagten und was sie thaten und das, was, wie sich zeigte, der eine von ihnen bereits geleistet hatte, ist es hauptsächlich, was uns anregt, diesen Bericht zu erstatten, wesentlich aus dem Grunde, um auch weitere Kreise deutschen Geistes hinzulenken auf das, was geschehen muß, nicht nachahmend, sondern selbständig, aber bessernd und insbesondre auch verhütend, daß zwischen dem Gange der fortschreitenden Bewegung unsre Nation oder wenigstens unser national-sozialer Zusammenhang zwischen Romanismus und Semitismus zerrieben werde. Ist es doch nicht wenig charakteristisch, daß wenige Wochen nach diesem Kongreß, gelegentlich der Landtagswahl, einer der Frankfurtischen Heißsporne des Zentrums — allerdings ein Bankdirektor! — mit Emphase das Zentrum verwahrte, antisemitisch zu sein!

Charakterisirt ein solcher Vorgang einen negativen Standpunkt unsrer nationalen Bewegung gegenüber, so wird der positive, der sich der sozialen Bewegung gegenüber findet, umso beachtenswerter. Man geht mit der Bewegung, um die Herrschaft über sie zu erlangen — das zeigt sich unverkennbar. Indeß schließt dies nicht aus, daß hier gerade das ethische Moment der sozialen Bewegung tief erfaßt wird. Ob dies aber Verdienst der Partei ist und nicht vielmehr Verdienst der Personen, welche die Partei auf diesem Gebiete führen, das mag dahingestellt bleiben. Wenigstens stehen die politischen Führer, Herr Windthorst voran, dieser Richtung fast laienhaft gegenüber. Die letzte Rede Windthorsts, die sich an den Vortrag des Pater Weiß anschloß, bewies, daß er von der Wucht, zu welcher schon jetzt die soziale Bewegung auch in Deutschland angewachsen ist, nicht entfernt einen Begriff hat, und daß er den Mitteln, diese Bewegung zu leiten, fast indifferent gegenübersteht. Seine Bemerkung, „er könnte sich wohl auch mit den Äußerungen des Pater Weiß einverstanden erklären," machte dies klar. Dies hindert aber nicht, daß die Partei schon jetzt aus dem von innen herauskommenden — sachlich genommen — vortrefflichen Einfluß auf die soziale Bewegung politisch den größten Nutzen zieht. Sie beherrscht thatsächlich die soziale Position da, wo ihre Kräfte dazu ausreichen, und nicht mit Unrecht rühmt sie sich, daß auf ihrem Gebiete der Sozialismus keinen Boden finde. Dies trifft freilich nur in Deutschland zu. Weder in Belgien noch in Frankreich kann sie sich dessen rühmen, obgleich verschiedene Institutionen, welche bestimmt sind, die soziale Lage zu erleichtern, in Frankreich ihr Zentrum haben — wie die Kongregation der Vincenzvereine, in denen die katholische Armenpflege zum Teil ihren Mittelpunkt bereits hat, zum Teil denselben noch erhalten soll.*)

*) Die Vorgänge zu Monteau les Mines, wo es vor wenig Wochen zu jener mit Gewaltthätigkeiten verknüpften Arbeitseinstellung kam, sind in dieser Hinsicht bedeutungsvoll. In einem Bericht des „Reichsboten" heißt es darüber: „Der Vorfall in Monteau gewinnt darum noch ein erhöhtes Interesse, weil wir hier vor einem gescheiterten nationalökonomischen Experiment stehen. Das Kohlenbecken von Blancy und Monteau les Mines ist nämlich im Besitz einer Gesellschaft, die von der neuen katholisch-sozialistischen Schule gebildet wurde, in der das System des kürzlich verstorbenen Le Play zur Anwendung kommt. Dieses System hat gewisse Anklänge an den Saint-Simonismus und die Owenschen Arbeiterkolonien in England. Auch der belgische Nationalökonom Perrin vertritt eine stammverwandte Richtung. Die privatkapitalistische Produktion soll beibehalten werden und dabei doch für das leibliche und geistige Wohl der Arbeiter gesorgt werden. Die Classe dirigeante soll eine industrielle Aristokratie bilden und die Patrons oder Chefs d'exploitation, welche das Unternehmen leiten, nehmen die Stelle eines patriarchalischen Selbstherrschers ein. Die Kompagnie von Blancy ist die vollständige Durchführung dieses philanthropischen Systems. In ihrem Besitz sind die beiden Distrikte nebst allem, was darauf steht. Die Wohnhäuser, die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Schulen, Hospitäler, Magazine ꝛc. Eine tadellose Organisation hat Versicherungskassen aller Art, Spar- und Vorschußkassen, Konsumvereine und Arbeiterhäuser, die nach einer Reihe von Jahren das Eigentum ihrer Bewohner werden, geschaffen. Für die Töchter

Welche Bedeutung überhaupt für die Behandlung sozialer Fragen die stete Berührung mit dem praktischen Leben hat, zeigte sich auch in dieser katholischen Generalversammlung und zwar sogleich im ersten Antrage, welcher, vom Fürsten Löwenstein ausgehend, forderte, daß die anwesenden Herren, welche in die soziale Frage eingeweiht seien, zusammentreten und der Versammlung Resolutionen über Wucher, Arbeitslohn und Grundentlastung vorschlagen sollten. Was damit verlangt wurde, muß nicht nur sofort als unpraktisch, sondern einfach als unmöglich bezeichnet werden; was denn auch von den Praktikern der Versammlung geschah.

War dies letztere nun an sich wohlbegründet, so muß es andrerseits doch befremden, daß auch die katholischen Sozialpolitiker hinsichtlich jener drei Fragen, welche zu den einflußreichsten in Beziehung auf die gegenwärtige soziale Bewegung gehören, selbst noch so unschlüssig zu sein scheinen. In gewisser Beziehung ist es freilich erklärlich genug. Sobald man gerade die angeregten Fragen berührt, so ergiebt sich, daß ihnen gegenüber mit einfacher Negation der bestehenden Zustände nichts gethan ist. Man muß vor ihnen einen positiven Standpunkt gewinnen, um die Dinge mit voller Klarheit über Grund und Ziel anzugreifen. Da aber scheint auch bei den katholischen Sozialpolitikern die schwache Seite zu sein. Ein solcher positiver Angriff, selbst auf den Wucher, wäre nicht nur für bestehende Anschauungen höchst widerwärtig, sondern griffe auch tief in Interessen, die zu verletzen die römische Klugheit nicht zuläßt. Freilich, hinsichtlich der Grundentlastung hat man ja jetzt, und zwar von katholischer Seite her, positive Vorschläge; allein es ist doch sehr fraglich, ob diese Vorschläge der Sachlage entsprechen, insbesondre, ob sie in den Reihen der katholischen Grundbesitzer selbst das erforderliche Entgegenkommen finden werden. Es ist ja ganz schön, die Hypothekenschulden zu beseitigen. Selbstverständlich aber ist diese Beseitigung nicht denkbar ohne gleichzeitige Beseitigung des Rechtes, neue Schulden zu machen. Das ist aber offenbar in den Augen vieler, wenn

der Arbeiter ist eine Weber- und Spinnerkolonie in der Nähe gegründet. Es ist für alles Sorge getragen. Diese komplizirte Organisation kann natürlich nur durch strenge Disziplin erhalten werden; wer sich derselben nicht fügt, wird entlassen. Und hier stehen wir vor dem Problem, an dem noch alle sozialistischen Schulen gescheitert sind: Wie ist die Pflicht zur Arbeit in Verbindung zu bringen mit der Freiheit des Individuums? Da Monteean und Blaney Monopol der Gesellschaft ist, so bedeutet Entlassung auch den Bettelstab, und darin liegt eine gewisse Härte, die aber von dem System nicht zu trennen ist. Der Chef der Kompagnie M. Magol steht im Rufe strenger Rechtlichkeit und aufopfernder Wohlthätigkeit. Die republikanischen Blätter machen ihm zum Vorwurf, daß er auf strenge Ausübung der Religionsgebräuche halte; aber nach seinen Vorschriften und den Statuten der Kompagnie dorf er nicht anders handeln." Es zeigt sich hier deutlich, daß auch Veranstaltungen kirchlichen Ursprungs, deren wir weiter unten noch mehr kennen lernen werden, nicht ausreichend sind. Die soziale Bewegung unsrer Zeit hat eben auch einen eminent politischen Inhalt, den man nicht übersehen darf.

nicht der meisten von denen, die es angeht, eine so große Schattenseite, daß man schon vorgeschlagen hat, nur die Hälfte des Grundbesitzes von der Verschuldbarkeit frei zu machen; die andre soll verschuldbar bleiben. Daß da schon ein durchschlagender Verstoß gegen das Prinzip zum Vorschein kommt, erkennt jedermann. Allein, es ist überaus fraglich, ob überhaupt derartige Maßregeln, die, das „Höfe"- und „Anerben"-Recht inbegriffen, doch nur vorbauender Natur sind, retten können. Jetzt sind nur noch positive und aggressive Maßnahmen gegen die Überwucherung der Finanzwirtschaft von Wert und Erfolg versprechend.

Auch die Frage des Arbeitslohnes ist hinsichtlich der durch sie bedrohten Interessen sehr bösartig; sie ist überhaupt ohne gleichzeitige Regelung der Arbeitszeit gar nicht zum Austrag zu bringen. Gleichwohl muß gesagt werden, daß die Erörterung der Arbeitsfrage zu dem besten des auf dem Kongreß dargebotenen gehörte, obgleich nur einige Momente der Frage gestreift wurden. Aber hier war es auch, wo die praktische Geistlichkeit, die mit dem Volke unausgesetzt in Berührung kommt, zeigen konnte, was ihr vermöge ihrer Einsicht und ihres Einflusses zu erkennen und zu thun möglich war.

So konnte sie denn auch mit einer thatsächlichen Leistung erscheinen. Diese Leistung aber ist der Verein „Arbeiterwohl," ein konfessionell-katholischer Verein, der in praktischer Hinsicht wohl mit der interkonfessionellen „Concordia" konkurrirt, der aber in den Mitteln wesentlich abweicht und die Lösung der sozialen Frage einerseits auf dem Wege christlicher Caritas, andrerseits in der Begründung einer gewissen Patriarchalität sucht. Dieser Verein hat unter den katholischen Fabrikbesitzern des Rheinlandes eine ziemliche Anzahl von Mitgliedern gewonnen, aber ein rechtes Bild des Umfanges der praktischen Thätigkeit dieser Mitglieder ging aus den Verhandlungen nicht hervor. Schwerlich ist dieselbe sehr einschneidend, denn sonst wäre sie durch den Generalsekretär, Kaplan Hitze aus München-Gladbach, wohl mehr hervorgehoben worden. Er, der Gründer und die eigentliche Seele des Vereins, verbreitete sich über die Propaganda und über die Gesichtspunkte, von denen diese Propaganda ausgeht. Er konstatirte, daß die Meinung, die soziale Frage sei lediglich Magenfrage, überwunden sei und betonte dasselbe hinsichtlich des „Selbsthilfe"-Standpunktes. Er erklärte, daß es sich bei der sozialen Frage wesentlich um eine Sittenfrage handle; daß demnach nur das Christentum und der sittliche Geist berufen sein könne, die soziale Frage einer befriedigenden Lösung zuzuführen. Aber hinsichtlich der praktischen Ergebnisse war doch vielleicht das bedeutendste die Herausgabe des Kochbuches „Das häusliche Glück," das in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde. So kam man also zunächst doch nicht über die Magenfrage hinaus. Allerdings hat auch bereits ein Fabrikbesitzer, ebenfalls in Gladbach, die Ideen des Vereins in die Wirklichkeit zu übersetzen versucht, und seine Einrichtungen wurden als musterhaft bezeichnet. Jedoch eine Schwalbe macht bekanntlich keinen Sommer, und selbst nicht einige, wenn sie vorhanden sein sollten. Ist doch auch

auf liberaler Seite jener durch den Geheimrat Engel veranlaßte Versuch, die Arbeiter auf dem Aktienwege (bei der Fabrik von Borchers in Berlin) allmählich zu Fabrikbesitzern zu machen, nicht nur vereinzelt geblieben, sondern sogar gänzlich verunglückt; während einige andre Versuche (wie z. B. der von Wertheim in Frankfurt) lediglich zur Reklame benutzt wurden, um dann in aller Stille wieder einzuschlafen.

An sich ist ja die Idee, die im „Arbeiterwohl" vertreten wird, sehr schön; aber schwerlich ist es ausreichend. Um einen patriarchalischen, väterlich-brüderlichen Zusammenhang zwischen dem Fabrikbesitzer, sowie dessen Familie und den Arbeitern herbeizuführen, müßte vor allen Dingen die ganze Erziehung der besitzenden Klassen umgekrempelt werden — in geistiger und formaler Hinsicht. Insbesondre die weibliche Welt — welche intellektuelle und sittliche Umkrempelung ihres gegenwärtigen Wesens wäre nötig, um sie fähig zu machen zu der Aufgabe, die hier gestellt ist! Wir fürchten, daß die höheren Erziehungsanstalten katholischer Richtung, die klösterlichen nicht ausgenommen, selbst eine gewaltige Reformation erfahren müßten, um die Frauen und Töchter der katholischen Fabrikbesitzer fähig zu machen zu der Aufgabe, welche ihnen die Idee des Vereins „Arbeiterwohl" stellt. Denn es genügt nicht dieser unendlichen Aufgabe gegenüber, daß einzelne, die ihr Gemüt vielleicht mehr treibt als ihre Einsicht, die Aufgabe als Herzens- oder auch selbst als Glaubenssache erfassen — das ist ein Tropfen Wasser ins Meer. Wie weit ist man noch entfernt davon, die Männer von dem Geiste, der unbedingt Voraussetzung der Erstrebung jener Aufgaben ist, zu erfüllen, trotz der vierhundert Fabrikbesitzer, die dem Verein „Arbeiterwohl" angehören! Wird aber die im stärksten Fluß befindliche soziale Bewegung sich stauen lassen, bis jene Umwandlung in Erziehung und Gesinnung sich vollzogen hat? Wir bezweifeln es.

Es scheint fast, als liege zugleich eine andre Idee den Bestrebungen des Verbandes „Arbeiterwohl" zu Grunde — die Idee, die soziale Bewegung zu atomisiren. Diese Idee äußert sich nämlich in einem Statutenvorschlage, über den die Sozialpolitiker der Versammlung freilich nicht recht einig werden konnten. Dieser Vorschlag ging dahin, von den größern reichsgesetzlich vorgeschriebenen Unterstützungskassen abzugehen und möglichst für jede Fabrik eine Kasse zu errichten. Diese Kasse soll im Grunde eine Krankenkasse mit 50 Prozent eignem Zuschuß von seiten des Fabrikbesitzers sein; allein sie soll ergänzt werden durch eine allgemeine Unterstützungs- und Vorschußkasse, eine Sparkasse und auch eine Familienkrankenkasse. Hier soll nun die Einwirkung des Fabrikbesitzers und mehr noch die seiner Familie im Sinne der christlichen Caritas mindestens bei besondern Not- und Erkrankungsfällen eintreten. Einer der Redner, eben jener Gladbacher Fabrikbesitzer, welcher bereits eine Musteranstalt errichtet hat, betonte dies ganz besonders. Diese Kassen müßten dem Arbeitgeber ebenso wie dem Arbeiter geradezu ans Herz wachsen und eigentlich Pflegekassen werden. Es

wird auch in jenem Statutenentwurf gefordert, daß der Vorstand der Krankenkasse zugleich als Vertrauensausschuß der Arbeiter gelten und vom Fabrikbesitzer als solcher betrachtet und behandelt werden soll. Man will da thatsächlich — was einigermaßen auffallen könnte bei einer Institution, die wesentlich ihren Anstoß von der katholischen Kirche aus empfing — ein Arbeiterparlament konstituiren, denn es heißt ausdrücklich: „Der Vorstand der Krankenkasse kann als Vertrauensausschuß der Arbeiter gelten. Der Fabrikherr soll ihn als solchen betrachten: denselben nicht bloß in seiner persönlichen Thätigkeit mit persönlichem Rat unterstützen, für seine Aufgaben begeistern, sondern als Vertrauensorgan, als guten Berater bei Angelegenheiten der Fabrik wie der Arbeiter — »Ältesten-Kollegium« — heranziehen.“ Man kann die Klugheit des hier ausgedrückten Gedankens nicht verkennen. Aber die Ausführung ist dabei unbedingt wichtiger als der Gedanke selbst. Es kommt ja nicht auf die bloße Ausführung selbst an, sondern in erster Linie auf das Wie, und wir fürchten sehr, daß sich hieran die Idee als nichtig erweisen wird. Man kann doch nicht verkennen, daß, wenn auf diese Weise wirklich etwas zur Befriedigung der Arbeiter geleistet werden soll, von seiten des Fabrikbesitzers eine so bedeutende Arbeitslast übernommen und eine so große Teilnahme für die Angelegenheiten der Arbeiter gezeigt werden muß, daß billig bezweifelt werden darf, ob dies im Durchschnitt zu erreichen sein werde. Gelänge es indeß der katholischen Kirche, auf die ihr angehörigen Fabrikbesitzer den Einfluß zu gewinnen, daß sie wenigstens in größerer Anzahl dem im „Arbeiterwohl“ vorgezeichneten Zuge folgten, so würde sie sich freilich als eine gewaltige soziale Macht bewähren.

Wäre nur nicht bei den meisten derer, welche großen Bewegungen nachlaufen und sich bedeutenden Bestrebungen ostensibel anschließen, der Blick auf das egoistische Interesse das ausschlaggebende! Auch diese großen katholischen Kundgebungen, die sich so imposant nach außen machen, sie werden wesentlich mit getragen von Elementen, auf die man nur bis zu einem gewissen Punkte rechnen kann, und die bei ihrem Erscheinen im Zuge ganz bestimmte eigennützige Ziele verfolgen. Es macht sich vortrefflich, wenn ein Katarrhpillenfabrikant in einer Adresse an den Papst seinen Namen mit denen von Fürsten, Prinzen, Grafen, Ministern ꝛc. in eine Reihe stellen kann; das kostet nichts. Etwas andres wäre es jedoch, wenn daraus etwa der Verband „Arbeiterwohl“ ableiten wollte, daß nun der Betreffende seinen Pillendreherinnen auch soviel Arbeitslohn zahlen solle, daß sie davon leben könnten, und daß er von den Erträgnissen seines lukrativen Geschäfts auch jene Fürsorge, wie sie der Verband fordert, bethätige.

Auch hier hätte die katholische Erziehung, ebenso wie bei den Frauen, eine Aufgabe, welche in ihrer Lösung mit dem Gange der sozialen Bewegung im allgemeinen schwerlich Schritt zu halten vermag. Hier beginnt sogar ein seltsamer Widerspruch herauszutreten, den wir kurz nebenher betrachten. Dieser

Widerspruch zeigte sich besonders auffallend bei Erörterung der Verhältnisse der Presse. Unleugbar ist, wie die Presse wesentlich ein Kampfmittel ist, bei ihr auch die Geldfrage die oberste. Aber es ist doch charakteristisch für eine Partei, wenn sie in Beziehung auf eines ihrer organischen Hilfsmittel auch das Gelderwerben in erste Linie stellt. Und dies geschah thatsächlich dadurch, daß den Katholiken ans Herz gelegt wurde, wenn nicht ausschließlich, doch in erster Linie bei den Geschäftsleuten, welche in katholischen Blättern inseriren, zu kaufen! Wer aber sind diese?

Überhaupt scheint man sich jenerseits garnicht über die Tragweite solcher Anregungen und über den Widerspruch, in den man sich damit zu den sozialen Bestrebungen der eignen Sozialpolitiker setzt, klar zu sein. Das Inseriren, insbesondre das häufige Inseriren, kostet Geld, das ja auch dadurch den Zeitungen zufließen soll. Für die kleineren Zeitungen insbesondre sind aber die Hauptinferenten die jüdischen Zwischenhandels-, Konfektionsgeschäfte ꝛc. Diese aber bringen die Insertionsgebühren wesentlich auf durch das Herabdrücken der Arbeitslöhne einerseits, andrerseits durch unpreiswürdige Lieferung an das Publikum, ganz genau so wie auch die Pillenfabrikanten ꝛc., die ja auch zu den besten Kunden des Anzeigeteiles der Zeitungen gehören. Nun wollen die katholischen Sozialpolitiker die Löhne verbessern, wollen das Kleinhandwerk (das sicher nur ausnahmsweise einmal die Kosten für eine Anzeige aufbringen kann) heben, und empfehlen in einem Atem ihren Leuten, daß sie deren ärgste Feinde und Ausbeuter unterstützen sollen, lediglich weil diese einen Tribut von ihrem Gewinn an die katholische Presse, die wesentlich als politisches Machtmittel erscheint, abgeben!

Gewiß könnte die innere Unklarheit, die den sozialpolitischen Bestrebungen allenthalben und selbst innerhalb eines sonst so praktischen Kreises wie hier innewohnen, nicht drastischer vor Augen geführt werden, als es an der Zusammenwürfelung dieser unversöhnlichen Gegensätze geschieht. Unmöglich befindet man sich auf der Höhe der sozialpolitischen Aufgaben und Pflichten, wenn man, wäre es auch nur für einen einzelnen und besondern Zweck, „Geld um jeden Preis“ zur Losung macht! Wem es ernst ist mit einer sozialen Reform, wer mit einiger Aussicht auf Erfolg arbeiten will, die soziale Bewegung einzudämmen und sie nach und nach in ein ruhiges Bett zu leiten, der muß sich auch dazu erheben können, Geld, das sich ihm aus gewissen Quellen anträgt, abzulehnen! Und insbesondre muß er die wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge zu begreifen verstehen. Wo aber im großen und ganzen dies Verständnis fehlt und vielleicht nie gewonnen werden kann, da wird auch die sozialpolitische Arbeit Stückwerk und in Hinsicht auf ein großes Ziel ohne Ergebnis bleiben.

Selbst eine überraschend tiefe Einsicht in manche Verhältnisse des sozialen Lebens, wie sie der Generalsekretär des „Arbeiterwohl,“ Caplan Hitze, und wie sie der Pater Weiß aus Graz nach andrer Seite hin bekundete, und eine auf

solche Einsicht gegründete theoretische und praktische Thätigkeit ist solcher Erscheinung gegenüber für den Gesammtverlauf der Dinge aussichtslos.

Vortrefflich war unbedingt, was der Kaplan Hitze über die gegenwärtige Unproduktivität der Industrie, über die sozialzerrüttende Einwirkung der Maschine sagte. Unbedingt richtig war es, als er sagte, daß die Lösung der sozialen Frage die Aufgabe der nächsten Zukunft sei. Scharf und richtig war auch die Charakteristik des Verhältnisses des Arbeiters, der als Mensch nichts gelte und nur das Ansehen der Waare genieße; er ist ein Objekt des Marktes. Nicht minder scharf, und den Bestrebungen Hitzes selbst entsprechend, war die Verurteilung der Aufhebung aller persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Hier berührte Hitze auch ein Moment, das er selbst in seinen praktischen Bestrebungen noch vernachlässigt zu haben scheint. Er sagte nämlich: Obgleich der Arbeiter und seine Arbeit nur als Waare betrachtet und behandelt wird, so sind beide von letzterer doch unendlich verschieden, schon deshalb, weil man die überflüssige Arbeit in schlechten Zeiten nicht für die guten Zeiten aufspeichern kann.

In der That dürften hier jene oben bezeichneten Bestrebungen des Verbandes „Arbeiterwohl" ihre Hauptlücke haben. Denn alles, was dort vorgesorgt ist für den Arbeiter, der eine Stellung hat, Einfluß sogar auf die Fabrikleitung, was nützt das dem, der in schlechten Zeiten, wo alles stockt, entlassen wird? Er liegt eben auf der Straße. Darin liegt aber weit mehr als in allen sonstigen Punkten der Arbeiterverhältnisse das Furchtbare der sozialen Frage. Selbst schlechte und ärmliche Verhältnisse lassen sich lange ertragen und selbst überwinden, wenn wenigstens etwas erworben wird; aber die Unsicherheit der Verhältnisse einer so großen Menge von Menschen, eines großen Prozentsatzes der Nation — das ist die eigentliche Achillesferse unsers sozialen Bestandes. Kann aber dagegen ein einzelner Fabrikbesitzer etwas thun? Er selbst hängt ja ab von der Konkurrenz und Konjunktur; gelingt es ihm, trotz der erstern noch die bei ihm thätigen Arbeiter auf eine bessere soziale Stufe zu heben, gegenüber der Konjunktur, die hervorgerufen ist durch Handelsstockung und Überproduktion, ist er sicher ohnmächtig. Er wird, um sich nicht selbst zu schädigen, Arbeiter entlassen müssen, und für die Entlassenen hört umsomehr alles, was in dem engen Kreise des Fabrikverbandes Gutes für sie geschaffen wurde, auf. Die soziale Not wird für sie also umso härter. Da mag dann freilich die christliche Caritas ein wenig lindern. Aber wenig hilft nicht viel. Auf diesen Punkt käme es also bei ernsthafter Thätigkeit zur Linderung der sozialen Not vor allem an.

Ohne Zweifel ist dies auch den katholischen Sozialpolitikern nicht entgangen. Hitze sprach es ja auch aus, daß der Arbeitsmarkt zur Überproduktion neige; er bezeichnete die Volksvermehrung als zu stark. Aber in Frankreich, wo die Volksvermehrung weit hinter dem deutschen Verhältnis zurückbleibt, sind die

Dinge doch nicht besser. Durch Begünstigung der Auswanderung ließe sich dieses Übel mildern. Aber dem Kardinalübel steht man doch ratlos gegenüber. Als dieses Kardinalübel bezeichnete Hitze die Expropriation der Arbeit durch die Maschine und die Expropriation der Mittelklassen durch den Zwischenhandel. Hier kommt eine inhaltsschwere Frage: Ist die Maschine wirklich ein Segen für unsre Zeit? Der Sozialpolitiker kann es kaum noch bejahen. Ist doch die Arbeit nicht mehr produktiv; sie deckt nicht mehr die Kosten der Erziehung und den Ausfall an Krankheiten. Überall sind darum die Armenbudgets überlastet.

Gewiß ist es recht gut, was der katholische Sozialpolitiker vorschlug, aus der Not herauszukommen: gesetzlichen Schutz der Arbeiter gegen persönliche Ausbeutung; „man soll ihm seine Arbeit abkaufen können, aber seine Person muß frei bleiben"; den Eltern sollen die Kinder nicht vorzeitig entzogen werden dürfen; der Normalarbeitstag muß erstrebt werden.

Ob aber, wie behauptet wurde, der „Kulturkampf" die Ursache ist, daß alle Bestrebungen nach dieser Richtung stocken, möchten wir doch ernstlich bezweifeln. Hier liegt vielmehr abermals ein Privatinteresse auch der katholischen Arbeitgeber vor, welches dem Gemeininteresse schroff gegenübersteht. Ohne Zweifel ist der Normalarbeitstag zunächst ein Hauptmittel, um die Arbeit wieder produktiv zu machen. Allein welche Interessensumme auf seiten der Arbeitgeber steht seiner Einführung gegenüber!

Aber nicht nur der Normalarbeitstag, auch die Frauenfrage ist hier von höchster Bedeutung; auch darüber sind sich die katholischen Sozialpolitiker klar, und Pater Weiß aus Graz äußerte sich über diesen Punkt mit ganz besondrer Feinheit. Er ging zwar aus von der allgemein notwendigen Umkehr; aber seine geistreiche und wahrhaft populäre Motivirung kann man sich schon gefallen lassen. Indeß auch seine Ausführungen krankten an dem Fehler, daß sie erst erziehen wollen — jetzt, wo die Dinge bereits in reißendem Fluß sind und der energischen und umfassenden Einwirkung dringend bedürfen. Auch wir stimmen überein mit der Wahrheit des Spruchs der „alten Väter": Schneckenleben ist das beste Leben. Aber wenn nun das Leben selbst mit tausend Ketten hinauszieht, wenn alle Verhältnisse aus dem Hause hinausdrängen, wie dies thatsächlich ist? Da hilft selbst die Erziehung nicht mehr, die ja ohnehin eine langwierige sein würde. Da muß einfach der praktische Sozialpolitiker sich hineinfinden als in ein Gegebenes, das er nicht überwinden kann. Er muß es seinerseits benutzen. Überhaupt ist wohl zu bedenken, daß dieses Streben aus dem Hause hinaus ein Symptom der ganzen sozialen Bewegung ist. Neue feste Verhältnisse, die sich sicher auch aus der gegenwärtigen Bewegung herausgestalten werden, werden auch nach dieser Richtung hin wieder festigend und reinigend wirken. Sehr richtig bemerkt Pater Weiß, daß die Schärfe der sozialen Frage aus der Auflösung der Ordnung und aus der Überwucherung der sogenannten Autonomie hervorgeht. Aber diese Erscheinung ist an sich doch auch nur ein Symptom der Be-

wegung, in welche alle Elemente des sozialen Zusammenhanges geraten sind. Es ist aber keineswegs nötig, daß die Bewegung im Nihilismus ausgehe. Aber wenn gesagt wird, nur im moralischen Sinne solle die „Selbsthilfe" gebraucht werden, so giebt man schon den Manchestristen zu viel nach. „Selbsthilfe" ist ein Nonsens, gleichviel ob man von ihr spricht im ökonomischen oder moralischen Sinne. Betont der Pater die Einkehr des einzelnen in sich selbst, die Rückkehr zu den sittlichen Grundsätzen der Alten, so ist dies wiederum eine Aufgabe der Erziehung, über die sich wohl kaum viele katholische Erzieher klar sind. Wird hier die Frauenfrage schärfer betont und würden den Frauen die Anschauungen der Alten über ihr Leben und ihre Aufgaben in ebenso gewinnender als eindringlicher Weise vorgeführt, so ist der herzliche Beifall von allen Seiten sicher. Denn in der That, „Hausfrauen, nicht Ausfrauen sind es, die das Haus bauen." Wenn ferner die Alten verlangten, daß „ein Mädchen um eine Feder über drei Zäune springe, weil viele Federn ein Bett geben," und der zeitgenössische Sozialpolitiker dies das „beste Mädchenturnen" nennt, so liegt darin unendlich viel Wahrheit. Allein immer und immer wieder bleibt alledem gegenüber zu betonen: Das sind lange Wege. Der Zeitenlauf aber ist rasch und stürmend.

(Schluß folgt.)

Die Fremdwörterseuche.

Von Herman Riegel.

Als ich den Entschluß faßte, öffentlich aufzutreten gegen den Unfug, der in der deutschen Sprache heutzutage mehr denn je mit den Fremdwörtern getrieben wird, war ich mir der Unannehmlichkeiten, die damit verbunden sein würden, vollständig bewußt, aber dieselben konnten mich nicht verhindern, dem guten und edeln Zwecke zu dienen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß alle, welche bisher diesem Unfug zu steuern versucht haben, sich gefallen lassen mußten, lächerlich gemacht zu werden. Der Grund liegt darin, daß die nicht ganz seltne Tugend der Trägheit dem Angriffe auf eine bequeme Gewohnheit naturgemäß entgegenzuwirken sucht und, da nun hier aus Anlaß naheliegender Übertreibungen, sich ohne besondre Anstrengung leicht Witze machen lassen, so bedient sie sich dieses Mittels, um den Angreifer dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Nichts ist billiger als dies. Aber ich kann diesen Spott nicht ernstlich nehmen und seine Bedeutung nicht achten. Er hat keine Widerstandskraft und muß vor dem Ernst der Sache doch verstummen, wenn er auch anfangs noch so sehr gelästert hat. „Krieg

führt der Witz auf ewig mit dem Schönen!" Dieses Dichterwortes darf man sich getrösten, denn der Kampf gegen jenen Unfug ist zugleich ein Kampf für die Schönheit unsrer Sprache selbst.

Eine andre Erwägung aber fällt viel schwerer ins Gewicht und läßt — wer könnte und wollte sich da täuschen! — von vornherein einen Erfolg zweifelhaft erscheinen. Es ist nicht zu leugnen, daß eine sehr große Gleichgiltigkeit gegen die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache fast allgemein herrscht. Ein Eintreten für diese Ziele ist also keineswegs einladend und ermutigend. Klüger, weltkluger möchte es jedenfalls sein, zu schweigen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Aber eine edle und bedeutende Sache hat das Recht, Mut und Entschlossenheit zu verlangen, und derjenige, der eine solche Sache in ihrem Adel und ihrer Größe erkannt hat, hat auch die Verpflichtung, für sie einzutreten. Er muß seine Schuldigkeit thun. Und da der Erfolg menschlicher Bestrebungen niemals in der Hand von deren Trägern liegt, so darf er auch hier ruhig den Erfolg jenen höhern Mächten, die ihn herbeiführen oder zurückhalten, anvertrauen. In diesem Sinne glaube ich nur eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen. Ich will meiner Nation einen Dienst erweisen und will ihr einen Spiegel vorhalten, gleichviel, was daraus werden mag.

Jene allgemeine Gleichgiltigkeit ist allerdings auffällig genug, und wenn man sie mit andern verwandten Erscheinungen vergleicht, nicht eben leicht begreiflich. Denn die Sprache bildet fortwährend einen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wie der wissenschaftlichen Forschung. Man macht allerlei Wörterbücher unsrer Sprache, erforscht sie in ihren Anfängen und Umbildungen und sucht die Gesetze ihres Baues und ihrer Wandlungen auf. Man schreibt Bücher über den Sprachgebrauch und die Sprachrichtigkeit, über die sprachlichen Unarten und Verstöße der Gegenwart, man ereifert sich über irgend ein neugebildetes Wort, man fördert tausend und eine Schrift über die Rechtschreibungsfrage ans Licht und zeigt sich höchst empfindlich gegen ungewohnte oder unbekannte Einzelheiten, die dem ältern Sprachgebrauch oder einzelnen Mundarten entlehnt sind. Alles das sind, abgesehen von Auswüchsen und Übertreibungen, an denen es nicht fehlt, im großen und ganzen lobenswerte, nützliche und selbst vortreffliche Bemühungen. Aber wer bemüht sich, die Sprache von den fremden Eindringlingen und Schmarotzern, den beschämenden Zeugen jener Zeiten des tiefen Verfalls unsrer Nation, zu befreien? Und wie oft geschieht es, daß die Verfasser solcher sprachlichen Schriften, daß solche Tadler selbst viel ärgere und schlimmere Dinge begehen, als die sind, gegen welche sie zu Felde ziehen, indem sie die Sprache greulich entstellen und verquatschen. Der ungemeinen und sehr reizbaren Empfindlichkeit gegen ein überflüssiges s, h oder e, gegen eine ungewöhnliche Formbildung oder einen nicht geläufigen mundartlichen Ausdruck steht eine Empfindungslosigkeit gegenüber in Bezug auf die Reinheit und Schönheit der Sprache, die kaum zu begreifen ist.

Schließlich ist sie aber doch zu begreifen. Alle jene Bemühungen und Bestrebungen sind auf das Formale und Äußerliche gerichtet, sie betonen das Schulgerechte und Logische: und darin liegt eine greisenhafte Gelehrsamkeit, der das gesunde und lebendige Gefühl für den echten Geist und die reine Schönheit der Sprache fast schon erstorben zu sein scheint. Sprecht und schreibt doch erst einmal deutsch, und dann seht zu, ob ihr so oder so richtiger sprecht und schreibt! Verliert über den steifbeinigen Schulmeistereien nicht das wahre Wesen der Sprache, ihren Adel und ihre Würde aus dem Auge! Seid keine Pedanten, wie euch Jacob Grimm nennen würde, der warnend sagte: „In der sprache aber heisst pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn.“*)

Man bildet auch Vereine, errichtet Schulen und Bildungsanstalten, verwendet große Kosten und Mühen darauf, um den guten Geschmack auf dem Gebiete der Gewerbe zu heben und zu bessern. Auch das ist recht und löblich. Aber um den Geschmack im Gebrauche des edelsten und schönstes Schatzes, den wir besitzen, unsrer Muttersprache, kümmert sich niemand. Auf ihre Anmut, Schönheit, Würde, Gesundheit und Natur wird mit einer Leichtfertigkeit und Gewaltsamkeit losgestürmt, als ob sie ein eherner Fels wäre, während sie doch ein bewegliches und lebendiges Ding ist, das unter fortgesetzter Mißhandlung in seinem Wesen leiden, entarten oder zu Grunde gehen muß.

Aber so beklagenswert und entmutigend diese Gleichgiltigkeit auch ist, so hat sie mich an meinem Vorhaben nicht hindern können. Denn, wie gesagt, mich bestimmt nicht eine Täuschung über den Erfolg, sondern der innere Beruf. Dieser Stimme folge ich, ebenso unbekümmert um das, was mein Thun bewirkt oder nicht bewirkt, wie um das billige Vergnügen, das sich die Spötter machen. Mich soll das alles wenig anfechten. Die herzlichste Freude und größte Genugthuung würde es mir allerdings gewähren, wenn mein Wort nicht ganz in die Dornen fiele. Und wenn ich mich auch keiner Täuschung hingebe, so mag ich doch diese Hoffnung nicht gänzlich unterdrücken.

Von vornherein glaube ich mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, daß ich keine thörichte Übertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswut will. Eine moderne Sprache wird auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Lebens der Völker sein müssen, und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschen, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifre nicht blind gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Übermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen. Mein Grundsatz ist: Kein Fremd-

*) Über das pedantische in d. d. sprache (Abh. d. Berl. Akad. 1847. Phil.-hist. Klasse. S. 188.

wort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Dieser naturgemäße, selbstverständliche und einfache Grundsatz wird fortwährend verleugnet und verletzt. Und doch bedarf es nur des guten Willens, um ihn zu befolgen, denn sachliche Schwierigkeiten bietet seine Befolgung garnicht. Ich spreche aus Erfahrung. Denn in einer mehr als fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit habe ich diesen Grundsatz zu befolgen gesucht und gefunden, daß der einzige Feind, der uns hierbei Schwierigkeiten bereitet, die Gewohnheit und Bequemlichkeit ist. Die Sprache selbst kommt uns immer entgegen, wenn wir sie nur richtig verstehen und fassen, sie bietet uns immer die Hand. Nur an uns liegt es, an der abscheulichen Gewohnheit, die einem heutzutage förmlich anerzogen wird, und an dem natürlichen Beharrungstrieb, sich von dieser Gewohnheit nicht frei zu machen. Ihr müßt wollen, nur wollen, ernst und redlich wollen!

Mich hat jene Gewohnheit, die auch meine Jugend überreichlich umgab, schon früh herausgefordert. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß mein Vater, der eine gute Erziehung, aber keine gelehrte Bildung genossen hatte, mich, wenn er die Zeitung las, oft fragte: „Was heißt das nun wieder? Da hat der Mensch wieder den oder den Ausdruck gebraucht, den der Teufel verstehen mag.“ Und wie oft habe ich dann Fremdwörterbücher, lateinische, griechische, französische, englische und italienische Wörterbücher herbeigeschleppt, und manchesmal konnte ich doch nicht, trotz dieser Hebel und Schrauben, hinter die Bedeutung solchen verteufelten Ausdruckes kommen. Denn er war frisch aus dem Lappländischen, Malaiischen oder Hottentottischen entlehnt. In der Schule selbst herrschte unter uns die gute Sitte, die Jungen, die etwa einen fremden Ausdruck gebrauchten, wegen offenbarer Ziererei und affiger Vornehmthuerei zu verhöhnen. Und da auch ein vortrefflicher Lehrer der deutschen Literatur selbst bemüht war, seine Sprache rein zu halten und auch uns an sprachliche Reinheit zu gewöhnen, so kam eins zum andern, und ich habe damals schon auf der Schulbank diesem Schmarotzerpack Krieg und Feindschaft angekündigt. Die Kriegführung ist auch immer leicht, fröhlich und siegreich von statten gegangen, wenn ich aufmerksam und nachdrücklich blieb, aber bisweilen ließ doch die Spannkraft nach, und ich könnte jetzt leicht noch manches Wort hinauswerfen, das ich vor fünf, zehn und zwanzig Jahren noch ruhig drucken ließ. Aber ich will ja keine blinde Reinigungswut, sondern eine vernünftige, überlegte und allmähliche Besserung.

Diese Besserung aber haben wir, Gott sei's geklagt, dringend nötig. Und die Vorschläge, die ich in dieser Hinsicht machen möchte, sind mein eigentlicher Zweck. Nicht um eine allgemeine oder wissenschaftliche Darlegung an und für sich war es mir zu thun, sondern um die Heilung einer schweren Krankheit, die unsre Sprache befallen hat, also um eine große nationale Sache. Nur von diesem nationalen Standpunkte aus spreche ich, nur in diesem Sinne ist meine Arbeit aufzufassen und zu verstehen.

1. Der heutige Zustand.

Sollte ich den heutigen Zustand der Fremdwörterseuche umfassend und erschöpfend schildern, so müßte ich ein ganzes Buch schreiben, ein Buch, welches sicherlich höchst langweilig und widerwärtig und dazu auch wenig nützlich sein würde. Denn diese Plage umgiebt und durchdringt uns ja überall. Überall im täglichen Leben, in der Unterhaltung, im Geschäftsverkehr, in der Verwaltung, in Büchern und in Zeitungen begegnen uns die widerwärtigen Eindringlinge, die sie zeitigt, häufig in entsetzlicher Masse, immer wechselnd und stets sich erneuend. Man braucht nur um sich zu schauen und zu hören, und hat an jedem Finger dutzende oder hunderte. Wer soll dieses Unkraut alles sammeln und ordnen! Nur nach einigen Richtungen hin möchte ich und muß ich ein paar Bemerkungen machen.

Zunächst will ich mittelst einiger Beispiele auf die beklagenswerte und zum Teil sehr gefährliche Verwälschung und Verfälschung der Sprache in Schriftwerken hinweisen, die zur eigentlichen Literatur gehören.

Wenn irgend jemand deutsch empfunden hat, so war es Melchior Meyr. Er hat deutsche Bauerngeschichten geschrieben, seine herrlichen „Erzählungen aus dem Ries." Aber selbst er mischt in seine Sprache entstellende Wörter, wie respektabel, existiren, ignoriren, Resrain, Galanterie, alteriren, Plaisir, Repräsentant, Kontrast, kommod, geniren, expliziren, Skrupel — lauter Ausdrücke, die sehr leicht hätten vermieden werden können und die nur der Macht der schlechten Gewohnheit ihre Stelle verdanken.

Denselben Grund nehme ich auch bei Paul Heyse an, der in einigen seiner Erzählungen ziemlich starke Dinge leistet. So findet man in der „Kleopatra" folgende Fremdwörter: Cousin, Perron, Volière, détestabel, Abbé, deperdiren, Portière, horribel, Loge des Portiers, respektabel, Flaneur u. s. w. Auch die „Tochter der Exzellenz" zeichnet sich ihrem Range gemäß aus durch: Jalousien, Carriere, Cour, Gaudium, Trottoir, Equipage, Moment, Rekognoscirung, Atelier, Etage, elegant, Toilette, Rekonvalescenz, Chikane, patrouilliren, Metier, Korpulenz, Couvert, appelliren, kondoliren, indiscret u. s. w. In andern Arbeiten, z. B. der unlängst veröffentlichten Erzählung „Die Dichterin von Carcassonne" hat sich Paul Heyse einer erheblich größern Reinheit der Sprache befleißigt; umso empfindlicher aber berühren auch hier einige häßliche Wildlinge. So spricht er einmal mit Bezug auf die Verstoßung einer Rittersfrau von dem „blutigen Verstoße gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie," ein andermal von „allen Regungen der Courtoisie"; dort hieße es besser, treffender und schöner „ritterliche Sitte," hier „Höflichkeit." Statt „Kollation" wäre wohl auch „Bewirtung" oder „Erfrischung" richtiger und anmutiger gewesen, und selbst statt des „triumphirenden Lächelns" hätte es edler und klangvoller geheißen „siegesfrohes Lächeln." Wenn man nur will, so geht

die Sache, und zwar geht sie wirklich recht leicht. Aber freilich, man muß wollen.

Einer der allerschlimmsten Fremdwörterwüstlinge war Emil Brachvogel, dessen „Harfenschule“ mich beinahe aus dem Theater getrieben hätte, vor Ekel, Scham und Zorn wegen der Durchsetzung der Sprache mit französischen abscheulichen Brocken. Man schlage das Stück auf, wo man will, überall sind sie da. Ich gebe nur ein paar Proben, die mir zufällig ins Auge fallen: Affront, Usancen, obskure Figur ohne Renommee, Metier, nonchalante Grundsätze à la Voltaire, Mansarde des Pigeonnier, installirt, Robe de Grammont, Betise, vis-à-vis, ennuzirt, enchantirt, Assemblee, diabolische Delice, Malice, dupirt, nobler Spion, infamer Spion, Gout, Faiseur, blamiren, Canaillerien und so fort ins Endlose. Das sind Ausdrücke und Massen von Ausdrücken, die sich nicht aus bloßer Gewohnheit und Bequemlichkeit erklären; sie gehen aus reiner Affferei hervor. Oder weiß jemand einen haltbareren Erklärungsgrund?

Neben Brachvogel muß ich Paul Lindau erwähnen. Was Lindau in seinen zahlreichen Aufsätzen, Schriften und Stücken gesündigt hat, ist den Göttern nicht unbekannt. Aber wie versteht dieser Zeus seine Blitze zu schleudern, wenn ihm irgend ein Tüpfelchen über irgend einem deutschen i mißfällt. In der „Gegenwart“ (1879, Nr. 40) schilt er auf das „abscheuliche Wort Jetztzeit,“ das der Verleger (!) von Löpers „Faust“ in der Ankündigung des Buches gebraucht habe und beruft sich auf Rudolf Hildebrand (Grimms Wörterbuch, IV.), „der mit Recht gegen diese »geschmackwidrigste Neubildung unsrer Gegenwart« wettert.“ Wäre ich der Verleger von Löpers „Faust,“ so würde ich mir erlauben, zu Lindau zu sagen: „Du Heuchler, zeuch am ersten den Balken aus deinem Auge; darnach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge zieheſt.“ Greifen wir einmal blind hinein in seine Werke! Da ist er schon, nicht der Balken, nein ein ganzer Wald von „geschmackwidrigsten“ Wörtern und Wortbildungen! Zuerst einen Blick in die „Harmlosen Briefe.“ Da haben wir: maliziös, imponiren, opponiren, geniren, perpetuirlich, Chance, feuilletonistisch, der designirte mysteriöse Thronkandidat, imminent — alles auf drei oder vier Seiten, und dazu noch eine Menge andrer gewöhnlicherer Wörter. Blättern wir weiter: „Der Erfolg“! Gleich auf der ersten Seite: „brillant, brillant!“ und die „brillant“ reißen nicht ab. Provokatorisch, brillant, adieu, brillant, Feuilletonwitz, Requisit, Rendez-vous, Cousin, obskur, impertinent, Dementi, plausibel, amüsant, amüsiren, expliziren, pikiren, intoniren, echauffiren, passiren, protestiren, calmiren, Pointe, sansfaçon, Bonvivant — genug, ich mag ihn nicht weiter durchstöbern, diesen „Erfolg.“ Also zur Abwechslung „Tante Therese“! Kompliziren, konstatiren, frappiren, ruiniren — da sind sie auch wieder, diese unvermeidlichen iren, die natürlich einer deutschen Dichtung zur besondern Zierde gereichen. Das muß wenigstens die Meinung des Dichters sein, denn sonst hätte er sie ja vermieden. Vielleicht bringt er nächstens, infolge einer erhabenen dichterischen Eingebung,

noch eſſiren und trinkiren auf, damit unſer Eſſen und Trinken den höhern Schliff erhalte. Warum nicht? Der Italiener ſagt ja trincare, der Franzoſe ſagt trinquer: warum ſoll der Deutſche nicht trinquiren ſagen? Seine Mittel erlauben ihm das, und es wäre ein ſo feines, zierliches, bezeichnendes Wort für kneipen, zechen und ſaufen. Doch ich vergeſſe die gute „Tante Thereſe.“ Alſo weiter: Arrangement, Etabliſſement, vis-à-vis de rien, Arrangeur, Miſere, excuse, Cauſeuſe, Portiere, Revenue, Niveau, charmant. Vorüber, ihr Schafe, vorüber! Ich habe genug von dieſer Dichterſprache. „Jetztzeit“ ſcheint mir ein Muſter von Geſchmack gegen dieſe Geſchmackloſigkeiten und Geſchmackswidrigkeiten. Aber Lindau iſt und bleibt der Splitter-Richter. In einer Beſprechung von Fanny Lewalds „Vater und Sohn“ wirft er der Verfaſſerin allerlei verwunderliche Ungewöhnlichkeiten ihres Stiles vor und mutzt ſelbſt den Ausdruck „ſtattgehabten Wechſel“ und die Wendung „danach achte dich“ auf.*) Gewiß ſind das ſchlimme Dinge. Aber der Balken, der Balken!

Viele, viele Namen von Schriftſtellern, die Romane, Erzählungen, Novellen, Schauſpiele und andres in Proſa geſchrieben haben und ſchreiben, ließen ſich noch anführen. Aber es giebt ſchlimmeres. Selbſt in die eigentliche Dichtung hat ſich das Ungeziefer geſchmackswidriger Fremdwörter auf eine erſchreckende Art eingeſchlichen. Leuthold, der wahrlich keiner von den kleinen war, entſtellt ſeine Gedichte und Lieder oft mit Worten, wie risquiren, ordinär, arbiträr, Forts, pompgeſchmückt, Monſtredampfmaſchine, elegant, honett, lamentiren u. ſ. w.

Auch Julius Wolff, der ſo ſchnell zu großem Rufe gelangte, iſt nicht frei von dieſer ſehr unerfreulichen Einmengerei fremder Ausdrücke. Ganz beſonders hat er es auf die Fremdwörter aus der Zeit unſrer alten höfiſchen Dichtung abgeſehen, die, Gott ſei Dank! doch meiſt veraltet und unverſtändlich geworden ſind. So bringt er z. B. in ſeinem „Rattenfänger von Hameln“ foreſten, fayliren, kalopiren, floitiren, trombouiren, Fabliaux, Maledij, Plumiten, Maygollin, Treſur, Bringat, Galrey, Bliat, Siglat, Palmat ꝛc. Viele, wohl die meiſten dieſer Wörter ſind in den Fremdwörterbüchern nicht zu finden, auch in den franzöſiſchen und italieniſchen Handwörterbüchern nicht. Der Leſerkreis ſeiner Dichtung kennt ſie nicht und kann auch ihre Bedeutung nicht leicht ermitteln. Über alledem aber ſind ſie entſtellend und geſchmacklos. Aber Wolff liebt auch die in unſrer Zeit gebräuchlichen Fremdwörter. Er erzählt von einem devoten Gruße, von komplimentiren, Pike haben, präſidiren, revidiren, präludiren, von Kurs, Spalier, Guirlande, Amouren und Grazie. Und er leiſtet ſogar folgende zwei Verſe:

Gravitätiſch präſentirend
Faßte der Trabant jetzt Poſto.

Das Werk des Dichters iſt die höchſte und vornehmſte Quelle zur Förderung der Sprache; aber kann durch ein ſolches Werk unſre Sprache gefördert werden?

*) Gegenwart 1881, S. 171.

Wolff hat eine gewisse Herrschaft über Sprache, Ausdruck und Reim. Dichten ist ihm eine Art Spiel, und die Worte sprudeln ihm wie aus unerschöpflichem Quell hervor. Aber der Quell ist nicht rein; mit seinen Fremdwörtern, den alten wie den modernen, ist er auf einem breiten Irrwege. Ob er nur gar keine Empfindung hat, wie sehr dieselben sein Werk verunstalten und beflecken? Leibnitz sagt, daß „in einem sonst schönen deutschen Gedichte ein französisches Wort gemeiniglich ein Schandfleck sein würde."

Noch ein Beispiel führe ich an. Die „Gegenwart" widmete in ihrer Nummer vom 22. März 1879 den „Gedichten" eines Herrn Wilhelm Tappert fünf Spalten, aber was bekam man unter den ausgewählten Proben zu lesen? Ich rede nicht von den dichterischen Gedanken, ich rede nur von der Sprache dieses deutschen Dichters. Massenhaft fanden sich da fremdländische Reimwörter. Auf Damen wurden Makamen und Reklamen gereimt, auf Bier Plâsir, Quartier, Manier, Passagier, Courier, auf Stiebel terrible, infallible und inexpressible, und zwar französisch geschrieben! Und so etwas nennt sich Gedichte, „deutsche" Gedichte! „Ein bischen französisch, das ist zu ämabel, sagt Schnabel, sagt Schnabel!" Gassenhauer für die Tingeltangel und die Singhöllen können nicht ämabler sein.

Endlich noch ein Beispiel. Selbst das Buch der Bücher ist angesteckt. Vor mir liegt eine Übersetzung des neuen Testamentes von Karl Weizsäcker in Tübingen, in der man eine Menge Fremdwörter findet, die doch nur mit Absicht gewählt sein können, da sie die guten deutschen Ausdrücke Luthers verdrängen. In der Apostelgeschichte sagt Weizsäcker statt Hauptmann des Tempels „Kommandant" (IV, 2), statt Rat „Synedrium" (V, 41), statt Schule „Synagoge," statt befragten sich mit Stephano „disputirten" (VI, 9), statt Fürst „Regent" (VII, 10), statt den vornehmsten Männern der Stadt „Notabeln" (XXV, 23), statt freundlich „human" (XXVII, 3), statt Getreide „Proviant" (XXVII, 38), statt Ruhr „Dysenterie" (XXVIII, 8) und so fort. Glaubt Weizsäcker etwa auf solche Weise den Begründer der neuhochdeutschen Sprache verbessern zu können? Glaubt er auf solche Weise Hand anlegen zu dürfen an ein Buch, von dem jedes einzelne Wort fest im Volksbewußtsein wurzelt? Mir scheint solche Weise eine Verballhornung zu sein und solch ein Glaube eine Verirrung.

So steht es mit der eigentlichen Literatur, mit denjenigen Schriften, deren Sprache der Ausdruck des höhern geistigen Lebens der Nation ist. Kann man da irgend etwas erfreuliches von der Sprache des täglichen Lebens erwarten? Die Zeitungen arbeiten, fast ohne Ausnahme, Tag für Tag, morgens und abends, mit gräßlicher Beharrlichkeit auf die Verhunzung der deutschen Sprache hin! Aber sie thun es doch nur, weil die ganze Leserwelt von der Seuche befallen ist und den krankhaften Zustand garnicht merkt. Da ist kein Staat, kein Stand, der hier dem andern, keine Landschaft, keine Stadt, die der andern etwas vorzuwerfen hätte. Die ganze Nation kann an ihre Brust schlagen und sagen:

Digitized by Google

wir sind allzumal Sünder. Bedarf es der Beweise? Ich gebe einige, damit man nicht sagen könne, daß ich übertreibe. Ich habe eine stattliche Blumenlese gesammelt, aber ich muß mich auf einige Beispiele beschränken, denn den ganzen Strauß zu betrachten und zu beriechen wäre ermüdend und an dieser Stelle auch unnötig. Die duftende Auswahl, die ich biete, soll durcheinander gewunden Blüten aus den verschiedensten Gärten zeigen und nur darthun, daß überall dasselbe Unkraut wuchert.

In Leipzig vermietet man „elegante Garçonlogis," wohnt vis-à-vis der Theaterpassage, sucht eine Wohnung „per" Ostern oder „per" sofort, fährt Sonntags nach Grimma und retour, zieht sich auch, wenn man genug Geld verdient hat, vom Geschäft retour. In Hamburg ist alles Etage; man hat den Ausdruck Wohnung, Stock, Geschoß, Stockwerk daselbst vollständig verlernt: natürlich sagt man auch nicht Erdgeschoß, sondern Parterreetage. Kellerwohnung ist zu gemein: man hat nur noch ein Souterrain.*) Im Brühlschen Garten zu Dresden liest man: „Entrée zum Restaurant des k. Belvedere — I. Etage," in dem benachbarten Tharandt: „Hôtel zum Bad, Restaurant, Logis, Pension," unter sechs Wörtern nur zwei deutsche, in Potsdam am Bahnhof: „Restauration; Déjeuners und Diners werden sofort servirt," am Bahnhof in Börssum: Table d'hôte à Couvert 2 M. In Köln kann man an der Ecke der Schiffbrücke ein Café Restaurant du grand Rheinsberg bewundern. In Goslar giebt man Abonnements-Konzerte im Beau jardin. In Salzburg ist irgendwo angeschrieben „Feuerlösch-Requisiten-Depositorium," als hätte man sich sieben Jahre gequält, um etwas recht abgeschmacktes zu Tage zu fördern. Die Berliner Stadtverwaltung läßt Realsublevationsbeiträge erheben. In Prag steht am Rathause folgende Inschrift: „Stadtbüreau und Gasinstallations-Etablissement der Gemeinde-Gasanstalt." Ich vermute, daß hier eine tschechische Verschwörung im Spiele war, um die deutsche Sprache vor den Augen einer Stadt, deren größerer Teil dem Deutschtum feindlich ist, herabzusetzen und zu schmähen. In Wien liest man im Rundbau der ehemaligen Weltausstellung: „Tour- und Retourfahrt 30. Kr." Der Gasthofsbesitzer J. Ullrich zu Tetschen an der Elbe, der sich Hôtelier nennt, empfiehlt „zu Festivitäten Couverts in gustiöser Form." Das „Büreau Germania" in Dresden „plazirt Kommis jeder Branche"; es sollte sich Quatschelia und nicht Germania nennen. In Hamburg hat man eine „Arkadenpassage" und in Potsdam eine „Allee nach Sanssouci." In Eisenach gab es sogar „Kuhkäse aromatique," und in Berlin einen „Premierleutnant à la suite des Gardeducorps-Regiments" — zehn Worte und nur ein deutsches!

*) Ist in Leipzig genau so. Auf den vor einigen Wochen von der Behörde ausgegebenen Steuereinschätzungslisten war gefordert, man solle im ersten Fach angeben, ob man im Souterrain, im Parterre oder in der ersten, zweiten, dritten Etage wohne. Wiederholt haben wir an Leipziger Kellerfenstern schon gelesen: Schlafstelle im Sudräng zu vermieten.
D. Red.

Wie lange ist's her? Etwa fünfundzwanzig Jahre, da kam das Portemonnaie auf; seitdem sagt kein Mensch mehr Geldtasche oder Geldbeutel. Früher hießen die offenen Kleider der Frauen ausgeschnitten, gegen 1860 wurde der Ausdruck dekolletirt aufgebracht, wobei ich immer an den geköpften Johannes den Täufer denken muß, den die Italiener S. Giovonni decollato nennen. Heute kennt kein Mensch von einigem Schliff mehr ein ausgeschnittenes Kleid; dekollettirte Toilette: das ist feines Deutsch. Vor zehn oder fünfzehn Jahren wurde in der Staatsverwaltung die Remedur erfunden; früher nannte man das Ding Abhilfe. Auch opportun und inopportun gehören hierher. Immer breiter macht sich die Affäre, alles ist Affäre. Säbelaffäre, Staatsaffäre, Börsenaffäre, Duellaffäre, Defraudationsaffäre, Skandalaffäre, Zeugniszwangaffäre, Mordaffäre; kein Mensch hat Lust, sich aus dieser langweiligen Affäre zu ziehen. „Die Resultate der Recherchen in der mysteriösen Affäre vom Gensdarmenmarkt": das ist heutzutage feines Hochdeutsch. Sonst sagte man Landwirtschaftslehrling, jetzt nennt sich dieser schöne Herr Ökonomieeleve; dann wird er Volontär und Avantageur, und so geht's weiter. Mahl, Mittagsmahl, Mittagsessen, Mittagstisch, Mittagsbrot, Festmahl, Festessen, Gastmahl, Schmaus und andre Ausdrücke hat die deutsche Sprache in ihrem Reichtum; aber der edle Deutsche verschmäht sie und sagt — Diner. Und dabei hält er noch denjenigen, der so armselige Ausdrücke wie Diner, Dejeuner, Souper seinerseits verschmäht, für „ungebildet." Früher gab es Festungsbauschreiber; jetzt führen die Herren den klingelnden Namen „Fortifikationssekretäre." Früher sagte man Festungsbau und Befestigung; seit dem 15. November 1877 ist an die Stelle dieser Wörter „Fortifikation" getreten.

Hoch in der Mode ist jetzt enorm und brillant. In diese Ausdrücke werden hundert und tausend deutsche Begriffe eingeschachtelt, die eigentliche Bedeutung der beiden Wörter aber ist ganz abhanden gekommen. Alles ist enorm, auch was ganz der norma gemäß ist, und alles ist brillant, auch was garnicht glänzt. Namentlich brillant wird täglich beliebter; es wird selbst von den zierlichsten Damen „brilljandt" ausgesprochen und erscheint im Deutschen noch viel „unausstehlicher," als es Börne schon im Französischen fand.*) Der Stiefel sitzt brillant, die Patti singt brillant, der Zug fährt brillant, der Kaffee schmeckt brillant; man schläft brillant, tanzt brillant, amüsirt sich brillant und hat sogar eine brillante Gesinnung. Man spricht von einer brillanten Zigarre, von brillantem Käse, einem brillanten Kauf, einem brillanten Vortrag und einem brillanten Rock. Man giebt einem brillanten Kerl von brillanter Gesundheit in seiner eignen brillanten Wohnung eine brillante Ohrfeige und glaubt eine brillante Geschichte ausgeführt zu haben.

*) Gesammelte Schriften, III. S. 14 u. ff.

Die widerwärtige Gewohnheit der Kaufleute, mit fremden Ausdrücken sich zu spreizen, führt fort und fort zu neuen Erfindungen und Einführungen. Und doch haben sie schon mehr als übergenug davon. Sie schreiben in ihre Läden prix fixes und Detailverkauf zu Engrospreisen, empfehlen ihre Comptoir-Utensilien in allen Qualitäten nach Preiskourant, kreditiren zwar, aber setzen lieber unter ihre Notas pour acquit, und ziehen prinzipiell per comptant vor. Auch die Gewerbtreibenden lieben es, ihre Waaren mit französischen und englischen Benennungen zu versehen. Die Marken der Kleiderstoffe, der Hüte, Lichter, Papiere, Briefdecken, Nadeln, Messer, Siegellacke und tausend ander Gegenstände sind französisch oder englisch. Man kauft Reisekoffer, die in Berlin gefertigt sind und auf denen New patent oder Water proof steht, man kauft Offenbacher Schreibemappen, in denen Taschen für Lettres à repondre, Enveloppes, Timbres de poste und dergleichen mehr sind. Selbst ein Haus wie A. W. Faber macht lieber Crayons als Bleistifte und stempelt seinen Reibegummi gar mit Improved artists' (so!) rubber. Und die gutmütigen Deutschen kaufen vergnüglich diese deutschen Gewerbserzeugnisse mit dem nachgeäfften ausländischen Deckblatt. Sie freuen sich noch darüber! Man braucht nur die kaufmännischen Anzeigen und Anpreisungen einer größern Zeitung anzusehen oder in einem größern Geschäft sich umzuschauen, um dieser heillosen Wirtschaft ganz inne zu werden. Es tritt einem da ein vollständiger Mangel nationalen Selbstgefühls, ja selbst jenes glücklichen Selbstbewußtseins entgegen, welches von der Herstellung guter und redlicher Arbeit unzertrennlich ist. Der deutsche Gewerbtreibende macht und handelt Waaren, denen er das Zeichen der Lüge aufdrückt; er segelt im eignen Lande unter fremder Flagge. Das macht einen schönen Eindruck! Die fremden Nationen müssen eine große Achtung vor deutschen Waaren und eine hohe Meinung von dem nationalen Stolze der Deutschen im neuen Reiche bekommen!

So arbeiten Behörden und Verwaltungen, Handel- und Gewerbtreibende an der deutschen Sprache und deren Weiterbildung. Sie alle aber finden ihren starken und breiten Rückhalt in den Zeitungen, die der eigentliche und unerschöpfliche Hort der Sprachfudelei sind. Man kann kaum noch ein Zeitungsblatt in die Hand nehmen, ohne daß man auf irgend eine neue haarsträubende Ungeheuerlichkeit stößt. Und wenn heute ein Blatt solch ein Ding in die Welt gesetzt hat, haben hundert andre Zeitungen es binnen acht Tagen nachgeschwatzt und nachgedruckt. Diese ebenso erfinderische wie gewissenlose Geschäftigkeit spottet aller Beschreibung; es ist ein wahrer Hexentanz. Alle Tage kann man irgend einen neuen Blödsinn lesen: heute Chanoinesse und Chinoiserie, morgen Goûter und gautiren; neulich stand sogar was von Extraretourbillet, Centrifugenmilch, fait accompli-Politik und Gaminerie drin. Journalistische Reminiscenzen (Neue Freie Presse) reichen auf Revanchegelüste basirten Allianzen die Hand (Nordd. Allg. Ztg.). Das gewöhnliche Niveau der Courtoisie (Braunschw. Tageblatt)

steht würdig den in Vitrinen elegant placirten Objekten (Nürnb. Kunst und Gewerbe) zur Seite. Eine intime Entente wird in Pourparlers, Communiqués und Entrefilets breit getreten und dementirt. Eben jetzt sind die Ungeheuer Funktionarismus und legiferiren, Dramolet und Portemenu aufgebracht worden: in sechs oder acht Monaten wird keine anständige Zeitung sie entbehren können, in zwölf Monaten wird als ungebildet verlästert werden, wer sie nicht kennt, und in zwei Jahren plappern sie die höhern Töchtern nach. Das ist Bereicherung der deutschen Sprache!

Im Arnimschen Prozesse wurde zuerst der Ausdruck glissiren gebraucht. Heute glissirts in allen großen und kleinen Blättern. Ungefähr ebenso alt mögen die Kunstwörter Première und Reprise für die erste Aufführung und Wiederholung eines Schauspiels sein. Als Ableger hat sich jüngsthin auch der Premier oder Premier-Artikel für Leitartikel gebildet. Nicht selten liest man sogar leader für Leiter. Gesamtgastspiel gilt den Zeitungen für zu gewöhnlich — ordinär sagen sie selbst —, man schreibt Ensemblegastspiel. In Berlin haben sie sogar ein Central-Annoncenbureau eingerichtet — etablirt. Freilich die Verfasser dieser Zeitungen nennen sich selbst ja Journalisten, Redakteure, Chefredakteure, Reporter und dergleichen mehr.

Wer möchte alle die Ausgeburten solchen schwindelhaften Treibens aufzählen! Ich unterlasse es, auch auf einzelne Zeitungen und einzelne Fälle besonders hinzuweisen, da fast jedes beliebige Zeitungsblatt den Beweis für die Verwilderung der deutschen Sprache liefern kann.

Es läßt sich vielleicht manches zur Entschuldigung der Zeitungsschreiber anführen. Die Hast des Schreibens für ein Blatt, das jeden Tag, ja täglich zwei- oder dreimal erscheint, gestattet oft keine Überlegung; es wird darauf los geschrieben, wie die Tinte aus der Feder fließt. Und leichter mags ja sein, ohne viel Nachdenken zu sprechen und zu schreiben, was über die Zunge und in die Feder läuft, als auf seine Sprache anständig und schicklich zu halten. Dies setzt Erziehung, Bildung und Willen voraus, während jenes auch bei ungezogenem Sichgehenlassen möglich ist.

Auch einiges andre ließe sich noch sagen. Schon Leibnitz meinte, daß manche Personen „offtmahls in solcher Eil schreiben, wegen überhäuffter Geschäfte, daß sie kaum einmahl wiederlesen können, was sie geschrieben, und froh sind, wenn sie ihre häufig andringende und sonst verschwindende Gedanken in aller Eil dem Papier zu verwahren geben; daß nun solche es bei dem übeleingerissenen Gebrauch lassen, und die ihnen zuerst vorkommenden Worth ergreiffen, darumb sind sie nicht zu verdenken; denn ja offtmahls die frembde uns geläufftig, und die teutsche frembd worden.“ Solche Entschuldigung wird gewiß jeder billigerweise gelten lassen, wenn die Dinge sich wirklich so verhalten. Auch bei Kant sähen wir eine ganze Reihe fremder und zum Teil gewiß recht unglücklicher Ausdrücke lieber nicht, aber gerne wird man sich

vor dem großen Weisen beugen und aus Achtung vor seinem gewaltigen Geiste solche Ausdrücke übersehen. Man übersieht sie von selbst, wenn man recht auf den Inhalt seiner Schriften achtet. Wir geben es ja auch ohne weiteres zu, daß unter den Verfertigern der Zeitungen sich mancher befinden mag, der froh ist, wenn er nur seine „häufig andringenden“ und sonst ihm wieder entfallenden Gedanken in aller Eile zu Papier gebracht hat. Auch wir sind froh, daß uns diese kostbaren Gedanken wenigstens mitgeteilt werden und sehen wegen der paar fremden Ausdrücke, die dabei gebraucht wurden, nachsichtig durch die Finger. Aber nicht jeder Tagesblättler ist ein zweiter Kant. Oft und täglich wird einem eine sprachliche Sudelköcherei vorgesetzt, in der man selbst beim sorgsamsten Durchseien, Zerlegen, Kosten und Verspeisen keine Spur von Gedanken entdeckt. Aber gerade die Sudelköche spicken ihre inhaltlose Kost über und über mit allerlei fremden Brocken, daß es einem grauft, und sie gerade behaupten, sich nicht anders ausdrücken zu können und sich gerade so höchst vollkommen, höchst vortrefflich und schön auszudrücken. Einige meinen auch, die fremden Wörter ließen sich schlechterdings nicht vermeiden, da die Leute die betreffenden deutschen Wörter ja nicht verstehen würden. Natürlich, wenn ihr alle Tage zehnmal Diner, Courtoisie und Atelier drucken laßt, wer soll am Ende noch Mahl, Höflichkeit und Werkstatt verstehen? Zwingt doch durch euern Vorgang und euer Beispiel die Leute, daß sie sich auch an verlassene und verlorene Glieder ihrer Muttersprache wieder gewöhnen. Das wäre ein würdiges Beginnen.

Andre wieder glauben offenbar, daß ein Übermaß von Pfeffer und Senf ihren wässrigen Brei zu einem kräftigen und schmackhaften Gericht mache. Auf diese Geister paßt wiederum, was Leibnitz schreibt: „Sagen sie, daß sie nach vielem Nachsinnen und Nagelbeißen kein Teutsch gefunden, so ihre herrliche Gedanken auszudrücken guth genugsam gewesen; so geben sie wahrlich mehr die Armuth ihrer vermeinten Beredsamkeit, als die Vortreflichkeit ihrer Einfälle zu erkennen.“ *) Das ist es. Es handelt sich viel weniger um Hast und Eile, als um Armut und Ungeschick im deutschen Ausdruck. Die Tageblättler haben für ihre Mischsprache in der That keine Entschuldigung. Sie haben zur Feder gegriffen, ehe sie deutsch schreiben konnten, und thun nun, als ob sie Herren und Meister der Sprache wären. Mancher glaubts ihnen, schnackt das Kauderwälsch nach, einer steckt den andern an, und so verdirbt die Sprache mehr und mehr. Die Zeitungsschreiber sind es, die hier täglich eine schwere Verantwortung auf ihr Gewissen laden. Aber sie spüren sie nicht, denn sie wissen nicht, was sie thun. So hat die übelste Angewöhnung sie verderbt, daß sie nicht einmal mehr merken, was für schmutziges und stinkendes Wasser sie über ihre Mühle gießen. Sie nehmen es noch übel, wenn einer einmal sagt, daß es nicht rein sei und nicht wohl rieche.

*) Leibnizens Ermahnung an die Teutsche u. s. w. S. 17.

Ich wünschte, daß sie mir das, was ich hier sage, recht übel nehmen möchten, damit sie ihren Zorn und Ärger in ihren Blättern über mich ausschütteten, und ein Wehe, Steinige und Kreuzige nach dem andern über mich ausstießen. So würden doch ihre Leser endlich etwas von der Sache merken, und dann müßten sie anfangen sich zu bessern. Zu bessern? Sollte es wirklich möglich sein? Mein Glaube ist schwach. Denn seit mehr als zwei Jahrhunderten hat man es ihnen vorgehalten, und sie haben sich nicht gebessert. Schon Gottsched rief verzweifelt aus: „Wer will der Barbarey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“ Wenn sie — meint er — nur erst einmal anfingen, nur ein wenig guten Willen bethätigten, „so würde man sich gar bald auch aller übrigen ausländischen Brocken entschütten können und den zulänglichen Reichthum unserer Sprache zur Genüge gewahr werden. Aber wer will der Barbarey unsrer Publicisten ein Ziel stecken?“*) Und lange vor Gottsched schon war die Sache gerade so. Schon 1644 wurde in dem zu Straßburg erschienenen „Teutschen Sprach-Ehren-Krantz“ (S. 337) geklagt, daß die „Zeitungs-Schreiber ungezwungen und ungetrungen die teutsche Sprach muthwilliger weiß verderben“ mit so viel Französisch, Italienisch und Spanisch, daß „solche Zeitung kein Teutscher verstehen kan.“ Es ist so, den Zeitungsschreibern und Tageblättlern kommt seit drittehalb Jahrhunderten der Löwenanteil am Verderb der Sprache zu.

Das Bild, welches ich in den bisher gegebenen Ausführungen von der deutschen Sprache, wie sie heutzutage so vielfach gesprochen und geschrieben wird, zu zeichnen suchte, ist wahrlich schlimm genug. Die Frage ergiebt sich von selbst: Ist diese also durchsetzte und durchflickte Sprache überhaupt noch deutsch zu nennen? Schlecht genug steht sie dem neuen deutschen Reiche zu Gesichte. Kein Einwand, kein Vorwand, keine Entschuldigung kann diesen jämmerlichen Unfug beschönigen, der umso jämmerlicher ist, als es so leicht wäre, ihn zu vermeiden. Man muß ihn nur vermeiden wollen, und er ist vermieden.

Aber eben weil sie bloß ein Gegenstand des guten Willens ist, ist die Sache so entehrend für uns. Schämt man sich denn nicht vor dem Auslande? Zum Glück kennt man im Auslande unsre Sprache oft nur aus den höchsten Dichterwerken, und man ist dann voll von Bewunderung für sie. Wie ich denn selbst zu Florenz Zeuge einer Unterhaltung war, die damit endigte, daß einer der Teilnehmer erklärte: La lingua tedesca è la più ricca e bella che c'e. Aber nicht jeder Ausländer ist dieser Ansicht, daß die deutsche Sprache die reichste und schönste sei, die es giebt; und so sehr mich diese Anerkennung erfreut und mit gerechtem Stolze erfüllt hatte, so war ich innerlich doch aufs tiefste beschämt, sobald ich an jene Wortmengerei dachte, unter der unsre Sprache

*) Teutsche Sprachkunst u. s. w. S. 197.

leidet. Da kam ſie mir vor wie die ärmſte und häßlichſte von allen. Dies iſt denn auch die Anſicht derjenigen Ausländer, die das Deutſche nur aus Zeitungen, aus dem Handelsverkehr und ähnlichen Quellen kennen. Was ſollen ſie von einer „deutſchen“ Sprache denken, deren drittes Wort ſie in ihrem deutſchen Wörterbuche nicht finden? Sie verſpotten uns ohne Rückſicht und um ſo rückſichtsloſer, je öfter und lebhafter ſie irgendwo und »wie die deutſche Sprache haben rühmen und preiſen hören. Von Engländern muß man ſich ſagen laſſen, unſre Sprache ſei kaum noch deutſch, von den Franzoſen muß man hören, wie ſie ſpotten, daß wir nun zwar ein deutſches Reich hätten, daß aber die armſelige deutſche Sprache doch voll ſei von franzöſiſchen Wörtern, die ſie nicht entbehren könne, daß ſo die großartige Überlegenheit des franzöſiſchen Volkes glänzend zum Ausdruck käme. Den jungen deutſchen Mädchen ſogar werden in den Erziehungsanſtalten zu Genf und Lauſanne von ihren ausländiſchen Genoſſinnen die deutſchen Zeitungen höhniſch unter die Naſe gehalten mit der herausfordernden Frage, ob das die gerühmte deutſche Sprache ſei? So weit iſt es gekommen. Selbſt in den Schriften des Auslandes, namentlich in denen der Franzoſen, kommt dieſer Hohn bereits zum Ausdruck, bald ſchärfer, bald milder, je nach den Umſtänden. Ich führe eines der mildeſten Beiſpiele an, eine Stelle aus einem Aufſatze von G. Valbert über den erſten Band der „Politiſchen Korreſpondenz Friedrichs des Großen“ in der Revue des deux mondes (1879, März). Von dem Deutſch, das der König ſchrieb, ſagt der Verfaſſer: „Das iſt eine Art von luſtigem Sprachenmiſchmaſch (makaroniſchem Kauderwälſch — jargon macaronique), deſſen Ausſchreitungen das Zartgefühl und den Vaterlandsſinn aller Sprachfreunde jenſeit des Rheins (ſoll wohl heißen des Wasgenwaldes) empören müſſen. Man begegnet da faſt in jeder Zeile ſehr bezeichnenden franzöſiſchen Wörtern, abenteuerlich zurecht geſtutzt mit einer deutſchen Endung, die ſie noch bezeichnender macht, wie z. B. inquietiren, embarrasiren, soupçonniren, menagiren, cajoliren, contrecarriren, dissimuliren, Casaque tourniren, attrapiren, amusiren, abimiren. Friedrich empfahl ſeinem Staatsminiſter, Heinrich von Podewils, »sonder Bruit zu verfahren und den geringſten Eclat« zu machen u. ſ. w. Man darf alſo nicht an den Briefwechſel des großen Friedrich die jungen Leute weiſen, welche ihren Stil reinigen und ſich in der Sprache Leſſings und Goethes ausbilden wollen.“ Sehr richtig. Aber leider fällt es uns garnicht ein, unſern Stil reinigen zu wollen, und die jungen Leute, welche ihre Sprache rein halten wollen, finden an uns kein Vorbild. Wir machen uns zwar ſelber heute über das Deutſch Friedrichs des Großen weidlich luſtig, und mit Recht, denn es iſt, trotz ſeiner klaren Satzbildung, eine Muſterleiſtung klaſſiſchen Kauderwälſches. Aber ſchreiben wir denn, den heutigen Verhältniſſen gegenüber, beſſer, reiner und ſchöner als er? Nein, mancher iſt heutzutage noch toller in ſeinem jargon macaronique als der königliche Schriftſteller mit dem langen Zopfe.

(Fortſetzung folgt.)

Die Reliefs von Gjölbaschi.

ie Skulpturen von Gjölbaschi," „Schönborns Peribolos" werden in nächster Zeit wohl ziemlich oft in der Öffentlichkeit genannt werden, und schon jetzt wirft mancher mit diesen Bezeichnungen um sich, als spräche er von allbekannten Dingen. Indessen braucht sich dadurch niemand verblüffen oder beschämen zu lassen, der mit den Namen keine Vorstellung zu verbinden weiß. Bis vor etwa einem Jahre war die Zahl derer, welche die Namen kannten, noch äußerst gering. Nicht einmal Schnaase, der doch das gedruckte Material der alten Kunstgeschichte so gründlich durchgearbeitet hat, erwähnt sie, geschweige eins von den populäreren Handbüchern. Einzig und allein Karl Ritter in seiner Erdkunde von Asien, zweite Abteilung des neunten Bandes, berichtet nach dem ungedruckten Tagebuche des deutschen Reisenden A. Schönborn, daß dieser in den Jahren 1841 und 1842 Gjölbaghtsche (so schreibt er den Ort) besucht habe. „Im Dezember 1841 kam er aus Pamphylien und Pisidien über Phineka nach Myra und rückte unter einigen wichtigen Entdeckungen zu Lande über Syra, Gjölbaghtsche ꝛc bis Xanthus vor, wo er Ende des Jahres ankam," heißt es an einer Stelle. Später wird ausführlicher erzählt, daß er am 20. April des folgenden Jahres abermals „durch die Wildnis" nach Gjölbaghtsche (d. i. Seegarten) vorgedrungen sei. Außer lykischen Sarkophagen mit gewölbtem Deckel, Balkenköpfen und kammartigen Erhöhungen, Tier- und Menschenköpfen in Relief, fand er den die ganze Breite des obern Felsenrückens einnehmenden rechteckigen Peribolos mit einer Ausdehnung von 30 zu 25 Schritt und dem Zugang von der Südseite. Dieses Bauwerk erregte sein höchstes Interesse durch die in zwei, an der äußern Südseite sogar in drei Reihen übereinander fortlaufenden Reliefs, „an deren Schönheit er sich nicht satt sehen konnte"; trotz der Zerstörung machte das Ganze einen so erhebenden Eindruck, wie er ihn auf der ganzen Reise nicht wieder gehabt zu haben erklärt. Er sah in den Darstellungen die Landung der Griechen an der troischen Küste und die Eroberung der Stadt. Und schließlich sagt er: „Ich trage kein Bedenken es auszusprechen, daß diese Reliefs in gehöriger Höhe aufgestellt jedem Museum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch sonst ausgestattet sein mag." Ein spekulativer Unternehmer könne dabei noch einen bedeutenden Gewinn erzielen.

Leute der letztern Art lesen glücklicherweise keine Bücher wie Ritters Erdkunde. Doch auch andrerseits blieben die Mitteilungen unbeachtet, und die Engländer, welche, wie Schönborn ebenfalls erwähnt, schon vor ihm an Ort und Stelle gewesen waren und in bekannter Manier einzelne Steine herausgerissen

und weggeschleppt hatten, waren dabei so sorglos und ungeschickt verfahren, daß ihr Raub in Trümmern an der Meeresküste ankam. Im andern Falle würden die Reliefs wohl schon längst ihren Platz im British Museum gefunden haben. So aber vergingen vier Jahrzehnte, ohne daß neue Kunde von dem interessanten Bauwerk nach Europa gedrungen wäre. Und als Otto Benndorf, Professor der Archäologie an der Universität Wien, den Gedanken anregte, die mit der Erforschung Samothrakes unter Leitung von Alexander Conze in den Jahren 1871 und 1873 so glücklich begonnenen österreichischen archäologischen Expeditionen fortzusetzen und Gjölbaschi als nächstes Ziel bezeichnete, konnte es sich zuvörderst nur darum handeln, zu ermitteln, ob überhaupt und in welchem Zustande das noch vorhanden sei, was Schönborn gesehen und beschrieben hatte. Denn wenn der Schatz auch inzwischen nicht gehoben worden war, so konnte er doch zerstört sein. Man wußte nicht, aus welchem Material die Reliefs seien: war es Marmor, so drohte ihm dort wie überall in türkischen Landen der Untergang im Kalkofen.

Die österreichische Regierung bewilligte die Mittel zu einer Forschungsreise nach Lykien und Karien, und im Frühsommer 1881 gingen Benndorf, der Architekt und Professor an der Akademie der bildenden Künste Georg Niemann, welcher bereits die beiden Fahrten nach Samothrake mitgemacht hatte, und ein junger Mediziner, welcher vornehmlich anthropologische Studien treibt, Dr. Felix von Luschan, in Begleitung eines Photographen dahin ab. Sie fanden die „Wildnis" Schönborns noch ebenso wild vor, und auch den durch diese wie Dornröschens Schloß behüteten Bau dem Anschein nach unverändert, es sei denn, daß die Verwitterung des Steines inzwischen Fortschritte gemacht hätte, was sich natürlich nicht kontroliren ließ. Der Stein erwies sich als ein harter Kalkstein von schönem, wenig ins Gelbliche spielenden Weiß, welches aber an der Oberfläche sich in Braun, Grau, teilweise Schwarz verwandelt hatte. Das Bildwerk war in die Quadern selbst hineingemeißelt, sodaß an dessen Ablösung nicht gedacht werden konnte; das Werk der Zerstörung aber war nicht von der Atmosphäre allein besorgt, welche namentlich den Köpfen ziemlich arg mitgespielt hatte, sondern es fanden sich zahlreiche Schäden, welche von Steinwürfen herrühren mögen.

Die Reisenden, welche genaue Messungen, Situationspläne, Straßenkarten und eine beträchtliche Zahl photographischer Aufnahmen mit nach Hause brachten, verhehlten nicht, daß die Erhaltung der Reliefs viel zu wünschen übrig lasse, sprachen sich aber einmütig dahin aus, daß die Bergung und Erwerbung derselben im höchsten Grade wünschenswert sei. Allerdings unterstützten die Photographien diese Ansicht, doch konnten diese bei der Kleinheit des Formats nur eine sehr oberflächliche Vorstellung geben, und es war daher wesentlich die Autorität Benndorfs, worauf hin in Wien eine Gesellschaft zur archäologischen Erforschung Kleinasiens zusammentrat, welche sich vor allem die Erwerbung

dieser Reliefs zur Aufgabe setzte. Es verdient wohl rühmend hervorgehoben zu werden, daß ein kleiner Kreis von Privatleuten in kürzester Zeit die Summe, welche man nötig zu haben glaubte, zeichnete, und da sich nachträglich der Anschlag als zu niedrig herausstellte, nicht zögerte, weitere Mittel flüssig zu machen; zwei bekannten Wiener Kunstfreunden, dem Grafen Edmund Zichy und dem Reichsratsabgeordneten Nikolaus Dumba, wird das Hauptverdienst daran zugeschrieben. Der Staat kam, nachdem der Kaiser die Widmung der erhofften Ausbeute für die Kunstsammlungen des Kaiserhauses genehmigt hatte, durch diplomatische Vermittlung, Überlassung des sonst in Konstantinopel stationirten kleinen Kriegsschiffs dem Unternehmen zu Hilfe, das sich auch von seiten des Österreichisch-Ungarischen Lloyd und der Südbahngesellschaft (Wien-Triest) ausgiebiger Förderung erfreute.

So machte sich denn Benndorf im April dieses Jahres, genau vierzig Jahre nach dem zweiten Besuche Schönborns in Gjölbaschi, ebenfalls zum zweitenmal dahin auf den Weg. Sein vorjähriger Stab war durch seinen Kollegen an der Prager Universität, Professor Eugen Petersen, und mehrere jüngere Gelehrte, ferner durch einen Ingenieur verstärkt worden; endlich begleitete ihn ein Beamter der Geologischen Reichsanstalt, Dr. Tietze, um die Gelegenheit zu Studien auf seinem Gebiete zu benutzen.

Mit welchen, alle Voraussicht weit übersteigenden Schwierigkeiten die Expedition zu kämpfen hatte, darüber wird wohl bald berichtet werden, wir können nur Andeutungen geben. Da, wie erwähnt, die Reliefs die Oberfläche der mächtigen Hausteine bildeten und diese doch nicht verladen werden konnten (abgesehen davon, daß der Ferman nicht das Abtragen des Gebäudes gestattete), hatte man sich auf das Abfägen der Platten vorgesehen, war aber zur Anwendung des Pickels genötigt. Wie aller Bedarf mußte auch das Holz für die Packkisten durch Kameele auf den Felsen geschafft, für den Transport der Kisten (mehr als anderthalb hundert!) abwärts eine Straße erst gebaut werden. Als die mitgebrachten Räder nicht ausreichten, mußte man nach Wien telegraphiren. Dazu steigerten sich die Anforderungen der aus allen erdenklichen orientalischen Stämmen rekrutirten Arbeiterschaar fortwährend, die Expeditionsmitglieder litten nicht nur unter der furchtbaren Hitze, sondern auch infolge der Winterdürre unter absolutem Wassermangel und nicht weniger unter den Traeasserien niederer türkischer Funktionäre, welche sie bis zum letzten Augenblick wenigstens um einen Teil der Ausbeute zu bringen drohten.

Genug, sie haben alle Hindernisse glücklich überwunden und alle Plagen überstanden, und ihr Lohn ist, daß diese Ausbeute als über jede Erwartung reich und bedeutend allgemein anerkannt wird. Die archäologische Wissenschaft wird nicht zögern, ihre Meinung über die Zeit der Entstehung und die kunsthistorische Bedeutung dieser Arbeiten abzugeben, und hoffentlich wird es ihr auch gelingen, Anhaltepunkte für die Umstände aufzufinden, unter welchen, und für die Person, in deren Auftrag der Bau ausgeführt worden ist. Denn über alledem liegt noch Dunkel, was den Fund nicht weniger interessant macht. Aber abgesehen von historischen und kunsthistorischen Beziehungen, und auch abgesehen von dem Werte, welchen für Wien, die gerade an antiken Werken auffallend arme Stadt, eine solche Erwerbung haben muß, sind die Reliefs in hohem Grade wichtig und anziehend. So in technischer Hinsicht. Die Darstellungen sind in den Stein eingesenkt, jeder Quader durch einen erhabenen Rand, in der Höhe der ursprünglichen Oberfläche, eingefaßt. Manchmal bildet dieser Rand einfach

einen die Darſtellung durchſchneidenden Rahmen; zumeiſt aber iſt er geſchickt in die Darſtellung einbezogen, z. B. indem er die eine Hälfte eines Säulenſchafts vorſtellt, deſſen andre Hälfte der anſtoßende Stein liefert. Wahrſcheinlich haben verſchiedene Hände daran gearbeitet, und es iſt fraglich, ob man einen Meiſter und verſchiedene Gehilfen annehmen dürfe. So bemerkt man in der eine Jagd vorſtellenden Partie als Spezialität eine beſondre Vorliebe für bewegte Gewandung und höchſte Anmut und Virtuoſität in deren Behandlung. In einem andern Teile, der Stadtbelagerung, fallen die groß angelegte Kompoſition und ein entſchieden maleriſcher Zug auf, während eine dritte Partie ſich an Vaſenbilder anlehnt. Attiſche Schule und Nachwirkung der Parthenonſkulpturen dünken uns unverkennbar, doch ebenſo ſchon eine mehr ausgeſprochene Neigung zum Individualiſiren.

Wie die meiſten Darſtellungen durch hohe Schönheit, ſo feſſeln ſie ohne Ausnahme gegenſtändlich. Es iſt begreiflich, daß Schönborn bei der Seeſchlacht, der Landung, der Erſtürmung einer feſten Stadt an Troja dachte, und Schliemann würde wohl nicht verlegen ſein, alle Figuren mit Namen aus der Ilias zu belegen. Allein man ſucht vergebens nach beſtimmten Beziehungen. Nichtsdeſtoweniger iſt die Belagerung intereſſant. Da dringen Krieger über Wall und Graben vor, ſchleichen ſich in das tief eingeſchnittene und perſpektiviſch behandelte äußere (ſpitzbogige) Thor, dann in das innere, rücken mit ihren Schilden gedeckt gegen die innere Befeſtigung, von der aus die Belagerten ſich mit Steinen und Wurfgeſchoſſen verteidigen. Aber der Ausgang iſt nicht zweifelhaft. Merkwürdigerweiſe dehnt ſich hier die Handlung über die beiden übereinandergeſtellten Reliefſtreifen hin, auf dem untern die Angreifer, oben die Verteidiger. Von der Jagd (Meleagers?) war ſchon die Rede. Unter bekannte Perſonen aber verſetzt uns unzweifelhaft eine weitere Darſtellung des oberen Streifens. Da ſteht Odyſſeus mit geſpanntem Bogen, neben ihm Telemachos, während ſich Eumaios ſachte hinausdrückt, um Waffen zu holen. Die Freier ſind gelagert: ſchon getroffen, ſich aufraffend, im Rauſch eingeſchlafen, wie der herabhängende Arm und der zu Boden gefallene Becher verraten. Auch Penelope und die Mägde fehlen nicht.

Das Überraſchendſte iſt, daß die Steine bedeutend beſſer erhalten ſind, als man ſich nach den Photographien vorgeſtellt hatte.

Unſere Mitteilungen, aus der Erinnerung an eine erſte Beſichtigung der Reliefs niedergeſchrieben, ſind möglicherweiſe in Einzelheiten ungenau. Den Geſamteindruck geben ſie treu wieder. Und ſind einmal die Steine, welche jetzt flach auf dem Fußboden eines Depotraumes im kunſthiſtoriſchen Hofmuſeum liegen, „in gehöriger Höhe,“ wie Schönborn ſagt, und in gehörigem Lichte aufgeſtellt, ſo wird ſich auch ſein Nachſatz vollauf beſtätigen, daß ſie „jedem Muſeum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch ſonſt ausgeſtattet ſein mag.“

Die Fiſcherin von Malamocco.

Novelle von Adolf Stern.

In der Hütte des Marcantonio — dem kleinſten von fünf oder ſechs Fiſcherhäuſern, die hart am Oſtrande des Lido lagen — ſtand heute noch lange nach Mitternacht der hölzerne Laden weit geöffnet, welcher in andern Nächten die Höhlung ſchloß, die ſtatt des Fenſters diente. Die Nachtluft und der Meereshauch konnten frei in das größere Gemach der Hütte einſtrömen, ohne daß es darum in derſelben viel kühler ward. Ein heißer, ſchwüler Sommer lag ſeit Wochen über dem Lande, dörrte das Schilfdach auf der Hütte noch brauner, als es zuvor geweſen, und durchglühte die Mauern. Auch die mondhellen Nächte blieben warm und ſelbſt die große Meerflut hauchte nur ſoviel Friſche aus, daß ſich hier, hart am Strande, beſſer atmen ließ als drüben über der Lagune und in der Stadt mit ihren Steinmaſſen. Vom Nachthimmel leuchtete der Vollmond und blitzten die Sterne ſo klar, als ob nirgend eine Wolke über Land und Waſſer ziehe, und wer noch vom heißen Abend her wachte, konnte einem ebenſo heißen neuen Tage entgegenſehen.

Das Gemach in der Fiſcherhütte, vor dem nur ein kleiner Vorplatz mit einem Herd aus rohgeſchichteten Steinen lag, barg wenig Gerät. Ein Tiſch und ein paar hölzerne Bänke und Sitze um denſelben her und im Hintergrunde ein großes, breites Bett von dem gleichen ſchweren, dunkeln Holze wie Tiſch und Bank, kunſtlos gefügt wie dieſe! Doch über das hochgeſchichtete trockne Seegras hingen ſchimmernd weiße Linnentücher herab und ein paar bunte gewirkte Decken mit breiten Purpurſäumen umhüllten die Geſtalt eines jungen Mannes, der im feſten Schlummer lag, und deſſen ruhige, tiefe Atemzüge von der jugendlichen Frau belauſcht wurden, die ſich von dem gemeinſamen Lager erhoben hatte. Sie unterſchied im Mondlicht, das breit und hell ins Zimmer fiel, die Züge des bräunlichen Geſichts und die ſchwarzen Locken, die ſich ein wenig wirr um die Stirn des Schläfers ſchmiegten. Sie nahm wahr, daß er

sorglos schlief und nicht ahnte, wie lange sie schon an seiner Seite fehlte und wie oft sie bereits zwischen dem Lager und dem offnen Fenster hin- und hergegangen war. Ihr leichter Tritt drang so wenig ins Ohr des Schlummernden wie der schwere Seufzer, mit dem sie in die Sommernacht hinausblickte. Sie konnte von hier aus die dunkle rollende Flut wahrnehmen, und ihr Gesicht ward, so oft sie der Öffnung in der Mauer zuschritt, zur See hinüber und nordwärts gekehrt. Von Zeit zu Zeit trieb es das junge Weib zu dem verlassenen Lager zurück, sie stützte ein paarmal ihre Hand auf den Rand des Bettes und besann sich, ob sie ihren Platz wieder einnehmen solle. Und dann trat sie doch aufs neue hinweg zum Fenster und wartete mit sehnsüchtiger Unruhe auf das erste dämmernde Grau des Sommertages, welches draußen über dem Meere aufgehen mußte. Sie faltete ihre Hände fest über einem schimmernd goldnen Kreuze, das von ihrem Halse herabhing und das sie vorhin, als sie sich mit dem leinenen Gewande umhüllte, nicht in diesem Gewande verborgen hatte, wie sie sonst zu thun pflegte. Mehr wie einmal führte sie das Kleinod, das so wenig in diese Fischerhütte zu passen schien wie die prächtige bunte Decke des Bettes, mit krampfhafter Inbrunst an ihre Lippen und hob es gegen den gestirnten Nachthimmel empor. Jedesmal aber warf sie dabei einen scheuen Blick nach dem Schläfer zurück, der von Zeit zu Zeit sich im Schlummer umwandte.

Und jetzt, nach Verlauf von mehr als einer Stunde, welche sie in dieser stummen Unruhe verbracht, begann von draußen eine kühlere Luft in das Gemach zu schwellen. Über dem adriatischen Meere wandelte sich das dunkle Blau des Nachthimmels allmählich in Grau, ein ferner roter Streifen verkündete die Nähe des Sonnenaufgangs. Und wie sie sich nun weit aus der Fensteröffnung bog und hoch aufatmend das Gemach hinter sich außer Acht ließ, wie ihre Augen immer unverwandter über die Flut hinblickten, geschah, was sie vorhin befürchtet hatte. Der junge Mann auf dem Lager richtete sich halben Leibes empor, sein dunkles Auge blitzte hellauf und nach der Frau hinüber. Ein lauter Anruf, halb verwundert, schmerzlich, halb zürnend: Margherita! was thust du dort wieder? schlug an das Ohr der Traumverlornen und schreckte sie ins Gemach zurück. Sie sprach leise ein paar Worte in deutscher Sprache vor sich hin und dann kniete sie bei dem Bett nieder und streckte dem jungen Manne ihre Hände bittend entgegen. Der Ausdruck seiner Züge hatte sich, wie er seiner klarer bewußt ward, immer mehr verfinstert, ihr bleiches Gesicht und ihre bebenden Lippen schienen ihm mehr zu sagen, als ein dritter daraus entnommen hätte. Als ob er von ihr, die kein Wort gesprochen, hart gekränkt worden sei, wandte er sich hinweg, und als sie ihm zurief: Sei nicht zornig, Antonio, mir ward es zu schwül, und mich verlangte so sehr nach Morgenluft! da entgegnete er grollend: Meinst du, ich wüßte nicht, warum es dir zu heiß geworden ist und warum du vor Tage nach dem Meere hinausstarrst? Du warst wieder einmal hinweg von mir — aus unserm Hause und bei dir daheim! Die Wände hier sind dir

wieder zu eng und unſer Leben zu arm geweſen, und du haſt dich dorthin zurückgeſehnt, von wo du das da mitgebracht haſt.

Und mit einer blitzſchnellen Bewegung kehrte er ſich wieder zu der Überraſchten herum und deutete auf das goldne Kreuz, das auf der Bruſt ſeines jungen Weibes ruhte, und das ſie jetzt erſchrocken zwiſchen ihre Hände nahm.

Jedesmal wenn du dies Kreuz aus deinem Kaſten hervornimmſt und trägſt, wirſt du traurig und wendeſt dich von mir ab, Margherita! fuhr er mit merklicher Bitterkeit fort. Das Kleinod bringt uns keinen Segen ins Haus, wir hätten es längſt in Venedig verkaufen ſollen. Du biſt meiner Armut und Schlichtheit müde, biſt eine andre als du ſcheinſt, und wirſt dich und mich unſelig machen, wenn du ſo fortfährſt.

Das junge Weib bewegte ſich während dieſer Worte ihres Gatten kaum, ſie ſeufzte tief und ſagte dann leiſe:

Sei mild, Tonio! ſei nicht ungerecht! Du weißt, daß ich dich von Herzen liebe und nie ohne dich ſein könnte. Aber du weißt aus unſern Kindertagen, daß zuweilen die bange Unraſt mir wach wird und daß ich mich dann nach der Ferne ſehnen muß, aus der ich hierher gekommen bin, dein Weib zu werden.

Und was wollteſt du daheim? ſagte er dagegen und ließ einen Blick an der ſchlanken Geſtalt Margheritas hinabgleiten, die ſich inzwiſchen vom Boden erhoben hatte und vor ihm ſtand und ſich mit der Hand auf den Bettrand ſtützte. Die Deinen welche dich zur Kreuzfahrt mitgeführt, ſind im Sturme, dem wir dich entriſſen, zu Gott abgerufen worden, deine Heimat iſt hier und nicht über den Bergen!

Margherita ſchwieg und ſenkte die blauen Augen, die jetzt feucht ſchimmerten zu Boden, ſie kämpfte offenbar mit ſich, ob ſie Antonio antworten oder ſeine zürnende Rede ſtillſchweigend hinnehmen ſolle. Sie drängte Worte, die ihr ſchon auf die Lippen traten, wieder zurück, und ſah wieder in den lichter werdenden Morgen hinaus. Der junge Fiſcher war jetzt raſch vom Lager aufgeſprungen und hatte ſich ebenſo raſch bekleidet. Kurz, aber nicht rauh hob er wieder an:

Wir werden an unſer Tagwerk denken müſſen, Margherita! Du mußt das Netz flicken, das draußen am Herde liegt, der Vater und Doſo und ich wollen dieſen Abend auf die Höhe von San Niccolo Tolentino fahren und hoffen auf guten Fang. Willſt du die Fiſche von geſtern Abend zur Stadt bringen?

Ich wollte zum Pater Girolamo in Malamocco — ich war lange nicht beichten! ſagte Margherita leiſe und mit geſenkten Augen. Er wird mir vielleicht das Rechte ſagen, was ich thun und laſſen muß, bis dahin zürne mir nicht, Tonio, du weißt nicht, wie mich der alte Traum bewegt und vom Bett aufgeſcheucht hat.

Deine Träume ſind mir ſelten hold, Margherita! rief der junge Fiſcher ungeſtüm. Und ſie kommen jetzt oft, immer häufiger, ganz anders als ſonſt!

Fra Girolamo in Malamocco sollte dir einprägen, daß du auch im Traume mein Weib bist, mir preßt es das Herz ab, wenn ich dich beim Erwachen so verstört und traurig sehen muß und ein Blick auf mich fällt, als wäre ich dir ganz und für immer fremd.

Du hast den Blick heute sicher nicht wahrgenommen! erwiederte sie und lehnte sich an seine Schulter. Marcantonio wehrte sie sanft ab und sagte dann: Weil du schon, der Himmel weiß wie lange, auf mich gesehen, ehe ich erwachte! Und damit wandte er sich gegen die Thür, um in die Dämmerung hinauszutreten. Margherita eilte ihm nach und sah ihn mit bittendem Gesicht an, er widerstand ihr nicht mehr, sondern nahm den Kuß, den ihm ihre Lippen boten, und ging mit erhellten Zügen den Strand hinab.

Das junge Weib aber atmete, sowie sie allein war, hoch auf und eilte wieder zum Fenster, durch welches jetzt ein purpurner Schein hereinleuchtete und auch ihr bleiches Gesicht rosig anhauchte. Sie hörte die Schritte ihres Mannes draußen über den Kies und Muschelsand der Düne klingen und sah ihm lange nach. Dann aber wandte sie ihren Blick abermals nach Norden, wo die grauen Frühwolken eben vom Licht des neuen Tages durchglänzt wurden. Doch wie scharf sie auch spähte, ihr Auge drang nicht über die große breite Flut hinweg, und kein frischer Hauch, der ihr wie eine tröstliche Botschaft erschienen wäre, wehte an diesem wälschen Sommermorgen von den Bergen im Norden herüber. Vor dem innern Blicke Margheritas stiegen wechselnde Bilder auf, ihre dunkelblauen Augen ruhten träumerisch auf denselben. So oft sie zu sich kam, durchzuckte es sie, daß Marcantonio Recht habe: sie war undankbar und ungerecht gegen den Mann, der sein einziges Glück in ihrem Besitz fand, gegen die Seinen, unter denen sie jahrelang emporgewachsen war, bei denen sie einst Schutz, Frieden, dürftiges Brot und Rettung vor unsäglichem Elend gefunden hatte, das ihr junges Leben bedrohte. Aber sie wußten alle nicht, auch Tonio nicht, was sie tief in der Erinnerung verschlossen hielt, was ihr Tages die Seele erfüllte und ihr Nachts die Ruhe raubte, wie es heute wieder geschehen war. Gewaltsam riß sie sich aus ihrem wachen Traum und schickte sich an, ihres Mannes Geheiß wegen des Netzes zu erfüllen. Sie trat zu diesem Zweck vor die Hütte und ließ sich mit dem Netz auf ein paar rohbehauenen Steinblöcken nieder, welche an der Nordwand des kleinen Baues unter einem hölzernen schattengebenden Vordach lagen. Sie beugte sich auf die groben Maschen des Netzes herab und ergänzte die Lücken derselben mit gewandter Hand und mit unermüdlicher Geduld, das Frühlicht glänzte dabei über ihr dunkelblondes Haar, das in freien Wellen und nur mit einem roten Bande lose zusammengeknüpft auf den gebeugten Nacken herabhing. Ihr Gesicht war von seltner Schönheit, die reine zarte Hautfarbe von Sonne und Meerhauch nur leicht gebräunt, ihre schlanke Gestalt minder kräftig und üppig, als die der andern Fischerfrauen vom Lido. Die fremde Abkunft stand ihr nicht nur in ihren Zügen und Augen geschrieben,

sondern verriet sich auch in ihrer Haltung und ihrem ganzen Wesen. Gleichwohl unterschied sich Margherita jetzt in ihrem Thun von keiner der Nachbarinnen. Marcantons Netz war geflickt, die junge Frau ging ins Haus, zündete auf dem schlichten Herd ein Feuer von trocknem Seegras und Holzspähnen an und bereitete im kleinen metallenen Kessel eine Morgensuppe, die eben bereit war, als ihr Mann und ein älterer Fischer mit stattlichem grauen Vollbart sich der Hütte raschen Schrittes wieder näherten. Sie hörte mit scharfem Ohr, daß Tonio nicht allein kam, und ein flüchtiger Schatten von Unmut ging über ihr Gesicht. Doch trat sie unter die Thür, rief den Herankommenden einen Gruß entgegen und beugte sich alsdann auf die Hand des Alten: Gott willkommen, Vater — wollt Ihr Eure Morgensuppe hier essen?

Wenn es dir gefällt, Margherita, antwortete der Fischer unter seinen buschigen Brauen hervor, die großen schwarzen Augen fest auf das Weib seines Sohnes richtend. Der alte Mareo hatte eine hohe knochige Gestalt und überragte selbst den kräftig schönen Sohn um mehr als Haupteslänge. Ja er mußte sich bücken, um durch die Thür des Gemachs einzugehen, und streckte drinnen, wie er sich hart auf eine der Holzbänke niedersetzte, die mächtigen Füße weit von sich, wie einer, der sich Herr im Hause fühlt. Und dabei ließ er Margherita, welche mit der Suppenschüssel und den Löffeln nachgefolgt war, nicht aus den Augen, achtsam, ja argwöhnisch, prüfte er ihr Gesicht wie das Antlitz seines Sohnes. Marcantonio nahm nicht sobald die spähende Art seines Vaters wahr, als er sich bezwang und aus seinen eignen Zügen alles verscheuchte, was an die erste Frühstunde und das Gespräch mit seinem Weibe noch gemahnen konnte. Er tauschte selbst ein paar Scherzworte mit Margherita, sodaß Mareo endlich schweigend aß, ohne seine Schwiegertochter durch mißtrauische Blicke zu beunruhigen. Trotzdem wars, als ob die Glut des Sommertags, die mit dem vollen Licht draußen bereits anhob, auch schon wieder ins Gemach dringe. Die drei atmeten schwüle Luft, und Margherita vermochte kaum den Bissen Brot, den sie in die Suppe getaucht, über ihre Lippen zu bringen. Sie legte den Hornlöffel zur Seite und rief scherzend:

Wenn die Hitze so fortwährt, kann ich strenge Fasten geloben. Seit drei Tagen fühle ich nur brennenden Durst und keinen Hunger.

Das ist deine alte Art! versetzte der greise Fischer, und seine Stimme klang unfreundlich. Du hast eben niemals vergessen, daß du droben im Norden daheim bist, und hast unsre Sommersonne immer wie deinen Feind angesehen. Schon als Kind, wie wir dich am Strand fanden und retteten, schuf sie dir schlimme Träume, und so ich Tonio vorhin recht verstanden habe, ists bis heute noch nicht besser, sondern schlimmer geworden.

Eine jähe Glut der Scham färbte Margheritas sonst bleiche Wangen, Marcanton sah mit Teilnahme auf sein Weib und hob beschwichtigend die Hand:

Laßt es gut sein, Vater, ich zürnte diesen Morgen vielleicht zu jäh. Der Alte aber blieb ungerührt und fuhr, gegen den Sohn gewandt, spöttisch fort:

Sei kein Weiberknecht und hänge dein Ja und Nein nicht an Margheritas Augen. Über den Bergen, hab ich mir sagen lassen, regnet es schneller und öfter, als bei uns — auch bei den deutschen Frauen! Wenn Margheritas Thränen dir jedesmal den Zorn schmelzen, kann sie leicht mit dir hausen!

Vater Marco — fiel die junge Frau dem Alten in die Rede, und aus ihren dunkelblauen Augen fielen in der That schwere Thränentropfen.

Bin ich dein Vater Marco, so ehre mich auch als Vater, rief der Fischer dagegen. Der Mensch soll um seiner Seele Seligkeit Willen kein gutes Werk bereuen — aber Freude ist mir noch wenig daraus erwachsen, daß ich dich von dem scheiternden Pilgerschiff in meine Hütte gerettet. Du bist unter uns groß geworden und hast Tonios Herz gewonnen — aber dein Herz gehört uns nicht, und wenn du fortfährst wie bis heut, wird dein Mann denken lernen wie ich, und dir werden die schweren Tage nicht ausbleiben. Dein Trübsinn ist Hoffart und Trotz, das hab ich schon gewußt, als du mit zwölf Jahren unter meinen Buben am Strand spieltest.

Hört auf, Vater, und scheltet mir Margherita nicht härter, als sie verdient, sagte Marcantonio, der die schmerzerfüllten Züge seines Weibes nicht mehr erblicken mochte. Geh jetzt zu deiner Beichte, Margherita, und sorge, daß ich eine Mahlzeit finde, wenn ich von Venedig zurückkomme!

Margherita gehorchte der Aufforderung, nicht ohne zuvor die Suppenschüssel abzutragen. Dann knüpfte sie die Riemen ihrer sandalenähnlichen Schuhe und raffte aus einem hölzernen grellbunten Kasten den schwarzen Schleier für Haupt und Nacken. Sie reichte Tonio die Hand, küßte noch einmal demütig die rauhe Rechte des alten Marco, die ihr halb widerwillig überlassen wurde, warf noch einen bittenden Blick nach ihrem Gatten zurück und schritt aus der Hütte hinaus den einsamen Weg, der nach Malamocco auf der Westseite der Insel hinüberführte. Durch die offene Thür konnten Schwiegervater und Gatte sie noch lange wahrnehmen, Marcanton sah mit unverkennbarem Wohlgefallen der leicht und anmutig hineilenden Gestalt nach, der greise Fischer zog die Stirne in immer finstere Falten und brach unmittelbar hinter Margherita drein in die strafenden Worte aus:

So ist alles gekommen, Tonio, wie ich dir vorausgesagt. Die Fremde bringt dir keinen Segen in dein Haus, und ihr kranker Sinn zehrt an deinem fröhlichen Mut, mein Sohn. Sie hätte ins Kloster gehört und nicht an deinen Herd — du aber warst blind und taub und wirst zu spät sehen und hören! Nicht einmal wahr ist sie gegen dich — du weißt über sie nicht mehr, als sie uns einst gesagt. Glaub' ein Dummer, daß ein zwölfjähriges Mädchen nicht wüßte, wer die Ihren gewesen sind und wo sie daheim war!

Digitized by Google

Sie wird ein ſtilles Kind geweſen ſein, das nicht viel auf ſolche Dinge geachtet hat. Und ſie iſt früh von daheim weggeriſſen und von ihren Eltern mit auf die wilde Kreuzfahrt genommen worden, verſetzte Marcantonio begütigend, obſchon alle Zweifel des Vaters an ſeiner eignen Seele nagten.

Sie iſt von je eine hochfahrende Dirne geweſen und wird nie ein demütiges Weib werden, entgegnete der alte Marco hart. Du ſollteſt ihr den Herrn zeigen und ſie weinen machen ſtatt ihre Thränen zu ſchonen! Biſt aber ſelbſt ein arger Träumer und haſt nur darum dein Herz an Margherita gehängt.

Weil ſie ſchön und gut iſt, habe ich ſie zum Weibe genommen, Vater! ſagte Marcantonio, deſſen Blut bei dem fortgeſetzten Zürnen und Schelten zu wallen begann. Von klein auf hat michs zu ihr gezogen, und nun ſie endlich mein eigen iſt, werden mir alle guten Tage, die ich mit ihr haben könnte, bitter verkümmert — auch von euch, Vater, von Doſo und den andern Brüdern.

Der ſtattliche junge Mann preßte in hellem Unmut die weißen Zähne auf die friſchen Lippen und kehrte ſich von dem Vater hinweg, um ſich für die Fahrt nach Venedig zu rüſten. Ich habe Fiſche hinüber zu bringen, im Hauſe Dandolo wartet der Koch auf mich!

Du willſt um San Niccolo herumfahren? fragte der Alte, welcher die anklagenden Worte Tonios ſcheinbar überhört hatte. In ſeinem Geſicht war ein lauernder Zug, der dem jungen Fiſcher wohl hätte auffallen dürfen, wenn er ſich nach dem Vater umgeſehen hätte. So aber gab er ſchlicht zur Antwort: Nicht doch — ich gehe quer über den Lido und nehme Doſos Boot, das wir geſtern Abend gegenüber San Lazzaro auf den Strand gezogen haben.

Und du ſchleppſt die Laſt ſelbſt, ſtatt ſie dir von deinem Weibe tragen zu laſſen? ſchrie Marco höhniſch auf. Du ſchickſt Margherita zur Beichte und lädſt dir indeß die hölzerne Bütte mit den Fiſchen auf den Rücken! Und das alles, weil deine Ghita, die ohne unſer ehrliches Brot hier auf der Düne verhungert wäre, ein Geſicht zur Schau trägt, als ſei ſie daheim ein Edelfräulein geweſen!

Er ließ dem Sohne keine Zeit zu einer Erwiederung, gönnte ihm auch keinen Blick mehr, ſondern ging mit rauher Heftigkeit raſch davon und am Strande hinab nach ſeiner eignen Hütte, welche wenige hundert Schritt abwärts hinter dem Dünenhügel lag. Marcanton ſchien einige Augenblicke in Zweifel, ob er dem Vater nacheilen und noch ein Wort zur Begütigung ſprechen ſolle, dann machte er eine trotzig verneinende Bewegung, ſah nach dem Stande der Sonne und fand, daß es höchſte Zeit ſei, ſeinen Weg über die Inſel anzutreten.

Unterdeß hatte Margherita auf dem Pfade, welcher vom Oſtrande des Lido nach der Kirche von Malamocco führte, ſchon ein Stück zurückgelegt. Er lief ſchattenlos durch Sand und dorniges Geſtrüpp; wenige dürftige Mais- und Hirſefelder, ein paar Einfriedigungen, in denen Waſſermelonen und Kürbiſſe

gezogen wurden, lagen zwischen den öden Strecken. Das junge Weib war achtlos dahingeschritten, sie schien so in Gedanken versunken, daß sie kaum die dunkle Kopfhülle tiefer in die Stirne hineinzog, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, welche nun bereits heiß und brennend über ihren Weg fielen. In einer Art Höhlung, die sie zu durchschreiten hatte, war ein Holzkreuz aufgerichtet, an dessen Fuß ein paar große Feldsteine zur Befestigung wie zum gelegentlichen Sitz für Andächtige herangewälzt waren. Margherita ließ sich ermüdet auf die Steine nieder und lehnte Haupt und Rücken an den Stamm des Kreuzes. Sie empfand jetzt, daß sie die Nacht nahezu ruhelos zugebracht hatte. Mit geschlossenen Augen, schweratmend, rastete sie einige Zeit hindurch, und verworrene Bilder zogen durch ihr Hirn. Sie sprach leise vor sich hin, in der Sprache, zu der sie nur im Traum und in so tiefer Einsamkeit zurückkehrte, als die war, welche sie im Augenblicke umfing.

Mich dürstet, und ich werde erst zur Zisterne vor San Isidoro gehen müssen, ehe ich Pater Girolamo aufsuchen kann. Ich hätte ein Stück von unsrer Melone zu mir stecken sollen, doch mich verlangt nicht darnach. Hätte ich eine Schale voll glührotter Erdbeeren, wie sie im Buchenwald unter meines Vaters Burg wuchsen — ich bilde mir ein, sie müßten mir den Durst auf immer löschen! Ich weiß nicht, was mich so unruhig und unselig macht — aber wenn noch viele Nächte kämen, wie die von gestern und heute, so mein' ich, ich müßte sterben. Pater Girolamo muß mir Trost geben, und ich darf ihm nicht länger verschweigen, was ich allein weiß. Er wird mir auch sagen, ob Tonio erfahren muß, was mich rastlos quält, oder ob es mein Geheimnis bleiben darf. Wie ich hier nach einem Trunk Regenwasser lechze — allmächtiger Gott! und mir ists doch wie heute, daß die Waldquellen hell um mich rauschten und hinter jedem Gebüsch die frischen Beeren zu tausenden wuchsen!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Illustrirter Weihnachts-Catalog für den Deutschen Buchhandel und Litterarischer Jahresbericht, herausgegeben von E. Dohmke, A. Oppel, O. Seemann. Zwölfter Jahrgang. Leipzig, E. A. Seemann (1882).

Der Leser kennt die Geschichte von der Braut, die unter ihren Hochzeitsgeschenken sieben silberne Fischkellen bekam. Fast noch schlimmer erging es vorm Jahre einer Dame in Leipzig, die auf ihrem Weihnachtstische drei, sage drei Exemplare von Ebers' „Frau Bürgemeisterin" vorfand. Faktum! Unglücksfälle wie der letztere — der erwähnte ist gewiß nicht der einzige seiner Art gewesen — sind

nur die Folge davon, daß es viele gute Leute giebt, die das ganze Jahr über von literarischen Vorgängen nicht die geringste Notiz nehmen, vielleicht auch nicht nehmen können, und nun zwei Tage vor Weihnachten, wenn es gilt, die üblichen „literarischen Festgeschenke“ zu besorgen, die doch Schande halber auf dem Weihnachtstische liegen müssen, in die Buchhandlung stürzen, um dort das „neueste“ Weihnachtsbuch zu kaufen. Wenn es das „neueste“ ist, so wird es doch der gute Freund oder die gute Freundin noch nicht haben — so meint man, und bedenkt nicht, daß, wenn alle Welt das „neueste“ kauft, man sich doch sehr dabei verrechnen kann. Unsre Kunstvereine haben längst die Prämienblätter abgeschafft, weil es wirklich bodentos langweilig war, in allen Familien seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft dieselben Bilder an der Wand hängen zu sehen. Ist es aber etwa weniger langweilig, wenn bei den üblichen Weihnachtsbesuchen die Entdeckung gemacht wird, daß die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft mit demselben Weihnachtsroman beglückt worden ist? „Schönes Buch bekommen?“ — „Ja!“ — „Was denn?“ — „Ein Wort.“ — „Ach — wirklich? Ein Wort? Ich auch, und denke dir, Frida auch, und Tante Mathilde auch.“

Und das, obgleich es dem Publikum so bequem als möglich gemacht wird, eine verständige Wahl zu treffen! Nicht durch die Flut jener verlockend ausgestatteten Weihnachtskataloge, die uns die letzten Jahre gebracht haben, und die nur eine Sammlung von Buchhändlerinseraten enthalten und ein systematisches Bücherverzeichnis, welches in der Hauptsache auch nur wieder aus diesen Inseraten zusammengestellt ist, wohl aber durch den vorliegenden Katalog, der außer seinem Inseratenteil und einem ganz unabhängig davon angefertigten systematischen Verzeichnis bleibend wertvoller älterer Literatur einen aus sachkundiger Feder stammenden kritischen Bericht über alle im Laufe des letzten Jahres erschienene populärwissenschaftliche und belletristische Literatur enthält. Die Weihnachtsbüchertische, die demnächst die Tagespresse ihren Lesern wieder aufbauen wird, können sich mit diesem Jahresbericht nicht entfernt messen, weder an Vollständigkeit, noch an Zuverlässigkeit. Die Weihnachtskritiken der Tagespresse erstrecken sich immer nur über eine kleine zufällig zusammengewürfelte Anzahl von Büchern, die den Redaktionen zur Anpreisung zugeschickt worden sind. Überall begegnet man da denselben paar Novitäten. Und dann — wer schreibt diese Anzeigen?

Die Vollständigkeit ist ein großer Vorzug des Seemannschen Jahresberichtes. Ja er geht darin neuerdings vielleicht etwas zu weit. Manches von den diesmal besprochenen Büchern — namentlich unter der belletristischen Literatur — hätte ohne Schaden wegbleiben können. Daß die Federn der Mitarbeiter im Vergleiche zu frühern Jahrgängen, wo der Seemannsche Katalag wegen seiner scharfen Kritiken vielfach gefürchtet war, gegenwärtig mehr in das Rosenwasser des „Wohlwollens“ getaucht erscheinen, und daß der frühere Wechsel zwischen Sonnenschein und Gewittern jetzt mehr einem gleichmäßig sanften Säuseln Platz gemacht hat, thut der Zuverlässigkeit der Urteile im ganzen und großen keinen Abbruch. Man muß ein bischen zwischen den Zeilen zu lesen verstehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz Leipzig.

Herr von Giers in Varzin.

Das Ereignis der vorigen Woche war die Reiſe des ruſſiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten von Petersburg über Berlin nach Piſa und ſein Abſtecher nach Varzin, und nicht unnatürlich kann man es finden, wenn der letztere die Geiſteskräfte der Staatsweiſen, welche die europäiſche Preſſe mit Leitartikeln und Korreſpondenzen zu verſehen haben, in ungewöhnlichem Grade in Anſpruch nahm und namentlich deren Spürſinn in Bewegung ſetzte. Aber freilich iſt dabei neben vielen wunderlichen Spekulationen und neben einigen handgreiflichen Abgeſchmacktheiten nicht eben viel herausgekommen, was ſich hören läßt. Daß wir dazu die Tabelle von Fragen nicht zählen, die Herr von Giers nach der Verſicherung eines Berliner Sezeſſioniſtenorgans in den Falten ſeines Reiſeſacks zur Beſprechung mit dem Reichskanzler mitgebracht hat, brauchen wir nicht zu betonen, obwohl das Blatt ſie von „guter Hand“ haben wollte. Lächeln und Achſelzucken iſt alles, was verſtändige Leute und Kenner der Verhältniſſe und Perſonen für ſolche Leichtgläubigkeit oder die Vorausſetzung ſolcher Leichtgläubigkeit beim Publikum haben können. Auch das, was manche franzöſiſchen Zeitungen ſich über den Beſuch des ruſſiſchen Staatsmannes beim Fürſten Bismarck herausſpintiſirt haben, entbehrt nicht der Eigenſchaft, den denkenden Leſer heiter zu ſtimmen. Die „France“ z. B. berichtet, daß Giers vor ſeiner Abreiſe vom Kaiſer Alexander nicht empfangen worden ſei, und giebt damit zu verſtehen, daß dieſer von der Reiſe ſeines Miniſters nach Hinterpommern und den friedlichen Verſicherungen, die derſelbe abgegeben, nichts gewußt habe, als ob ſolch eigenmächtiges Verfahren in Rußland oder irgendwo auf Erden erlaubt wäre. Nicht viel weniger ergötzlich iſt die Meinung des „Gaulois,“ es habe ſich bei

der Giersschen Reise um eine Aufmerksamkeit gegen den Reichskanzler gehandelt. Diesem seien die fremden Gesandtschaften in Dresden, München und Stuttgart ein Dorn im Auge, und Herr von Giers habe ihm jetzt die Zusage überbracht, die russischen Posten dieser Art nächstens eingehen zu lassen. Woher das französische Blatt das hat, wissen wir nicht, vermuten aber, daß der Verfasser es sich aus den Fingern gesogen hat; denn bisher hatten wir Ursache, zu glauben, daß der Kanzler den betreffenden Höfen dieses Ornament gönnt und keinerlei Gefahr darin verborgen sieht. Wenn der „Gaulois" ferner meint, man habe in der Varziner Reise des russischen Ministers ein günstiges Symptom für den Stand der Kompensationsforderungen zu erblicken, die Frankreich für seine Einwilligung in das englische Protektorat über Ägypten erhoben habe, denn es sei von einer Schwenkung Deutschlands in dieser Frage die Rede, die sich gegen England richte, so kommt uns das sehr unwahrscheinlich vor. Wäre Herr von Giers als Fürsprecher einer Unterstützung der Wünsche Frankreichs durch Deutschland erschienen, so würde das ein höchst eigentümlicher, gerechte Bedenken erweckender Schritt gewesen sein, ein von Frankreich selbst in dieser Richtung erfolgter wäre natürlicher gewesen; von einer Schwenkung gegen England aber kann deshalb nicht wohl die Rede sein, weil die deutsche Politik unsers Wissens bisher nicht für Englands Pläne in Ägypten gewesen ist, sondern sich neutral verhalten hat — beiläufig ganz so wie zu dem französischen Protektorat in Tunis.

Sehr optimistisch faßten verschiedene österreichische Blätter infolge des Giersschen Besuchs die gegenwärtige Weltlage auf. Recht verständig dagegen bemerkte die „Leipziger Zeitung" zu solchen vertrauensvollen Diagnosen der immer in gewissem Maße von den innern Zuständen Rußlands abhängigen Lage Europas: „Daß der Kaiser Alexander den Frieden liebt und alles thut, um denselben zu erhalten, ist bekannt, ebenso aber auch, daß die revolutionäre Bewegung im Innern Rußlands, welche jeder Berechnung spottet, noch keineswegs gebrochen ist. Greift der Nihilismus doch noch immer weiter um sich, sodaß noch kein Ende dieser staatsverderblichen Propaganda abzusehen ist."

Werfen wir einen Blick auf die englische Presse, so begegnen wir in den konservativen Blättern Besprechungen der Reise des russischen Staatsmannes, die, wenn man ihren Ergebnissen nicht überall beipflichten kann, wenigstens viel Wohlwollen für Deutschland kundgeben und dessen gegenwärtige Bedeutung bereitwillig anerkennen. So weist der „Standard" darauf hin, daß der Schwerpunkt der politischen Entscheidungen, wenn überhaupt irgendwo, in Varzin liegt. „Möglichstes Gleichgewicht mit Deutschland im Schwerpunkte, sagt er, das ist die Anschauung des Fürsten Bismarck von einer wohlgeordneten Lage der Welt. Allerdings ist das bisher nicht die Meinung der russischen Politiker gewesen, indeß wo Rußland seine eignen Wege gegangen ist, war das Ende stets Ver-

wirrung und Enttäuschung.“ Deutschland sei, so heißt es dann weiter, so mächtig, daß (hier möchten wir selbst nicht so zuversichtlich sprechen, sondern ein vor Frevel bewahrendes „unberufen“ einfügen) weder ein Krieg im Osten, noch Umtriebe im Westen oder Unruhen im Süden seine Stellung erschüttern könnten; Rußland dagegen sei durch seine geographische Lage wie durch seine diplomatische Stellung auf ein freundschaftliches Einvernehmen mit Deutschland angewiesen. In Betreff Englands aber sagt das Blatt: „Kein Volk hat mehr Grund als wir, sich dazu Glück zu wünschen, daß der Mittel- und Schwerpunkt des politischen Lebens Europas gegenwärtig in Berlin ist. Dies schreibt sich von dem Vertrage von 1878 her, von welchem die englischen Politiker, die ihn tadelten, vor kurzem so in die Augen fallende Vorteile geerntet haben. . . Dieser Einfluß der beiden Kaiserreiche (Deutschland und Österreich sind gemeint) ist durchweg konservativer Natur und der Entschlossenheit des Fürsten Bismarck zu verdanken. Er hat für Mitteleuropa gethan, was Lord Beaconsfield und Lord Salisbury für England gethan haben: er hat ihm Frieden mit Ehren verschafft. Ohne Zweifel ist Rußland nicht die einzige unzufriedene Macht. Zwar ist die Unbeständigkeit Italiens einer verständigen Haltung gewichen, aber jene Nation, welche vor zwölf Jahren auf dem Festlande das Schiedsrichteramt übte, bleibt im tiefsten Grunde ihres Herzens unversöhnlich. Der vollständige Sieg Deutschlands auf dem Gebiete staatsmännischer Kunst wie auf dem Schlachtfelde kann Frankreich natürlich nicht wohlthun. Vergleicht man jedoch unparteiisch die heutige Lage Europas mit der in jener Zeit, in welcher der Traum Victor Hugos Wirklichkeit geworden und Paris der Mittelpunkt der Welt war, so wird man sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß wir jetzt besser daran sind als damals. Der Friede ist viel mehr gesichert, und der Einfluß Englands wird weiter empfunden. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß unsre Bedürfnisse gegenwärtig natürliche sind, während sie damals erkünstelte waren. So können wir nicht umhin, auf die Gefahr hin, einige sentimentale Lesarten der Geschichte, wie sie sich vom Standpunkte der Radikalen ausnimmt, zu verletzen, die Bemerkung zu machen, daß die alte Torypolitik, die auf Anschluß an die deutschen Mächte ging, wieder zur Geltung gekommen ist.“

Auch wir nehmen an, daß etwas der Art im Gange ist oder sich wenigstens vorbereitet. Aber von einem förmlichen Bündnisse zwischen den beiden mitteleuropäischen Alliirten und Großbritannien oder etwas dem ähnlichen ist schwerlich schon die Rede gewesen und wird auch vermutlich nicht sobald die Rede sein, da die englische Politik sich auf völkerrechtliche Bündnisse von Dauer und ohne einen bestimmten und beschränkten Zweck bisher niemals eingelassen hat. Die Entfremdung zwischen England und Frankreich, die sich aus der ägyptischen Frage entwickelt hat, mag die Staatsmänner, die in London an der Spitze der Geschäfte stehen, auf eine Annäherung an Deutschland hinweisen. Von dieser

aber ist zu einer Allianz, wie sie uns mit Österreich-Ungarn verknüpft, noch ein weiter Weg, und daß derselbe betreten werden wird, erscheint uns auch im Hinblick auf die Denkart Gladstones, der dabei seine ganze Vergangenheit verleugnen müßte, solange zweifelhaft, als jene Entfremdung nicht zu offenem Zerwürfnis geworden ist. Dann aber würde doch auch zu fragen sein, ob uns mit einem englischen Bündnisse unter allen Umständen so sehr gedient wäre, wie manche Leute meinen.

Wir werfen noch einen Blick auf die Betrachtungen, welche der „Daily Telegraph" über den Giersschen Besuch in Varzin anstellt. Er sagt u. a.: „Die Thatsache, welche gegenwärtig die Lage der Dinge beherrscht, ist der Zustand Frankreichs. Den Roten genügt die Republik nicht, und niemand weiß, ob nicht bald eine zweite Kommune in Paris gebieten wird. So müssen die drei östlichen Kaiserreiche mit gleichen Befürchtungen nach Westen blicken, wo jeden Augenblick eine neue Feuersbrunst, von politischen Mordbrennern angelegt, aufgehen kann. Die Folgen dieser Haltung können durch Schlüsse aus der Geschichte erkannt werden. Wenn früher zwischen den drei Staaten Zwistigkeiten ausbrachen, machte sich immer Frankreich den Streit zu nutze, sein Bündnis ermutigte einen der Verbündeten zum Abfall oder zum Kriege. Eine Allianz mit dem Pariser Kabinet ist gegenwärtig so schwierig, daß man sie für außerhalb des Gebiets praktischer Politik liegend erklären kann. Ministerwechsel sind so möglich, daß eine für das Ohr eines Ministers des Auswärtigen bestimmte Depesche, wenn sie Paris erreicht, einem politischen Gegner desselben vor die Augen kommen kann. Niemand ist einen Monat lang der Macht sicher, nichts ist für die Dauer festgestellt, nicht einmal die republikanische Staatsform. Die Nihilisten, welche das Leben des Zaren bedrohen, werden durch wütende Pariser Brandschriften inspirirt und ermutigt und sind mit den Anarchisten von Lyon eng verbrüdert, die ihrerseits in Mitarbeitern an den Blättern Gambettas Verteidiger finden. So machen persönliche Interessen und Befürchtungen des russischen Hofes ein Zusammengehen mit der Republik unthunlich, selbst wenn das Schwanken und Wechseln der Politik in Paris nicht genügende Gründe gegen Verträge mit den Eintagsfliegen lieferte, die man heutzutage in Frankreich Staatsminister nennt. Andrerseits fühlt sich Rußland in seinem Kampfe mit den internationalen Meuchelmördern zu Berlin und Wien hingezogen, wo die Polizei ihm die Pläne seiner tötlichsten Feinde entdecken und vereiteln hilft. Das alles treibt auf Frieden hin. Wird aber Rußland in seinem Eifer gegen die Nihilisten die alten Antriebe seiner Politik zu territorialer Ausdehnung vergessen? Nein, aber die Richtung kann geändert werden. Rußland hat sich, wenn wir nach der Vergangenheit urteilen, langsam nach Europa hin ausgedehnt, wobei es sein Weiterschreiten unterbrach, sobald sich ihm ein Hindernis in den Weg stellte; dagegen ist es in Mittelasien mit großen Schritten weitergegangen und hat hier auf seinem Vormarsche nur selten Halt gemacht. Sein Bündnis mit Österreich und Preußen

muß bedeuten, daß es bei jedem zukünftigen Vorrücken über den Balkan das Wohlwollen der beiden deutschen Mächte zu erkaufen oder deren Feindschaft durch Zugeständnisse zu verhüten bereit ist. Das Geschäft in Bosnien hat dieses neue Prinzip im Südosten Europas ein für allemal festgestellt. Aber Berlin und Wien haben durchaus kein Interesse daran, das Wachsen Rußlands in Asien zu erschweren, und es liegt in dessen Thätigkeit in diesem Weltteile nichts, was ein neues Einverständnis zwischen den drei Mächten ausschlösse. Es ist natürlich leicht, von dieser Lage der Dinge auf die Möglichkeit einer Teilung der Türkei als im Einvernehmen der drei großen Militärstaaten liegend zu schließen, aber die Wahrscheinlichkeit spricht unsrer Meinung nach doch mehr für Erhaltung des Friedens, weil die Schwierigkeiten einer Verständigung, die dem Angriffe als Basis dienen müßte, zu groß sind. (Wir würden sagen, weil Deutschland und Österreich-Ungarn kein Verlangen nach fremdem Eigentum empfinden, sondern sich mit Sicherstellung des ihnen gehörigen begnügen und Erhaltung des Friedens als alleiniges Ziel vor Augen haben.) Rußland sieht sich zum erstenmale der Notwendigkeit gegenübergestellt, bei jedem neuen Angriffe auf die europäische Türkei mit Österreich zu rechnen und die Beute mit einem ebenfalls auf Erwerb ausgehenden Verbündeten zu teilen. Es mag zögern, Millionen auf einen gemeinschaftlichen Angriff zu verwenden, welcher den alten Traum von einer glorreichen russischen Armee verdunkeln würde, die allein und ohne Beistand wieder das Kreuz auf die Kuppelspitze der Hagia Sophia pflanzt. Dann aber, wenn ein Bündnis mit Frankreich ein Ding der Unmöglichkeit ist, und wenn infolge der neuen Stellung Österreichs in Bosnien, in der Flanke eines russischen Heeres, ein Krieg mit der Pforte verschoben werden muß, so weisen unsers Erachtens alle Umstände kluge russische Staatsmänner darauf hin, in Wien und Berlin freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und um den europäischen Frieden aufrecht zu erhalten. Mit dem General Ignatieff zog sich der Panslavismus aus dem Petersburger Kabinet zurück, seine soldatische Kraft rostet mit Skobeleffs Degen in dessen Gruft, ihn wieder aufleben lassen hieße mit einem gefährlichen Feuer spielen, während die Nihilisten, den ihren Plänen günstigen Augenblick erwartend, als Zuschauer dabei stünden. Auch die Finanzen Rußlands, durch den letzten Krieg schwer geschädigt und heruntergebracht, empfehlen gebieterisch den Frieden."

Manches hiervon ist unzweifelhaft richtig, andres zu weit hergeholt, wenn es sich um die Bedeutung des Abstechers nach Varzin handelt, den der russische Minister bei seiner Reise von Petersburg nach Pisa machte. Daß derselbe ein Symptom friedlicher Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland ist, liegt auf der Hand, daß der Kaiser Alexander von ihm vorher gewußt und ihn gebilligt hat, ebenfalls, daß die Anzeichen einer Annäherung Englands an das deutsche Reich und seinen Verbündeten an der Donau die Absicht zu dem Besuche eingegeben haben, ist nicht undenkbar, aber auch nicht notwendig. Wir möchten uns die Sache so vorstellen, daß Rußland mit der Giersschen Reise

zum deutschen Reichskanzler in erster Linie eine freundschaftliche Kundgebung, eine Art Seitenstück zu der Danziger Kaiserbegegnung beabsichtigte. Es wollte seine guten Beziehungen zu Deutschland befestigen, wie es bei der Rückreise seines Ministers durch einen Besuch desselben in Wien seine guten Beziehungen zu Österreich-Ungarn zu befestigen vorhat, und es wollte dies der Welt wissen lassen, sonst hätte es auf schriftlichem Wege dasselbe erreichen können. Selbstverständlich werden die beiden Staatsmänner bei ihrer Zusammenkunft die eine und die andre Tagesfrage besprochen haben, schwerlich aber so fernliegende Dinge wie die Stellung, welche Deutschland und Österreich-Ungarn einmal einnehmen könnten, wenn Rußland wieder gegen die Türken einen Kreuzzug unternehmen sollte. Viel näher lagen die nihilistische Propaganda, die Zustände in Frankreich, Ägyptens nächste Zukunft und Englands Verhältnis zu seinem Nachbar überm Kanal. Doch werden wir wohlthun, uns vor Konjekturen und Spekulationen zu hüten, wo wir keinerlei sichern Anhalt haben. Nur zwei Punkte wollen wir noch kurz berühren. Irgendwelche offensive Politik hatte Rußland von den verbündeten Kaiserreichen Mitteleuropas nicht zu befürchten; denn dieselben waren seit ihrer Vereinigung allezeit lediglich auf Wahrung des Friedens bedacht. War also mit dem Giersschen Besuche eine größere Annäherung Rußlands an Deutschland beabsichtigt, so konnte das nur Erfolg haben, wenn Rußland deutlicher und bestimmter als bisher merken ließ, daß es auf Fortsetzung einer Politik verzichtet habe, die man ihm in den letzten Jahren nicht ohne Grund zuschrieb. Zweitens sollen die Beziehungen zwischen den Kabinetten von Wien und Petersburg in diesem Sommer einigermaßen gespannt gewesen sein. War dies in Wirklichkeit der Fall, so ist zu hoffen, daß der Besuch in Wien, den Herr von Giers für seine Rückreise aufgespart hat, dieses Verhältnis bessern werde. Kaum erwähnt braucht dabei zu werden, daß das Entgegenkommen Rußlands auf das Verhältnis Deutschlands zu Österreich-Ungarn keinen Einfluß üben kann. Das Bündnis der beiden mitteleuropäischen Kaiser — von dem wir jetzt sagen dürfen, daß es ein regelrecht und in aller Form abgeschlossenes in Dokumenten niedergelegtes ist — ist, auf gegenseitigem Bedürfnis beruhend, durch beider Mächte Interessen festgekittet, die bleibende Grundlage der Verhältnisse Mitteleuropas, von der die Strömung der Tagesereignisse nichts abzuspülen vermag.

Debatten über die soziale Frage.

(Schluß.)

ir haben bisher eine Debatte über die soziale Bewegung überblickt, die — so skizzenhaft wir sie auch vorführten — doch sogleich erkennen ließ, daß in ihr der Drang nach Positivem zum Durchbruch kam. Dennoch blieb sie weit zurück hinter dem, was notwendig ist. Und in ihrer Gesamtbeziehung erschien sie schließlich dem deutschgesinnten Beobachter als eine Gefahr für den Gang der sozialen Bewegung selbst. Aus dem Ganzen heraus klang eine Warnung an den deutschen Geist, der, wenn er sich nicht zeitig aufrafft, gar leicht in Gefahr kommen kann, im Fortgang jener Bewegung zwischen zwei Extremen zerrieben zu werden, die sich aber insofern gleichen, als sie ihrem Wesem nach international sind — dem semitischen und dem römischen.

Alle jene für die Lösung der sozialen Frage vorgeschlagenen Lösungsmittel — mit einer einzigen Ausnahme —, wie sie auch in dem katholischen Kreise vorgeschlagen wurden, sind verspätet und bloß vorbereitender Natur. Fast alles, was nützlich sein würde, die soziale Bewegung in ein besseres Bett zu führen, war erziehlicher Art, verleugnete oft den erreichten Stand der sozialen Bewegung und erschien darum einerseits als aussichtslos für allezeit, andrerseits als zu weit ausschauend, um noch wirksam sein zu können. Gewiß wird sich auch aus der gegenwärtigen sozialen Bewegung heraus ein neuer religiöser Geist entwickeln; aber es dürfte doch kaum der historischen Erfahrung entsprechen, wenn man voraussetzen wollte, daß dies lediglich einer Retablirung des ultramontanen Geistes entsprechen würde. Dagegen zeigte sich unverkennbar, daß hier ein Versuch vorliege, den ultramontanen Geist zum leitenden der sozialen Bewegung zu machen. Mit einem gewissen Anschein von Recht kann, wie schon bemerkt, wenigstens in Deutschland der Ultramontanismus sagen: Wo wir sind, da hat der Sozialismus keinen Boden. Aber doch nur mit einem Anschein von Recht. Denn der Sozialismus wird lediglich politisch überdeckt durch den Ultramontanismus, der jenen zunächst noch beherrscht und ihn vielleicht zum Teil auch im Sturme beherrschen wird, indem er ihm in der charakterisirten Weise Zugeständnisse macht.

Allerdings bezweifeln wir, daß der Ultramontanismus in wirklich stürmischer Bewegung die Zügel so in der Hand behalten werde, wie er gegenwärtig dies noch thut. Denn wir haben an der schon charakterisirten Äußerung Windthorsts gezeigt, daß die „hohen" Politiker auch bei den Ultramontanen dem Zuge und Ideengange der Sozialpolitiker ohne rechtes Verständnis gegenüberstehen,

daß die erstern mit den letztern zwar meist übereinstimmen „könnten," aber eben doch noch nicht thatsächlich übereinstimmen, schon deshalb nicht, weil sie von ihrer Höhe herab nicht recht erkennen können, was in der Tiefe vorgeht, und weil sie daher diesen Vorgängen auch nicht entfernt die gebührende Bedeutung beilegen. Allein in den kommenden Kämpfen, die immer noch in unblutigen Bewegungen zum Austrag kommen mögen, ist es von großer Bedeutung, wenn ein der Sache an sich fremdes Element leitend eingreift, um die Bewegung selbst zu einem neuen Machtträger für sich zu machen.

Diese Bedeutung wächst aber ungeheuer an, sobald wir nun von dem Brennpunkt der sozialen Debatte, in dem sich der katholische Geist spiegelte, uns hinwenden zu jenen weitern Brennpunkten, in denen der nichtkatholische und zum Teil sogar kirchenfeindliche Geist heraustrat. Hier begegnen wir einem so erstaunlichen Abfall in Erörterung und Erkenntnis des Wesens und Umfanges der sozialen Bewegung, daß wir sofort erkennen, daß hier noch nicht einmal der Standpunkt der „hohen Politiker" des Ultramontanismus erreicht, und daß von einer tiefern Erfassung der einflußreichen oder entscheidenden Fragen nicht eine Spur vorhanden ist.

Betrachten wir zunächst die merkwürdige Verhandlung des Juristentages in Kassel! Diese Verhandlung samt ihren Ergebnissen hat freilich für den Beobachter des öffentlichen Lebens, der tiefer in die Verhältnisse eindringt, kaum viel überraschendes. Denn insbesondre die praktischen Juristen des Richterstandes stehen den sozialen Verhältnissen merkwürdig indifferent gegenüber; sie beugen sich über ihre Paragraphen, aber das Leben mit seinen Wellen und der Verkehr mit seinen Subtilitäten bleibt ihnen fremd. Ist es doch durch einen merkwürdigen Prozeß festgestellt, daß die Richter in einer bedeutenden Börsenstadt nicht den Unterschied zwischen der Beteiligung eines Kapitalisten an einem Finanzunternehmen und der Konsortialbeteiligung eines Publizisten begreifen konnten! Sie hielten wirklich beides für dasselbe. Die Zwecke eines Emissionskonsortiums, die Verpflichtung eines Mitgliedes oder Beteiligten bei demselben waren ihnen völlig dunkel. Und dies, nachdem eine aufklärende Gründerepoche nicht wenig Licht über diese Dinge gebreitet hatte.

Die Kasseler Verhandlung und das Gutachten des Professors Gareis aus Gießen (einer Stadt, die freilich, abgesehen von der Tabakfrage, wenig soziale Anregung bietet) sind geradeso merkwürdig wie die im letzten Hefte charakterisirte Verhandlung, und zwar aus dem entgegengesetzten Grunde. Dort nämlich, in Frankfurt, war man sich der hohen Bedeutung der verhandelten Angelegenheiten wohlbewußt, und von dem Standpunkte der Versammlung aus waren alle Erörterungen und praktischen Vorschläge wohl angemessen. In Kassel war von alledem nichts vorhanden. Man erörterte und begutachtete die Differenzgeschäfte der Börsen, ohne sich über das soziale Wesen dieser Geschäfte klar zu werden. Diese gelehrte Versammlung erinnerte wieder einmal so recht an die

bekannte akademische Preisfrage: Wie es komme, daß ein Gefäß mit Wasser, in dem ein Fisch schwimmt, nicht schwerer wiege als eines ohne Fisch, über der sich Dutzende den Kopf zerbrachen, ohne daß es einem einzigen einfiel, durch die Wage erst eine Probe auf die Thatsache zu machen.

Auf der Kasseler Versammlung wurde ohne weiteres behauptet, das Differenzspiel an der Börse sei, wie jede spekulative Unternehmung, im Handelsleben notwendig, es sei mit dem Unternehmungsgeiste verknüpft und fördere die Wirtschaftlichkeit. Man nahm also einfach an, das Differenzspiel sei dasselbe wie Spekulation.

Abgesehen nun davon, daß man über den wirtschaftlichen Wert der Spekulation, wenigstens der übertriebenen Spekulation, sehr streiten kann, so haben eben damit die Herren Juristen in Kassel einfach den Fisch „Differenzgeschäft" in das Wassergefäß „Spekulation" gesetzt und behaupten nun, es sei kein Unterschied in Volumen und Gewicht. Thatsächlich aber haben Handelsspekulation und Differenzspiel begrifflich mit einander gar nichts zu thun. Das Differenzgeschäft ist gar nicht spekulativen Charakters; es ist lediglich ein Spiel „mit Betrug."

Wenn man sich den Charakter der Handels- und selbst nur den der bloßen Finanzspekulation vergegenwärtigt, zeigt sich sofort, daß die Spekulation zwar ungewisse, aber doch Ziele von einiger Wahrscheinlichkeit vor Augen hat. Setzen wir den Fall, es befrachte ein Kaufmann ein Schiff auf Spekulation, so sendet er dasselbe doch nicht ins blaue hinaus, sondern dahin, wo er weiß, daß die verladenen Waaren verkäuflich sind, und zwar genügend teuer verkäuflich, um einen Gewinn erwarten zu lassen. Er „spekulirt" also auf gewisse Voraussetzungen wahrscheinlicher Art, und aus dem thatsächlichen Zusammentreffen dieser Voraussetzungen ergiebt sich dann der Spekulationsgewinn, aus dem Nichtzutreffen der Verlust. Ebenso ist es bei der reinen Finanzspekulation. Der Spekulant kauft hier ein Effekt, von dem die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß es im Werte steigt oder hohe Zinsen abwirft. Es ist hier in der That vollkommen gleichgiltig, ob er es kauft per comptant oder „auf Zeit." Dies ist in reinen Spekulationsgeschäften lediglich eine Kreditfrage.*)

Man hat z. B. vor der Eröffnung der Gotthardbahn eine gute Meinung von der Prosperität derselben gewonnen. An sich ist dies ja Erfahrungssache; aber die Wahrscheinlichkeit, daß diese Prosperität eintreten würde, war wohl vorhanden. Man kauft also Aktien des Unternehmens. Dies ist sicher ein spekulativer Kauf, den ebensowohl wie sich genügende Prosperität und Dividende ergeben können, ebenso kann sich jene ungenügend erweisen, die Dividende kann

*) Wenn dagegen der Kaufmann ein wertloses Schiff mit wertlosen Dingen befrachtet und sie hinausschickt in See, nachdem er hoch versichert hat, so ist dies keine Spekulation, sondern es ist Spiel um die Differenz zwischen dem Unwert der Sendung und den Chancen des Unterganges und dem effektiven Betrag der Versicherungssumme.

ausbleiben und Verlust an Zins und Kapital eintreten. Das ist sicher ein spekulatives Finanzgeschäft, aber ein Differenzgeschäft ist es nicht im mindesten. Denn es hat vor allen Dingen eine sachliche Basis; die Wahrscheinlichkeit eines spekulativen Vorteiles ist vorhanden, wenn auch die Gewißheit fehlt und Selbsttäuschung ebenso wie mannichfache Zwischenfälle den erwarteten Vorteil in Verlust umsetzen können.

Das Differenzgeschäft hat diese Wahrscheinlichkeitsunterlagen nicht und bedarf ihrer nicht. Beim Differenzgeschäft sind die verschiednen Effekten, die der Franzose sehr treffend titres (bloße „Titel," Namen, Bezeichnungen) nennt, oder, wo das Differenzgeschäft sich des Produktenhandels bedient, die Produkte bloße Karten, wie im Kartenspiel, worauf der Spieler „setzt," und wobei er nebenbei noch die Absicht hegt, durch einen etwaigen kühnen Griff, der sich machen lassen mag, einen Extragewinn herauszuschlagen. Im Differenzgeschäft ist es völlig gleichgiltig, welchen Kapital- oder Rentenwert ein Titel hat — wie z. B. Lombarden auf dem Kurszettel immer noch in erster Reihe stehen, obgleich sie seit Jahren schon keine Rente mehr abwerfen; es kommt lediglich darauf an, ob viele oder wenige Engagements in irgend einer Position bestehen. Die Wahrscheinlichkeit des Gewinnes ist also eine rein spielerische; da es beim Spiel ja auch darauf ankommt, wo und wie sich die Karten zusammenfinden, oder ob man mehr oder weniger glücklich ist im „Ausspiel" oder im „Pointiren."

Das wesentliche im „Differenzgeschäft" beruht nicht darin, wie die Juristen in Kassel meinten, daß man in spekulativer Weise Effekten oder Produkte zu gewissem Preise und auf einen gewissen Termin kauft, und dann am Verfalltage anstatt der effektiven Lieferung die Differenz zwischen dem stipulirten und dem Marktpreise baar zahlt. Durch solche Voraussetzung wird nicht einmal die Form des Differenzgeschäfts erschöpft, geschweige denn daß das Wesen desselben gestreift würde. Das Differenzgeschäft besteht vielmehr darin, vermöge der Hilfsmittel, die an der Börse gegeben sind und zu deren erfolgreicher Benutzung allerdings Geld und Kredit gehört, die Kurse so zu leiten, daß am Liquidationstage sich ein Gewinn für die Faiseurs ergeben muß. Dies geschieht z. B. durch systematischen Ankauf von Börsenwerten zu einem Termin, dergestalt, daß Stückenmangel entsteht und die Verkäufer nicht liefern können, was selbstverständlich sofort zu einer ungeheuern „Differenz" der Kurse führen muß. Der Käufer diktirt dann die Kurse, bez. die Differenzen. Oder es geschieht dasselbe, aber nicht indem man auf Lieferung, sondern per comptant kauft, dagegen aber zu den maßlos steigenden Kursen auf spätere Lieferung verkauft, dann plötzlich das Material massenhaft auf den Markt wirft, worauf alle, welche zu den hohen Kursen gekauft haben, auf den Sand geworfen sind, während der Faiseur seine teuer verkauften Titel wieder billiger zurückerhält ꝛc. So ungefähr war der Gang z. B. bei der Bontoux-Affäre, die bekanntlich in zwei große Abschnitte zerfiel. Zur Herbeiführung derartiger Differenzen bilden sich an der Börse

„Syndikate“ und „Konsortien,“ nicht als ob es nicht Finanzhäuser gäbe, welche auf eigne Faust ein solches Unternehmen durchführen könnten, sondern weil dazu ein gewisses mehrseitiges Zusammenwirken gehört. Denn selbstverständlich braucht man, um einen großen Fischfang zu machen, an der Börse auch Fische; und um diese heranzulocken, dazu gehört das ganze — an sich unwesentliche und für das Differenzspiel unnötige — Brimborium, durch welches das Publikum hauptsächlich vermittels der Presse geblendet wird. Alle die tiefsinnigen Erörterungen über Diskonto, Dividendenschätzungen, Semestralbilanzen, Jahresbilanzen, Wochen- und Monatsausweise — alles hat nur den Zweck, das Publikum dumm zu machen, „als ging ihm ein Mühlrad im Kopf herum.“ Dieses „dumme“ Publikum „spekulirt“ dann allerdings, wie der Referent des deutschen Juristentages meint. Es kauft per comptant oder auf Zeit in der Wahrscheinlichkeitsvoraussetzung, daß zu einem gewissen Zeitpunkte die Kurse höher sein werden, und daß man dann die betreffenden Papiere wieder teurer, als man sie eingekauft, verkaufen könne. Und das zeitweise kontinuirliche Steigen der Kurse ist dabei allzu verlockend; man denkt nicht an den Fall, man denkt nur an das Steigen, und da der Mäkler oder Kommissionär, „der doch die Sache verstehen muß,“ in solchen Perioden nie zum Verkauf, sondern eher noch zum Ankauf rät, so sieht das Publikum seinen Reichtum thurmhoch wachsen — bis plötzlich die eigentlichen Spieler, oder richtiger die „Croupiers“ der Börse, die Karten auf den Tisch werfen. Dann wird „realisirt,“ d. h. die Schafe werden geschoren.

Die Finanzgeschichte ist reich an solchen Vorgängen. Die sogenannten „Corners“ an den amerikanischen Börsen, welche mit aller Offenheit in der bezeichneten Art verfahren, indem sie nämlich mit der einen Hand kaufen und mit der andern verkaufen, oder umgekehrt, sind in Europa ebenfalls nichts außerordentliches. Rothschilds Vermögen ist hauptsächlich ein Produkt solcher Verbindungen zur Herbeiführung einer großen Differenz. Ein derartiges Konsortium bestand z. B. in Wien zu Anfang dieses Jahrhunderts mehrere Jahre aus den Firmen Arnstein u. Eskeles, Geymüller u. Co., Fries u. Co., Steiner u. Co.; an des letztern Stelle trat später Rothschild. Rothschild brachte an der Wiener Börse das System der Scheinkäufe und -Verkäufe auf. Dasselbe spielt insbesondre dann, wenn man die Hitze des Spieles steigern will, eine große Rolle; neuerdings allerdings vielleicht nicht mehr in demselben Maße wie ehedem. Man greift aber auch zu andern Praktiken, um die Kurse zu heben oder zu drücken; man verbreitet z. B. Depeschen mit falschen Nachrichten — wie z. B. von der „Frankfurter Zeitung“ im Juni dieses Jahres an der Frankfurter Börse die falsche Nachricht von der Mönchwerdung Arabi Paschas angeschlagen wurde, was sofort eine Steigerung des Kurses der Ägypter zur Folge hatte. Dies streift schon an den baren Betrug. Aber auch dieser selbst bleibt nicht aus. Man verbreitet z. B. höchst günstige Nachrichten über bankerotte Aktienunter-

nehmen, oder man bringt Nachrichten über günstige Abmachungen in Umlauf, die den Wert gewisser Papiere bedeutend steigern müssen, wenn sie wahr sind. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten verkauft man teuer, während thatsächlich das Gegenteil richtig ist. Selbstverständlich sinken sofort, wenn die wahre Nachricht eintrifft, die betreffenden Papiere, aber die Faiseurs haben ihr Geschäft gemacht.

Man sieht also, daß der Fisch doch das Gefäß schwerer macht; man muß es nur wiegen. Das Sozialgefährliche des „Differenzgeschäftes" liegt darin, daß vermöge desselben Objekte fremden Besitzes in ein willkürliches Spiel gezogen werden, derart, daß gerade das, was die allenfalls legitime Spekulation zur Entwicklung und wirtschaftlichen Nutzbarmachung bedarf, die sachliche Wahrscheinlichkeitsberechnung, völlig vernichtet wird. Es tritt an deren Stelle eine absolute Willkür, welche lediglich auf die Ausbeutung fremden Besitzes hinausläuft. Das Differenzgeschäft ist also nicht, wie die gelehrten Kasseler Juristen behaupteten, als „Spekulation" zu betrachten; es unterscheidet sich sehr wesentlich von der Spekulation; es ist vielmehr einfach Spiel, das sich sogar keineswegs der Formen des Zeitgeschäftes zu bedienen braucht und das oft genug auch als Comptantgeschäft auftritt. Allerdings zieht dieses Spiel aus dem spekulativen Zeitgeschäft seinen Hauptnutzen und ist wirksam auch auf dem Boden des letztern zu bekämpfen.

Indem der deutsche Juristentag in Kassel das Differenzgeschäft mit der reinen Spekulation zusammenwarf, that er allerdings zunächst nur, was allgemein geschieht. Wenn dies also auch verzeihlich ist, so ist es doch entschieden nicht die ohne weiteres gezogene Schlußfolgerung, daß trotz seiner Schädlichkeit das Differenzgeschäft nützlich sei.

Man muß gestehen, daß ein größerer Gegensatz der Behandlung wichtigster Fragen der sozialen Bewegung nicht denkbar ist, als er stattfand dort in der katholischen Versammlung von Fachmännern und Laien, hier in einer Versammlung von Gelehrten. Der Spott, den dort Windthorst über die Gelehrten der Universitäten ausgoß — sie seien garnicht so gelehrt als sie thäten, sagte er nämlich —, hat hier eine merkwürdige Illustration empfangen.

Leider ist die Frage nicht zum Spott; sie hat einen tiefen Ernst, der durch die Thatsachen seinen schwersten Hintergrund erhält. Das Differenzgeschäft ist unbedingt der potenzirte und zugleich privilegirte Wucher. In Mannheim ist gelegentlich eines sehr bekannt gewordenen Wucherprozesses vom dortigen Staatsanwalt über das Verhalten der Anwälte, welche dem angeklagten Wucherer in mehr als hundert grausigen Wucherfällen gedient hatten, ein strenges Urteil ausgesprochen worden, und mit Recht. Hätte aber dies Urteil nicht ebenso auf die Richter, welche in diesen Prozessen verfuhren, ausgedehnt werden müssen, da doch auch sie bald genug Einblick gewinnen mußten in den Charakter der Geschäfte jener Person? Thatsächlich treiben sich an vielen Gerichten unaus-

gesetzt Personen umher, welche die wucherische Ausbeutung zum Geschäft machen; sie sind gerichtsbekannt, aber ihre Geschäfte scheinen hie und da mit ganz besonderm Eifer betrieben zu werden, obwohl man diesen Geschäften den Wucher sofort ansieht. Und doch könnte richterlicherseits zur Milderung der sozialen Notlage sehr viel gethan werden, lediglich durch das Mäßigen der wucherischen Tempi. Denn nicht selten genügt eine kurze Frist für den Bedrängten, sich des wucherischen Angriffes zu erwehren, während er in unheilvolle Bedrängnis stürzen muß, wenn ihn die Schläge allzu rasch und häufig treffen. Gegenwärtig, wo trotz Wuchergesetz über die Hälfte der Welt die Klauen des Wuchers schwer auf sich liegen hat, ist dies von höchster Wichtigkeit.

Hier müßte das in der katholischen Versammlung so oft hervorgehobene Erziehungsprinzip von ganz besondrer Wirkung sein. Aber das „zu spät," das wir dort so oft aussprechen mußten, dürfte hier mit doppeltem Gewicht sich geltend machen. Die Juristen haben zudem ihr Hauptwerk, die neuen Justizgesetze, hinter sich. Die tiefe Unzufriedenheit mit denselben, die im Volke herrscht und die sich bei längerer Kenntnis nicht mindert, sondern verschärft, ist die schlagende Kritik dieser Gesetze. Hierzu tritt die Höhe der Gerichtskosten, die nicht selten noch vernichtet, was beim Verfahren noch nicht zu Grunde gerichtet worden ist. Jedenfalls erweist sich an den auf diesem Punkte hervortretenden Erscheinungen, wie gerechtfertigt unsre Besorgnis vor dem Zerriebenwerden ist. Gerade die von den katholischen Sozialpolitikern hervorgehobene und immer furchtbarer um sich greifenden Expropriation des kleinern Besitzes, bei der sich Differenzgeschäft und Wucher die Hand reichen, sollte in den Rechtsinstitutionen und in der Rechtspflege einen starken Damm erhalten. Indeß dieser mangelt gänzlich; die Konstitutionen gewähren ihn nicht, und die Personen begreifen ihn nicht.

Und doch empfindet man den Gang der sozialen Bewegung, die immer mehr anschwillt, weithin. Auch der diesmal in Mannheim versammelte volkswirtschaftliche Kongreß bewies dies, freilich nur im negativen Sinne. Aber dies ist hier genügend, um die Lage zu kennzeichnen. Denn der volkswirtschaftliche Kongreß ist, wie man weiß, in Deutschland der Brennpunkt des Manchestertums. Dieser Kongreß erwärmte sich zunächst insbesondre für den Hausirhandel, dessen Schädlichkeit wohl, soweit er den Handel mit Industrieerzeugnissen u. s. w. betrifft, von andrer Seite etwas übertrieben werden mag, der aber in manchen seiner Verzweigungen (z. B. hinsichtlich des Handels mit „Wertpapieren") unbedingt verboten werden sollte. Ebenso äußerte sich der Kongreß über die Steuerfrage in der gewohnten „prinzipiellen," aber wenig praktischen Weise. Das aber, was der Referent über Arbeiterversicherung (wie wir schon oben betont, eine der wichtigsten sozialen Angelegenheiten) äußerte, klang merkwürdig an an die über das Unterstützungswesen in der katholischen Versammlung gehörten Äußerungen. Auch hier wollte man nichts von staatlichen, bez. Distriktskassen

wissen, sondern der einzelne Arbeitgeber selbst sollte organisirend auftreten und wirksam sein.

Was hinsichtlich der Mängel dieser Anschauung schon oben gesagt ist, findet hier noch mehr Anwendung. Die Elemente, welche sich im volkswirtschaftlichen Kongreß vereinigen, haben zwanzig Jahre Zeit gehabt, wenigstens eine praktische Wirksamkeit zu beginnen; bis jetzt aber haben sie dieselbe ungenutzt verstreichen lassen. Vereinzelte Anfänge, verbessernd auf die soziale Lage der Arbeiter einzuwirken, sind einfach mißglückt — wie z. B. der vom Geheimrat Engel selbst ausgegangene, den der Fabrikbesitzer Borchers in Berlin gemacht hatte —; es erweist sich also die private Thätigkeit, besonders wenn sie unorganisirt ist wie in manchesterlichen Kreisen, durchaus als unzureichend. Zudem will dieser Kongreß eine „Verquickung" des Unterstützungssystems vermeiden.

Hier ist also zwar ein Einfluß der sozialen Bewegung bemerklich insofern, als man sich wenigstens veranlaßt sieht, einige bedeutungsvolle Fragen, die dabei auftreten, zu diskutiren, aber ein Fortschritt in der Erkenntnis innerhalb des Kreises des volkswirtschaftlichen Kongresses ist nicht zu sehen. Die Herren reiten immer noch auf ihren alten Paradepferden, ohne zu bemerken, daß dieselben längst steif geworden sind. Übrigens ist der Abfall auf dieser Seite auch so stark gewesen, daß der volkswirtschaftliche Kongreß eigentlich nur noch eine antiquarische Bedeutung hat. Dies tritt recht drastisch hervor, wenn man sieht, daß eine Delegirtenversammlung des Verbandes deutscher Industriellen, die in Nürnberg tagte, sich auf den Standpunkt der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 stellte, obgleich ihre Elemente wesentlich den Kreisen angehören, aus denen der volkswirtschaftliche Kongreß herausgewachsen ist. In ihren speziellen Vorschlägen aber verlangen diese Delegirten im strikten Gegensatz zu dem volkswirtschaftlichen Kongreß gerade, daß Unfallversicherung und Hilfskassenwesen in Verbindung organisirt werden soll, und im Verfolg dieses Gegensatzes fordern diese Delegirten auch den staatlichen Versicherungszwang; sie erachten es auch für das beste, wenn durch eine Reichsanstalt das Unfallversicherungswesen in die Hand genommen würde; sie wollen aber auch die Arbeiter zur Beitragsleistung herangezogen wissen.

Durch solche Verhandlungen wird, wie man sofort einsieht, die Klarheit nicht gefördert; es kommen nur Gegensätze zum Vorschein. Diese Gegensätze werden aber keineswegs gemindert durch die Verhandlungen, welche schließlich der Verein für Sozialpolitik, der wie die katholische Versammlung ebenfalls in Frankfurt tagte, zum Ausdruck brachte.

Diese Versammlung beschäftigte sich mit dem Verhältnis der großen und kleinen Versicherungsverbände und mit dem Versicherungszwang. In dieser, wie wir mehrfach betont haben, so überaus wichtigen Frage, die den von uns schon berührten wundesten Punkt unserer socialen Verhältnisse wenigstens streift, steht dieser Verein ungefähr in der Mitte der Debatte, wodurch also wieder

eine neue repräsentativ vertretende Anschauung entsteht und der Weg zur eigentlichen Thätigkeit, auf die alles ankommt, eher noch mehr verlegt als geebnet wird. Der Verein verwirft die Privatversicherung, er verlangt Eingreifen des Staats und will Verbände. Das sind alles Postulate, mit denen er das einemal mit den Vorschlägen andrer Vereine zusammentrifft, das andremal ihnen widerspricht. Zudem denkt er sich die Aufgabe, die hier vorliegt, zu leicht. Wenn behauptet wird, der Krankenkassenzwang sei eins der wesentlichsten Mittel zur Beseitigung der Vagabondage, so ist dies ein Optimismus, den wir nicht begreifen. Durch den Krankenkassenzwang berührt man die Urquelle der Vagabondage noch lange nicht. Diese Urquelle ist aber jedenfalls der Punkt, wo die meiste Gefahr droht. Indeß ist ihr nirgends näher getreten; höchstens in der katholischen Versammlung durch die Berührung des Normalarbeitstages, dessen Durchführung aber den stärksten Widerstand von seiten der Fabrikanten finden dürfte, wenigstens wenn derselbe wirklich zu jener schneidigen Maßregel werden sollte, welche der immerwährenden Gefahr der Überproduktion einen Damm zieht.

Es ist nicht zu verwundern, wenn bei solcher Verworrenheit in der Debatte über die soziale Frage die Praxis vollends rat- und hilflos wird. Der Armenverein derselben Stadt, wo die erst- und letztberührten Versammlungen stattfanden, erließ kürzlich einen Notschrei an die Bevölkerung, worin angegeben war, daß in den ersten zehn Monaten des Jahres 1882 nicht weniger als 11769 durchpassirende Personen bei ihr um Unterstützung nachgesucht haben. Und welche Ursache giebt der Armenverein dafür an? Die, daß in Frankfurt das Fechten so einträglich sei! Vor solcher Naivetät steht man staunend. Auf dem Lande und in den kleinen Städten ist die Belästigung der einzelnen durch Bettler thatsächlich verhältnismäßig stärker als in großen Plätzen wie Frankfurt. Andrerseits hatte vor einiger Zeit ein württembergischer Armenverband die wesentliche Abnahme der Unterstützungsuchenden im Jahre 1881 auf seine eigne Wirksamkeit zurückgeführt. Man wird zugeben, daß derartige Äußerungen aufs traurigste berühren müssen; denn sie zeigen, wie sehr man allenthalben in der Debatte und Praxis auf der Oberfläche herumtastet, anstatt in die Tiefe einzudringen.

Dies vorzuführen war die Absicht dieser Erörterung, bei der wir ausgegangen sind von dem thatsächlich bedeutendsten, was sich auf dem Gebiet der sozialen Debatte und Praxis unserer Anschauung zunächst aufdrängte. Es konnte nicht daran zu denken sein, die Sache irgendwie erschöpfen zu wollen. Aber wir wollten durch unsere Darstellung durchleuchten lassen, wie hoch bereits die soziale Gefahr gestiegen erscheint schon durch die Unzulänglichkeit der ihr gegenübertretenden Praxis und durch die Unsicherheit und Unklarheit der sich mit ihr befassenden Debatte. Insbesondre wollten wir andeuten, wie gerade der Umstand, daß einerseits die katholische Versammlung in Praxis und

Debatte hinſichtlich der ſozialen Angelegenheiten das beſte vorführte, und daß andrerſeits den praktiſchen Juriſten die ſoziale Bewegung nach allen Seiten hin eine völlig dunkle blieb, jene Gefahr verſchärfe und den Staatsgewalten den Weg, der hier ungeſäumt einzuſchlagen iſt, bezeichnen müſſe.

Die Fremdwörterſeuche.

Von Herman Riegel.

(Fortſetzung.)

2. Der Kampf gegen das Übel.

Man kann ſich nicht wundern, daß die deutſche Sprache im vorigen Jahrhundert tief herabgekommen war. Unſer großes nationales Unglück im ſiebzehnten Jahrhundert, das mächtige Emporblühen Frankreichs, die ſtets ſich wiederholende Überſchwemmung Deutſchlands mit fremdem Kriegsvolk und einige andre Umſtände erklären dies vollkommen. Auch darüber kann man ſich nicht wundern, daß in den Werken unſrer Klaſſiker ſeit Klopſtock und Leſſing noch hie und da ein Überbleibſel dieſer ſprachlichen Entartung ſich geltend macht; auch dies erklärt ſich natürlich und von ſelbſt. Aber darüber kann man ſich billigerweiſe höchlichſt wundern, daß wir heute, trotz des Vorgangs unſrer großen Dichter, trotz unſers nationalen Aufſchwungs, trotz des neuen deutſchen Reiches wieder bei der ſprachlichen Entartung der Barockzeit angelangt ſind und ſie ſelbſt noch übertreffen. Und während damals die erwachende Nation in ihren beſſern Teilen dieſe Entartung von ſich ſtieß, ſehen wir heute weit und breit die fremden Schmarotzer mit einer Vorliebe geſucht und gepflegt, die den Vaterlandsfreund mit Unwillen, Kummer und Beſchämung erfüllen muß. Man fragt ſich: wie iſt das möglich? Man fragt ſich nach den Gründen der Erſcheinung, den äußern und den innern. Ja, wie wir geſchichtlich zu dem Unheil gekommen ſind, läßt ſich begreifen, aber wie dasſelbe heute, ſtatt geringer zu werden, immer größer wird, das iſt kaum zu faſſen. Was ich davon habe beobachten und einſehen können, will ich verſuchen kurz anzudeuten.

Der eigentliche Grund oder Hauptgrund, von dem ich auch ſchon oben geſprochen habe, ſcheint mir die Gewohnheit zu ſein. Wir haben das Übel von unſern Vorfahren überkommen, und es iſt auf uns übergegangen, ohne daß wir es gemerkt haben. Die Gewohnheit hat auch hier Ammendienſte verſehen, und ſo iſt in unſer Blut übergegangen, was doch Gift iſt. Nur wer es als ſolches

erkannt und dazu den rechten Willen gehabt, hat es von sich gestoßen und der Gewohnheit den Krieg erklärt. Aber es giebt keinen Stillstand. Alles nimmt entweder ab oder wächst, denn das ist das Gesetz des Lebens. Und diese Gewohnheit ist gewachsen und wächst gerade in unsern Tagen auf eine erschreckende Weise. Die innern Anlässe oder Gründe, die ihr dazu helfen, sind wesentlich dieselben, welche sie ehedem ins Dasein riefen, Dinge sehr unerfreulicher Art.

Zwar führen die Sprachmischer und Wortmenger gern vernünftige Gründe für ihre schlechte Gewohnheit an. Sie sagen, der fremde Ausdruck sei treffender und kürzer als ein schwerfälliger und langer deutscher, und dafür ziehen sie einige Beispiele an, die ihnen scheinbar recht geben, ja die ihnen wirklich bisweilen recht geben müßten, wenn die Voraussetzung, die sie stillschweigend unterschieben, haltbar und richtig wäre. Denn ist Kürze das Wesen und der Zweck der Sprache? Und ist denn das Fremdsprachliche für den Deutschen, der nur deutsch versteht, treffender als das Deutsche selbst? Ist Ventriloquist kürzer und treffender als Bauchredner? Ist Prestidigitateur treffender und kürzer als Taschenspieler? Ist Toilette machen treffender und kürzer als sich anziehen oder umziehen? Ist Inaugurationsprozession kürzer und treffender als Festzug? Wenn ich also auch wirklich einzelne Fälle ausnehmen wollte, wo es sich um Wörter handelt, für die wir keine bestimmten guten deutschen Ausdrücke von derselben Bedeutung haben oder noch nicht gefunden haben, so muß ich doch alle die sogenannten vernünftigen Gründe für eitel Selbstbetrug und Schwindel halten.

Ursprünglich ist die Sucht, Fremdwörter an Stelle von deutschen zu gebrauchen, aus Vornehmthuerei und Dünkel hervorgegangen, und sie ist genährt worden durch den allgemeinen äffischen Nachahmungstrieb im Menschen und die alte schwächliche Vorliebe für Fremdes überhaupt in uns Deutschen. Die Gelehrten gefielen sich darin, in ihr Deutsch eine Menge lateinischer Ausdrücke und Redensarten einzumengen, und je weniger sie von Nichtgelehrten verstanden werden konnten, umso gelehrter kamen sie sich vor. Die Höflinge machten es mit dem Französischen ebenso, und alles, was nach den Höfen hinschielte, machte es auch hierin den Höflingen nach; man kauderwälschte mit Wollust, und je weniger man von einem Deutschen, der nicht französisch gelernt hatte, der also bloß ein gewöhnlicher Kerl war, verstanden werden konnte, umso vornehmer dünkte man sich. Beide Beweggründe sind auch heute besonders wirksam, um die schlechte Gewohnheit zu erweitern. Dazu kommt eine eigentümliche Furcht, unter gewissen Verhältnissen schlecht und recht mit der Wahrheit herauszurücken, und eine krankhafte Neigung, selbst das einfachste und natürlichste zu bemänteln und zu beschönigen. Man sagt in sogenannter guter Gesellschaft nicht: der oder die ist beschränkt, sondern bornirt, man schwitzt nicht in guter Gesellschaft, wenn man auch bei 30 Grad Réaumur förmlich trieft, man transpirirt immer nur. Man schlägt auch einem guten Bekannten oder einem angesehenen Manne nichts

ab, man refüsirt. Selbst die Betrüger und Unterschlager heißen heutzutage Defraudanten. Betrügen! Pfui, wer wird betrügen sagen? „Comment Mademoiselle? — ruft der Betrüger in Lessings »Minna von Barnhelm« aus — betrügen? Corriger la fortune! Das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Sprak! für ein plump Sprak!" Die „deutsch Sprak" hat seitdem etwas gelernt, sie sagt jetzt ganz hofmäßig defraudiren und fraudiren.

Auch im entgegengesetzten Sinne, wenn einem anerkennenden Begriffe etwas von seinem Werte entzogen werden soll, wird ein Fremdwort eingeschoben; so wird statt achten estimiren gebraucht. Bisweilen erscheint dem üblichen Fremdworte gegenüber der echte, deutsche Ausdruck zu gewählt; man fürchtet gegen die Gewohnheit zu verstoßen und sagt hundertmal für eins Friseur statt Friesler oder Haarkräusler, Coiffure statt Kopfputz, gratuliren statt beglückwünschen, Collier statt Halsschmuck u. s. w. Oder der deutsche Ausdruck erscheint zu innerlich und gemütvoll im Vergleich zu dem mehr äußerlichen und kalten Fremdwort, und man hält ihn deshalb zu Gunsten des letztern zurück. Deshalb sagt man viel öfter intim statt vertraut. Wie auch immer das Verhältnis des einen zum andern im einzelnen und besondern sei, im allgemeinen stellt das Fremdwort eine Entfremdung von der Wahrheit, Schlichtheit und Einfachheit dar, eine Vorschiebung falschen Scheines und eine Verdunkelung echter deutscher Art, oder mit einem Worte eine innere Abkehr von der Natur unsrer Sprache.

Wieviel aber wird gegen die Natur überhaupt fort und fort gesündigt und verstoßen aus Dummheit, Eitelkeit und Ziererei! Da klemmt sich ein grüner Jüngling im stolzen Unsterblichkeitsdrange einen Zwicker vor seine Augen, die ihm die gütige Natur kerngesund beschcert hat, um, wie er meint, nach mehr auszusehen. Oder ein junges Mädchen schnürt sich unsinnig, um, wie sie denkt, schöner auszusehen, und dabei verkrüppelt ihre von Natur gesunde Leber. Aber dem Zwickeraffen wie der Schnürnärrin ist beides Gewohnheit geworden, so hart ihnen anfangs auch der Zwang ankam. Er kann den Klemmer nicht mehr entbehren, ist wirklich kurzsichtig geworden und blickt ohne das Ding blöde und unsicher in die Welt hinein; sie kann ohne festen Schnürleib nicht mehr gerade stehen, und frei bewegen kann sie sich überhaupt nicht. Die Macht der Gewohnheit hat die Natur überwunden, sie empfinden und kennen die Unnatur nicht mehr. Wozu sie sich aus Eitelkeit und Narrheit erst haben zwingen müssen, ist ihnen Lebensbedingung geworden — auf Kosten ihrer Gesundheit, Tüchtigkeit und Lebensdauer. So ist es auch mit der Sprache. Aus Afferei ist ihr Gewalt angethan; die Afferei ist zur Gewohnheit geworden, und Afferei nährt fort und fort die Krankheit. So ist die gesunde Natur unsrer edeln Sprache geschädigt worden und unnatürliche Entartung eingerissen. Diejenigen, welchen der fremde Wortmischmasch zur Gewohnheit geworden ist, haben einen Teil ihrer eignen Muttersprache verlernt oder niemals gelernt. Sie haben den fremden Zwicker

auf der Nase und den ausländischen Schnürleib um die Brust: der gesunde Begriff von Wesen und Geist, von Reichtum und Schönheit der deutschen Sprache ist ihnen verdeckt und eingeengt.

Aber so alt das Übel, so alt ist auch der Kampf gegen dasselbe. Es hat nie an Vorstellungen und Ermahnungen gefehlt, von der verderblichen Gewohnheit abzulassen, und ich könnte eine große Menge von Beweisstellen hierfür beibringen. Da es aber keinen Wert haben kann, eine vollständige Aufzählung aller Namen, die in dieser Beziehung hier genannt werden könnten, zu geben, so beschränke ich mich darauf, aus der Vergangenheit als Beispiele einige Stimmen von Männern wachzurufen, die diesem Unfug entgegentraten und das Kind beim rechten Namen nannten.

Am ehesten dürfte, wenn man von der Unart der höfischen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, wie billig, absieht, eine umfänglichere Vermischung unsrer Sprache, oder richtiger ihres niederdeutschen Zweiges, unter Einfluß der burgundischen und spanischen Fürsten, in den Niederlanden stattgefunden haben. Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts war diese Vermischung, besonders in den südlichen Landesteilen, schon eine sehr starke und entstellende geworden. Das Niederländische, Vlämische, oder wie er es selbst nennt, das Deutsche, welches z. B. Rubens schrieb, war durchsetzt mit Fremdwörtern. Und so mag denn hier auch zuerst ein Niederländer sprechen, der sich erhebt zur Verteidigung seiner niederdeutschen Sprache, die auch er die deutsche nennt. Samuel Ampzing sagt in der Einleitung zu seiner „Beschreibung der Stadt Haerlem," die 1628 in Harlem erschien, folgendes: „Muß denn nicht ein jeder rechtschaffene, redliche und verständige Mensch und vornehmlich der, der sich in andern Sprachen geübt hat, seiner Muttersprache soviel Liebe zutragen, daß es ihm nicht gleich sei, wie er schreibe und spreche, und ob seine Sprache verwildere oder verfalle..... So will ich denn auch wohl, daß wir von dieser unsrer köstlichen und löblichen Sprache etwas mehr Werks machten und für ihre Ehre mehr eiferten, als wir gemeinlich thun. Ja, es ist nur zu wahr und mehr als bekannt, daß sie gerade von den Gelehrtesten selbst, die ihr die Hand bieten müßten, durch fremde und ausländische Wörter ganz entartet und verdorben wird: die dann erst meinen gelehrt und zierlich zu sprechen, wenn sie durch solche aufgeraffte, undeutsche und unbekannte Wörter ihre Muttersprache öffentlich brandmarken. Man banne diese Wörter doch aus unsrer Sprache, soviel es möglich ist. Will jemand Französisch oder Lateinisch sprechen, dann kann er es ja thun: aber man lasse unsre Sprache ungeschändet in ihrer Vollkommenheit... Ich weiß es wohl, daß uns diese Art zu sprechen durch lange Gewohnheit von den Schulen und nachher in Mund und Ohren gewachsen ist: nichtsdestoweniger wenn jemand was schreiben und ans Licht geben will, so muß er fleißig acht nehmen, zum ersten, daß er deutsch und darnach daß er gutes und reines Deutsch rede; auf daß unsre Sprache nicht verwälscht

und gebrochen, sondern aufrecht bleibe und nach ihrer ursprünglichen Art gesprochen werde."

Das alles paßt auch auf das Hochdeutsche und auf die heutige Zeit. Übrigens wurde zu derselben Zeit, als Ampzing lebte, und auch schon früher in Deutschland selbst die Sucht, dem Ausländischen nachzulaufen und die Sprache mit fremden Wörtern zu entstellen, vielfach schmerzlich empfunden. Aus dem Wunsche, dem Übel entgegenzuwirken, entstand die „Fruchtbringende Gesellschaft," deren Stiftung bereits im Jahre 1617 erfolgte. Einer ihrer wesentlichen Zwecke bestand nach den Satzungen der Gesellschaft darin, daß „man die hochgeehrte Muttersprache in ihrem gründlichen Wesen und rechten Verstande, ohne Einmischung frembder außländischer Flikkwörter, aufs möglichste und thunlichste erhalte, und sich so wol der besten aussprache im reden, als der reinesten art im schreiben und Reime-dichten befleißige." Dieser Zweck wurde festgehalten. Im Jahre 1646 gab der Fürst zu Anhalt-Köthen in Frankfurt am Main ein jetzt sehr selten gewordenes Kupferwerk „Der fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen und Vorhaben u. s. w." heraus, in welchem ein „Kurtzer Bericht von der fruchtbringenden Gesellschaft Zwecke und Vorhaben" den Kupfern vorangeht. In diesem Vorbericht liest man beinahe wörtlich die oben mitgeteilte Stelle und dann noch folgende Erörterung: „... weil unsere weitgeehrete hochdeutsche Muttersprache so wol an alten, schönen und zierlichen Reden, als auch am überflusse eigentlicher und wolbedeütlicher Wort, so iede sachen besser, als die frembden recht zu verstehen geben können, einen nicht geringen vorzug hat: Das ebener gestalt darauf möchte gedacht werden, wie eine sothane Gesellschaft zu erwecken und anzustellen, darinnen man in gut rein deütsch reden, schreiben, auch anders, so bey dergleichen zusammensetzung und erhebung der Muttersprache, (darzu ieder von Natur verpflichtet) gebrauchlich und dienlich, vornemen möchte."

Deutlicher und derber drückt sich Georg Neumark in seiner zu Weimar 1668 unter dem Titel „Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum" herausgegebenen Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft aus, indem er den bezeichneten Zweck derselben dahin erläutert, „daß wir unsre Muttersprache vor allen Dingen, von dem Unflat bettlerischer Wortbesudelung, so viel jedem möglich, ausreüten, säubern, auszieren, und keineswegs damit ferner behelligen: Sondern dieselbe dagegen in ihrer Grundfeste und rechtem Verstande erhalten, behalten, und fortzupflantzen, uns höchlich angelegen seyn lassen."

Nach dem Beispiele der „fruchtbringenden" bildeten sich nach und nach verschiedene andre Gesellschaften zu denselben löblichen Zwecken, doch war ihnen allen, wie der „fruchtbringenden" selbst, das schwülstige, überladene Beiwerk, womit sie, dem allgemeinen Geschmacke der Zeit gemäß, ihr Thun und Treiben umgaben, vielfach hinderlich. Immerhin aber wirkten sie anregend und heilsam.

Da ist zunächst Philipp von Zesen zu nennen, der 1643 zu Hamburg eine „Deutschgesinnte Genossenschaft" stiftete und gleichzeitig eine „Hooch-Deutsche

Sprach-übung" erscheinen ließ, in der er sich auch gegen die fremden, ganz besonders die französischen Wörter wandte, damit „wier aus unserer edlen Hooch-deutschen Spraache nicht eine barbarische machen."

Ferner Justus Georg Schottelius, der 1641 zu Braunschweig eine „Teutsche Sprachkunst" herausgab, „darinn die allerwortreichste, prächtigste, reinlichste, vollkommene, uhralte Hauptsprache der Teutschen auß ihren Gründen erhoben u. s. w." Er spricht darin mit Eifer gegen die fremden Wörter, besonders gegen die terminos, die eine steifbeinige Gelehrsamkeit auch in der deutschen Sprachlehre festgehalten haben wollte. Der Hauptgedanke, von dem er ausgeht, ist folgender: „Derselbiger Gebrauch, dem ein Hauptgesetz oder der Grund der Sprachen entgegen laufft, ist kein Gebrauch, sondern eine mißbräuchliche Verfälschung." Dann sagt er weiter: „Derowegen habe ich es bey mir für einen Eckel und Schande gehalten, etwas von Athen oder Rom zu erbetteln, welches in unserem Teutschlande schöner, safftiger und dem Teutschen Verstande deutlicher und kräfftiger vorhanden ist. Daß aber hie etzliche vermeinen möchten, man vermüge nicht, oder man vermüge doch so eigentlich nicht die Terminos oder verba artium in Teutscher Sprache zu geben, wie sie in Griechischer und Lateinischer befindlich sind, solches ist nur eine öffentliche Bekenntniß ihrer unkündigkeit, und deroselben Meynung im grunde irrig, falsch und nichtig." Diesen Gedanken führt er dann des weiteren aus und gelangt endlich zu der entschiedenen Erklärung: „Diß muß einer beweisen, wer da einen mißgönstigen zweiffel recht ausbrüten wil: Ob unsere teutschen Kunstwörter nicht können eben so gründlich, vernemlich und wollautend außdrücken und anzeigen das Ding, dessen Kunstmässige Wörter sie sind, und ob sie nicht in einer geringen Lehrzeit durch kurtze gewohnheit eben so beliebt und unserem Verstande annehmlich werden können, alß die Griechische oder Lateinische. Kan er daß, so führet er den Titul eines Klügelmeisters mit ehren: wo nicht (es wird aber niemand können, und wil doch stete Grillen haben, und einen stinkenden klügelsüchtigen Athem von sich blasen,) so soll man ihn mit faulen Eyeren hinauß werffen, und seinen Nahmen nicht würdigen mit teutschen Buchstaben zu schreiben. Und dieses rede ich aus trieb sonderlicher wichtiger Uhrsachen: sintemal die teutsche Sprache von keinen mechtigern Feinden überfallen, noch von einem gifftigeren Unsterne überstralet werden kan, als daß bald einer, und ander, so doch noch nicht angefangen ein Lernschüler darin zu werden, gar gebietender massen ein Richter seyn, und das Winkeleisen nach dem Grundsteine absormen, daß ist, den Verstand nach seinem Unverstande abmessen wil: Dadurch denn alle Früchte und die grünende Blüte unserer Muttersprache, in ihrer ersten Geburt wird ersticket, also daß sie zu keinem vollen Wachsthume gerahten kan, sondern ein dörnichtes Gebüsche und zertretenes Gestrütticht verbleiben muß. Schließlich so mangelt es der teutschen Sprache durchauß nicht an einigem Kunstwerte, sondern uns am rechten Verstande unserer Sprache." Rechte und gerechte Worte, welche verdienten an

die Mauern der Städte zur Nachachtung und Beherzigung geſchlagen zu werden.

Auch Leibniz trat für die gute Sache ein. Im Jahre 1697 ſchrieb er ſeine „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache,“*) in denen er „unſre Haupt- und Helden-Sprache“ gegen den „abſcheulich überhand genommenen Miſchmaſch“ kräftig verteidigt. Er erklärt, wie es gekommen ſei, daß, da „man im Jahrhundert der Reformation ziemlich rein Teutſch redete,“ nun ſeit dem dreißigjährigen Kriege, „da Teuſchland von fremden Völkern, wie mit einer Waſſerfluth überſchwemmt worden, nicht weniger unſre Sprache, als unſer Gut in die Rappuſe gangen.“ Franzöſiſche Sprache und Weſen habe überhandgenommen, man habe „Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworfen,“ man ſei darnach erzogen und habe „einen Ekel der Teutſchen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen.“ Leibniz erörtert dann kurz das Weſen und die Natur unſrer Sprache und bezeichnet die Mittel, um „dem einbrechenden Sturm der fremden Worte ſich zu widerſetzen.“ Insbeſondre will er die eigentlich ſchöne Literatur geſchützt wiſſen und iſt der Anſicht, daß, wie ſchon oben bemerkt, „in einem ſonſt ſchönen Teutſchen Gedichte ein Franzöſiſches Wort gemeiniglich ein Schandfleck ſein würde.“ Endlich hofft er einen günſtigen Erfolg von einer Vereinigung „Teutſchgeſinnter Perſonen.“ Dieſer Hoffnung und Meinung hat er in ſeiner wahrſcheinlich bereits erheblich früher geſchriebenen „Ermahnung an die Teutſche, ihren Verſtand und Sprache beßer zu üben, ſamt beigefügtem Vorſchlag einer Teutſch-geſinten Geſellſchafft“ noch deutlichere Worte geliehen. Er erzählt auch hier zuerſt, wie die franzöſiſche Mode über uns und unſre Sprache gekommen ſei, und findet nichts Rühmliches und Vorteilhaftes in dieſer „zu einer anſteckenden Landſeuche“ gewordenen Narretei. Eines aber — fährt er fort — „were zu loben, wenn die franzöſiſche Mode das übermäßige Sauffen abbringen könnte; doch ſage ich, man werde den Teufel mit Beelzebub vertreiben, und bin ich faſt der Meinung, daß weiland ein trunckener alter Teutſcher in Reden und Schreiben mehr Verſtand hat ſpüren laſſen, als anjezo ein nüchterner franzöſiſcher Affe thun wird.“ So eifert er weiter und gelangt zu der „Meinung, es ſolten einige wohlmeinende Perſonen zuſammentreten, und unter höherem Schuz eine Teutſchgeſinte Geſellſchafft ſtifften; deren Abſehen auf alle dasjenige gerichtet ſeyn ſolle, ſo den teutſchen Ruhm erhalten oder auch wieder aufrichten können.“ Und dahin rechnet er beſonders, daß „dahin zu trachten ſeyn würde, wie allerhand nachdrückliche, nüzliche, auch annehmliche Kernſchrifften in teutſcher Sprache verfertigt werden möchten, damit der Lauff der Barbarey gehämmet, und die in den Tag hinein ſchreiben beſchähmet werden mögen.“ So hofft er ſchließlich auf eine „Aus-

*) In Leibniz' „Deutſchen Schriften“ I. (Berlin, 1838.)

musterung des frembden Affenwercks" und andre wichtige Vorteile „zu Ruhm und Wohlfarth teutscher Nation."

Leibniz war bemüht, diese seine guten Absichten durch die Berliner Akademie der Wissenschaften, deren Stiftung im Jahre 1700 bekanntlich durch ihn beeinflußt war, zu verwirklichen. Wir werden sogleich an das, was die Akademie in dieser Hinsicht geleistet und nicht geleistet hat, mit einigen Worten erinnern, lassen aber zuvor noch einige andre treffliche Männer reden.

Da ist zunächst ein Unbekannter, der sich nur D. J. G. S. nennt und der 1737 zu Hildesheim eine „Ausführliche Abhandlung vom Ursprung und Aufnahme der Deutschen Sprache u. s. w." herausgegeben hat.*) Darin sagt er: „Mehr als zuviel ist bekant, wie die teutsche Sprache jhre eigene Wörter verlieren, deutlos und unbekannt lassen, jhren herrlichen Reichtuhm verarmen sehen, und jhre eigene reinliche Gestalt verfrömdet und verschandflekket leiden muß, in dem nicht allein einem jeden nach Beliebung, durch gestatteten Misbrauch freygelassen wird allerley Wörter aus allerley Sprachen hinein zulappen, als ob kein zierliche Rede geschehen, noch einige Schrift abgefasset werden könnte, Zier und Wohlstand sey dann von Frömden entlehnet, und unsere so herrliche, prächtige, Majestätische Sprache zur armen hungrigen Bettlerin gemacht."

Ihm folgt Johann Christoph Gottsched. Er schrieb eine „Vollständige und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst u. s. w.," die zuerst 1748 zu Leipzig und darnach noch wiederholt erschien.**) Dieser erklärt es für „eine unnöthige Mengesucht einiger vormaligen Schriftsteller, daß sie sich unzählige fremde Wörter angewöhnet, die man eben sowohl deutsch geben kann, wenn man nur in guten deutschen Büchern ein wenig belesen ist." Er stellt als Grundsatz auf: „Wo im Deutschen gute Worte vorhanden sind, da ist es lächerlich, sich der fremden zu bedienen," lehnt sich gegen das „Ottergezücht" unnötiger Fremdlinge mit Entschiedenheit auf und macht zahlreiche Vorschläge zur Ersetzung der fremden durch gute deutsche Wörter.

Der dritte ist Lessing, Gotthold Ephraim Lessing in eigner Person. Im Februar 1759 gab er den vierzehnten seiner „Briefe, die neueste Literatur betreffend" heraus, in welchem er von der „Sprache des Herrn Wieland," wie sie die ersten Schriften des damals sechsundzwanzigjährigen Dichters zeigten, handelt. Wielands Anlehnung an die Franzosen hatte ihn schon herausgefordert, und nun fand er auch die Sprache unrein und schlecht. Er meint, Wieland hätte in der Schweiz, wo er sich damals aufhielt, nicht bloß den Geist und den eigentümlichen Schwung unsrer Sprache verlernt; „er muß sogar — fährt

*) Doch wohl derselbe D. J. G. S., der die „Rockenphilosophie" geschrieben? Dieser hieß, wie wir zufällig von sachkundiger Seite wissen, Johann Georg Schmidt. D. Red.

**) Mir liegt die fünfte Auflage von 1762 vor.

Leſſing wörtlich fort — eine beträchtliche Anzahl von Worten vergeſſen haben. Denn alle Augenblicke läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, der ſich kaum beſinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftſteller oder einen aus dem galanten Zeitalter Chriſtian Weiſes lieſt. Licenz, viſiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalouſie, Corruption, Dexterität — und noch hundert ſolche Worte, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriſt iſt. Linge ſagt Herr Wieland ſogar" — für Leinen oder Wäſche nämlich. Wie viele von denen, die heute Leſſing immer im Munde führen, ſchreiben ein Deutſch, das dem großen Manne denſelben Ekel erwecken müßte. Möchten ſie doch Leſſing weniger im Munde führen und mehr im Herzen tragen!

Endlich Klopſtock, der gewaltige Dichter, der ſich um unſre Sprache unſterbliche Verdienſte errungen hat. Klopſtock eifert in ſeiner 1774 veröffentlichten „Deutſchen Gelehrtenrepublik" gegen das Fremde und die fremden Wörter und iſt der Meinung, daß derjenige, der ſtets „ausländiſche Worte ohne Bedürfniß in die Sprache miſcht, den Hund tragen" ſolle, als ein Zeichen ſchmählichen Hohnes — ein Seitenſtück zu den faulen Eiern des alten, trefflichen Schottelius.

Ich komme nun auf die Wirkſamkeit der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften zurück. In ihrer Stiftungsurkunde wurde der Akademie die Aufgabe geſtellt, das, „was zur Erhaltung der teutſchen Sprache in ihrer anſtändigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutſchen Nation gereichet, abſonderlich mit zu beſorgen." Aber Friedrich der Große, der bald nach ſeinem Regierungsantritt im Jahre 1744 der Akademie neue Satzungen gab, empfahl ihr zwar mit Nachdruck die Pflege der deutſchen Sprache, doch wurde gleichzeitig die franzöſiſche Sprache für ihre eignen Abhandlungen eingeführt, und damit die deutſche Sprache wieder herabgeſetzt und ausgeſchloſſen. Erſt etwa fünfzig Jahre ſpäter, 1792, erinnerte ſich der verdienſtvolle Miniſter Graf von Herzberg, welcher Kurator der Akademie war, der dieſer Anſtalt ſchon in die Wiege gelegten hochwichtigen Aufgabe. Er vereinigte die deutſchen Mitglieder der Akademie „zur Ausführung des großen Planes, den der unſterbliche Leibnitz ſchon bei Errichtung der Akademie zu Anfang des Jahrhunderts bezweckte, nämlich auf die Vervollkommnung der deutſchen Sprache hinzuarbeiten." Es wurde ein eigner Ausſchuß beſtellt, und die Akademie ſchrieb darnach fünf Preisfragen aus, die ſich auf die Reinigung der deutſchen Sprache von den eingedrungenen Fremdwörtern beziehen. Die hierdurch veranlaßte Abhandlung Joachim Heinrich Campes, „Grundſätze, Regeln und Gränzen der Verdeutſchung," iſt erweitert und mit einem Wörterverzeichniſſe verſehen als „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutſchung der unſrer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" erſchienen 1801 zu Braunſchweig. Den zweiten Preis hatte Auguſt Kinderling erhalten, deſſen Abhandlung „Über die Reinigkeit der Deutſchen Sprache u. ſ. w." bereits 1795 zu Berlin herausgegeben wurde. Ich will auf dieſe verdienſtlichen Bemühungen

hier nicht weiter eingehen, da sie gelehrter Art sind und die Kraft eines offnen Aufrufes, der recht aus dem Herzen käme, nicht besitzen. Auch ist wohl allgemein bekannt, was dieselben und was namentlich Campe gutes gewirkt haben.

So hat das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert durch gewichtige Stimmen Verwahrung eingelegt gegen den Mißbrauch einer übermäßigen, unnötigen und läppischen Anwendung von Fremdwörtern. Einen besondern Aufschwung aber erhielten diese Bestrebungen in den unglücklichen Jahren der Fremdherrschaft, wo jeder nur einigermaßen vaterländisch gesinnte Mann sich anklammerte an deutsche Art und Sprache, fremde Art und Sprache von sich stieß und sich schämte, durch Einmischung fremder Wörter, die überwiegend der Sprache seiner Unterjocher angehörten, seine herrliche deutsche Muttersprache zu besudeln.

Fichtes „Reden an die deutsche Nation" hallen auf jedem Blatte von jenem starken, edeln, erhebenden Nationalgefühle wieder, welches das ganze deutsche Leben durchtränken und erneuen wollte, und welches ganz von selbst auch der deutschen Sprache ihren natürlichen Adel, ihre alte Würde, Reinheit und Schönheit sichern mußte. Mit welchem Erfolge dies Fichte selbst that, das lehrt die Sprache dieser Reden, die auch hinsichtlich ihrer Reinheit von fremden Flecken und ausländischem Flickwerk mustergiltig ist.

Arndt erhob seine männliche Stimme, um die Deutschen zum Selbstbewußtsein und Selbstgefühl zu erheben, auch hinsichtlich der Sprache. In seiner 1813 herausgegebenen Schrift „Über den Gebrauch einer fremden Sprache" sagt er: „Wenn unsere höhere Welt teutsch spricht, greift sie nicht jeden Augenblick nach einem französischen Wort und einer französischen Wendung? wenn wir über Staatskunst, Kriegswesen, ja nur von einem Gefecht sprechen und es beschreiben, gebehrden wir uns nicht als hätten wir gar keine Sprache, als sayen wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe und ohne Zeichen für Geist und Begriffe? als sayen wir in den Anfängen unserer Bildung und müssen alles von Fremden holen? wir Reichen, die wir vergessen haben, wie reich wir sind!" Er schilt es als die „schimpflichste Faulheit," daß wir „von den Franzosen Benennungen borgen, welche sie von den Toten, von den Lateinern und Griechen, geliehen und nach ihrer Weise aufgestutzt haben und welche die Geläufigkeit ihrer Zungen in die eigene und in fremde Sprachen einführt." Er hätte noch hinzufügen können, daß wir sogar solche Wörter, die die Franzosen von uns selbst entliehen und aufgestutzt haben, von ihnen wieder angenommen haben: Boulevard, Boutique, Planchette, Quai, Pedell, Bivouac, Blokade, Bresche, Escadron, Etappe, Waggon und vieles andre. Das ist doch wohl der höchste Grad schimpflicher Faulheit und nationaler Stumpfheit in sprachlicher Hinsicht. „Sollen wir nicht — fragt Arndt solchen Zuständen gegenüber — endlich wenigstens lächerlich nennen, was jedes andre Volk schlecht nennen würde?" Freilich, das Jahr 1813 war keine Zeit zum Lachen. Doch konnte der Spott dieser Frage vielleicht damals manch ernstes Gemüt rühren und zu einem heilsamen Entschlusse erheben.

Friedrich Schlegel, der zuerst selbst ungeheuerlich gesündigt hatte, wie man z. B. an Stellen seines ersten Werkes „Die Griechen und Römer" (Hamburg, 1797) sehen kann, bekehrte sich später und schalt über die bei uns herrschende „furchtbare Sprachverwilderung."*) Er sagte: „Das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will, was viele unsrer Schriftsteller schreiben, ich meine auch solche, die ich selbst an Geist und Gehalt zu den bessern und besten zähle, kann ich wenigstens für Deutsch garnicht anerkennen. Ein unnatürliches Zwitterwesen ist es, ein widerwärtiger Mischling, aus dem Abfall aller andern Sprachen, besonders der französischen, durch einander gerührt."

Doch genug der strafenden und warnenden Stimmen aus frühern Tagen. Nur noch einen führe ich an, den großen Meister unsern Sprache: Jakob Grimm. Er sagt: Kaum ein anderes höheres recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte sprache, in deren volle gewähr und reichen schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. zur schmählichen fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten wörter hinten setzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pendantische barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden ausdrücke, deren einmengen unserer sprache schändet; dann werden sie wie flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles grossen heils bewust sein wird, das ihm aus seiner sprache hervorgeht.**) Ähnlich spricht er sich auch im Vorwort zum „Deutschen Wörterbuch" aus; hier giebt er seiner Hoffnung auf Besserung in folgenden Worten Ausdruck: Wie der stolz auf unsre eigne sprache, der oft noch schlummert, einmal heller wacht und die bekanntschaft mit allen mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere ausdrücke zu gewinnen, wird auch die anwendung der fremden weichen und beschränkt werden.

Das ist allerdings richtig. Wenn der Stolz auf unsre Sprache in der Gesamtheit der Nation wüchse und kräftig würde, dann würde auch der Unfug mit den unnötigen und affigen Fremdwörtern beschränkt werden. Aber leider merkt man noch blutwenig von diesem Stolze, und inzwischen leidet die Sprache unersetzlichen Schaden. Könnte man doch die Sprachfälscher mit Geldbußen, Gefängnis und Vernichtung ihres Machwerkes bestrafen wie die Fälscher von Nahrungsmitteln und Getränken! Verdient hätten sie es reichlich. Denn ihr Verbrechen an dem nationalen Gute des deutschen Volkes ist wahrlich viel größer und folgenschwerer als das der Butter- und Bierfälscher an der Gesundheit einiger Bevölkerungskreise. Man freut sich jedesmal von Herzen, wenn

*) Im „Deutschen Museum" von 1812, Septemberheft.

**) In der schon erwähnten Abhandlung: Über das pedantische in der deutschen sprache.

ein elender Brot- und Weinverderber von der ſtrafenden Gerechtigkeit ereilt wird; aber warum ſollen die Verderber der Sprache, die Sünder an den geiſtigen und idealen Gütern der Nation ſtraflos ſein?

(Schluß folgt.)

Heinrich Seidel.

In ſeinen „Neuen Serapionsbrüdern“ ſpricht Gutzkow einmal von einem eigentümlichen Leiden, das den Großſtädter unfehlbar befalle und das er die Trottoirkrankheit nennt. Der alte Medizinalrat, dem er dieſe Auseinanderſetzung in den Mund legt, bezeichnet damit die Einwirkung jener niemals unterbrochenen Reihe von äußern Eindrücken, denen der auf dem Bürgerſteig der Großſtadt wandelnde ausgeſetzt iſt, und die, wenn auch im einzelnen verſchwindend klein und unbemerkbar, in ihrer Geſamtheit doch den Geiſt in fortwährender Unruhe erhalten und ſo jenen Zuſtand teils herbeiführen, teils verſchlimmern, der unter dem Namen der Nervoſität als eine Modekrankheit des jetzigen Geſchlechtes im allgemeinen und der Großſtädter im beſondern bekannt iſt. Um ſich wöchentlich wenigſtens einmal aus dem atemloſen Treiben der Großſtadt herauszuretten, verſammeln ſich in jenem Roman eine Anzahl gleichgeſinnter Männer an jedem Montag zu einem Frühtrunk in einer Weinſtube, und zwar deswegen Montags, weil an dieſem Tage keine Zeitung erſcheint und ſomit dem einfachen Menſchentum Gelegenheit geboten iſt, ungeſtört von den Tagesereigniſſen der Politik ſich auszubreiten. Neuerdings iſt freilich auch dieſes Aufatmen dem Ruhebedürftigen ganz oder wenigſtens teilweiſe abgeſchnitten: etwa gleichzeitig mit dem Erſcheinen der erſten Kapitel von Gutzkows Roman wurde, „um einem dringenden Bedürfniſſe abzuhelfen,“ eine Zeitung gegründet, die bloß Montags erſcheint, und ſeitdem ſuchen auch die andern Tagesblätter die Gunſt ihrer Leſer ſich damit zu ſichern, daß ſie auch Montags den politiſchen und ſonſtigen Neuigkeitshunger des Publikums zu ſtillen verſprechen.

Wer das Bedürfnis fühlt, ſich aus dem wirbelnden Treiben der ihn umbrandenden Großſtadt in einen ruhigen Hafen zu retten, und doch die Fühlung mit dieſem Leben nicht ganz verlieren will, dem bietet ſich ein Mittel in den Schöpfungen eines Dichters, deſſen Eigenart es iſt, gerade aus dieſem Wirrſal Stoff zu dichteriſchen Hervorbringungen zu finden, der es verſteht, auf dem unruhigen Hintergrunde des großſtädtiſchen Lebens eine Reihe friedlich idylliſcher Bilder hervorzuzaubern, die den Lärm der Rieſenſtadt nur in ſo gedämpften Wellen

an unser Ohr schlagen lassen, daß er die zarten Klänge der Leier durch den Gegensatz hebt, nicht übertönt. Der Dichter, der uns diese eigenartige Erscheinung bietet, dessen idyllischer Sinn durch den Aufenthalt in der großen Stadt eher geweckt als zurückgedrängt zu sein scheint, ist Heinrich Seidel. Es liegen von ihm bereits eine ganze Reihe von Schöpfungen vor, kleine Bändchen von bescheidenem Umfange, die aber eine reiche Fülle erfreulicher Gaben enthalten und mehr gekannt zu werden verdienen, als es bis jetzt noch der Fall ist.*) Seine neueste Schöpfung „Jorinde und andre Geschichten" (Leipzig, Liebeskind) ist bereits die achte in der Reihe seiner Publikationen, von denen nur die „Vorstadtgeschichten" (Berlin, Luckhardt) bis jetzt eine zweite Auflage erlebt haben. Die andern betiteln sich: „Der Rosenkönig," „Fliegender Sommer," „Aus der Heimat," „? Humoristische Skizzen"; und zu diesen prosaischen Schriften kommen noch zwei Gedichtsammlungen: „Blätter im Winde" und „Winterfliegen" (das letzte bei Luckhardt, die andern bei Rud. Hoffmann in Breslau erschienen). Nur eins dieser Büchlein bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze; es ist sein Erstlingswerk, der „Rosenkönig," das gleich die Eigenart der gesamten Hervorbringung Seidels ziemlich ausgeprägt aufweist; die andern sind Sammlungen von Märchen, Schilderungen, Erzählungen — Säckelchen, die zum Teil sich schwer in eine besondre Gattung unterbringen lassen, sodaß der Dichter selbst in Verlegenheit über die Wahl des Titels gerät.

Unter Seidels Schöpfungen sind seine Gedichte das schwächste; es findet sich darunter manches unbedeutende. Am meisten ragen noch die humoristisch-satirischen und diejenigen hervor, die seine Gabe seiner seelischer Beobachtung aufweisen, seien es nun Jugend- und Liebeserlebnisse oder Stimmungsbilder aus dem reiferen Alter. Auch die Naturschilderungen sind hier, wie in seinen andern Sammlungen, oft sehr ansprechend. Unter seinen prosaischen Schriften nehmen die geringere Stelle seine Märchen ein. Sie füllen das ganze Bändchen „Fliegender Sommer," und auch seine „Humoristischen Skizzen" gehören hierher. An zart poetischen Erfindungen, wie „Erika" oder „Die kleine Marie," fehlt es aber auch hier nicht; die besten sind die, die in ihrer allegorischen Hülle eine satirische Spitze verbergen, wie das „Zauberklavier" unter den humoristischen Skizzen und das Phantasiestück „Die Seeschlange."

Sein eigentliches Feld aber sind die Erzählungen und die Studien nach dem Leben. Hier liegt die Stärke seiner Begabung. Seidel schaut die Wirklichkeit mit dichterischem Auge und vermag sowohl die Dinge um uns dichterisch zu beleben, als auch scheinbar ganz gewöhnlichen, alltäglichen Vorkommnissen durch seine Darstellung ein wirkliches Interesse zu verleihen. Dieser Art sind sein Erstlings-

*) Gottschalls Literaturgeschichte in ihrer neuesten Auflage und Sterns Lexikon der deutschen Litteraturgeschichte kennen Seidel nicht, obwohl seine ersten Schriften bereits 1870 erschienen sind.

werk „Der Rosenkönig," die Studien „Aus der Heimat," und vor allem seine beiden letzten und reifsten Sachen „Vorstadtgeschichten" und „Jorinde und andere Geschichten."

Es ist freilich ein beschränktes Gebiet, mit dem er uns bekannt macht. Seine Geschichten spielen entweder in der Großstadt, und zwar am liebsten in dem Grenzgebiete derselben, wo Stadt und Land sich berühren und vom Lärm der großen Stadt nur „ein fernes Rollen und Brausen herübertönt," oder er führt uns aufs Land hinaus, und zwar in die Nähe der Ostsee, die aber nur wie von fern über Haide und Wald herüberschimmert. In dieser Umgebung bewegt sich stets nur eine kleine Anzahl von Gestalten. Nie sind es mehr als drei oder vier Personen, die handelnd auftreten, und auch diese gehören einem bestimmten Kreise an: es sind Gestalten des gebildeten Mittelstandes, der Gelehrte, der Künstler, der kleine Beamte, der Kaufmann, der Techniker — lauter Leute, denen in der Regel wenig außerordentliche Dinge begegnen, und so kommt es denn auch, daß die Begebenheiten, die den Erzählungen zu Grunde liegen, meist ungemein einfach sind, einfacher fast, als sie sein dürften, denn die Seidelschen Erzählungen entbehren durchgängig einer wirklichen Verwicklung.

Aber dieser Mangel wird reichlich ersetzt durch die Art, wie der einfache Inhalt vorgetragen wird. Zunächst durch die liebevolle Kleinmalerei der Umgebung, die in eine innere Beziehung zu den Gestalten gebracht wird, welche darin leben. Da ist die Junggesellenwohnung des Gelehrten, der durch einen bestimmten Kunstgriff, den er anwenden muß, um die wacklige Klappe seines alten Sekretärs zu schließen, zu diesem Möbel in eine Art näherer Beziehung tritt; oder das Atelier des Malers, dessen aus einem Chaos allmählich auftauchende Harmonie von Farben und Formen einen Reiz aufweist, von dem die Wirtin in ihrer nüchternen, farblosen Tüllgardinen- und Tapetenmusterexistenz zuvor keine Ahnung gehabt hat. Wie lebendig schildert Seidel die Natur in dem Garten der Stadt, dem wohlgepflegten wie dem verwilderten, die Haide in der Mannigfaltigkeit dessen, was dort wächst und nicht wächst, den Wald in den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten und Stimmungen! Aber dies alles ist nie Selbstzweck, sondern immer nur stimmungsvoller Hintergrund dessen, was darin vorgeht oder was seine Figuren fühlen und empfinden.

Auch die Menschen weiß Seidel mit wenigen Strichen treffend zu charakterisiren. Ist nicht der Anschauungskreis des biedern Hausphilisters Grund völlig erschöpfend geschildert mit den paar Worten, in denen er der Hochachtung für seinen Nachbar, den Rosenkönig, Ausdruck giebt: „Wenn er sich irgendwie bemühen wollte, könnte er alle Tage Stadtverordneter werden"? Oder läßt sich die in aller Dürftigkeit glückliche Genügsamkeit einfacher darstellen als in der Einladung Hühnchens an seinen Freund, auf dem Sopha Platz zu nehmen: „Das Sopha ist etwas gebirgig, man muß sehen, daß man in ein Thal zu sitzen kommt." Wer sieht nicht die „ältliche steife Person" sofort mit Augen vor sich,

„welche, sobald man sich nicht genügend mit ihr beschäftigte, einen Dunst von Vernachlässigung und Kränkung um sich verbreitete“?

Ebenso treffend ist oft sein Ausdruck für die Erscheinungen der Natur: „Ein eiliger Frühling,“ „ein rechter Mai von Gottes Gnaden“ sind ebenso bezeichnend wie „das einförmige Sieden der Einsamkeit im Ohr,“ „das Ganze war ein hörbar Schweigen nur.“

Aber auch den einzelnen Menschen kennt Seidel und weiß ihn köstlich zu schildern. Als Jorinde dem unerfahrenen Pastorssohne vorphantasirt, daß sie Kunstreiterin werden wolle und daß dann die Husarenleutnants ihr Blumensträuße zuwerfen würden, läßt Seidel ihn erzählen: „Mir erschienen diese Zukunftsbilder märchenhaft verlockend, und obgleich ich weder eine Kunstreiterin noch einen Husaren in meinem Leben gesehen hatte, leuchtete mir doch ein, daß schwerlich schönere Berufsarten ausgedacht werden könnten.“ Wie allerliebst ist die Schilderung der Zeichenstunde, die das dreizehnjährige Töchterlein der Wirtin bei dem Maler Wolfgang nimmt oder nehmen muß. „Ein Mahnruf von Wolfgang schreckte sie auf und trieb sie an die vernachlässigte Arbeit. Wenn ihr nur nicht der Zopf in die Quere gekommen wäre. Die Spitze desselben war aufgegangen, und die Beseitigung dieser Unordnung war heilige Pflicht, die allem vorging. Dabei erschien ihr die Ähnlichkeit dieser Zopfspitze mit einem Pinsel höchst bemerkenswert und einer nähern Untersuchung würdig. Ein in der Nähe befindlicher Tuschnapf und ein Blatt weißes Papier leisteten diesem Forschungstrieb Vorschub, und das Resultat war ein schauderhaftes mit der Zopfspitze gemaltes Männerantlitz, welches selbst durch die darunter angebrachte deutliche Unterschrift nicht bewogen werden konnte, die gewünschte Ähnlichkeit mit Wolfgang anzunehmen.“ Zum Schluß sagt der Maler: „Für heute kannst du aufhören. So, nun kannst du mir einen Kuß geben und zur Mutter gehen.“ Helene engegnet, das würde sie nie thun, dann thut sie es doch, schlägt ihn mit dem Zopf und läuft zur Thür hinaus. Wie treffend ist in „Jorinde“ der Unterschied zwischen dem Garten, der dem Helden als weites Paradies in seiner Jugenderinnerung steht, und dem, den er dann halb verfallen, klein, verwildert wieder findet! Man könnte noch lange fortfahren, wenn man alle die feinen und sinnigen Beobachtungen hervorheben wollte. Sie bilden den Hauptvorzug der Seidelschen Darstellung.

Seiner Stärke in diesen Einzelheiten hält nun freilich seine Erfindungsgabe und seine dichterische Gestaltungskraft nicht die Wage. Seine Erzählungen heben vielversprechend an, ihre Entwicklung entspricht aber nie dem Anfange. Eine Verwicklung fehlt in den meisten fast gänzlich, das „Rotkehlchen“ z. B. in dem letzten Bändchen erzählt, wie ein wohlhabender junger Mann, der mit der Sammelwut behaftet ist, zu einem alten Beamten geht, um dessen abgerichteten Papagei zu kaufen; dort findet er eine hübsche Tochter, wird Freund der Familie und heiratet das Mädchen. In dem „Alten Haus“ (Vorstadtgeschichten) erregt ein junges Mädchen, das bei ihrer alten Tante, der Hüterin des alten

Hauses, wohnt, die Aufmerksamkeit des durch Erbschaft in den Besitz dieses Hauses gelangten jungen Mannes und wird von ihrer Tante deswegen entfernt; er reist ihr nach, verfehlt sie zunächst, findet sie durch Zufall doch noch und heiratet sie. Es laufen da auch mancherlei verbrauchte Stoffe unter: der reiche Mann, der sich, um seine Freunde zu prüfen, arm stellt, der Pflegevater, der sich in seine Pflegetochter verliebt.

Nicht das, was er erzählt, sondern wie ers erzählt, ist eben bei Seidel die Hauptsache. Die Schilderung und nicht die Erzählung ist seine starke Seite. Im „Rotkehlchen" liegt in der Schilderung der Sammelwut der Hauptreiz, im „Alten Haus" in dem geheimnisvollen Leben, das in so einem alten Gebäude steckt. Auch in den besten seiner erzählenden Dichtungen, etwa dem „Atelier" (Vorstadtgeschichten) oder der „Schleppe" (in seinem neuesten Bändchen), stehen ausführliche Schilderungen — dort des Malerateliers, hier des Lebens auf dem Lande — im Mittelpunkte. Am glänzendsten tritt diese Gabe in seinen Studien hervor; „Leberecht Hühnchen," „Eine Weinlese bei Hühnchen," „Eugen Kniller" sind Kabinetstücke dieser Kunstfertigkeit. Namentlich auch die Tiergeschichten, deren er einige aufgenommen hat, gehören hierher. Seine Befähigung, auch das Alltäglichste dichterisch zu verwerten, zeigt sich am besten in einer der kleinen Hundegeschichten. Er trifft ein kleines verwahrlostes Hündchen auf der Straße, das ihm folgt; er beschließt es zu sich zu nehmen und ihm eine gute Pflege angedeihen zu lassen und malt nun ein schönes Zukunftsbild behaglichen Hundelebens. Doch der Gedanke an seine hundefeindliche Wirtin und an die hohe Steuer läßt ihn schließlich wieder davon absehen, er benutzt eine Straßenkreuzung, um das Hündchen von seiner Spur abzubringen. Für dieses armselige, auf der Stellensuche befindliche Hündchen weiß Seidel ein solches Interesse zu wecken, daß der Leser mit herzlicher Teilnahme das lockende Bild einer gesicherten Zukunft für dasselbe verschwinden und es in seine traurige Verlassenheit zurücksinken sieht.

Auch in psychologischer Beziehung ist die Kunst Seidels vorzugsweise eine Seelenkleinmalerei. Große psychologische Probleme nimmt er sich garnicht oder selten zum Vorwurf, und da, wo es geschieht, wird ihre Lösung mehr angedeutet als wirklich durchgeführt. So in dem mehrfach wiederkehrenden Thema vom jungen reichen Manne, der sich aus der durch den ererbten Reichtum hervorgerufenen und durch Nichtsthun genährten schrullenhaften Seelenstimmung heraus in eine zweckvolle Thätigkeit rettet, ein Umschwung, der durch die Erkenntnis, daß die den betreffenden umgebende Bewunderung und Freundschaft nur seinem Reichtum gilt, veranlaßt und durch erwachende Liebe gefördert wird. Hier ist der Vergleich mit Jensen nicht uninteressant. Dieser hat in seinem neuesten Roman „Metamorphosen" einen ähnlichen Vorwurf, wenn auch in viel breiterer Ausführung und mit Hereinziehung noch andrer Motive behandelt. Beiden Dichtern gemeinschaftlich aber ist der Ausgang, daß die Helden einen Beruf schließlich in der Landwirtschaft finden, gemeinschaftlich auch die Be-

ſchränkung auf eine geringe Perſonenzahl und die dadurch bedingte Ausführlichkeit der ſeeliſchen Schilderung. Auch Jenſen geht hier ins Einzelne, Kleine, aber in ganz andrer Weiſe als Seidel; des letztern Vorzug beſteht nicht in einer Geſamtſchilderung eines ſeeliſchen Prozeſſes, ſondern in einer Menge von einzelnen fein belauſchten Zügen, nicht individueller, ſondern allgemein menſchlicher Art, wie ſie ſich in allen ſeinen Erzählungen und Skizzen finden und den Hauptreiz derſelben ausmachen, und während bei Jenſen das Ganze einen ans Tragiſche ſtreifenden Charakter hat, ſind Seidels Erzählungen durchaus friedlich heiterer Art. In ſeiner Art, die Menſchen zu nehmen, berührt er ſich hier mit einem Manne, den er ſelbſt einmal rühmend als „Menſchenkenner“ nennt, mit — Wilhelm Buſch. Dieſelbe feine Beobachtung für das Komiſche im alltäglichen Laufe des Lebens und die Gabe der behaglichen Abmalung der „gemütlichen“ Vorzüge des Menſchenlebens. Die Schilderung des Abends eines begeiſterten Leihbibliotheksleſers, wie ſie im „Ballon“ gegeben wird, erinnert lebhaft an einen der köſtlichen Buſchiſchen Bilderbogen, der einen ähnlichen Vorwurf hat, nur daß bei Seidel eine größere Gemütstiefe und ein wirklich dichteriſcher Sinn dem Spiele des Scherzes einen bedeutenderen Hintergrund geben.

Seidel iſt ſich ſelbſt der Grenzen ſeiner dichteriſchen Befähigung ſehr wohl bewußt. Nicht nur in den ſeinen Büchern vorgeſetzten Mottos und den Einleitungen ſpricht er dies wiederholt aus, auch die vierte der Erzählungen, die er unter dem Namen „Vier Freunde“ in dem Bändchen „Aus der Heimat“ vereinigt, hat geradezu den Zweck, ſeine Anſicht über ſeine Stellung zur Poeſie zum Ausdruck zu bringen. Der Heinrich, der dort anſtatt der erwarteten Brautwerbungsgeſchichte ſeinen Freunden ein ſeltſames Abenteuer erzählt, wie er durch Zufall in den Garten der Poeſie geführt worden iſt, das iſt unſer Dichter ſelbſt, und er läßt dieſen Heinrich der Göttin der Poeſie gegenüber ſeine Stellung ſelbſt ſo ausſprechen: „Ich weiß es wohl, nicht brennt auf meiner Stirn die heilige Flamme des Genius, nicht bin ich berufen, erfüllt von deinem Segen voranzuleuchten der Menſchheit! Und dennoch wage ich es, ſehnend die Arme nach dir auszuſtrecken, denn oft hat mich umweht der Hauch deines Geiſtes, und ich habe nach dir geſtrebt mit der ganzen Kraft meines Herzens. Nicht im Donnergewölk biſt du mir erſchienen, nicht im wilden Sturmgewühl der Leidenſchaften, mit der Strahlenkrone auf dem Haupte, aber in der ſtillen Schönheit der Natur und in den ſanften Regungen des Gemütes habe ich dich geſucht und in ſtummer Inbrunſt geküßt den Saum deines Gewandes. Und wie ich dir nachgeſtrebt habe mit ſehnendem Herzen all die Zeit meines Lebens, ſo will ich auch hier niederknien und beide Arme nach dir ausbreiten und dich anflehen, daß du einen Hauch deines Segens auch auf meine Stirn niederſenkeſt!“ Und in halber Selbſtverſpottung läßt er dann ſeinen Heinrich weiter erzählen: „Schon ſtreifte mich der ſanfte Hauch ihres Mundes, als ſie plötzlich wie von einer fremden Hand zurückgezogen ward, und mich eine unbekannte Kraft vom Boden emporriß.

Eine mächtige drohende Greisengestalt in einem weiten Talar, bis an den Gürtel umwallt von einem grauen Bart, stand mir gegenüber. Mit einem Blick voll unendlicher Strenge und Erhabenheit schaute er mich an. »Eitler Menschensohn!« rief er, und seine Stimme tönte gewaltig in der hohen Halle, »wer hat dir erlaubt, dich einzudrängen, wo nur die Geweihten wandeln dürfen? Glaubst du durch Bitten und Flehen zu erlangen, was keine Macht zu erringen imstande ist? Hinweg von hier! Schafft ihn hinaus!«" Darauf wird der Arme von vier feuerfarb gekleideten Mohren eiligst hinausgeschafft, und der schöne Traum hat ein Ende.

Diese Selbstschilderung des Dichters ist im wesentlichen richtig. Seine Selbsterkenntnis in Verbindung mit einem ehrlichen Ringen und Streben nach Vervollkommnung hat ihn im Laufe der Jahre wesentlich gefördert; seine spätern Schriften stehen an Reife und Tiefe und an Kunst der Komposition wesentlich über den frühern. Ohne an Sinnigkeit einzubüßen, hat er eine Neigung zur weiblichen Gefühlsseligkeit, die in frühern Märchen und in einzelnen Gedichten unangenehm auffällt, glücklich überwunden; er ist männlicher geworden. Einen wesentlichen Fortschritt bekundet z. B. die Art, wie er den Stoff vom reichen jungen Manne, der sich arm stellt und dadurch seine Umgebung entlarvt, in der „Geschichte des jungen Herrn Anton" (in „?") und in seinem neuesten Bändchen in der „Schleppe" behandelt. Dort muß noch ein zauberhafter Stein herhalten, hier geht alles natürlich zu; und die Idee, daß Holding an der Art, wie seine erste Braut und die von ihm später erkorene sich bei einer abgetretenen Schleppe gegen den Schuldigen benehmen, den verschiedenen Charakter beider erkennt, ist originell. Auch die glückliche Gegenüberstellung der beiden Lebensbilder des Leberecht Hühnchen und des Herrn Kniller beweist die Schärfung seines Auges für die Mittel wirksamer Darstellung.

Die übrigen Schöpfungen Seidels stehen wie gesagt, hinter den Erzählungen und Studien zurück. Während sich Seidel in diesen als eine eigenartige dichterische Persönlichkeit giebt, die den von außen kommenden Stoff so umzuschmelzen und mit eigenem zu ersetzen weiß, daß er ein vollständig individuelles Gepräge bekommt, tritt in den Gedichten neben manchem Eigenartigen und Ansprechenden doch eine starke Fähigkeit der willkürlichen oder unwillkürlichen Anpassung hervor. In diesem Punkte scheint sich Seidel doch selbst nicht recht zu kennen. Gerade das Gedicht „Schnelle Verdauung," in dem er die Nachahmung verspottet, hat in seiner Schlußwendung:

Und so dichtet ohne Stauung
Er im Dunstkreis des Propheten;
Ich bewundre die Verdauung
Dieses trefflichen Poeten

eine starke Verwandtschaft mit dem Schillerschen Pentameter: „Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm." Der Einfluß Mörikes und Sturms

ſoll Seidel nicht zum Vorwurfe gemacht werden, mit ihnen ſteht er ja in entſchiedener Seelenverwandtſchaft, aber auch an Heine, Goethe, Bodenſtedt, Scheffel, ja an Wilhelm Buſch finden ſich die entſchiedenſten Anklänge, die nicht auf einer Verwandtſchaft der Grundſtimmung beruhen, ſondern nur als Ausflüſſe augenblicklicher Laune und eines ſtarken Anpaſſungsvermögens zu betrachten ſind. Doch welcher Menſch von einiger Phantaſie hätte nicht Zeiten, in denen er heiniſirte, goethiſirte u. ſ. w.? Als Probe von Seidels Eigenart ſei wenigſtens noch ein Epigramm angeführt, das wegen ſeiner Faſſung und wegen ſeines leiſe ironiſchen Tones in dem Preis der Lebensklugheit für ihn gewiß bezeichnend iſt. Es heißt „Ermunterung" und iſt von Karo an Phylax gerichtet:

Ein Thor, der ſich mit Grillen plagt
Und winſelt ob der Zeiten Schwung.
Mein Sohn, du haſt genug genagt
Den Knochen der Erinnerung.

Dem dient die Welt, der nie verträumt
Die rechte Zeit, den rechten Ort!
Das ſchnelle Glück iſt bald verſäumt:
Zuſchnappen! heißt das Zauberwort.

Seine Hauptſtärke hat Seidel in der kleinen Erzählung, in der Skizze. Und was dabei am meiſten erfreut, iſt das, daß man hier an ihm einen wirklichen Entwicklungsgang wahrnimmt. Er iſt nicht mit einem glücklichen Wurfe plötzlich aufgetaucht und ſchnell bekannt geworden, wie ſo mancher, der dann durch verwäſſerte Wiederholung den ſchnell erworbenen Namen auszubeuten ſuchte. Unter Beſchränkung auf das ihm zugängliche Gebiet hat er ſich in demſelben mehr und mehr heimiſch gemacht und ohne Raubbau zu treiben auf dem ſorglich gepflegten Acker immer beſſere und reifere Früchte gezogen.

Seidel iſt ein wirklicher Dichter und ein gemütstiefer Menſch, ihm ſind daher auch die Natur und der Menſch für die Betrachtung im Kleinen unerſchöpfliche Fundgruben für ſein dichteriſches Schaffen.

Die Herren Studirenden.

Wer jetzt in Leipzig um die Mittagsſtunde durch die Hauptſtraßen der innern Stadt oder auch durch die Straßen desjenigen Stadtteils geht, der ſich im Laufe des letzten Jahrzehnts nach und nach zu einer Art von lateiniſchem Viertel entwickelt hat (Sternwartenſtraße, Turnerſtraße, Nürnbergerſtraße, Liebigſtraße), der macht eine eigentümliche Wahrnehmung. Kleine Gruppen von Studenten ſtehen hie und da an

den Straßenecken in vornehm übergeneigter Haltung, wie alte Geheimräte auf dem Parquet, tauschen zum Abschied noch einige verbindliche Redensarten aus und trennen sich dann mit wiederholten ehrfurchtsvollen Verbeugungen und indem sie bis tief auf die Erde herab den Hut ziehen. Unwillkürlich greift man im Vorübergehen nach dem seinigen, in der Meinung, daß eine Versammlung hochgestellter Männer der Stadt hier soeben im Begriff sei, sich aufzulösen, bis man die rotbäckigen, milchhaarigen Gesichter sieht.

Als ich vor ein paar Jahren diese Beobachtung zum erstenmale machte, war ich mir nicht sofort klar darüber, ob ich Studenten oder Kaufmannsdiener vor mir hätte. Beide sind ja schon seit längerer Zeit äußerlich nicht mehr von einander zu unterscheiden. Vor zwanzig Jahren trug noch die ganze akademische Jugend in Leipzig Mützen, die Verbindungsstudenten ihre bunten, alle übrigen, die sogenannten „Finken," grüne Mützen. Die Witwe Saft in Auerbachs Hofe fertigte sie in einer sehr hübschen und kleidsamen Form. Nur ganz vereinzelte Hüte waren unter der Mützenschaar sichtbar, wenn sich in den Freiviertelstunden die Studentenschaft in den Universitätshöfen erging. Man blickte diese wenigen Hutträger mit ganz besondern Empfindungen an, Empfindungen der Achtung, des Neides, des Bedauerns, je nachdem, denn der Hut war ja ein Zeichen, daß der betreffende „im Examen stand." Nur reife Männer trugen damals den Hut, und wenn der Student ihn aufsetzte, so zog er damit gleichsam eine Schranke zwischen sich und der sorglosen Schaar, für die das Examen noch in weiter Ferne lag, und sagte: Seht her, ich stehe an der Schwelle, die zum Philisterium führt. Hodie mihi, cras tibi.

Heutzutage trägt die gesamte Studentenschaft Hüte. Nur die kleine Anzahl der Verbindungsstudenten und die Mitglieder einzelner akademischen Vereine, wie der Universitäts-Gesangvereine, haben noch an der farbigen Mütze festgehalten. Doch scheint es, als trügen auch sie sie regelmäßig nur bei offiziellen Gelegenheiten und reservirten sich daneben den Hut für alle Fälle, wo sie „in Zivil" erscheinen wollen. Und — merkwürdig genug — von der Universität ist der Hut bereits ins Gymnasium, ja bis in die untersten Klassen des Gymnasiums hinabgedrungen, wenigstens in der Universitätsstadt. Wer zufällig vorübergegangen ist, wenn mittags das „doppelt geöffnete Haus" des Gymnasiums seine Schaaren entläßt, der wird gesehen haben, daß nicht nur in den obern Klassen, sondern selbst unter den kleinen Bürschchen aus Tertia und Quarta der Hut die Majorität erlangt hat; der Primaner trägt schon längst keine Mütze mehr, nur den Sextaner erfüllt sie noch mit Stolz.

Diese Hut- und Mützenfrage scheint keine tiefere Bedeutung zu haben, sie scheint eine reine Modefrage zu sein. Bei näherm Zusehen ist sie aber doch etwas mehr als das. Die Studenten- und Schülermütze hat die verschiedensten Moden durchgemacht, sie selbst aber war keine Mode, sondern eine Tracht, und zwar der letzte Rest der ehemaligen studentischen Tracht. Daß auch dieser letzte

Rest jetzt beinahe hinweggefegt ist, ist jedenfalls ein Zeichen der unsre ganze Zeit beherrschenden Gleichmacherſucht. Niemals aber verfährt diese Gleichmacherſucht subtrahendo, sondern immer addendo, indem sie gewisse Dinge solchen zulegt, denen dieselben nach früheren Anschauungen nicht zukamen. Und so läuft die Gleichmacherei in vielen Fällen auf nichts andres hinaus als auf die „Verfrühung," die ja auch als ein bedenkliches Zeichen unsrer Zeit so vielfach beklagt wird. Der Hut ist von alter Zeit her die Kopfbedeckung des „Herrn" gewesen; die Sitte, den Hut beim Gruße abzunehmen, ist ja ein Zeichen der Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit. Gegenwärtig will aber alle Welt hoch hinaus. Der Student genirt sich beinahe Student zu sein, er ist ein „Herr Studirender" — in der Presse, im Munde der Professoren, überall hört er sich auch so nennen —, jedenfalls ist er ein „Herr," und wenn er auch noch nicht einen roten Heller zu seinem Unterhalte verdient, sondern lediglich aus des Vaters Tasche zehrt; der Primaner und Sekundaner aber sieht es, in der Universitätsstadt wenigstens, gar zu gern, wenn man auch ihn bereits für einen Studenten, also gleichfalls für einen „Herrn Studirenden" hält, und wenn der Tertianer nur die nötigen Centimeter hat, so versucht er's eben auch.

Aber ich bin über der Mützenfrage von den sich verabschiedenden Studentengruppen abgekommen. Wenn wir vor zwanzig Jahren uns auf der Straße grüßten oder verabschiedeten, so geschah es mit dem damals üblichen „Morgen!" oder „Prosit!", jedenfalls aber so, daß wir die Mütze dabei auf dem Kopfe behielten und uns die Hand reichten. Das bei jeder Gelegenheit damals verwendete „Prosit!" war vielleicht nicht sehr geschmackvoll, aber sicher geschmackvoller als das heute zu jeder Tagesstunde aus Studentenmund zu hörende „Mahlzeit!", welches vorauszusetzen scheint, daß die leibliche Ernährung die Hauptsorge der heutigen Musensöhne ausmache, daß sie zu jeder Stunde des Tages entweder eben gegessen haben oder eben essen wollen, eigentlich also unausgesetzt essen. Viel abgeschmackter aber noch als diese Grußformel ist die erstaunliche Hochschätzung, ja Ehrfurcht, welche dabei junge Leute von achtzehn, zwanzig, höchstens zweiundzwanzig Jahren vor einander an den Tag legen. In welcher Weise wollen sie schließlich ihren Lehrern ihren Respekt bezeugen, wenn sie vor einander selbst wie alte weißhaarige Herren in Amt und Würden auf offener Straße herumdienern?

Es ist gewiß erfreulich, daß die deutsche Studentenschaft die Ausnahmestellung, die sie noch vor gar nicht langer Zeit beanspruchte, nach und nach aufgegeben und sich dem Ton und den Formen der bürgerlichen Gesellschaft angeschlossen hat. Ausschreitungen, wie sie ehemals an der Tages- und noch vielmehr an der Nachtordnung waren, bilden ja jetzt eine große Seltenheit. Dieser Fortschritt söhnt uns sogar bis zu einem gewissen Grade mit dem Verlust der grünen Mütze aus. Sehr zu wünschen wäre es aber doch, daß die akademische Jugend in ihrem Bestreben, sich möglichst seiner Sitte zu befleißigen, nicht zu

weit ginge und nicht in die Tanzmeiſtermanieren des Rococo zurückfiele. Wenn ich die Herren jetzt ſo durch die grimmiſche Gaſſe — pardon, Grimmaiſche Straße, wollt' ich ſagen, auch die Gaſſen wollen ja jetzt keine Gaſſen mehr ſein! — flaniren ſehe, am Hinterhaupt geſcheitelt und das unvermeidliche Stöckchen, das heute, Gott ſei's geklagt, für ein paar Pfennige bei jedem Cigarrentrödler zu haben iſt, in der Überziehertaſche (!), die Zwinge nach oben gekehrt, ſo fällt mir jedesmal der Brief ein, den der 27jährige Goethe, als er im März 1776 zum erſtenmal ſeit ſeiner Studentenzeit wieder in Leipzig war, an ſeinen „lieben Herrn" nach Weimar ſchrieb und worin er „nicht genug ſagen kann, wie ſich ſein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die ſchwarz, grau, ſtreifröckigen, krummbeinigen, perrückenbeklebten, degenſchwänzlichen Magiſters, gegen die feiertagsberockte, altmodiſche, ſchlankliche, vieldünkliche Studentenbuben, gegen die zuckende, krieſende, ſchnäbelnde und ſchwämelnde Mägdlein und gegen die ſtrotzliche, ſchwänzliche und finzliche Jungemägde ausnehme, welcher Gräuel ihm alle heut um die Thore als am Marienfeſttage entgegnet ſei." Wenn man irgendwo wünſchen möchte, daß Einfachheit und Natürlichkeit der Sitte, Offenheit, Herzlichkeit, ja ſelbſt eine gewiſſe Aufgeknöpftheit des Verkehrs gewahrt bleiben möge, ſo ſind es die Kreiſe der akademiſchen Jugend. Dieſe ſind aber gegenwärtig auf dem beſten Wege, die Rolle zu übernehmen, die früher der „Ladenſchwängel" und der „Gardeleutnant" geſpielt haben. Während ſeit dem Kriege und offenbar unter dem Eindrucke ernſter Erfahrungen in den deutſchen Offizierskreiſen eine bemerkenswerte Schlichtheit der Umgangsformen Platz gegriffen hat, während die kaufmänniſche Jugend mehr und mehr ihr früheres geckenhaftes Weſen abwirft und eine geſetzte, männliche Haltung annimmt, fängt der deutſche Student an, den „Schniepel" zu ſpielen.

Möchten doch die Univerſitätslehrer ſich der Sache annehmen. Sie haben ſo vielfach Gelegenheit, bei akademiſchen Feſtlichkeiten wie im häuslichen Verkehr, in ernſter und in humoriſtiſcher Weiſe, darauf anzuſpielen, wie ſchlecht dem deutſchen Studenten alle Ziererei zu Geſichte ſteht, daß die aufgekommene Unſitte bei einigem guten Willen ſehr bald wieder beſeitigt ſein könnte.

Politiſche Briefe.

9. Die erſten Verhandlungen des Abgeordnetenhauſes.

Die Bedeutung der Thronrede, mit welcher am 14. November der Landtag eröffnet wurde, iſt hier bereits auseinandergeſetzt worden. Am 17. November legte der Finanzminiſter dem Abgeordnetenhauſe den Staatshaushaltsplan für das Finanzjahr vom 1. April 1883 bis zum 31. März 1884 vor. Der Miniſter begleitete die Vorlage mit einer Rede, welche die Ankündigungen der Thronrede in Betreff

der Finanzvorlagen aus der Lage der Finanzen begründete und erläuterte. Der Voranschlag der Staatseinnahmen gegen die Ausgaben für das kommende Finanzjahr zeigt ein Defizit der Einnahmen von 31 Millionen 824 000 Mark auf. Dieses Defizit soll für das nächste Jahr, wie schon für eine Anzahl vorangehender Jahre, durch eine Anleihe beglichen werden. Auf diesem Wege darf aber nicht fortgegangen werden, daher muß der preußische Staat sich an das Reich wenden, ihm Hilfe zu leisten, nicht nur zur Beseitigung seines Defizits, sondern auch zur Deckung neuer Ausgaben, denen er sich nicht entziehen kann. Denn das Defizit ist ein dauerndes, weil es aus dem Mißverhältnis des vorhandenen und gesicherten Staatseinkommens zu den unumgänglichen Ausgaben entspringt. Aber die bis jetzt in den Staatshaushalt aufgenommenen Ausgaben decken noch keineswegs den Umfang der Forderungen, welche der Staat unverzüglich erheben muß, um der Aufgabe, die die Gegenwart ihm gebieterisch stellt, gerecht zu werden. Die neuen, im Staatshaushaltsplan bisher nicht vorgesehenen Ausgaben sollen durch besondere Gesetze begründet werden, welche den Landtag zum Teil wohl schon in der gegenwärtigen Session beschäftigen dürften. Es handelt sich um die Beschaffung neuer Einnahmen zunächst für die drei Zwecke: 1. die Gemeinden und ihre Mitglieder von drückenden Auflagen zu entlasten durch Abtretung bisheriger Staatssteuern; 2. einen Teil der bisher den Gemeinden zur Versorgung obliegenden öffentliche Zwecke auf die allgemeine Staatsverwaltung zu übernehmen; dabei handelt es sich namentlich um Übernahme eines Teiles der Schullast behufs der Durchführung des unentgeltlichen Unterrichtes in der Volksschule und jedenfalls auch behufs Verbesserung der Lage der Lehrer; 3. die Besoldung der Beamten zu verbessern. Man kann annehmen, daß früher oder später auch ein Teil der Armenlast und Armenpflege, wenn auch nicht die ganze Last und Pflege, auf die allgemeine Staatsverwaltung übergehen muß.

Die Staatsregierung beabsichtigt also, dem Landtage Vorlagen zu machen, wodurch zunächst die drei erstgenannten Zwecke in besondern Gesetzen festgestellt und der zur Durchführung derselben erforderliche Einnahmebedarf umschrieben wird. Alsdann wird sich die Staatsregierung zur Deckung des Defizits und zur Deckung der neuen, in den Staatshaushalt aufgenommenen Ausgaben an das Reich wenden. Daß der preußische Staat nicht etwa als Bettler vor das Reich tritt, der aus fremdem Gute Unterstützung heischt, sondern als Eigentümer, der von der Verwaltung seines Gutes den gerechten Ertrag fordert, das wurde in dem vorangehenden Briefe deutlich und, wie wir meinen, unwiderleglich nachgewiesen. Der preußische Staat hat dem Reiche seine indirekten Steuerquellen abgetreten, einen Teil verfassungsmäßig, den größten Teil durch freiwillige Enthaltung, um dem Zwecke des Reiches, in welchem als vornehmster Teil die Einheit der nationalen Wirtschaft enthalten ist, nicht zuwiderzuhandeln. Aber verschenken hat der preußische Staat dies Gut nicht wollen und

nicht dürfen. Er hat dem Reiche die Verwaltung überlassen, aber keineswegs den Besitz. Aus Pflicht gegen seine eigne Aufgabe muß der preußische Staat wenigstens einen Teil des in die Verwaltung des Reiches gegebenen Gutes zur eignen Verwendung vom Reiche verlangen. Er muß, anstatt wie in dem ersten Jahrzehnt des Reiches, darein zu willigen, daß er des Reiches Schuldner war, verlangen, daß ihn das Reich als Gläubiger anerkenne. Das Reich muß die Matrikularbeiträge nicht mehr empfangen, sondern leisten.

Es ist vollkommen unbegreiflich, wie das jetzt führende Organ der nationalliberalen Partei in der Presse, der „Hannoversche Courier," sich in der Abendnummer vom 18. November wieder einmal folgende Ungeheuerlichkeit aus Berlin schreiben lassen kann: „So hart es klingt, der Großstaat Preußen ist nicht in der Lage, aus eigner Kraft seinen materiellen und Kulturaufgaben zu genügen, sondern er bedarf dazu der Unterstützung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten." Als ob der Ertrag aller indirekten Steuern, welche das Reich bereits erhebt und jemals erheben kann, zu irgend einer Zeit mehr von den Kleinstaaten gespeist werden würde als von den Bewohnern des preußischen Staates! Schon zur Zeit des Zollvereins wußte man, daß der nach der Kopfzahl verteilte Gewinn der Zollverträge den Kleinstaaten größere Einnahmen brachte, als der Anteil ihrer Bürger an der Aufbringung des Gesamtertrages ausmachte. Und nun soll sich das Verhältnis auf einmal so verändert haben, daß Preußen bei den Kleinstaaten bettele. Was doch Parteitendenz, Verblendung, vor allem aber Gedankenlosigkeit für Ansichten einflößen und zur Vertretung bringen kann in dem Organ einer Partei, die noch immer die erste Rolle bei der Sicherung und Beförderung des nationalen Staates beansprucht! Will es denn diesen Köpfen nicht eingehen, daß die einzelnen Staaten auf ihre eigne Kraft zur Erfüllung ihrer „materiellen und Kulturaufgaben" verweisen so viel heißt, als ihnen gebieten, das Reich entbehrlich zu machen und die nationale Wirtschaft zu zerreißen?

Der Vorschlag der preußischen Staatsregierung, die vier untersten Stufen der Klassensteuer sofort abzuschaffen und einstweilen, d. h. bis das Reich Hilfe schafft, den Ausfall durch eine neue, unter die Kategorie der Gewerbesteuern fallende, auf den Vertrieb der geistigen Getränke und der Tabakfabrikate gelegte Steuer zu ersetzen, hat eben darum, weil er eine in den preußischen Staatseinnahmen zur Beseitigung einer schädlichen Besteuerung zu schaffende Lücke sofort durch eine anderweitige Einnahme deckt, zunächst nichts zu thun mit den aus ungedeckten Forderungen des preußischen Staatshaushalts entspringenden und daher vor den andern an das Reich zu richtenden Forderungen. Die neue Steuer ist eine direkte, weil einesteils ihr eine Gesamtschätzung des Bruttoertrages der einzelnen Vertriebsgeschäfte zu Grunde gelegt wird, und weil sie andernteils, nämlich von den Geschäften, deren Bruttoertrag jährlich höchstens 1000 Mark erreicht, als feste Gebühr erhoben wird, eingeteilt in fünf Stufen

nach der Einwohnerzahl der Orte, in denen die Geſchäfte betrieben werden. Sowohl bei den nach dem Ertrag eingeſchätzten Geſchäften, als bei den mit einer abgeſtuften Gebühr belegten ſind die aufgelegten Steuerſätze verſchieden bei den Artikeln des Vertriebs. Der niedrigſte Satz trifft das Biergeſchäft, der nächſte das Weingeſchäft, der dritte das Tabakgeſchäft, der vierte das Geſchäft im Branntwein und den gleichzuachtenden Artikeln. Befreit von der Steuer ſind die Vertriebe, welche nur zwiſchen der Produktion und Diſtribution an das konſumirende Publikum vermitteln, aber den Kleinabſatz an die Konſumenten vermeiden.

Wenn man bereits geſagt hat, daß dieſe Steuer als eine direkte dem Plane der größern Ausbildung des indirekten Steuerſyſtems widerſtreite, ſo hat man recht, wenn man ſich mehr an die Form als an die Sache hält. Der Unterſchied der direkten und indirekten Steuern iſt der Form nach mit Sicherheit zu beſtimmen. Über den ſachlichen Unterſchied wird ſich die Wiſſenſchaft vielleicht noch lange nicht einigen, und keinesfalls iſt derſelbe in anerkannter Weiſe bisher ſchon aufgeſtellt. Vielleicht einigt ſich einmal die Wiſſenſchaft auf die Formel: Direkt iſt die Steuer, welche auf die Kraft gelegt wird, indirekt iſt jede Steuer, welche auf die Leiſtung, die gewährte oder empfangene, gelegt wird. Die indirekte Steuer iſt immer partiell, trifft einen Teil des Vermögens, die direkte ſoll die Totalität des Vermögens angreifen. Die vollkommene direkte Steuer bleibt ein begriffliches Poſtulat; ob ſie ein praktiſches Poſtulat werden kann, unterliegt großem Zweifel. Am nächſten käme ihr die Einkommenſteuer, wenn die exakte Ermittlung des Einkommens möglich wäre, oder die Kapitalſteuer, wenn das Wort Kapital in dem alle Formen desſelben umfaſſenden Sinne genommen würde und wenn die exakte Ermittlung des Kapitalbeſitzes möglich wäre. Was man jetzt direkte Steuern nennt, ſind Steuern, die entweder nur der Form nach direkt ſind, oder höchſt unvollkommene Annäherungen an die eigentliche direkte Steuer. Der Reichskanzler weiß, was er thut, wenn er durch die Annäherungen an die direkte Steuer nicht den Hauptbedarf des Staates decken will. Er weiß, wohin der Verſuch führen würde, mit der wirklichen direkten Steuer praktiſchen Ernſt zu machen. Er läßt es bei den Annäherungen und zieht ihnen die richtige Grenze, indem er ſie als Anſtandsſteuern definirt.

Damit ſind wir bei der wichtigſten Rede, die bei der allgemeinen Beratung des Staatshaushaltes gehalten worden iſt, bei der Rede des Profeſſors Adolf Wagner. Aber dieſe Rede erfordert ihren eignen Rahmen. Das aktuelle Intereſſe an derſelben wird lange genug dauern, um ihren hieſigen Reflex auch ſpäter als heute erſcheinen laſſen zu dürfen.

Die Fiſcherin von Malamocco.

Novelle von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Margherita raffte ſich auf, um die Bilder von einſt, welche ſie vor ſich ſah, nicht übermächtig werden zu laſſen. Eine Stunde ſpäter ſchritt ſie, dem heißeren Sonnenſchein trotzend, zwiſchen den weißen Häuſern des Fleckens dahin, der vor Jahrhunderten der Sitz der Dogen geweſen war und jetzt ſo öde und leblos lag. Sie erquickte ſich nach ihrem Vorſatz an der Ziſterne und umging dann in weitem Bogen das Haus, welches der Kirche zunächſt ſtand. Dort wohnte der Erzprieſter von Malamocco, welcher die arme Margherita, als ſie noch Vater Marcos Pflegetochter war und ehe ſie Tonios Weib ward, als Schaffnerin in ſein Haus begehrt hatte und ihr um ihres Widerſtrebens willen gewaltig zürnte. Der ſtattlich-üppige geiſtliche Herr wäre der letzte geweſen, dem die junge Frau ihr geheimes Weh hätte vertrauen mögen, ſie ſetzte ihre Hoffnungen allein auf den greiſen Pater Girolamo, den Diakon des Erzprieſters. Auch wußte ſie nicht, ob ſie das, was ihr Herz preßte, dem guten Prieſter im Beichtſtuhl oder in ſeinem Hauſe eröffnen müſſe. Sie mußte damit beginnen, ihm dieſe Frage vorzulegen, und trat vom Kirchplatz aus durch die breite rundbogige Thür, die ihr wohlbekannt war, in das Haus. Doch entſann ſich Margherita nicht, daß ſie je zuvor ſo wankenden Fußes und ſo tief bekümmert über Pater Girolamos Schwelle geſchritten ſei. Der Pfarrer ſaß drinnen bei ſeinem Frühmahl von Brot, Milch und Honig und blickte beim Knarren der ſchweren Holzthür ein wenig unmutig von ſeiner Trinkſchale auf. Er fürchtete offenbar, aus dem tiefen Schatten ſeines behaglichen Gemachs in den Sonnenbrand hinausgerufen zu werden, lächelte aber ſogleich wieder, als er die junge Fiſchersfrau erkannte. Sie neigte ſich demütig, und doch mit einer Anmut, welche ſelbſt dem alten Prieſter nicht entging, vor ihrem Beichtiger. Pater Girolamo erhob ſich aus

ſeinem bequemen Rohrſeſſel und that der Kommenden einen Schritt entgegen, indem er das Zeichen des Kreuzes über ſie machte und mit beſorgtem Tone anhob:

Was treibt dich heute zu mir, meine Tochter? Der Tag iſt drückend heiß, und dein Rückweg wird nicht lieblich ſein.

Nein, Herr! antwortete Margherita ſchlicht. Aber ich wußte nicht, wie ich den Tag ohne Euern Beiſtand überwinden ſollte, ich mußte zu Euch, damit ich nicht verginge in thörichter Sehnſucht und ſündlicher Angſt!

Wie verſtehe ich deine Worte, Margherita? fragte Pater Girolamo. Haſt du Streit bekommen mit deinem Gatten oder mit deinem Vater Marco? Ich habe dich treu gewarnt, meine Tochter, und dir empfohlen, ſchweigſam und unterwürfig zu ſein, wie es deine Lage fordert und wie es auch Gottes Gebot iſt — hätteſt du das vergeſſen?

Nein, mein Vater, ich habe es treu bewahrt, entgegnete Margherita ruhig. Streit gab es nicht, und die harten, bittern Worte, die Tonios Vater mir täglich zu Teil werden läßt, ſuche ich zu tragen, obſchon mir iſt, als würde ich bald einmal unter der Laſt niederſinken. Ich bin gekommen, Euern Rat zu erbitten und Euch mein Herz zu öffnen. Ich weiß jedoch nicht, wie ich das thun muß, ob Ihr meint, es ſei eine Beichte oder ob ich hier zu Euch ſprechen darf.

Zuerſt ſollſt du dich ſetzen, Margherita, und eine Schale von dieſer Milch nehmen, rief Pater Girolamo. Dann ſollſt du wiſſen, daß nur das gebeichtet werden muß, von dem du ſelbſt fühlſt, daß es eine Sünde ſei. Was du mir ſonſt vertrauen willſt, darfſt du hier ſagen, und ich will dir Rat geben, ſogut ich vermag!

Meint Ihr, daß es eine Sünde ſei, wenn ein Menſch Tag und Nacht ſinnt, ob er ohne Erbarmen bleiben muß, was er jetzt iſt, und ob er nie zurückgewinnen kann, was er einſtmals verloren hat? fragte Margherita mit einem eigentümlich zitternden Klang in ihrer Stimme. Sie ſah dabei den Pfarrer ſo flehentlich an, daß Girolamo ernſtlich beſorgt ward und ſich im Stillen fragte, ob die Fiſchersfrau nicht irre ſpreche. Doch fiel ihm gleich darauf ein, daß er über Margherita nichts näheres wiſſe, als daß der alte Marco die Schiffbrüchige einſt am Strande aufgenommen habe, und daß ſie jetzt das Weib Marcantonios ſei. Er erriet, daß ſich die erregte Frage auf die Vergangenheit des jungen Weibes beziehen müſſe, und entgegnete ernſter als vorhin:

Auch das Grübeln über verwichenes Leid, welches der Herr über uns verhängt hat, kann zur Sünde werden, Margherita! Ich habe mir ſchon ſagen laſſen, daß du oft an das ferne Land denkſt, aus dem du auf der Kreuzfahrt hierher gekommen und um die Deinen klagſt, die, wenn Gott ihren Seelen gnädig war, ſchon eingegangen ſind zur ewigen Herrlichkeit. Wenn du daran zweifelſt, ſo bete fleißig für ſie, aber laß um deines Mannes willen unnütze Wehklage und müſſige Träume.

Wäre es wirklich Sünde, ſich heimwärts zu ſehnen und ſeines Vaters Antlitz noch einmal ſchauen zu wollen? fragte Margherita. Es muß heraus, ehrwürdiger Vater, was ich Euch allen hier verſchwiegen und heimlich mit mir getragen habe. Die Meinen ſind nicht in dem Sturme untergegangen, bei dem mich Vater Marco rettete. Meine Mutter iſt tot, ſie ſtarb, da ich ein ſechsjährig Kind war, und lange ehe ich meine Heimat verließ und verlor. Ich weiß auch nicht, ob mein Vater daheim noch lebt, aber mein Herz ſpricht, daß er noch am Leben ſei und manchmal auch Sehnſucht nach ſeinem Kinde habe, trotz des ſchweren Herzeleides, welches die Ungeratne ihm angethan!

Margherita hatte die erſten Worte, hart mit ſich kämpfend, faſt tonlos geſprochen, ehe ſie zu Ende kam, überwältigte ſie verhaltne Sehnſucht und Reue, und heiße, bittre Thränen rannen über das bleiche Geſicht. Pater Girolamo hatte ſein Frühſtück unwillkürlich weit von ſich geſchoben, war aufgeſtanden und Margherita ganz nahe getreten. Auf ſeinen Zügen malte ſich jetzt ein banges Staunen, ſeine Augen waren weit geöffnet, um die Lippen zuckte es von ſtrafenden Worten, die gleichwohl nicht laut wurden und in einem ſchmerzlichen Ausruf des Namens der jungen Frau untergingen. Dabei verleugnete ſich die Gutmütigkeit des greiſen Prieſters ſo wenig, daß er die Wankende ſorglich auf den Schemel niederdrückte, neben dem ſie bisher geſtanden hatte, und geduldig abwartete, bis der erſte Thränenſtrom verſiegt war. Margherita beſann ſich nach einigen Augenblicken, wozu ſie hier ſei, und gewann die Sprache zurück. Aber ihr Haupt blieb geſenkt, als wage ſie nicht, dem Beichtvater in die Augen zu ſehen, und ihre Stimme klang ſo traurig gedämpft, daß Pater Girolamo nicht auf ſeinen bequemen Sitz zurückkehrte, ſondern ſich über ſie beugen mußte, um ſie zu verſtehen.

Ihr werdet mich für eine Heuchlerin halten, Vater Girolamo, daß ich ſo manches Jahr ſelbſt Euch verſchwiegen habe, was Ihr heute hören ſollt. Auch habe ich vielmals, wenn ich zu Euch kam oder Ihr einmal in unſrer Hütte raſtetet, mein Herz vor Euch erleichtern wollen. Und dann war mirs doch wieder, als ſei das Einzige, womit ich meinem armen Vater noch kindlichen Gehorſam und kindlichen Dank erweiſen könnte, daß ich ſtumm bliebe wie das Grab. Mein Vater iſt der Graf von Thann, deſſen Banner auf mehr als zwanzig großen Burgen im Buchenlande und am Thüringerwalde ſteht und der reiches Land vom Landgrafen zu Eiſenach und vom Abt zu Fulda zu Lehn trägt. Ich war ſein einziges Kind und verlor früh die Mutter, die mein ritterlicher Vater aus dem großen Hauſe der Henneberger heimgeführt hatte und der er ſo treu auch nach dem Tode ergeben blieb, daß keine zweite Gemahlin in ſein Haus zog, ſo lange ich als Kind in den Burgen zu Heringen und Friedewald geſpielt habe. Denn Ihr müßt wiſſen, Vater, daß ich in den tiefen grünen Buchenwäldern an der Werra zwölfmal meinen Namenstag wiederkehren ſah, ehe mich eine unſelige Zeit für immer von ihnen ſchied und mich hierher

warſ! Ich war Graf Friedrichs einziges Kind und wuchs im reichen Leben in der Kemenate auf, die mein Vater für die Mutter am Oſtabhang des Friedewalder Schloßbergs erbaut hatte. Wunderbar herrlich iſts dort, Vater Girolamo, wenn die roten Morgenwolken über dem Waldmeer an der Werra hinziehen, wenn der Fluß im Sonnenlicht von fern blitzt und tief zu Füßen tauſend Buchenwipfel luſtig rauſchen. In all meinen Träumen ſeit manchem Jahr ſteh ich da droben und blicke ſehnſüchtig hinab, wie ich als Kind oft geſtanden und nach der Heimlichkeit des Waldes verlangt habe. Ich weiß nicht, ob Ihr dergleichen geſehen, hier auf den Inſeln wächſt weit und breit kein Baum, der im Buchengau ſtehen könnte — nur drüben in den Bergſchluchten der Fuganera, ſagt Marco, der einmal dahin gekommen iſt, gebe es mächtige Eichen, die Kühle ſpenden. Doch ſchöner können ſie nicht ſein als die Bäume, unter deren Schatten ich ſpielend aufwuchs. Ich war ein Kind, das viel, allzuviel allein ſein mußte, nachdem Gottes Ratſchluß mir die Mutter früh entriſſen hatte. Mein Vater zog zweimal mit ſeinen Vaſallen zum Heere Kaiſer Heinrichs und lag mit dem Landgrafen von der Wartburg in Oſt und Weſt zu Felde; oft vergingen viele Monate, bis er einmal, meiſt im Winter, nach ſeiner Burg Friedewald kam. Dann führten mich Amme und Kaplan zu ihm, wenn er im Hauspelz am lodernden Feuer ſaß, und er nahm mich einen Augenblick auf ſein Knie, ſagte mir ein ſcherzendes Wort oder reichte mir ein Geſchenk, das er von ſeiner Heerfahrt für mich heimgebracht hatte. Er freute ſich, daß ich raſch groß wuchs, fragte mich, wie es mir ergehe, er forſchte wohl auch freundlich nach den kleinen Künſten, welche mich die Kloſterſchweſtern gelehrt hatten, die ab und zu um meinetwillen im Hauſe verweilten. Er erzählte mir ein wenig von ſeinen ritterlichen Fahrten und ſandte mich mit einem Scherzwort, daß er ſich der Zeit freue, wo um meinetwillen Speere gebrochen werden würden, in das Frauengemach zurück. Es war nicht Härte und nicht Mangel an väterlicher Fürſorge, daß der Graf ſo karg mit Blicken und Worten zu mir war, daß er ſo ſelten eine Stunde für ſein Kind hatte. Wer in Deutſchland im Eiſenhemd reitet, kommt ſelten vom Roß, und ſo oft mein Vater Raſt hielt, waren immer Männer bei ihm, in deren Geſellſchaft ich nicht ſein durfte. Da war ich viel und faſt immer allein, Vater Girolamo, denn dem Burgkaplan und den Weihnonnen von Fulda, die mich ſingen und kunſtreiche Arbeiten fertigen lehrten, entrann ich am liebſten zum Burgwald, ſeit ich von ihnen vernommen hatte, daß Graf Friedrich, mein Vater, mich dem Kloſter zu Salzungen zu vertrauen gedenke und ſie mir mild und ſüß zuſprachen, dort für immer Zuflucht vor der wilden Welt zu ſuchen. Ich war ein thöricht trotziges Kind, die Welt dünkte mich nicht wild, ſondern viel zu ſtill und friedlich, ich ſah in den ſtillen Gemächern unſers Hauſes wenig von allem, was durch die Reden meiner Mägde und der Knechte auf dem Hofe ſchwirrte. Ich mochte tagelang aus dem Thurmgemach den ziehenden Wolken nachſchauen oder unter den Buchen am Bache ſinnen, wohin

die Wellen endlich rauschten. Wenn wir ein paarmal des Jahres zu einer Klosterkirche ritten, sah ich von meinem weißen Pferde umher, als könne sich hinter jedem Baum ein Wunder aufthun, so traumhaft sehnsüchtig verlangte mich etwas von der Welt zu sehen und zu erfahren. Kamen fahrende Leute zur Burg und durften in der Halle singen und sagen, so schlüpfte ich oft, ohne daß meine Pflegerinnen es wußten, hinab, um etwas von ihren Liedern zu hören. Da wars, als ob sich die Wälder unter uns teilten und als ob ich endlos weit hinausschauen könne. Wenn die Spielleute von den weiten blauen Wassern und dem schimmernden heiligen Lande sangen, mit seinen Städten und stolzen Schlössern, wenn sie die frommen Pilger mit dem roten Kreuz priesen, welche durch dieselben Thale zögen, in denen der Erlöser und die heilige Jungfrau gewandelt, da faßte michs wild an, als ob ich das alles dereinst sehen und leben müsse. Ich träumte mich weit, weit hinweg und barg mich doch noch am gleichen Tage umso tiefer zwischen den grünen Büschen, die ich mir zur Laube geflochten. Mir wars dann, als ob ich im Schatten gefangen säße, ich wollte hinaus in den lichten Sonnenschein und dachte in meiner thörichten Sehnsucht nicht daran, daß mir die Sonne einmal zu heiß werden könne. So reihten sich Tage an Tage, der Sommer ward zum Winter und der Winter wieder zum Sommer, ich wuchs heran und das unruhige Blut meines Großvaters, des Grafen von Henneberg, der fünfmal zum heiligen Lande gefahren ist, regte sich in mir. Und nun kam der letzte Frühling, den ich im guten Schutz des Hauses Friedewald verlebte. Am Sonnabend vor dem heiligen Ostertage ritt mein Vater mit allen ritterlichen Vasallen und jungen Knechten nordwärts zum großen Hoftage König Ottos in Goslar. Er rief mich zum Abschied in die untere Halle der Burg, vor deren Thürstiegen bereits die gerüsteten Rosse hielten, und ich reichte ihm den Mund zum Kuß ohne Gedanken, daß es zum letztenmale sein solle. Denn kindisch bang war mir immer zu Mute gewesen, wenn mein Vater die Burg verließ, und obschon ich ihn selten auf länger als eine Stunde sah, fühlte ich mich doch nur ganz wohl, wenn ich ihn daheim wußte. Er sprach zuletzt noch ein Wort, daß er bei seiner Rückkehr daran denken wolle, mich nach Salzungen zu geleiten, und hinterließ mir damit eine dumpfe Furcht vor dem kommenden Leben und viel Unruhe, die in dem stillen Hause wuchs, wie die Tage länger und länger wurden. So schwer war mirs nie geworden, am Spinnrad oder bei einer kunstreichen Arbeit zu sitzen, als in jenem Mai. Und dazu schlug zwischen Ostern und Pfingsten wunderbare Kunde an das Ohr von uns Einsamen. Wandernde Mönche, die vom Eichsfeld kamen, verkündeten in Schlössern und Dörfern, daß der Herr ein großes Gnadenwerk gethan nnd die Schwachen und Unmündigen erweckt habe. Ein Hirtenknabe vom Harz sei aufgestanden und predige das Kreuz, und zarte Kinder, Knaben und Mädchen, die plötzlich Gottes Stärke in sich fühlten, hätten sich ihm zu Tausenden angeschlossen. Der Allmächtige wolle nicht ferner, daß das heilige Grab und das heilige Land

durch ſündhafte Männer befreit würden, darum hauche er ſchwachen Kindern ſeinen Odem ein. Auch in Frankreich ſei ein junger Prophet erſtanden und ein andrer am Rhein, die Schaaren aber, welche der Geishirt vom Brockenfeld führe, würden ihren Weg durch unſre Thäler nehmen!

Wie mir bei ſolcher Kunde das Herz ſchlug und das Blut wallte, Vater Girolamo — ich kanns noch heute nachfühlen! Vor dem Kaplan und dem alten Hausmeiſter, vor meinen Frauen und allen Mädchen erzählten die Kuttenbrüder ihre Mär — mir aber war, als hätten ſie nur für mich geredet, und ich mußte im Hauſe wie im Walde an die Kreuzpredigt des Hirtenknaben denken, ich hörte ſie im Traum an mein Ohr ſchallen und ſehnte mich, ſie im Wachen zu vernehmen. Halbe Tage lang ſtand ich draußen auf dem hölzernen Ausbau der Kemenate, der hoch über dem Waldthal hing, und ſah über die Buchenhügel gen Norden, von woher die Schaaren der jungen Pilger kommen mußten. Zogen dann über den Frühlingshimmel die bunten Wolken ſüdwärts, ſo ſchaute ich ihnen nach und ſah Schiffe mit Fahnen und Kreuzen, die durchs blaue Meer nach dem heiligen Lande ſchwammen. Jeder Tag, der verſtrich, ohne die Kinderkreuzfahrer zu uns zu bringen, dünkte mich ein verlorner, immer heftiger faßte mich das Verlangen nach der Ferne, ich mußte früh und ſpät an das Wunder denken, daß der Herr die Kinder berufen habe, und ſann nach, ob der Ruf auch an mich ergehen würde. Und ſo kam der Pfingſtmorgen, an dem die pilgernden Kinderſchaaren durch das Thal des Fluſſes Werra wenige Stunden von unſrer Burg Friedewald zogen und unter den alten Linden von Frauenſee lagerten. Da litt es mich nicht länger in Gemach und Haus, nicht länger in unſerm Walde. Flehentlich drängte ich alle, welche zu meinem Schutze befohlen waren, mit mir den wunderbaren Zug zu ſchauen, und unglückſelig wiegte ich mich im Sattel, als wir nach Frauenſee aufbrachen. Ich warf keinen Blick nach dem Thore und den Mauern zurück, die jetzt ſo oft vor meinen Augen ſtehen und die ich in ſchlafloſen Nächten durch das Dunkel unſrer Hütte ſehe. Wir ritten durch den thaufriſchen Wald, und Herr Gero, der Kaplan, ſtimmte den Lobgeſang zu Ehren des heiligen Geiſtes an — in meinem Herzen aber waren weder Andacht noch Pfingſtmorgenſtille, nur Unruhe, Neugier und wilde Erwartung deſſen, was kommen würde! Ich lechzte nach dem Anblick der bunten Schaaren und wußte doch, daß es mich ſchon jetzt trieb, mit ihnen zu ziehen! So kamen wir nach den Lindenhügeln beim Muttergottesbilde von Frauenſee und teilten mit unſerm reiſigen Zuge die Menſchenmaſſen, welche das Lager der pilgernden Kinder umgaben. Die Bauern und Eigenleute aus dem ganzen Gau waren herzugeſtrömt, wohl an zehntauſend Männer und Frauen blickten auf das wunderſame Schauſpiel. Viele hatten Laſtwagen und Saumroſſe, Tragen und Körbe mit ſich gebracht, um dem frommen jugendlichen Heere Lebensmittel zuzuführen. Die Reicheren ſpendeten Geld und Schmuckgegenſtände, auch Waffen und Decken, Pferde und Maultiere wurden geſchenkt, dicht

neben dem Lager aber trieben fahrende Spielleute, Springer und Tänzer ihr Weſen und ward ein Markt von Eßwaaren, Kleidern und Tand gehalten — es war ein wildes Durcheinanderwogen und ein ſinnverwirrender Lärm! Ich nahm das alles nur undeutlich wahr, denn ich blickte vorwärts, um den Hirtenpropheten und die gotterfüllten Knaben zu ſehen, die an der Spitze der Kinderſchaaren ſtanden, der Kaplan, der neben mir ritt und ſich fleißig umſchaute, ſchüttelte ein paarmal ernſt den Kopf, er ſchien unzufrieden und beſorgt über alles, was er ſah. Hunderte von jugendlichen Stimmen riefen uns von den Hügeln her entgegen: Gott will es, Gott will es! Herr Gero aber prüfte ſcharf die Geſichter, von denen die meiſten fieberheiß und doch ermüdet ausſahen, und ſagte einmal ums andre ganz vernehmlich: Gott kann es ſo nicht wollen! Mich überkam faſt ein Grauen vor dem frommen Manne, ich war wie berauſcht von dem Anblick der jungen Kreuzpilger, und meine ganze Seele erfüllte der Wunſch, mitten unter ihnen zu ſein. Ich drängte mein Pferd dichter an die Seile und Baumſtangen, mit denen ſie das Lager von den Schwärmen der Neugierigen und Lauſchenden abgegrenzt hatten, und ſah bei helllodernden Feuern Hunderte raſten, während andre Hunderte ſich in die Nähe der Muttergottesſäule drängten, auf deren ſteinernen Stufen der Geishirt ſtand, welcher die Schaar vom Harz bis in unſre Thäler geführt hatte. Er war ein Knabe von fünfzehn Jahren mit blaſſem, beinahe erdfahlem Geſicht, mit großen hellblauen Augen, die ſtarr aus ihren Höhlen hervorſahen, mit ſchlicht herabhängendem blondem Haar, die Geſtalt hager und knochig, wie ſie bei uns zu Lande oft zu finden iſt. Hätten wir ihn zu andrer Zeit bei ſeiner Ziegenherde angetroffen, würden wir wohl kaum nach ihm hingeſehen haben. Aber hier, wie er hoch über allen ſtand, den Arm um die Säule geſchlungen, das wunderthätige Bild zu ſeinem Haupt, und wie den blaſſen Lippen dumpfe Worte entklangen, die wie Feuerflocken in die Seele fielen, wie er Alt und Jung zürnend mahnte, daß das Grab des Heilands nicht länger in unheiligen Händen bleiben dürfe und Gott durch die Schwachen ein großes Wunder vollbringen wolle, da erſchien er den Aufſchauenden und Lauſchenden als ein Gerechter des Herrn. Mir ſchlug das Herz wie nie zuvor, ich lechzte nach den rauhen Worten, die ich in der fremden Mundart des Knaben nur halb verſtand und bei denen ich doch von Leid und Sehnſucht und brennendem Eifer, etwas zu thun, erſchauerte. Aus der Menge traten viele hervor, um aus der Hand des Barfüßers, der neben Gottfried, dem Hirtenknaben ſtand, das rote Kreuz zu nehmen und ſich zum Zuge zu geloben. Es waren Kinder und Erwachſene in buntem Gemiſch, denn ſchon folgten zahlreiche Männer den pilgernden Kinderſchaaren, in denen nur die wenigſten Waffen tragen konnten. Das alles, Vater Girolamo, habe ich erſt ſpäter in leidvollen Tagen wahrgenommen und begriffen, an jenem Pfingſtmorgen zu Frauenſee fühlte ich nur, wie mich der Hirt und der Mönch und die Kinderſchaaren mit dem Kreuz, unter denen ich viele Mädchen meines Alters

ſah, gewaltſam zu ſich hinzogen. Und als ich inne ward, daß Hedwig, die Förſterstochter von Heringen, die meine Geſpielin war, ſich ſchluchzend von ihrer Mutter und ihren Baſen losriß und ſich das rote Kreuz auf die Schulter heften ließ, da wallte es heiß über mich, vor den Augen ward es mir dunkel, und ich wollte eben aus dem Sattel zur Erde gleiten, als mich Herr Gero mit ſtarker Hand feſthielt. Er gab unſern Begleitern und Begleiterinnen einen Wink und wollte mich raſch aus dem Getümmel entfernen — ich wäre ihm, wie ich heute glaube, wahrſcheinlich gehorſam gefolgt. Aber vom Lindenhügel herab hatten der Hirt und der Mönch wie die ältern Pilger den Vorgang erſehen, mit einemmale riefen hundert Stimmen immer lauter, immer gellender: Gebt Raum, gebt Raum für die Grafentochter von Thann, die der Geiſt Gottes treibt! Und wie nun unſer Kaplan ernſt die Näherdrängenden zurückwies und den Rufern vom Hügel den Rücken kehrte, wie er mein Pferd kräftig am Zügel faßte und unſern Knechten zuherrſchte, uns mit ihren Sperſtangen eine Gaſſe zu ſchaffen, da erhob ſich im Lager der Pilger und im gaffenden Volke ein wüſtes Getümmel, von allen Seiten toſte es dem armen geiſtlichen Herrn entgegen, daß kein Kreuzzugsgelübde durch Gewalt behindert werden dürfe.

Vergebens ſchrie Herr Gero den Erbitterten zu, daß Papſt Urbans Briefe nicht von den Unmündigen geſprochen hätten, niemand hörte ihn oder achtete ſeiner, mit einemmale drängte ſich eine ganze Schaar zwiſchen ſein und mein Roß, trennte mich von meinen Frauen, hob und trug mich mehr aus dem Sattel, als daß ich mich aus demſelben ſchwang, und ſchob mich gegen den Hügel hin, von dem mir der Mönch und Gottfried der Hirt winkten und der letztere mir das rote Kreuz entgegenhielt. Vor meinen Augen flirrten die Sonnenſtrahlen und das Kreuz und alles umher, ich wußte nicht mehr, was ich that. Ich ſtand plötzlich bei der ſteinernen Säule und unter den Linden, ich ſchaute empor — eine weiße Wolke zog hoch über die grünen Baumkronen dahin. Mir aber wars, als wehe durch das Gezweig der Schleier der allerheiligſten Jungfrau auf mich herab, und ich kniete vor dem Marienbilde nieder und ließ mir das rote Kreuz auf mein Gewand heften. Betäubendes Jubelgeſchrei ſcholl rings umher, die Stimme Herrn Geros ſchlug ganz von fern noch einmal mahnend an mein Ohr, gleich darauf hörte ich nichts mehr als die Geſänge der jugendlichen Pilger und den tauſendfältigen Ruf des Volkes: Gott will es, Gott will es! Ich vernahm viele Tage ſpäter von Hedwig, daß der Kaplan und alle die Meinen aus Burg Friedewald auf das Gebot des rauhen Kriegsmannes gewaltſam hinweggetrieben worden waren, der mit den paar hundert Waffentüchtigen die Leibwache Gottfrieds und das Geleit des Zuges bildete. Mein Auge ſah niemand von ihnen mehr, fremde Geſichter waren um mich, fremde Stimmen prieſen meinen Entſchluß, mein Name war auf aller Lippen, mein Beiſpiel lockte in der nächſten Stunde zahlreiche Knaben und

Mädchen aus der Menge in den todbringenden Lagerkreis. Verzückt und vom nie erlebten berauſcht, ſchritt ich mit Hedwig und an der Seite des Hirtenknaben durch die Reihen der Tauſende, mit denen ich ziehen ſollte, keine Reue, nur eine leiſe Furcht, daß ich noch gehalten werden könne, beſchlich mich. Ich fand keine Raſt in dem Zelte, das man mir dicht neben den Hütten der Führer anwies, Speiſe und Trank, die mir in verſchwenderiſcher Fülle aufgetragen wurden, als wäre ich die Königin dieſes Kinderheeres, erquickten mich nicht. Noch am Nachmittag des Pfingſttages begann ich zum Aufbruch zu drängen, und ſo ſehr folgten aller Augen der Grafentochter, die das Kreuz genommen, daß auch das, was ich nur mit leiſer Stimme zu äußern wagte, weithin gehört ward. Meine eigne Unruhe ergriff bald ganze Schaaren, durch das Gewühl des ſeltſamen Lagers ſchwirrte ein Verlangen nach baldigem Weiterzug, aus jedem Haufen klang es: Jeruſalem — Jeruſalem! als könne das ferne, hehre Ziel heute oder morgen noch erreicht werden. Die Führer des Zuges traten ſchließlich bei der Marienſäule zuſammen und ſtanden lange in eifriger Beratung, ich hörte mehr als einmal auch meinen Namen aus den verworrenen Reden hervorklingen und habe viel ſpäter erfahren, daß die Befürchtung, es möge von Friedewald aus verſucht werden, mich zurückzuführen und an der thörichten Kreuzfahrt zu hindern, ein Hauptgrund geweſen ſei, daß noch am Nachmittag das Lager abgebrochen und vor Sonnenuntergang der Weiterzug angetreten ward. Er war anfänglich noch von Maſſen jauchzenden, heilrufenden Volkes umgeben, die ſich nach wenigen Stunden auf allen Dorfſtraßen und Waldwegen zerſtreuten und verloren, ſodaß zuletzt nichts mehr zurückblieb als der fahrende Schwarm, der dem jugendlichen Pilgerheere überhaupt folgte. Wie der Abend hereinbrach und die roten Wolken über dem Buchenwald glühten, fiel es mir bei, daß nun meine lange Sehnſucht geſtillt ſei und ich den Wolken nachzöge, und doch wachte keine Freude, ſondern ein dumpfes Bangen in meinem Herzen auf. Wie mir damals, ſo muß dem zu Mute ſein, der in ſchwachem Boot auf der Meerflut treibt, die Wogen tragen ihn immer weiter von der heimiſchen Küſte hinweg, er weiß nicht, ob er je wieder Land erreichen wird und muß doch vorwärts ſchauen, vorwärts und nicht zurück!

Laßt mich ſchweigen, Vater Girolamo, von dem Leben, das für mich mit der erſten nächtigen Raſt und der Dämmerung des andern Tages begann. Unſer Zug ging über den Thüringerwald, durch das geſegnete Franken und Baiern und endlich durch die wilden Alpen von Rhätien. Noch wochenlang ſtrömten uns, wo Gottfried der Hirt das Lager aufſchlagen ließ und wo wir einen Tag raſteten, immer neue begeiſterte Kinderſchaaren, Knaben und Mädchen, zu, die gleich mir von Herd und Heimat hinweggeriſſen wurden. Überall zogen Gottfrieds Verkündigungen und die Predigten der Mönche, die um den jugendlichen Führer dieſes Heeres waren, tauſende hinter ſich drein, täglich mehrte ſich unſer Zug ſo, daß wir die Hunderte nicht vermißten, die von Furcht oder

Reue ergriffen, den Rückweg einſchlugen oder krank und elend am Wege liegen blieben, weil ihre ſchwachen Kräfte verſagten. Die Sehnſucht im eignen Herzen und der wunderſaume Taumel, der uns alle berauſchte, hatten mich hinweggeriſſen und aufrecht erhalten. Doch wie ich zuerſt die Gefährten ſah, die matt niederſanken und die wir hinter uns ließen, und wie ich von meinem Pferde herab inne ward, wie viele ſich nur mühſelig weiterſchleppten und wie mir eines Tages ein wackerer Köhler, in deſſen Hütte wir eine Stunde ruhten, den Schwarm von fahrendem Volk und ſchlimmem Geſindel zeigte, der immer größer dem Zuge der jugendlichen Pilger folgte, da überfiel mich mitten in meiner Entrückung eine tiefe Angſt, und ich beſann mich wieder, daß wir Kinder ſeien, und kraftlos und hilflos in eine fremde, wilde Welt hinausirrten! Da betete ich umſonſt zu Gott, daß er mich nicht an die Heimat, nicht an meinen fernen Vater, nicht an Herrn Gero, ſondern nur an das heilige Land denken laſſen möge. Ich mußte an daheim denken, an das Leben der Meinen und an die Zeit, wo ich von der Kreuzfahrt zurückkehren ſollte. Noch lebte ich im ſeligen Glauben, daß wir unſer Ziel erreichen und auf Gottes Ruf die Erlöſung des heiligen Grabes vollbringen würden.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Maſtarna oder Servius Tullius. Mit einer Einleitung über die Ausdehnung des Etruskerreiches. Von V. Gardthauſen. Mit einer Tafel. Leipzig, Veit u. Comp., 1882.

Die alte Frage, ob die Etruſker auf dem Land- oder Seewege nach Campanien gekommen, beantwortet der Verfaſſer der vorliegenden Schrift nach eingehender Behandlung der überlieferten Stellen und ſorgfältiger Unterſuchung der Namensformen einer Reihe von latiniſchen Städten zwiſchen Tiber und Liris, d. h. zwiſchen dem nord- und ſüdetruskiſchen Reiche, mit Glück dahin, daß er den Nachweis führt, daß um das Jahr 600 vor unſrer Zeitrechnung der Norden und die ganze Weſthälfte Italiens bis zum Golf von Neapel etruskiſchen Herrſchern unterworfen war. Um dieſelbe Zeit ſetzt aber die Tradition bekanntlich das Aufkommen der etruskiſch-tarquiniſchen Königsherrſchaft in Rom an. Das Schickſal dieſer letztern nun, die mit dem etruskiſchen Regiment über Mittelitalien ſtand und fiel, läßt ſich mit Hilfe einiger in dem Familiengrabe der Tarquinier gefundenen Inſchriften und Bilder, der bekannten Rede des Claudius auf der Lyoner Bronzetafel, und einiger glücklich uns erhaltenen, vom Verfaſſer mit vielem Scharfſinn interpretirten antiken Mitteilungen eruiren trotz der im Laufe ſo vieler Jahrhunderte umgeſtalteten Tradition. Mas-Tarna iſt nämlich M. Tarena (Tarquinius).

In intereſſanteſter Weiſe zeigt der Verfaſſer, wie Tarquinius Priscus ſeine Herrſchaft in Rom ausübte, geſtützt auf die herrſchende Klaſſe der eingewanderten Etruſker.

Er hat zwei Söhne, einen legitimen (Cnejus?) und einen Baſtard, Servius Tullius. Servius tötet den Halbbruder (das den Vorgang darſtellende, in Vulci gefundene Bild iſt auf der Tafel wiedergegeben) und beſteigt ſelber den Thron; da er ſich damit aber in Widerſpruch ſetzt zu dem etruskiſchen Adel in Rom, iſt er begreiflicherweiſe gezwungen, ſich auf die national-römiſche Partei zu ſtützen. Er regiert volksfreundlich, giebt eine Verfaſſung, ſeine Tochter giebt er dem Sohne des ermordeten Halbbruders zur Frau, er ſucht zu verſöhnen, ſoviel er kann, dennoch entgeht er ſeinem Schickſal nicht. Der Neffe und Schwiegerſohn, der beides, den Tod des Vaters und die Schwächung der Stammesgenoſſen, an ihm zu rächen hatte, revoltirt, und Servius kommt um. Nun folgt noch einmal eine Reaktion in Rom. Die Etrusker führen wieder allein das Regiment, die friſch gewonnene Verfaſſung wird in Frage geſtellt, die Erinnerung daran hat dem dritten Tarquinius den Namen „Superbus“ gegeben. Aber unter der Regierung des Servius war das nationale Bewußtſein der Römer ſoweit erſtarkt, daß dieſe ſich die Willkürherrſchaft der Fremden nicht mehr gefallen ließen. Nachdem ſie die Tyrannei einige zwanzig Jahre ertragen, erheben ſie ſich (vielleicht unterſtützt von der Familie des Servius, da ſich Tarquinier unter den Empörern finden), verjagen den Superbus, und brechen die Macht des etruskiſchen Adels für immer. So iſt Rom frei, freilich auf Koſten ſeiner politiſchen Bedeutung. Denn von Rom aus hatten die Tarquinier ein gutes Teil Latiums mitbeherrſcht. Als dem Fremdenregiment ein Ende gemacht wurde, wurde Rom wohl die Tarquinier los, aber gleichzeitig fiel auch die Herrſchaft über die übrigen latiniſchen Städte an die einzelnen Gemeinweſen wieder zurück, und Rom, das im Kampf um die eigne Exiſtenz begriffen war, beſaß die Macht nicht, die Erbſchaft der Tarquinier ſofort anzutreten; kein Wunder, daß wir ſo die Stadt ſelbſt hundert Jahre nach Vertreibung der Könige politiſch nicht ſo mächtig finden, als ſie unter den letzten derſelben thatſächlich geweſen.

Studien zur deutſchen Kulturgeſchichte. Von Wilhelm Arnold. Stuttgart, Cotta, 1882.

Profeſſor Arnold in Marburg, welcher in den letzten Jahren eine Geſchichte der Urzeit und eine fränkiſche Geſchichte für die weitern Kreiſe der Gebildeten verfaßt und wohlverdienten Beifall damit gefunden hat, veröffentlicht mit dem vorliegenden Buche eine Reihe von Aufſätzen und Vorträgen, die bisher nur zum geringſten Teil gedruckt waren. Sie behandeln wichtige Gegenſtände, welche mit zu den ſchwierigſten Problemen unſrer nationalen Geſchichtſchreibung gehören, wie das Aufkommen des Handwerkerſtandes im Mittelalter, die Anfänge des Grundeigentums und Kapitalverkehrs in den Städten, die Rezeption des römiſchen Rechts, die Ortsnamen als Geſchichtsquelle und ähnliches, und geben in überſichtlicher, leicht faßlicher Form die Reſultate einer langen Reihe wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, welche den Fachgelehrten zum Teil ſchon aus den größern Werken des Verfaſſers bekannt ſind. Es ergänzen ſich dieſe Aufſätze, welche in zwei Gruppen unter den Titeln „Land und Stamm“ und „Stadt und Staat“ zuſammengefaßt ſind, in ſo vortrefflicher Weiſe, daß der Leſer auf verhältnismäßig engem Raume ein deutliches Bild von den wichtigſten Epochen unſrer Kulturgeſchichte erhält und mit ununterbrochner Spannung gern dem immer anziehend ſchildernden Verfaſſer von den erſten Anſiedlungen germaniſcher Stämme bis zur Ausbildung der territorialen Fürſtengewalt folgt. Selbſtverſtändlich iſt es unausbleiblich, daß bei der reichen Fülle des Stoffes, der oft in gedrängter Kürze dargeſtellt werden muß, die Kritik hie und da mit dem Verfaſſer rechten kann. Nur eins wollen wir hervorheben:

daß Arnold zuweilen, wie z. B. in dem Aufsatz über König Rudolf und die Basler, allzu pietätvoll verfährt und auch Widerlegtes gläubig erzählt. Doch thut dies dem Werte des Buches keinen Abbruch. Der gebildete Laie, und für diesen ist doch das Buch in erster Linie bestimmt, wird Arnolds „Studien" nicht aus der Hand legen, ohne gründliche Belehrung und vielfache Anregung daraus empfangen zu haben.

Ein Apostel der Wiedertäufer von Dr. Ludwig Keller. Leipzig, Hirzel, 1882.

Unter den Vorläufern der Wiedertäufer nimmt keiner durch Reinheit der Gesinnung, ernste Frömmigkeit und versöhnliches Wesen unsre Sympathien in gleicher Weise in Anspruch wie Hans Denck, dem Ludwig Keller in dem vorliegenden Buche ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hat. In sorgfältigster Weise hat der Verfasser, der schon durch eine Reihe von Arbeiten über die Wiedertäufer bekannt geworden ist, die dürftigen Notizen über die Lebensumstände Dencks zusammengetragen, das was von den Schriften des Apostels erhalten ist, durchgearbeitet und die darin enthaltenen religiösen Anschauungen in ihrer Verschiedenheit gegenüber den im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts giltigen konfessionellen Systemen gewürdigt. So erhalten wir ein Bild von Dencks Leben und Lehre und können den unglücklichen, von Stadt zu Stadt gehetzten Märtyrer auf seiner dornenvollen Bahn verfolgen, bis zu dem Augenblick, da ihn ein mildes Geschick aus dem Leben rief und dadurch vor dem martervollen Tode bewahrte, den hunderte seiner Glaubensgenossen starben.

Die wichtigsten Punkte, in welchen Denck von dem herrschenden Luthertum abwich, waren die, daß er die Lehre, wonach alle guten Werke ohne Unterschied als unnütz zur Erlangung der Seligkeit hingestellt wurden, mißbilligte und vor allem ein tugendhaftes Leben und die Erfüllung des Sittengesetzes, d. h. des Gesetzes der Liebe zu Gott und den Menschen, als notwendige Vorbedingungen betonte. Ferner wich er von Luther darin ab, daß er nicht wie jener die Satzungen der Bibel als die alleinige Grundlage unsers Glaubens anerkennen wollte, sondern die Stimme des Gewissens und das religiöse Gefühl, wie es sich unter Mithilfe des göttlichen Geistes in guten Menschen offenbart, als den Ausgangspunkt aller Religionen bezeichnete. Und während Luther im Menschen nur Neigung zur Sünde und zum Bösen sah, ihn selbst wohl ein Abbild und Werkzeug des Teufels nannte, nahm Denck an, daß im Menschen ein guter Keim liege, ein Quell wahrer Erkenntnis, jenes innere Wort, welches auch die Möglichkeit zum Verständnis des äußern Wortes, der Bibel, biete. Endlich focht auch Denck die Lehren Luthers von der ewigen Verdammnis und der Unfreiheit des Willens an. Aus allem sieht man, wie Dencks Anschauungen und Ideale den Bestrebungen jener ausgezeichneten Männer vielfach verwandt sind, welche seit dem vierzehnten Jahrhundert innerhalb des äußern Rahmens der allgemeinen Kirche den engen Bund der Gottesfreunde oder Gotteskinder bildeten.

Denck wurde mit Härte behandelt. Nirgends gönnten ihm die Gegner ein Asyl. Von Stadt zu Stadt gejagt, angegriffen und boshaft verleumdet zu werden, war sein Schicksal. Umsomehr ist es anzuerkennen, daß Denck selbst nie aufgehört hat, den religiösen Frieden zu predigen und zu fordern, „daß es mit den Sachen des Glaubens alles frei, willig und ungezwungen zugehen solle."

Wir stimmen Keller gern zu, wenn er zum Schlusse den Gedanken ausspricht, daß der Historiker, da das Unrecht, welches den Männern der Denckschen Partei widerfahren ist, von den Nachkommen nicht wieder gut gemacht werden könne, die Pflicht habe, dafür zu sorgen, daß ungerechte Anklagen, die man gegen sie erhebt,

nicht verewigt werden, und daß die Geschichtschreibung wenigstens das Eigentumsrecht an Ideen denen rettet, die für sie gelitten haben, und nicht solchen Männern zuschreibe, welche nachweisbar diese Gedanken aufs entschiedenste bekämpften. Nicht zustimmen aber können wir dem Verfasser in der Kritik, die er an Luthers Lehrmeinungen übt, auf den hier, je heller das Licht ist, welches über die Gestalt Dencks ausgegossen wird, umso tieferer Schatten fällt. Selbst zuzugeben, daß Dencks Anschauung dieser oder jener Stelle größern Beifall verdient als Luthers Lehre, so muß doch hervorgehoben werden, wie gerade Dencks Auffassung von dem innern Wort im Gegensatz zur Autorität der Bibel nur weitere Spaltungen zur Folge haben und dem Sektenwesen Thür und Thor öffnen mußte. Die gewaltige religiöse Bewegung im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts bedurfte einer notwendigen Schranke. An einer Stelle mußte die Zerstörung der mittelalterlichen Kirche Halt machen, und die Setzung einer neuen Autorität läßt uns Luther ebenso groß erscheinen als die Zertrümmerung der alten. Daß aber Luther mit Schärfe, ja mit Härte seine Lehrmeinungen verfocht, das lag, ganz abgesehen von seiner Persönlichkeit, in seiner Zeit, welche es mit religiösen Fragen ernst und streng nahm. Wenn also Keller davon spricht, daß fast drei Jahrhunderte nötig gewesen seien, um den Ideen Dencks Raum zu schaffen, und daß jene Gedanken, welche im sechzehnten Jahrhundert unterlagen, heute bis zu einem gewissen Grade siegreich in das Bewußtsein der gebildeten Menschheit übergegangen seien, so verlangte es die Gerechtigkeit, auch auszusprechen, warum jene Bestrebungen damals untergingen und untergehen mußten.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts. In Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 7. Heft. Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Erste Hälfte. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1882.

„Vom Zustande unsrer Kritik schweige ich mit Vorbedacht. Nur zwey Worte von unsrer Zeitungskritik! Wenn sie gleich noch größtentheils in den Händen von Dunsen, Buben, Pedanten und Intriguenmachern ist: so ist doch endlich eine gelehrte Zeitung entstanden, die sie wieder zu Ehren bringen wird. Was für die Gelehrsamkeit die Göttinger Anzeigen sind, sind nun für die schönen Wissenschaften die Frankfurter geworden. Ich würde in ihrem Lobe weitläuftig seyn, wenn ich es nicht um der Schwachen willen unterlassen müßte, die mir zutrauen würden, daß ich Unbestechliche bestechen wollte oder könnte, und die da glauben würden, daß ich gegen die Mängel derselben, insbesondre gegen ihren mystischen Ton und Hang zum Paradoxen, blind sey."

Mit diesen Worten werden in der Einleitung des Leipziger Musenalmanachs auf das Jahr 1773 die seit Neujahr 1772 erschienenen „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" begrüßt. Der Verfasser dieser Einleitung, der Gießener Chr. H. Schmidt, derselbe, der bald darauf jene Abhandlung über den „Götz von Berlichingen" schrieb, die Lessing als Wischiwaschi bezeichnete, hat hier einen richtigen Blick gehabt: die Nachwelt hat seinem Urteil Recht gegeben. Die von Merck und Schlosser herausgegebenen „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" sind neben Lessings „Literaturbriefen" jedenfalls die wichtigste Erscheinung der literarischen Kritik des vorigen Jahrhunderts; wie zwei Inseln ragen beide aus dem großen kritischen Gewässer jener Zeit empor. Es ist nicht bloß die stattliche Reihe von Kritiken, die Goethe 1772 und 1773 beisteuerte und die für die Kenntnis und Beurteilung seiner Entwicklung in diesen Jahren von höchster Wichtigkeit sind, welche den „Frankfurter Anzeigen" ihren bleibenden Wert giebt; diese Kritiken sind ja bereits im zweiten Bande des „Jungen

Goethe" in chronologischer Folge genau wieder abgedruckt, und um ihretwillen hätte es keines nochmaligen Neudruckes bedurft. Nein, die Zeitschrift als Ganzes ist in den ersten Jahren ihres Bestehens eines der merkwürdigsten literarischen Denkmäler und eine der wichtigsten Quellen der Sturm- und Drangliteratur.

Da die Originalausgabe selbst auf unsern öffentlichen Bibliotheken nicht häufig ist, so erwirbt sich der Herausgeber der Henningerschen Neudrucke ganz besondern Anspruch auf unsern Dank, daß er die interessante Zeitschrift — zunächst wenigstens den Jahrgang 1772 — gleich unter die ersten Hefte seiner Sammlung mit eingestellt hat. Die eben ausgegebene siebente Lieferung enthält die erste Hälfte; die zweite, nebst einer Einleitung von W. Scherer, die gewiß eine Fülle neuer Aufschlüsse bringen wird, soll in der achten Lieferung folgen.

Dramaturgie der Klassiker. Von Heinrich Bulthaupt. Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung (C. Berndt und A. Schwartz), 1882.

Die dramaturgischen Studien Bulthaupts beziehen sich vielfach auf die Klassikerdarstellung der Meininger, und sie haben das mit denselben gemeinsam, daß sie dem längst bekannten eine neue Seite abgewinnen und durch das liebevolle Eingehen auf die Totalität der klassischen Dramen, wie auf die Bedeutung der Einzelheiten, gegen die man durch Gewohnheit vielfach gleichgiltig geworden ist, den Reiz des ersten frischen Genusses wieder erwecken. In einer Reihe von Abhandlungen bespricht der Verfasser vier Dramen Lessings, acht Goethes, elf Schillers, drei Heinrich von Kleists. Obschon er überall die reale Bühne vor Augen und im Auge hat, erörtert er doch nicht bloß Repertoirestücke, denn „Miß Sara Sampson," „Stella" und den zweiten Teil des „Faust," „Turandot" und das Demetriusfragment wird man für dergleichen nicht ansprechen wollen. Gerade diese Dramen geben Bulthaupt Anlaß, seinen eignen Standpunkt klarzumachen und die resolute Weise, in der er die Dinge erfaßt, zu rechtfertigen. Er hat sehr klar erkannt, daß die klassischen Dramen im Leben der Nation und der Bühne, trotz ihrer zum Teil nun schon ein Jahrhundert erprobten Wirkung und ihres unschätzbaren Wertes, vielfach eine falsche Stellung einnehmen. Sie werden so angesehen, als ob sie durch ihre innere Vorzüglichkeit vor dem Loose, mißverstanden, verzerrt, pietätlos äußerlich, ja unwürdig behandelt zu werden, ein für allemal bewahrt wären, sie gelten als brauchbare Objekte jeder Art von gelehrter, schauspielerischer und schulmeisterlicher Willkür und sollen doch ihren Charakter als Kunstwerke, als lebensvolle genußspendende Dichtungen voll bewahren. Bulthaupts Anschauung setzt diesen Charakter voran und ist daher auch viel mehr um die Ergründung der Gesamtbedeutung jedes Dramas und seiner Gestalten bemüht, als ängstlich bestrebt, in einzelnen Wendungen und Einfällen neues, nie erhörtes zu Tage zu bringen. Daher kann man im einzelnen mit ihm sehr wohl in Widerspruch sein — wir sind es selbst in Bezug auf die allzustarke Bevorzugung des Goethischen „Clavigo" gegenüber andern Dramen des Dichters, in Bezug auf gewisse Punkte in Lessings „Nathan," in dem wir nun einmal die Charakteristik für weit mächtiger und poetisch lebensvoller halten als die „Idee," wie sie der Dramaturg erfaßt, wir sind es selbst in einer ästhetischen Kardinalfrage, wie jene der tragischen Schuld, welche freilich (darin stimmen wir dem Verfasser unbedingt zu) einer viel schärfern Begriffsbestimmung bedarf, als zur Zeit im ästhetischen Allgemeinbewußtsein vorhanden ist —, aber man wird die frische Auffassung, das ernste Bemühen des Verfassers um die gesunde Basis einer neuen Dramaturgie und sein feines Verständnis für das Verhältnis der poetischen Schöpfung zur Technik der Bühne dennoch hoch

anerkennen müſſen. Bulthaupt empfand ohne Zweifel, daß dem deutſchen Theater (wie einem großen Teil unſers Publikums) nur eine Scheinpietät für die klaſſiſchen Dramen innewohnt, und daß die Experimente ehrgeiziger, nach Journallob hungriger Regiſſeure an der Thatſache kläglicher Vernachläſſigung der eigentlichen und unzerſtörbaren Grundſäulen des Repertoires nichts ändern. Allein er geht davon aus, daß auch die poetiſche Thätigkeit wie die äſthetiſche Betrachtung bei uns in Deutſchland allzuoft das Theater ignorirt haben. Daraus iſt die verhängnisvolle Neigung aller der Bühne näherſtehenden erwachſen, das theatraliſch wirkſame vorzugsweiſe bei der dramatiſch wertloſen Literatur zu ſuchen und zu finden. Bulthaupt vertritt umgekehrt den Standpunkt, daß alle Beſchäftigung mit den ſzeniſchen und mimiſch-deklamatoriſchen Mitteln, durch welche eine theatraliſche Wirkung erreicht wird, ganz äußerlich bleibt, wenn ſie der Grundlage einer poetiſch-äſthetiſchen Würdigung des dramatiſchen Objektes entbehrt. Nur das Drama, welchem auch eine dramatiſch-poetiſche Bedeutung zukommt, verdient, daß man ſich ernſthaft mit der Verwandlung ſeiner gegebnen dramatiſchen Elemente in theatraliſche beſchäftigt. Die heutige Bühne glaubt freilich mit den letztern allein ausreichen zu können und verſchwendet viel Liebesmühe an innerlich leblose, ja zuſammengepfuſchte Machwerke, die einigen äußern Anhalt bieten, theatraliſche Kunſt zu entwickeln. Aber der Bruch in der Rechnung kommt raſch genug zu Tage, und am Ende greift man doch jederzeit wieder zu den klaſſiſchen Dramen zurück, deren poetiſchen Wert „ſeltſamer“ Weiſe die „Bühnentüchtigkeit“ nicht aufgehoben hat. Die trefflichen dramaturgiſchen Erörterungen Bulthaupts, denen ein zweiter Teil (Shakeſpeares Dramen) folgen ſoll (Soeben erſchienen. D. Red.), empfehlen ſich durch ihre ernſte Grundanſchauung wie durch ihre Darſtellung allen Gebildeten und können vieles zur Klärung der Anſichten über dramatiſche Dichtung und Bühne beitragen, die nachgerade auch bei vielen Gebildeten recht unſicher und verworren geworden ſind.

Sechs Lieder für gemiſchten Chor komponirt von Otto Scherzer. Op. 3. Leipzig, F. W. Grunow, 1883.

Sechs Lieder für eine Singſtimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt von Otto Scherzer. Op. 4. Leipzig, F. W. Grunow, 1883.

Wiewohl die Grenzboten in letzter Zeit längere, orientirende Aufſätze über die Klavier- und die Liederkompoſition ſeit Robert Schumann gebracht haben, die in muſikaliſchen Kreiſen gewiß dankbar begrüßt worden ſind, ſo pflegen ſie doch nicht gerade einzelne Erſcheinungen auf dieſen Gebieten anzuzeigen und zu beſprechen. Mit den vorſtehenden Heften machen wir einmal eine Ausnahme, weil wir zu ihnen gleichſam in dem Pietätsverhältnis der Taufpatenſchaft ſtehen, auf dieſe unſre cognatio spiritualis nicht wenig ſtolz ſind, nun aber auch die Verpflichtung fühlen, für das Fortkommen unſers Schützlings etwas zu thun.

Die Leſer erinnern ſich vielleicht eines Grenzbotenaufſatzes aus dem November oder Dezember 1880: „Ein überſehener Liederſänger.“ Wir erzählten damals, daß wir zufällig die Bekanntſchaft eines ſtattlichen Liederbandes (etwa aus dem Anfang der ſechziger Jahre?) gemacht hätten, der 25 der prächtigſten Liederkompoſitionen auf Goethiſche, Uhlandſche und Mörikeſche Texte enthalten habe, der aber offenbar bei ſeinem erſten Erſcheinen nicht die verdiente Beachtung gefunden habe, und den wir daher hiermit nachträglich der Beachtung unſrer muſikaliſchen Freunde empfohlen haben wollten. Auf die Frage nach dem Komponiſten, Otto Scherzer, vermochten wir nur ſpärliche Auskunft zu geben, hatten aber wenigſtens ſoviel

in Erfahrung gebracht, daß er in Stuttgart lebe, kein Jüngling mehr sei, aber noch einen Schatz von Liederkompositionen liegen habe, den er aus Verstimmung über die Gleichgiltigkeit seiner Mitmenschen nicht veröffentlichen wolle.

Wir haben infolge unsers Aufsatzes eine doppelte Freude gehabt. Die eine kam sofort: es entstand eine lebhafte Nachfrage nach dem besprochenen Scherzerschen Liederheft, und bald war kein Exemplar mehr davon zu haben. Die andre ist in diesen Tagen gekommen: Scherzer hat sich bewegen lassen, seinen Liederschatz nochmals zu öffnen und eine kleine Auswahl desselben herauszugeben.

Wie in der frühern Sammlung, so verrät auch in den vorliegenden Heften gleich die Textwahl wieder den ungewöhnlichen, eigenartigen Mann. Die sechs einstimmigen Lieder sind auf folgende Texte komponirt: Er ist's von Mörike (Frühling läßt sein blaues Band), Ungeduld von Wilhelm Müller (Ich schnitt es gern in alle Rinden ein), Rat einer Alten von Mörike (Bin jung gewesen, kann auch mitreden), Frühzeitiger Frühling von Goethe (Tage der Wonne, kommt ihr so bald?), Frühlingsglaube von Uhland (Die linden Lüfte, sie sind erwacht), Das verlassene Mägdlein von Mörike (Früh wenn die Hähne krähn). Den Liedern für gemischten Chor sind folgende Texte zu Grunde gelegt: Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee (Jägerlied von Mörike), Was wecken aus dem Schlummer mich (Das Ständchen von Uhland), Nimm mich fort, nimm mich fort, Tod (aus Shakespeares „Was ihr wollt"), Wenn ich wollt' wandern (Wandern und Freien von Scheurlin), Ein Tännlein grünet wo (Denk' es, o Seele! von Mörike), Schönster Herr Jesu (Jesuslied von Paul Flemming). Aber auch alles, was wir sonst zum Lobe der frühern Lieder gesagt haben, gilt in reichem Maße auch von den neu erschienenen, vor allem von den einstimmigen.

Der kundige Leser sieht, mit wem der Komponist in einzelnen Fällen den Wettkampf aufgenommen hat: mit Schubert, Mendelssohn, Schumann. Überall aber ist es eine Freude, ihn neben jenen zu sehen, denn Scherzer ist eine echte Künstlernatur. Ausgiebige Phantasie und warme Empfindung verbinden sich in seinen Liedern mit Wahrheit der Charakteristik und Feinheit der Arbeit. Daher packt uns auch jedes derselben als Ganzes und interessirt zugleich im einzelnen. Dabei sind es lauter auserlesene, völlig reife und süße Früchte, die er uns diesmal bietet, von so verschiedner Gattung sie auch sind: schwungvolle Vortragslieder neben solchen, die man am liebsten für sich allein singt oder, wie Schumann sagte, „in kleinen Kreisen, die nicht zu applaudiren lieben." Freilich erfordern auch diese Lieder wieder echte Musikantenseelen zur Ausführung. Sie sind nicht eben schwer, aber sie setzen doch voraus, daß man mit Schumann und Brahms wohl vertraut sei. Wer aber dann mit derselben Liebe, mit welcher der Komponist bei der Arbeit gewesen, seinen Absichten nachgeht, bewältigt die Lieder schnell und folgt bald mit Behagen ihrem großen und freien Zuge.

Die Lieder für gemischten Chor sind sämtlich von eigentümlich knapper, gedrungener Form. Zu unsern Lieblingen gehört namentlich das erste, mit seinem feinen, canonartigen Stimmengeflecht, und das fünfte — ein ergreifender Text, für welchen Scherzer in wundervollster Weise den adäquaten musikalischen Ausdruck gefunden hat. Wer könnte diese tief in die Seele sich einsenkenden Worte und Klänge je wieder vergessen! Für gute Gesangvereine werden diese sechs Lieder sicher eine höchst anziehende Aufgabe bilden; sie werden den Sängern beim Studium so große Freude machen wie den Hörern beim Vortrage.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Ein neuer französischer Krieg in Sicht.

Man wolle nicht erschrecken. Die Ereignisse, an die wir bei unsrer Überschrift dachten, sind der Zeit nach anscheinend nahe, werden sich aber räumlich in weiter Ferne von unsern Grenzen abspielen und insofern für uns nichts bedenkliches haben, eher das Gegenteil. Man weiß aus den Tagesblättern, daß Frankreich Ansprüche auf den Besitz gewisser Küstenstriche in Madagaskar und auf das Protektorat über die ganze Insel erhebt, und daß die Regierung der dort herrschenden Hovas Gesandte nach Paris geschickt hat, um eine Verständigung in der Sache zu versuchen. Der Anspruch Frankreichs datirt von langer Zeit her, und man hat ihn wiederholt schon geltend zu machen versucht. Wenn das jetzt wieder geschehen ist, so gehört diese Politik in den Kreis, aus dem auch die Tonkin- und Kongofrage entsprungen sind. Im vorigen Frühling setzte Waddington, als er die Eroberung von Tunis rechtfertigte, dem Senate auseinander, daß Frankreich für seinen verminderten Einfluß in Europa sich anderwärts und namentlich in Afrika Ersatz schaffen müsse. Frankreich erstrebt dort Kolonien, nicht weil es Gelegenheit zum Absatz seiner Produkte oder zur Unterbringung eines Überschusses seiner Bevölkerung, sondern weil es Erweiterung seiner Macht wünscht. Der Verlust am Rhein soll durch Gewinn in Hinterindien, in Nord- und Westafrika und auf der großen Insel der Hovas ausgeglichen werden, die geographisch zu Afrika gehört. Die erwähnten Gesandten Madagaskars schienen eine Zeit lang geneigt, den Forderungen, die am Quai d'Orsay erhoben wurden, nachzugeben, man glaubte dort, ihnen den Standpunkt klar gemacht zu haben, und hoffte, sie würden die ihnen vorgelegte Übereinkunft unterzeichnen; in der elften Stunde aber weigerten sie sich, brachen die Unterhandlung ab und verließen,

nachdem ein aufgeregter Franzmann zu guterletzt noch ihre Flagge heruntergerissen, ihr Pariser Hotel, um sich — fast wie Flüchtlinge — nach London zu begeben und dort Beistand zu suchen. Diese plötzlich veränderte Haltung hat in der französischen Hauptstadt offenbar überrascht. Doch scheint man entschlossen, die unglücklichen Hovas, nachdem sie in Güte nicht zu haben waren, mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zu bringen, und zunächst ist an den Commodore Le Timbre, der die Flottenstation in den madagassischen Gewässern befehligt, die Weisung abgegangen, den „Rechten und Interessen" seiner Landsleute in Madagaskar Achtung zu verschaffen. Wir werden also in einiger Zeit hören, wie dieser Offizier dies aufgefaßt und ob er Erfolge erzielt hat. Vielleicht bleibt es bei einer Demonstration gegen die Hafenstadt Tamatave, möglicherweise denkt man aber auch schon an einen Marsch nach der im Innern gelegnen Residenz der Königin, doch würde dazu eine nicht unbedeutende Armee gehören, desgleichen verhältnismäßig viel Geld, woran der französische Staatsschatz gegenwärtig eben keinen Überfluß hat.

Inzwischen werfen wir einen Blick auf Madagaskar und seine Geschichte, wobei wir uns belehren werden, was es mit den „Rechten und Interessen Frankreichs" auf dieser Insel für eine Bewandtnis hat, und welche Aussichten auf Erfolg sich einer französischen Expedition gegen die Hovas eröffnen.

Madagaskar, mit seinem Areal von etwa zehntausend Quadratmeilen eine der größten Inseln der Erde, liegt im Indischen Ozean, etwa neunzig Meilen von der Küste des südöstlichen Afrikas, von der es der Kanal von Mozambique trennt. Es ist fast durchgehends gebirgig und zeigt Gipfel von mehr als zehntausend Fuß Höhe. Den Norden bedecken ungeheure Wälder, die von zahlreichen Flüssen durchströmt werden. Die Strandebenen sind meist sumpfig und mit vielen kleinen Landseen besät, auch häufig mit tiefeinschneidenden Buchten gezähnt, die zum großen Teile vortreffliche Häfen und Rheden bilden. Der Verkehr im Innern findet in schroffansteigenden, fast paßlosen Granitbergen und wilden Abgründen auf weite Strecken außerordentliche Schwierigkeiten. Die Gebirge sind reich an Kohlen und Eisen, Kupfer, Blei und Silber, auch wird hie und da Gold gefunden. Auf den Hochebenen des Binnenlandes ziehen sich, wo sie nicht bewaldet sind, unabsehbare Savannen hin, die Thäler und der Küstensaum sind meist überaus fruchtbar, die Wälder liefern vorzügliches Material für den Schiffsbau, desgleichen Farb- und feine Tischlerhölzer. Die Insel erzeugt ferner reichlich ausgezeichnete Baumwolle und Zuckerrohr, guten Tabak, Reis, das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, Kaffee, der dem von Bourbon an Güte gleichsteht, Indigo, Gewürze, namentlich Pfeffer, ferner Wein, Zitronen, Feigen und verschiedne Arzneipflanzen. Reißende Tiere fehlen, dagegen sind Schlangen und Krokodile in Massen vorhanden. Die Einwohner besitzen große Rinder- und Schafherden, auf den Hochebenen giebt es gewaltige Massen wilder Büffel, und in den Sümpfen der Küstenstriche haust Schwarzwild in solcher

Menge, daß die ganze Insel nach ihm benannt worden ist. Das Klima ist auf Hochebenen des Innern sowie im Westen und Norden gesund, wenn auch sehr warm, wogegen die tropische Hitze in den Niederungen am Meere gefährliche Miasmen und infolge dessen Gallenfieber so schrecklicher Art erzeugt, daß Madagaskar als der Kirchhof der Europäer bezeichnet wird.

Die Einwohner der Insel, deren Zahl auf etwa drei Millionen zu veranschlagen ist, nennen sich Malagasi und zerfallen in sehr verschiedene Rassen. An der nördlichen Küste haben sich einige tausend Araber niedergelassen, die schon vor Jahrhunderten eingewandert sind. Im Westen wohnen Schwarze vom Typus der Kaffern. Das Volk dagegen, welches die Ostseite und das Binnenland im Besitze hat, zeigt die Bauart, die Farbe und den Charakter der Malayen. Dieser hellere Teil der Bevölkerung ist der vorherrschende auf der Insel und zugleich gesitteter und gewerbfleißiger als der dunkle. Alle Madagassen jedoch sprechen dieselbe Sprache, und alle gelten für stolz, habgierig, rachsüchtig und abergläubisch, andrerseits aber zeichnen sie sich durch Gastlichkeit, Tapferkeit und Unabhängigkeitsliebe aus. Die Volksreligion ist Heidentum. Man kennt einen guten Hauptgott und einen bösen, welchem letztern man Kinder opfert. Die große Mehrzahl der Madagassen besteht aus Hirten, Ackerbauern, Jägern und Fischern. Nur die Hovas treiben auch einige Gewerbe, namentlich sind viele von ihnen Schmiede, Holzarbeiter und Weber in Wolle und Seide. Früher wurden von Madagaskar viele Sklaven ausgeführt, jetzt besteht der Export nur noch in Reis, Mais, Schlachtvieh und groben Webstoffen, die meist nach den Nachbarinseln Mauritius und Bourbon verschifft werden.

Die einzelnen Stämme der Madagassen, einige zwanzig, werden von Häuptlingen despotisch regiert, doch stehen letztere wieder unter der Oberherrschaft der Hovasdynastie, welche sich das Land vor etwa siebzig Jahren unterworfen und ihre Macht im großen und ganzen bis jetzt behauptet hat, indem nur der Stamm der Sakalavas imstande gewesen ist, seine Unabhängigkeit wiederzugewinnen. Die Hovas haben die Insel in Provinzen und diese wieder in Bezirke geteilt, die von Beamten verwaltet werden, deren Thätigkeit von der Hauptstadt aus geleitet wird. Die letztere liegt auf einem viertausend Fuß hohen Gebirgsplateau in der Zentralprovinz Ankova und heiß Tatane Arivo, auch Emirne. Sie hat fünfundzwanzigtausend und mit ihren Vorstädten achtzigtausend Einwohner, die sehr zerstreut in strohgedeckten Häusern unter alten Bäumen wohnen, welche sich um den in europäischem Stil erbauten Königspalast gruppiren. Nördlich von hier trifft man die ehemalige Hauptstadt Rahidrono. Im Lande der Sakalavas sind Bombetok und das befestigte Madschonga die bedeutendsten Orte. An der mittlern Ostküste, in der eisenreichen und dicht bevölkerten Provinz Betanimena, befindet sich Tamatave, der Haupthafenplatz dieser Gegend. Andre nennenswerte Städte Madagaskars sind Foulpointe, weiter nördlich, und Sainte Marie, im Süden des prachtvollen, fünf Meilen tiefen und etwa halb so breiten

Golfs von Manga auf der Insel Nossi Ibrahim gelegen, von wo aus die Franzosen ehedem einen lebhaften Handel betrieben. Andre von den Franzosen durch Verträge mit Häuptlingen der Sakalavas erworbene Inseln sind Nossi Be, Kumba, Mitiu und Fati, sämtlich an der Nordwestküste, doch haben die Hovas diese Verträge niemals anerkannt. Auch sonst stößt man an den Küsten auf viele Vorgebirge, Golfe und Sunde, die europäische Namen tragen, aber es ist sehr zweifelhaft, ob jemals ein europäischer Staat sich durch das Recht der Eroberung oder sonstwie giltigen Anspruch auf irgend einen Teil von Madagaskar erworben hat, und die meisten der von Europäern besetzten Punkte mußten wegen ihrer Ungesundheit nach kurzer Zeit wieder geräumt werden.

Madagaskar, von den Eingebornen Nossi Ndambo, Insel der Wildschweine, von den Arabern Dschesire El Komr, Mondinsel genannt, wird schon von Marco Polo, dem Herodot des Mittelalters, erwähnt, doch ist dieser Reisende, der es Magastar nennt, nicht selbst dort gewesen und infolge dessen nicht genau unterrichtet. Erst 1506 wurde es von einem Europäer entdeckt und betreten, und zwar nicht von einem Franzosen, sondern von dem portugiesischen Seefahrer Lorenzo Almeida, nach welchem es eine Zeit lang den Namen der Lorenzinsel führte. Nach andern hätte es den letztern davon erhalten, daß Almeida das neue Land zuerst am Tage des heiligen Laurentius gesehen. Die Portugiesen scheinen ihre Entdeckung nicht weiter verfolgt zu haben, dagegen machten im siebzehnten Jahrhundert die Engländer und die Holländer wiederholt Versuche, hier Niederlassungen zu gründen, aber stets scheiterten diese Bemühungen, und den Franzosen erging es meist nicht besser. Daß ein französischer Schiffskapitän Madagaskar schon unter Heinrich dem Vierten besucht und für seinen König in Besitz genommen, ist wohl Sage; denn die französische Seefahrt entwickelte sich erst später in der Weise, daß sie weite Reisen nach dem Indischen Ozean zu unternehmen imstande war. Dagegen ist sicher, daß die Franzosen 1642 hier eine Kolonie anlegten, die sie Fort Dauphin nannten, und daß sie damit die ganze Insel erworben zu haben vermeinten. Aber in das Innere vermochten sie nicht vorzudringen, und die Ansiedelungen, die sie später gründeten, vermochten sich nicht zu halten. Die Kolonisten erbitterten die Eingebornen durch Anmaßung und Gewaltthat, und so wurden sie von diesen teils niedergemacht, teils verjagt, so 1652 zu Mangisia, 1670 in Fort Dauphin und 1754 auf der Insel Sainte Marie. Später hatte hier Frankreich nur Faktoreien, die zu Anfang dieses Jahrhunderts an die Engländer verloren gingen, aber 1815 zurückgegeben wurden. Zwar bezeichnen die Landkarten noch jetzt eine Stelle an der Küste mit Fort Dauphin, aber dieselbe ist eine menschenleere Trümmerstätte. Nur auf den genannten Inseln der Nordwestküste gelang es Frankreich, festen Fuß zu fassen, und rechtlich besitzen sie jene auch nicht, da die betreffenden Verträge nicht mit der Hova-Regierung, sondern mit Stämmen abgeschlossen worden sind, welche als Insurgenten zu gelten haben. Wollen sie daher ihre

Herrschaft von jener Basis weiter ausbreiten, so müssen sie dies durch einen Krieg thun, den sie mit dem herrschenden Stamme zu führen hätten.

Das Reich der Hovas ist bis jetzt bei allen Eroberungsversuchen auf Madagaskar ein unübersteigliches Hindernis gewesen. 1813 stiegen die Hovas aus ihrer Heimat im Lande Ankova im Mittelpunkte der Insel herab und unterwarfen sich mit Waffengewalt die übrigen Stämme. Ihr Eroberungszug überschritt wilde Gebirgspässe und schwerdurchdringliche Wälder. Sie waren keine Wilden, sondern ein bildungsfähiges Volk, das nicht bloß auf Blutvergießen, Plünderung und Verwüstung ausging, sondern einen geregelten Staat zu bilden imstande war und sich gegen die Künste des Friedens nicht feindlich verhielt. Der Führer der Hovas war ihr König Radama, ein Mann, welcher den Wert der Zivilisation begriff und darnach handelte. Dabei wurde er von England unterstützt, das eifersüchtig auf die Versuche der Franzosen war, sich hier festzusetzen und auszubreiten, und dies am besten vereiteln zu können meinte, wenn die Madagassen unter einer einzigen Regierung konzentrirt wären und sich die Macht verschafften, welche in der Zivilisation liegt. Daß es dabei sein eignes Interesse zu fördern und zunächst Einfluß zu gewinnen nicht vergaß, ist selbstverständlich. Es erkannte Radama als König von Madagaskar an, es sandte ihm Missionäre, welche Schulen und Buchdruckereien anlegten, es schickte ihm Offiziere zur Umgestaltung seines Heeres nach europäischem Muster. Mit Hilfe dieser Truppen unterwarf sich der König allmählich alle Stämme der Insel, und zuletzt vertrieb er auch die französische Besatzung des Forts Dauphin. Dagegen wurden den Engländern alle Häfen Madagaskars geöffnet, und ihr Einfluß stieg durch die Missionäre zusehends, sodaß sie u. a. die Abschaffung des Sklavenhandels gegen eine Jahresrente von achttausend Pfund durchsetzten und den König bewogen, die Menschenopfer zu verbieten. Derselbe begünstigte auch die Bekehrungsversuche der christlichen Missionäre, die infolge dessen gute Erfolge nach Hause berichten konnten. Aber sein früher Tod machte dem allen für viele Jahre ein Ende. Am 27. Juli 1828 starb er an Gift, das ihm von seiner Gemahlin Ranavalo Mandschoka beigebracht worden war. Die Königin bestieg, nachdem sie noch mehrere Verwandte ihres Gatten aus dem Wege geräumt, Anfang August selbst den Thron, und mit ihr herrschte von da ab bis zum Jahre 1853 eine blutige Reaktion, die nur dadurch gemildert wurde, daß neben ihrem Staatsrate der Franzose Delasatelle, ehemals Handelsdiener, jetzt Minister, einen wohlthätigen Einfluß auf die Gebiete des Handels und der Industrie auszuüben verstand, die Königin und den Adel der Hovas mit europäischen Bedürfnissen und Genüssen bekannt machte und den Anbau von Zucker, Kaffee und andern Kolonialerzeugnissen einführte. Im übrigen zeigte sich die neue Königin der Zivilisation und den Reformen ihres Vorgängers entschieden abgeneigt. Sie verbot 1835 das Christentum und vertrieb die Missionäre, sie untersagte ihren Unterthanen den Verkehr mit den Europäern, verfolgte letztere mit allerhand grausamen Maßregeln und

brach die von Radama mit den Engländern angeknüpften Handelsverbindungen ab. Infolge dessen verfeindete sie sich wie mit Frankreich so zuletzt auch mit England. Die Franzosen landeten darauf schon 1829 auf Madagaskar, wurden indeß bei Foulpointe von den Madagassen geschlagen und zur Flucht auf ihre Schiffe genötigt. Nicht viel bessern Ausgang nahm die Expedition, die sie im Jahre 1845 im Verein mit den Engländern unternahmen. Sie schossen die Stadt Tamatave in Brand, wurden aber beim Sturm auf das dortige Fort der Hovas zurückgeworfen und mußten sich nach dieser Schlappe begnügen, die ausgewiesenen Europäer an Bord zu nehmen und sie nach Bourbon und Mauritius zu bringen. Die französische Regierung beschloß nun eine zweite Expedition, und das englische Parlament beriet über den Anschluß an dieselbe, indeß ließ man die Sache zuletzt fallen, da die Stärke der Madagassen, die gegen fünfzigtausend Krieger ins Feld stellen können, und der Umstand, daß die beiden angreifenden Nationen im Falle eines Sieges sich über den Besitz der Länderbeute leicht entzweien konnten, den Krieg bedenklich erscheinen ließ.

Inzwischen war trotz aller Verfolgungen und Hinrichtungen das Christentum nicht völlig ausgerottet worden. Im Gegenteil traten der Kronprinz Rakoton und andre Mitglieder der königlichen Familie 1846 zu ihm über, seit 1853 gewannen die Missionäre wieder Einfluß, und zu gleicher Zeit wurde der Handel mit den Europäern wieder gestattet. Als Ranavalo Mandschoka im August 1861 starb und der Kronprinz als Radama der Zweite die Regierung antrat, erfolgte ein großer Umschwung zu Gunsten der Fremden. Der König öffnete ihnen das ganze Land, schaffte die meisten barbarischen Satzungen und Einrichtungen ab und sorgte durch Schulen für die Bildung des Volkes. Leider aber regierte er nicht ganz zwei Jahre. Im Mai 1863 zettelten die Großen, die er durch Bevorzugung der Franzosen vor den Eingebornen sowie durch zu hastig und rücksichtslos betriebene Neuerungen erbittert hatte, eine Verschwörung an, und er wurde ermordet. Seine Witwe Rosaberina, die ihm auf dem Throne folgte, setzte seine Politik fort, machte sich aber dadurch sowie durch Vermählung mit ihrem Minister Rainitaiarivai ebenfalls verhaßt, sodaß es 1865 zu einem Aufstande gegen die Franzosen kam. Dagegen schloß England im Juni desselben Jahres einen ihm sehr günstigen Freundschafts- und Handelsvertrag mit der Königin ab. Als letztere im Jahre 1868 starb, übertrug der Hova-Adel die Krone auf Ramona, eine Verwandte derselben, die als Ramovalo Mandschoka die Zweite noch jetzt regiert. Dieselbe ließ sich im Februar 1869 nebst einem großen Teile des Adels taufen, und als sie darauf die Götzenbilder zu zerstören befahl und die Adlichen sich ihre Beseitigung gefallen ließen, traten auch viele Tausende des niedern Volkes zum Christentume über.

Man sieht hieraus, daß Frankreich stets große Ansprüche machte, England aber in günstigen Zeiten mehr Vorteile als sein Nebenbuhler davon trug, indem seine Politik auf keine Landerwerbung gerichtet war und von den protestantischen

Missionären kräftig unterstützt wurde. Wenn Frankreich jetzt den Besitz des Nordwestens von Madagaskar verlangt und ein Protektorat über die ganze Insel erstrebt, so kann es sich kaum auf gute Gründe stützen. Der Vertrag, den es 1840 mit den aufständischen Sakalavas abgeschlossen hat, gilt nicht mehr, als ein Vertrag gelten würde, den es mit den Sezessionisten in den Vereinigten Staaten vereinbart hätte, und wenn ein französischer König des siebzehnten Jahrhunderts ganz Madagaskar seinen Besitzungen einverleibt hat, so ist das eine Proklamation, die an die Ernennung von Bischöfen in partibus erinnert, desgleichen an die Nürnberger, die keinen henkten, bevor sie ihn gefangen hatten. Erst erobern, dann haben. Das Erobern wird aber keine leichte und jedenfalls eine kostspielige Sache sein, und schließlich hätte doch auch England ein Wort mit zu sprechen. Wie man dort darüber denkt, geht aus folgendem Vorfall hervor, der vor etwa acht Tagen stattfand.

In voriger Woche machte eine Deputation dem Lord Granville im Auswärtigen Amte zu London ihre Aufwartung, um ihm den Wunsch ans Herz zu legen, daß England seinen Einfluß anwende, um den Streit zwischen Frankreich und Madagaskar zu gütlichem Austrage zu bringen, und die Antwort lautete ermutigend. Sie gab der Deputation, welche die Ansicht eines nicht geringen Teils des Parlaments vertrat, wenigstens die Gewißheit, daß der Minister des Auswärtigen nichts zu thun gewillt ist, was auf der einen oder der andern Seite die Erbitterung zu steigern geeignet wäre. Er wünscht insbesondre „die freundschaftlichsten und herzlichsten Gefühle dem nächsten großen Nachbar gegenüber zu bewahren.“ Andrerseits aber ist der Minister nicht geneigt, vor einer Darlegung des Standes der Dinge zurückzuschrecken, welche an sich schon als eine Art Beeinflussung betrachtet werden kann, und als solche wurde seine kurze, aber inhaltreiche Auseinandersetzung der in Rede stehenden Thatsachen in der That von der Deputation aufgenommen und in die Öffentlichkeit gebracht. Er erinnerte die Herren zunächst daran, daß England 1817 mit dem Könige Radama einen Vertrag wegen Abstellung des Sklavenhandels abgeschlossen, dann daran, daß Lord Palmerston 1850 zwar das Recht der Franzosen auf die Insel Nossi Be anerkannt hat, daß England und Frankreich aber vier Jahre später übereingekommen sind, in Madagaskar keinerlei Schritte zu thun, bevor sie sich nicht miteinander beraten haben. Die Verabredung ist später ratifizirt worden, und erst neuerdings, wo in Paris der Eifer zur Erwerbung großen Kolonialbesitzes wieder erwachte, sind ernste Meinungsverschiedenheiten zu Tage getreten. Dieselben wurden hervorgerufen durch allerlei an sich nicht viel bedeutende Vorfälle in Madagaskar, welche die französischen Beamten zu wichtigen Ereignissen machten, zum Teil aber auch durch die Eifersucht der protestantischen Missionäre, die am Hofe in Tatane Arivo viel gelten. Lord Granville fuhr fort, indem er bemerkte, daß es sich vorzüglich um drei streitige Punkte handle: um die Ansprüche von Franzosen auf Genugthuung und Schaden-

ersatz, um das Verlangen derselben, in Madagaskar Land erwerben und besiedeln zu dürfen, und schließlich um die Hauptfrage wegen des Protektorats über die Insel. Die angebliche Vergewaltigung einzelner Franzosen durch die Hova-Regierung giebt keinen gegründeten Anlaß zur Klage, da Vergehen jener Franzosen gegen diese Regierung ihr vorausgegangen sind. Der nächste Punkt liegt weniger klar; denn einerseits behauptet die malagassische Regierung, daß sie zu keiner Zeit ihr Munizipalrecht aufgegeben habe, nach welchem Landerwerb niemals stattfinden und gelten soll, andrerseits hat Frankreich sowohl wie England stets darauf bestanden, daß ihre Unterthanen befugt sein sollen, Land zu kaufen und zu besitzen. „In Betreff des französischen Protektorats endlich, sagte der englische Minister, weiß ich bis jetzt von keinem Vertrage, der Frankreich das Recht gäbe, darauf zu bestehen." Der Vertrag mit den Sakalavas hat also auch in den Augen Lord Granvilles keine Giltigkeit.

Man wird nun sehen, welche Wirkung diese Erklärung in Paris üben wird. Vielleicht besinnt man sich, hält inne und vertagt seine Pläne auf bessere Zeiten. Wahrscheinlicher aber ist das Gegenteil. Die Bereitwilligkeit der Franzosen, den Vertrag Brazzas mit dem Negerkönig Makoko im Kongolande zu ratifiziren, die Absendung eines zweiten Kriegsschiffes nach Nossi Be, die Befehle, welche der französische Admiral an der Küste von Cochinchina erhalten hat, und die Besetzung von Tonkin lassen es sehr zweifelhaft erscheinen, daß man die mit der Eroberung von Tunesien eingeleitete Politik sobald aufgeben werde. Den Engländern aber kann das nicht gleichgiltig sein. Sie haben Interesse am Kanal von Mozambique, und sie haben ein vertragsmäßiges Recht, in Betreff der Frage wegen Madagaskars gehört zu werden, bevor Frankreich dort einschreitet.

Und wir Deutschen? Uns kann die Angelegenheit auch nicht gleichgiltig sein, aber in anderm Sinne. Wir können nur wünschen, daß die Strömung, welche den französischen Ehrgeiz und Erwerbungstrieb an den Kongo, nach dem Lande der Hovas und nach Hinterindien treibt, sich recht lange erhalte und die Franzosen befriedige. Wir näher wohnenden werden dann ruhiger sein können.

Die Fremdwörterseuche.

Von Herman Riegel.

(Schluß.)

3. Vorschläge zur Abhilfe.

ie ist das Elend, das nun schon Jahrhunderte lang dauert und das die Jahrhunderte als eine Schmach der deutschen Nation verdammen, endlich zu beseitigen? Wie ist ihm beizukommen, nachdem alle Ermahnungen und Bemühungen ohne dauernden Erfolg gewesen sind? Wie ist ihm abzuhelfen, heute, wo die Fremdwörtersucht wie eine ansteckende Seuche wieder mit neuer Kraft um sich greift und allen wohlmeinenden Absichten geradezu zu spotten scheint? Dieses weiß ich: mit besondern Vereinen und Gesellschaften zur Bekämpfung des Übels, mit Vorschlägen zu Verdeutschungen und mit Wörterbüchern ist im großen und auf die Dauer nichts geholfen. Die Erfahrung lehrt es, von der Fruchtbringenden Gesellschaft bis zu Leibniz und Gottsched, von Leibniz und Gottsched bis zu Campe, und von Campe bis auf den heutigen Tag. Alle diese Bestrebungen wenden sich an die Einsicht des einzelnen und hoffen von dessen gutem Willen Berücksichtigung und Erfolg. Es ist ihnen aber mit verschwindenden Ausnahmen nirgends entsprochen worden.

Noch aus der allerneuesten Zeit kann ich hierfür einen Beleg beibringen. Im Juni 1880 wandte sich die Redaktion des „Magazins für die Literatur des Auslandes“ mit folgender Aufforderung an ihre Mitarbeiter: „Wir richten an unsre verehrten Mitarbeiter die ergebenste Bitte, sich fortan in ihren geschätzten Einsendungen nach Möglichkeit aller unnötigen Fremdwörter zu enthalten. Die Gründe hierfür verstehen sich wohl von selbst. Die Redaktion, welche sich von Schuld in dieser Beziehung selber nicht frei weiß, wird thunlichst mit gutem Beispiel voranzugehen sich bemühen. Gerade bei der an keine Ländergrenzen gebundenen Verbreitung des »Magazins« erwächst die Verpflichtung, zu zeigen, daß die deutsche Sprache keine andern oder weniger Anlehen zu machen nötig hat als jede andre neuere Kultursprache. Zu peinlicher Deutschtümelei braucht selbstverständlich nicht übergegangen zu werden.“ Diese lobenswerte und verständige Aufforderung hatte keinerlei sichtbare Spur eines Erfolges. Wie ein rechter Hohn auf dieselbe erschien sogar mancher mit ganz „unnötigen“ Fremdwörtern vollgespickte Beitrag. So schrieb z. B. J. J. Honegger in Zürich über einen neuen Roman von Tissot und Améro La Russie rouge (1881, Nr. 2)

in dem unglaublichsten Mischdeutsch. Ich führe nur folgende Proben an: pikanteres Objekt, desperat, intim, verifiziren, Introduktion von frappantester Eigenart, altseigneurial, spezifisches Objekt, table rase, pur, roués, à tout prix, Nüance, Comité, emigrirt, à corps perdu, modifiziren, Totalrevolution, raffinirte physiologisch-psychologische Personenmalerei, minutiöses Detail, Manier, Porträt, Effekt, strikt, flankiren, und in dieser geistreichen und geschmackvollen Art schier endlos weiter. Das war die Wirkung. Die Redaktion hätte sich ihre Mühe völlig sparen können. Wenn es ihr Ernst ist um die gute Sache, nehme sie selbst die Büchse in die Hand und schieße ohne Erbarmen das Wild und Raubzeug nieder, welches ihr ins Gehege kommt. Mit andern Worten: sie reinige selbst solch ein zusammengeflicktes Geschreibsel und stelle erst ein verständiges Deutsch her, ehe sie solche Beiträge zum Druck giebt. Dies ist das einzige Mittel, durch welches sie ihr Blatt vor der Sprachsudelei retten und schützen kann. Doch ist es ihr denn wirklich Ernst darum? Wer weiß es! So wenig aber wie hier eine einzelne Redaktion von der Einsicht und dem guten Willen irgend etwas erreicht hat, ebensowenig wird das Vereinen und Gesellschaften, Ermahnungen und Büchern gelingen. Ich erwarte von solchen Mitteln nichts, garnichts, oder soviel wie nichts, wenigstens nicht unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen und Stimmungen.

Man hat auch gesehen, daß derartige Bestrebungen, weil sie zum Teil von Männern getragen wurden, welche nicht immer über alle notwendigen Erfordernisse verfügten, oft und leicht dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfielen. Schon die Fruchtbringende Gesellschaft hat in dieser Hinsicht die lehrreichsten Erfahrungen gegeben, und was die Ungeschicklichkeit der deutschtümelnden Turnlehrer und Schulmeister vor dreißig und vierzig Jahren geschadet hat, wird noch in der Erinnerung vieler sein. Oft wissen solche Leute nicht einmal, was ein Fremdwort ist. Sie glauben, daß jedes Wort, dessen Stamm aus einer andern Sprache kommt oder dessen Stamm auch in andern Sprachen vorkommt, ein Fremdwort sei; und so legen sie ihre Lanzen ein sogut gegen die Nase wie gegen die Post, gegen das Fenster wie gegen den Groschen. Als ob der Ursprung allein das entscheidende Merkmal des Fremdwortes sei und nicht vielmehr die noch bewahrte ausländische Form, die im Zusammenhang der deutschen Sprache eben fremd erscheint. Nur um diese letztern, eigentlichen Fremdwörter, soweit sie unnötig und ersetzbar sind, kann es sich ja handeln, was auch im Vorworte des Grimmschen Wörterbuches klar und deutlich hingestellt ist. Jede falsche Maßregel aber, jede Übertreibung schadet. Es ist also große Vorsicht und völlige Sachkenntnis nötig, die nicht bei jedem Schulmeister und jedem Mitgliede eines Vereins ohne weiteres vorauszusetzen sind.

Wenn nun aber von allen diesen Bestrebungen nichts sicheres und bedeutendes zu erwarten ist: was soll, was kann dann geschehen? — Ich will mich kurz fassen.

Zuvor aber glaube ich dem Leser wie der guten Sache selbst die Erklärung schuldig zu sein, daß ich ungeachtet dieser Thatsachen, welche sich nicht bestreiten lassen und welche nur allzu laut reden, keineswegs an der Möglichkeit eines aus einer freiwilligen Bewegung innerhalb der Nation hervorgehenden Umschwunges verzweifle. Warum soll nicht eine Geistesströmung möglich sein, welche jenen Schlamm wegspült? Warum soll nicht im deutschen Volke jener edle Stolz auf unsre Sprache erwachen, den Grimm erhoffte, und der doch so natürlich ist? Diese Möglichkeit wird man unter allen Umständen offen halten müssen, und deshalb betrachte ich auch diese Aufsätze als eine Art von Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Aber ich bleibe trotzdem dabei: ein Erfolg ist, wie die Sachen heute liegen, von einer freiwilligen, allgemeinen Bewegung nicht zu erwarten. Deshalb habe ich mein Augenmerk auf andre Mittel und Wege gelenkt.

Ich rufe die Hilfe des Staates an, also des deutschen Reiches und seiner Glieder. Von dort allein kann zur Zeit wirkliche Hilfe kommen. Meine Vorschläge sind demnach folgende.

1. Von seiten der Verwaltung muß eine gründliche Reinigung der Verwaltungssprache in allen Zweigen des Staats- und Gemeindelebens bewirkt werden.

2. In der Schule schon muß der Nachwuchs in dem Gefühle erzogen werden, daß die Sprachmengerei eine Schande sei, und die Lehrer aller Schulen — von der Volksschule bis zur Hochschule — müssen angehalten und ermahnt werden, die Unterrichtssprache selbst rein zu halten.

3. Es muß eine wissenschaftliche Behörde bestellt werden, welche der Verwaltung zur Hand geht, auf die Schule Einfluß übt, die Sprache überhaupt überwacht und in weiterer angemessener Weise für den guten Zweck thätig ist.

Ich will diese Punkte im einzelnen etwas näher durchgehen.

1. Die Verwaltungssprache. Wie es auf diesem Gebiete in Deutschland steht, mag ich garnicht auseinandersetzen. Es ist wahrhaft traurig. Wir tragen hier die Zeichen jahrhundertelanger Abhängigkeit von der Kultur des Auslandes, ja selbst die Merkmale der Unterjochung und Knechtschaft noch breit und deutlich an der Stirn. Mit umso größerer und wärmerer Freude begrüßt man jede Heilung, jeden Versuch einer Heilung und Wiederherstellung. Der Herr Staatssekretär Stephan ist hier zuerst mit Kraft, Kenntnis, Folgerichtigkeit und vielem Glück in größerm Maßstabe vorgegangen. Er hat uns von zahlreichen Ungeheuern in der Postsprache befreit und an deren Stelle vernünftige und schickliche deutsche Wörter eingeführt. Anerkennung und Dank sei ihm zu Teil, auch wenn er nicht überall einen gleich glücklichen Griff gehabt hat, und wenn ihm auch noch manches zu thun übrig bleibt. Ich will hierbei nicht unterlassen, auf einen lehrreichen Fall hinzuweisen. Für Couvert schlug er das Wort Briefumschlag vor. Das ist ein hart klingendes, ziemlich schwerfälliges Wort, über

welches die Zunge etwas stolpert und welches denn auch als von der öffentlichen Meinung abgelehnt erachtet werden kann. Aber warum wählte Herr Stephan dieses Wort, da er doch in den Fremdwörterbüchern schon das viel bessere und, wie mir scheint, ganz passende: Briefdecke fand? Wenn solch ein vereinzelter Mißgriff am grünen Holze geschieht, was läßt sich erst am dürren erwarten! Die Sache muß also in den allerbesten Händen liegen und mit der weisesten Vorsicht behandelt werden. Deshalb muß den Verwaltungsmännern ein Beirat zur Seite gestellt werden, der namentlich wissenschaftlich, aber auch praktisch*) auf der Höhe der Aufgabe steht.

Ein weiterer, sehr anzuerkennender Schritt ist im Bereiche der Gerichtssprache gethan worden, wo mit der Einführung der neuen deutschen Gerichtsordnung eine Menge deutscher Ausdrücke an Stelle der ältern bösen Eindringlinge eingeführt worden sind. Auch hier ist man mit wenigen Ausnahmen durchweg glücklich verfahren, und auch dieses Vorgehen verdient Anerkennung und Dank.

Aber das sind bis jetzt immer nur kleine Anfänge, vereinzelte Maßregeln, die dem gewaltigen Heer der Fremdwörter auf allen sonstigen Zweigen der Verwaltung gegenüber nicht viel verschlagen. Überall sind sie als Benennungen von Sachen, Einrichtungen, Handlungen und Personen massenhaft gebräuchlich, in allen Staaten, und auch das deutsche Reich hat bei der neuen Einrichtung seiner Verwaltung hier fast wahllos alles gebräuchliche aufgenommen. Ganz besonders widerwärtig ist aber die dienstliche und wissenschaftliche Sprache im Heere. Daß deutsche Männer, in deren Tüchtigkeit das Wohl und Wehe des Vaterlandes, das Geschick der Nation ruht, sich mit chargiren, debouchiren, deployiren, detachiren und hundert andern iren, mit Lisièren, Têten, Queues, mit Porte epées, Capitain d'armes, Fouriers und mit tausendfältigem andern Mischmasch plagen müssen, ist wahrhaft grausam. Sind wir es denn nicht unserm ruhmvollen Heere schuldig, es von dieser schimpflichen Plage zu erlösen?

Wenn auf allen diesen Gebieten eine Reinigung der Sprache angestrebt und allmählich durchgeführt würde, wenn Gesetze, Erlasse, Verordnungen und Bekanntmachungen durchweg in gutem und anständigem Deutsch abgefaßt würden, so müßte das von selbst zu der wünschenswertesten Nachfolge anregen. Die Stadt- und sonstigen Gemeindebehörden würden bereitwillig sich anschließen, ja selbst private Vereinigungen, Genossenschaften, Aktiengesellschaften, Vereine aller Art würden nicht ausbleiben. „Ein großes Muster weckt Nacheiferung!“ Nun wohl, der Staat allein kann dieses große Muster hinstellen. Er allein hat die Macht

*) Der Herr Verfasser hat geschrieben werklich, was offenbar ein deutsches Wort für praktisch sein soll, wie er denn theoretisch durch wissenschaftlich wiedergiebt. Dieses werklich aber würde sicherlich jeder Leser für einen komischen Druckfehler halten, und da wir trotz aller Bemühungen keinen andern kurzen Ersatz für das Fremdwort gefunden haben, so haben wir in des Teufels Namen das praktisch in den Text gesetzt. D. Red.

und das Ansehen, den Erfolg herbeizuführen und Achtung vor seinem Thun hervorzurufen. Er ist der Herr der Sprache auf allen diesen Gebieten, und so hat er das Recht und darum auch die Pflicht, hier helfend und wiederherstellend gutzumachen, was frühere Zeiten nationalen Verfalles gesündigt und verdorben haben. Er kann nicht bloß seine Beamten, er kann auch seine Unterthanen und alle, die zu ihm in Beziehung stehen, zwingen, die von ihm festzusetzenden guten deutschen Ausdrücke anzunehmen und anzuwenden. Der Gebrauch aber erzeugt schnell die Gewohnheit. Und so erwiese er unsrer Sprache und damit der ganzen Nation eine unermeßliche Wohlthat.

2. Die Schule. Es ist bekannt, daß die deutsche Sprache lange, lange Zeit auf den Schulen arg vernachlässigt worden ist. „Alles muß der Mensch lernen — sagt Arndt in seiner Schrift »Über den Gebrauch einer fremden Sprache« —, nur seine Sprache will der Teutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen." So ist es wider meinen Willen mir buchstäblich ergangen: ich habe niemals, weder auf der höhern Bürgerschule noch auf dem Gymnasium, deutschen Sprachunterricht genossen. Es war damals so, und niemand fand etwas dabei. Diesem Umstande wird vielleicht mancherlei von den Schäden, die hier erörtert werden, zuzuschreiben sein. Daß aber auch der deutsche Sprachunterricht heutzutage noch keineswegs der Sache völlig gerecht wird, lehrt die Seuche der Wortmengerei. Würde in den Schulen nur einige Aufmerksamkeit, einiger Fleiß auf die Reinheit der Muttersprache gelegt, niemals hätte es soweit kommen können. Aber die Lehrer gerade gehören im Vortrage wie in Schriften oft mit zu den schlimmsten. Ich messe ihnen keine Schuld bei, denn sie sind eben auch in diesem sprachlichen Bummel erzogen worden und sind später nicht auf das garstige und unwürdige dieser Sprachmanscherei richtig hingewiesen worden. Aber der deutsche Lehrerstand hat einen so echten Kern nationaler Gesinnung, so lebhaftes Gefühl für Anstand und Würde, daß es nur des rechten Anstoßes bedarf, um ihn auch für die Reinheit und Schönheit unsrer Sprache zu begeistern. Aber indem dies geschieht, wird man zugleich bemüht sein müssen, seiner Begeisterung Richtung, Weg und Ziel klar anzudeuten.

Ich meine also, man möge den Lehrern empfehlen, sich, ohne Vernachlässigung der eigentlichen Sprachkunst, doch mehr auf Geist und Wesen der Sprache zu legen, sich zu durchdringen vom Werte und der Schönheit unsrer Sprache, sich zur Reinheit derselben zu gewöhnen und die fremden Einmischlinge als Flecken und Besudelungen unsrer Sprache empfinden zu lernen. So mögen sie denn selbst diese Fremdlinge ächten und vermeiden, und in diesem Sinne mögen sie auf die ihnen anvertraute Jugend einwirken. Ich habe aber dabei nicht bloß die Volksschullehrer im Auge, sondern auch, und fast noch mehr, die Lehrer der höhern Schulen und selbst die der Hochschulen. Auch von den Lehrstühlen der deutschen Hochschulen schleicht die Seuche weiter und verdirbt die Sprache der jugendlichen Hörer. Die Ministerien und obersten Schulbehörden können durch

weise und ernste Anweisungen hier sehr viel gutes stiften, schon für die lebenden, noch mehr aber für die künftigen Geschlechter. Möchten sie der trefflichen Worte Uhlands eingedenk sein:

Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort.

3. Die Akademie. Schon Leibniz hat sich von einer „unter höherm Schutz stehenden Teutsch-gesinnten Gesellschaft" viel des guten versprochen, und er hat dann der Berliner Akademie die von ihm dieser Gesellschaft zugedachte Aufgabe mit in die Wiege gelegt, wie im vorigen Aufsatz bereits ausgeführt wurde. Seitdem ist man wiederholt auf diesen oder einen ähnlichen Gedanken zurückgekommen; man wünschte auch bei uns eine Einrichtung zu haben, welche die Sprache überwachen möchte, ähnlich wie es in Italien die Academia della crusca, in Frankreich die Académie française und in Spanien die Academia española thut. Der letzte, welcher diesen Wunsch öffentlich und nachdrücklich ausgesprochen hat, war Emil DuBois-Reymond, der ständige Sekretär der Berliner Akademie der Wissenschaften, der als Festredner am Geburtstage des Kaisers im Jahre 1874 in dieser gelehrten Körperschaft „über eine Akademie der deutschen Sprache" (Berlin, 1874) handelte. Die Berliner Akademie selbst ist dem Wunsche ihres Sekretärs bisher nicht näher getreten, vielleicht bloß deshalb, weil er sich nicht unmittelbar an sie selbst gewandt hatte. DuBois-Reymond hat allerdings zunächst das Leben und die Verhältnisse der Sprache überhaupt, aber auch die Befreiung derselben von den fremden Mischlingen im Auge gehabt, und er hat das, was zu erstreben sei, ausführlich dargelegt. Er verlangte eine über Deutschland verbreitete, durch Wahl unter kaiserlicher Bestätigung sich ergänzende Akademie der deutschen Sprache, welche die ersten Schriftsteller und Sprachkenner in sich vereint und in der Reichshauptstadt ihren Sitz oder geschäftlichen Mittelpunkt hat. Dieser Wunsch wird auch jetzt festzuhalten sein, und wir nehmen ihn auf, wenn auch dem Zwecke, den wir hier verfolgen, vielleicht noch auf eine einfachere Weise zu dienen wäre. Aber die sprachlichen Dinge hängen eng zusammen, und so fände diese Akademie ein weites und einheitliches Arbeitsfeld. Die Stiftung und Einrichtung einer solchen Akademie kann natürlich nur von Reichswegen geschehen, und es soll uns gleich sein, ob der Kanzler, der Bundesrat oder der Reichstag den Anstoß giebt, wenn dieser Anstoß nur erfolgt.

Arbeiten könnte diese Akademie ungefähr nach Art der in München durch König Maximilian II. eingerichteten „Historischen Kommission." Sie könnte sich an die Berliner Akademie äußerlich anlehnen, doch könnte sie auch für sich bestehen. Die Akademien zu Berlin und München, sowie die wichtigern Hochschulen könnten leicht den Stamm gelehrter Männer liefern, an welchen sich dann einige Dichter und Schriftsteller, als die Künstler der Sprache, anschlössen. Doch wäre es gewiß auch notwendig, Männer aus den verschiednen Berufs-

zweigen, wenn auch nur vorübergehend, heranzuziehen, damit die unentbehrliche Beziehung zum wirklichen Leben fest hergestellt und, was insbesondre die Fremdwörter angeht, die Bürgschaft gewonnen werde, daß die von der Akademie vorzuschlagenden deutschen Ausdrücke auch da, wo sie eingeführt und angewandt werden sollen, Anerkennung finden. Ohne diese Beziehung könnte die Akademie leicht auf ein rein theoretisches Gebiet sich eingeschränkt sehen, und es würde andrerseits den Bestrebungen der Verwaltungen, Behörden und Berufsklassen jener tiefere, wissenschaftliche Rückhalt und Boden abgehen, ohne den ein sicheres Vorgehen nicht möglich ist.

Ich verzichte aus naheliegenden Gründen darauf, hier mehr von der Einrichtung und der Arbeitsweise dieser Akademie zu sagen. Doch glaube ich, diejenigen Grundsätze bezeichnen zu sollen, nach denen sie den Fremdwörtern gegenüber zu verfahren haben würde. An der Spitze dieser Grundsätze steht der, den ich schon oben aufgestellt habe: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Auch das habe ich schon oben gesagt, daß ich keine Übertreibung, keine blinde Reinigungswut will. Ich gehe sogar soweit und sage: Man kann und darf vernünftigerweise nichts dagegen haben, daß mit Maß, Umsicht und Geschmack ein Fremdwort, selbst ein entbehrliches, einmal angewendet werde, denn auch das ist ja ein Vorzug unsrer Sprache, daß sie das gestattet und kann; aber man wird aufs schärfste jenes jämmerliche Vermengen und Durchsetzen der Sprache mit fremden Fetzen verurteilen müssen, also daß sie nicht mehr wie deutsch aussieht, sondern wie ein klägliches Rotwälsch. Diese Ansichten sind immer von allen wahren und einsichtigen Freunden unsrer Sprache festgehalten worden, und ich glaube, daß es am Orte sei, hier die Äußerungen von einigen derselben einzuschalten. Ich wähle dazu Leibniz, Gottsched und Goethe.

Leibniz spricht sich in seiner bereits oben angeführten „Ermahnung an die Teutsche u. s. w." folgendermaßen aus: „Ich will keinem über ein fremd Worth, so wohl zu Passe komt, den Proceß machen, aber das ungereimte unnöthige Einflicken ausländischer auch nicht einmahl verstandener, nicht zwar Worte, doch Red-Arthen, die ganz gleichsam zerfallende Sätze und Abtheilungen, die ganz unschickliche Zusammenfügungen, die untaugliche Vernunfftsgründe, deren man sich schämen müste, wenn man nur etwas zurückdenken wollte: dies alles ist, was nicht nur unsere Sprache verderben, sondern auch je mehr und mehr die Gemüther anstecken wird." Und in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken u. s. w." sagt er: „Hat es demnach die Meynung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes aber bequemes Wort als eine Tod-Sünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte, und seiner Rede den Nachdruck nehme; denn solche allzu große Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister solange feilet und bessert, bis er sie endlich gar verschwächet." Endlich wendet er sich

auch gegen das übertriebene und uneinsichtige Vorgehen zur Beseitigung der Fremdwörter mit folgenden tadelnden Worten: „Man hat aber gleich auf einmahl den Lauf des Übels hemmen, und alle fremde auch sogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen. Dawider sich die ganze Nation, Gelehrte und Ungelehrte gesträubet, und das sonsten zum Theil gute Vorhaben fast zu Spott gemacht, daß also auch dasjenige nicht erhalten worden, so wohl zu erlangen gewesen, wenn man etwas gelinder verfahren wäre."

Gottsched, der in seiner „Sprachkunst" nicht minder kräftig als Leibniz gegen die „ausländischen Brocken" eifert, redet doch zugleich derselben weisen Vorsicht das Wort. Er sagt: „Indessen wollen wir deswegen alle die Grillen einiger vormaliger Jesianer, und Pegnitzschäfer, auch Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft nicht billigen; die alles, was einigermaßen fremd war, aus dem Deutschen ausmärzen wollten. Es ist nicht ganz möglich, sich in einer Sprache aller ausländischen Redensarten zu enthalten." Er führt dann das Beispiel der Griechen, Römer und Franzosen an, deren Sprachen eine Menge fremder Wörter aufgenommen haben, aber er meint doch, daß man diesen fremden Wörtern, wie es die genannten Völker gethan haben, auch im Deutschen „soviel möglich ist, ein einheimisches Ansehen" geben solle. Also auch er legt, wie natürlich, den geringern Wert auf den Ursprung des Stammes als auf die Fremdartigkeit der Form. Die Wörter solcher fremdartigen Form erscheinen ihm in die deutsche Sprache eingemengt barbarisch, und er findet „es lächerlich, sich ihrer zu bedienen, wo im Deutschen selbst gute Wörter vorhanden sind." Aber er warnt zugleich vor Übertreibungen, indem er auf die Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft hinweist, die ihrerseits dadurch lächerlich wurden, daß sie bisweilen auf eine seltsame Art vorgingen, welche der deutschen Sprache nicht gemäß war. Und, gleichsam als einen Trost, fügt er hinzu: „Wer es gut trifft, der wird nicht ausgelachet werden."

Endlich Goethe, der zu den höchsten und reinsten Quellen der Sprache aufsteigt. „Die Muttersprache, sagt er, zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos: denn es ist nichts bequemer als von dem Inhalt absehen, und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her."

Also keine Überstürzung, keine Einseitigkeit, keine Schulfuchserei. Die Akademie schlage an den Felsen unsrer Sprache mit dem Zauberstabe wahren geistigen Verständnisses und wirklich lebensvoller Begeisterung, und das klare, reine Wasser wird ihr und uns sprudeln. Sie halte sich fern von allen engherzigen Schulmeistereien, von allem ängstlichen Übertragen nach Maßgabe der Wörterbücher, von allen gefährlichen Versuchen abenteuerlicher Deutschtümelei. Sie lausche dem Geist der Sprache in seinem stolzesten Rauschen wie in seinen leisesten Regungen, und sie schöpfe bei ihrer Arbeit aus der Fülle dieses Geistes. Dann wird sie Segen verbreiten über die ganze Nation.

Bei dieser Arbeit, die hier immer nur, soweit sie die Fremdwörter betrifft, in Betracht kommt, wird die Akademie gewiß zunächst eine große Scheidelinie ziehen müssen, um die Böcke von den Schafen zu trennen. Da wird man fürs erste und bis auf weiteres von denjenigen absehen können, welche aus dem Griechischen, Slavischen und außereuropäischen Sprachen stammen, da sie die eigentliche gefährliche Vermengung und Entstellung unsrer Sprache nicht bewirken. Doch würde immerhin ein Ersatz für die aus dem Griechischen kommenden wissenschaftlichen Ausdrücke anzustreben sein. Die eigentliche Masse der Fremdwörter, gegen die wir uns wehren müssen, stammt aus der römischen und den romanischen Sprachen, ganz besonders aus dem Französischen. Deshalb ist die Überschwemmung des Deutschen mit Fremdwörtern sogut wie gleichbedeutend mit der Verwälschung der Sprache. Das eigentliche Ziel der Reinigung, welcher die Akademie wissenschaftlich dienen soll, muß also auf die Entfernung dieser wälschen Ausdrücke gerichtet sein. Schon Leibniz sagt in diesem Sinne in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“: „Die Lateinische, Französische, Italiänische und Spanische Worte belangend, so gehöret die Frage, ob und wie weit deren Einbürgerung thunlich und rathsam, zu dem Punct von der Reinigkeit der Sprache; denn darin suchet man eben zum Theil die Reinigkeit des Teutschen, daß es von dem überflüssigen fremden Mischmasch gesäubert werde.“ Auf die Ersetzung dieses wälschen Mischmasches durch Wörter germanischen Ursprungs und deutscher Form kommt es also vorzugsweise an.

Bei Aufsuchung solcher Wörter wird man nicht allein in die Tiefe, in jene geheimen Schächte, die Goethe bezeichnete, dringen dürfen, sondern man wird auch in die Breite, in die geschichtliche Entwicklung und die örtliche Verteilung der Sprache gehen müssen. Was die deutsche Sprache in ihrem langen Leben für die vorliegenden Zwecke irgend brauchbares hervorgebracht hat, wird man in Berücksichtigung ziehen müssen. Die althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprachdenkmäler, die landschaftlichen Mundarten der ober- wie niederdeutschen Stämme, die ältern Staatsschriften und dienstlichen Ausdrücke, besonders des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sowie die neuhochdeutsche Literatur bieten einen Schatz, aus dem Vergessenes und Verborgenes hervor-

geholt werden kann, um fremde Eindringlinge zu ersetzen. Auch heute noch werden in verschiedenen Staaten, Landschaften oder Städten deutsche Ausdrücke gebraucht, an deren Stelle sonst überall Fremdwörter laufen. So nennt z. B. die Main-Neckar-Bahn die sogenannten Kupees Abteilungen, so heißen in Österreich die Fahrbillets Fahrkarten; in Wien sagt man statt Parterre ebenerdig, in Köln statt Parterreetage Unterhaus. In ganzen Gegenden Oberdeutschlands und der Schweiz sind die Ausdrücke Tagfahrt für Termin, Tunke für Sauce, Abweichung für Diarrhöe gebräuchlich u. s. w. Ich wollte nur einige Beispiele anführen, um zu zeigen, wie nahe oft das Gute liegt. Eine ganz besondre Aufmerksamkeit würde aber der niederländischen Sprache zu widmen sein, in der eine Menge von Wörtern erhalten sind, welche das Neuhochdeutsche verloren hat, und die auch gute eigne Worte gebildet hat für Dinge, welche wir mit fremdem Namen nennen. Sie sagt z. B. statt Protektor beschermheer, statt rentoiliren verdoeken (vertuchen), statt Carroussel paardenmolen (Pferdemühle), statt Avenue laan oder lei, statt Datirung dagteekening, statt Tapezierer behanger, statt Kupee vak u. s. w. Schon Leibniz sagte in den „Unvorgreiflichen Gedanken" in dieser Hinsicht: „Was das Holländische betrifft, würde unsre Teutschen zumal guten Fug und Macht haben, durch gewisse Abgeordnete, das Recht der Mutterstadt von dieser deutschen Pflanze einzusammeln, und zu dem Ende durch kundige Leute die Holländische Sprache und Schriften untersuchen und gleichsam wardiren zu lassen, damit man sehe, was davon zu fordern, und was bequem dem Hochdeutschen einverleibt werden." Auf diese Fundgrube sind seitdem wiederholt die Freunde deutscher Sprachreinheit zurückgekommen; auch Stephan hat in seinem am 17. Februar 1877 zu Berlin über „Die Fremdwörter" gehaltenen Vortrage nachdrücklich auf sie hingewiesen. In demselben Sinne, wenn auch in viel beschränkterem Umfange, würden die skandinavischen Sprachen und unter Umständen auch die englische Sprache in Betracht zu ziehen sein.

Das sind die Mittel und Wege, welche, mit Klugheit und Mäßigung angewandt, zwar allmählich, aber sicher die deutsche Sprache von den fremden Einmischlingen, den beschämenden Zeugen und Zeichen unsrer langen, langen nationalen Entartung und vielfachen schweren Unterjochung endlich befreien könnten. Niemand wird sich die Schwierigkeit des Unternehmens verhehlen. Neben der rechten Einsicht und dem guten Willen wird nicht selten viel Nachdenken, Geschicklichkeit und Zartgefühl erforderlich sein. Aber dann wird es eher, als es den Anschein hat, gelingen, das Übel, so alt und eingewurzelt, so verbreitet und viel verzweigt es auch ist, zu heilen.

Wir haben uns auf allen Gebieten national gehoben, wir sind in Wissenschaften und Künsten wieder auferstanden und nicht selten den andern Völkern vorangeschritten, wir haben die, welche unsre staatliche Wiedergeburt hindern wollten, blutig und eisern niedergeschlagen und haben unser Reich kraftvoll wieder

aufgerichtet. Aber damit ist nicht alles gethan. Noch machen sich im Innern mächtige reichsfeindliche Bestrebungen geltend. Die einen rütteln aus böser Absicht, die andern in thörichter Verblendung an dem kaum unter Dach gebrachten Bau. Wieviel sittliche Kraft des Volkes ist hier noch vonnöten, und wie unerläßlich ist es, diese Kraft zu stärken! Noch auch stehen im Osten und Westen gewaltige Nachbarn bis an die Zähne gerüstet, lauernd und spähend an unsern Grenzen. Wir können über Nacht in den schwersten und fürchterlichsten aller Kriege gestürzt werden, und wie sollen wir ihn bestehen ohne die höchste sittliche Kraft! Das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes müssen wir nähren, hegen und pflegen, damit es fest am nationalen Gedanken halte und die innern Feinde des Reiches erfolgreich zügle, damit es am Tage der Gefahr in helle Begeisterung sich entflamme und in sicherster Beharrlichkeit den vaterländischen Boden schütze.

Glaubt man aber mit einer bequemen Duldung des täglich zunehmenden sprachlichen Mischmasches das echte und rechte Nationalgefühl im deutschen Volke heben zu können? Ich will mich bescheiden, hier Antwort zu geben. Jeder echte und rechte Deutsche kann sie sich selbst geben. Doch will ich zum Zeugnis, daß auch diese Wechselwirkung zwischen Sprache und Nationalbewußtsein längst erkannt ist, nochmals die Worte zweier großen Männer der Vergangenheit wiederum anführen. Leibniz beginnt seine „Unvorgreiflichen Gedanken" mit dem Satze: „Es ist bekannt, daß die Sprach ein Spiegel des Verstandes, und daß die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen, auch zugleich die Sprache wohl ausüben." Und Arndt sagt in seiner Schrift „Über den Gebrauch einer fremden Sprache": „Die Sprache ist ein Spiegel des Volkes, das sie spricht." Und weiter: „Weil denn die Sprache eines Volkes das innigste Gemüth, die verborgene Geschichte, die älteste Entwickelung, kurz die ganze Art seines Empfindens, Denkens, Darstellens und Lebens verschließt, so verändert, was die Sprache verändert, notwendig auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt und auf irgend eine Weise den klaren und lauteren Fluß derselben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung, Verrückung, Hemmung und Trübung des ganzen Volkes. Denn ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht. Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde." Unsre Sprache ist aber leider vielfach verdorben und selbst schon gefahrdrohend zerstört, indem, von andern zu schweigen, viele Wörter derselben vernichtet oder beseitigt worden sind zu Gunsten fremder Einmischlinge. Deshalb ist die Wiederherstellung der nationalen Sprache in ihrer Echtheit, Reinheit und Schönheit nicht bloß eine Sache der Sprache an und für sich, sondern eine nationale Aufgabe des deutschen Volkes, seiner Vertreter und seiner Leiter.

Unser großer und edler Dichter hat das inhaltmächtige Wort gesprochen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.“ Nun wohl, zur Ehre einer Nation gehört auch die würdige, zum mindesten die anständige Behandlung ihrer Sprache. Mag die deutsche Nation zusehen, wie sie vor dem Urteile der fremden Völker und vor dem Gerichte der Weltgeschichte besteht. Mögen die Regierenden erkennen, welche Macht ihnen gegeben, der Nation zu helfen, und mögen sie sich beeilen, ihre Pflicht zu thun. Ich habe mein Gewissen gewahrt und wasche meine Hände.

Aus der Baugeschichte Leipzigs.

Von G. Wustmann.

Wenn ein Fremder, der die Geschichte Leipzigs nicht näher kennt, zufällig einen Blick thäte in einen Band des Leipziger Adreßbuches aus dem vorigen Jahrhundert — und etwas ähnliches wie ein Adreßbuch giebt es in Leipzig schon seit 1701: das „Itzt florirende Leipzig“ —, so würde er höchlichst erstaunen über die große Zahl von Baumeistern, welche die Stadt damals gehabt hat. Was mögen diese Leute alle zu bauen gehabt haben? würde er fragen. Und wie kommt es, daß die allgemeine Kunstgeschichte von keinem einzigen von ihnen Notiz genommen hat? — Sie hatten eben nichts zu bauen, sondern führten den Namen Baumeister nur als einen schönen Titel. Die Ehrenstellen, zu denen ein Leipziger Bürger früher im Regimente der Stadt aufsteigen konnte, waren die eines Ratsverwandten, eines Baumeisters und eines Bürgermeisters; so nämlich hatte man römische Titel senator, aedilis und consul übersetzt. Das Ratskollegium bestand seit 1506 aus dreißig Mitgliedern in drei Abteilungen, und zu jeder Abteilung gehörten zwei Baumeister und ein Bürgermeister. Die Baumeister hatten allerdings die Aufsicht zu führen über die öffentlichen Gebäude der Stadt und deren Benutzung und Verwertung, leiteten auch die Neubauten, welche die Stadt ausführen ließ; aber an architektonische Aufgaben war dabei nicht zu denken. Der wirkliche Stadtbaumeister war im 17. und noch im 18. Jahrhundert der Obervogt, dem der Ratsmäurer und der Ratszimmermann zur Seite standen. Über jene Titularbaumeister aber bemerkt die in Form eines Wörterbuchs verfaßte Spottschrift „Leipzig im Profil“ (1799) trocken: „Baumeister. Eine obrigkeitliche Person. Von Baukunst oder Bauwesen ist die Rede gar nicht.“

In der That bietet die ältere Baugeschichte Leipzigs, wenn man sich nicht auf den engen ortsgeschichtlichen, sondern auf einen weiteren kunstgeschichtlichen

Standpunkt stellen will, nur ein mäßiges Interesse. Leipzig steht zwar auswärts in dem Rufe, jederzeit eine außerordentlich reiche Stadt gewesen zu sein. Der unermüdliche Wohlthätigkeitssinn und die stets bereite Gastfreundschaft seiner Bürger haben ihm diesen Ruf eingetragen. Doch ist derselbe sehr cum grano salis zu nehmen. Es hat schon im 16. und dann wieder im 18. Jahrhundert namentlich im Handelsstande Leipzigs nicht an reichen und dabei kunstsinnigen Männern gefehlt, an die uns noch heute mancher stattliche Privatbau des alten Leipzigs erinnert. Die Stadt als solche aber, fort und fort heimgesucht von Kriegsdrangsalen — im 15. Jahrhundert in den Fehden der Wettiner, im 16. im schmalkaldischen Kriege, im 17. im dreißigjährigen Kriege, im 18. in den Kriegen Friedrichs des Großen, im 19. in den Befreiungskriegen —, hat jederzeit Ursache gehabt mit ihren Mitteln möglichst haushälterisch umzugehen, und alle ihre älteren öffentlichen Bauten spiegeln diese Lage deutlich wieder. Zu jenem edeln Luxus, der im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts selbst in zahlreichen kleineren deutschen Städten so herrliche Denkmäler bürgerlichen Gemeinsinns geschaffen, hat sich Leipzig, da es immer nur das Notwendige und Zweckmäßige ins Auge fassen durfte, nie versteigen können.

Und doch — wer hätte nicht das „alte Leipzig" lieb, wenn er jemals mit offenen Augen und kundigen Blicken durch seine Straßen, Gassen und Höfe gewandert? Nicht ohne Wehmut sieht der Freund der alten Zeit eines nach dem andern von den Denkmälern früherer Jahrhunderte verschwinden und neuen Schöpfungen Platz machen. Wie weniges verhältnismäßig ist aus dem 16. Jahrhundert noch übrig! Wie vieles, das erst das 18. geschaffen, ist allein im Laufe der letzten Monate zerstört worden! Und das schmerzlichste steht noch bevor: auch die Tage des ehrwürdigen Rathauses, der schmucken Börse sind gezählt; einem großartigen Rathausneubau soll binnen wenigen Jahren ein ganzes Häuserviereck der innern, alten Stadt zum Opfer fallen.

Die folgenden Seiten enthalten einen kurzen Überblick über die ältere Baugeschichte Leipzigs, der sicher manchem Leser dieser Blätter willkommen sein wird. Lockt doch die alte Universitäts-, Meß- und Buchhandelsstadt alljährlich tausende aus allen Teilen Deutschlands in ihre Mauern, und wenn man freilich von Bauwerken eigentlich nicht reden und schreiben sollte ohne Abbildungen, so ist in diesem Falle doch wohl darauf zu rechnen, daß den meisten die Erinnerung an einst gesehenes ein wenig zu Hilfe komme.

Leipzig ist, wie bekannt, slavischen Ursprungs, die Stadt wie ihr Name. Das slavische Lipzk soll am Nordwestrande der heutigen Stadt, nahe beim Zusammenflusse der Parthe und der Pleiße, gelegen haben. Dort wurde auch im 10. Jahrhundert, als die Deutschen kolonisirend vordrangen und die Slaven von ihnen verdrängt oder unterworfen wurden, zum Schutze gegen slavische Überfälle, vielleicht durch König Heinrich selbst, eine Befestigung angelegt, deren bewaffnete Insassen nicht zur Stadtgemeinde zählten. Noch heute wird im

Volksmunde die Gegend am Eingange der Pfaffendorfer Straße als „alte Burg“ bezeichnet. Die neuen deutschen Ansiedler aber faßten südöstlich von dem slavischen Dorfe festen Fuß auf dem höher gelegenen Boden, auf dem sie sich vor Überschwemmungen sicher fühlten. Der heutige Markt und, bei weiterer Ausbreitung, die erste von den Deutschen erbaute Kirche, die Nikolaikirche und ihre nächste Umgebung, bilden den ältesten Kern des deutschen Leipzigs. Ohne Zweifel war diese neue Ansiedlung befestigt, denn schon in der frühesten urkundlichen Erwähnung aus dem Jahre 1015 wird Leipzig als urbs, als feste Stadt bezeichnet. Zwei Jahre später, 1017, wird die Kirche zum erstenmale genannt. Übrigens war Leipzig damals freie Reichsstadt, stand aber unter dem Meißner Markgrafen, dem die Landesverwaltung vom Kaiser übertragen war. Der Stadtbrief Leipzigs, die älteste Urkunde der Stadt selbst, ist von dem Markgrafen Otto dem Reichen um das Jahr 1160 ausgestellt.

Zur weitern Ausdehnung der Stadt hat die Kirche viel beigetragen. Eine wichtige Erweiterung erfuhr sie unter Ottos Sohn, dem Markgrafen Dietrich dem „Bedrängten“: dieser stiftete 1212, „um seine und der Seinigen Sündenlast aufzuheben,“ das Thomaskloster mit Kirche und Schule und übergab die reiche Stiftung den Augustiner Chorherren. Wenige Jahre darauf, 1216, kam es zu Zwistigkeiten zwischen der Stadt und dem Markgrafen, der trotz seiner frommen Stiftung ein harter und böswilliger Fürst war; ein demütigender Vertrag, zu dem er genötigt wurde, stachelte seine Rachsucht an, er überrumpelte Leipzig mit Hilfe Kaiser Friedrichs II., zerstörte die Mauern und ließ innerhalb der Stadt drei kleine Zwingburgen aufführen: die eine gegen das spätere Ranstädter Thor hin auf dem Barfußberge, die zweite am spätern grimmischen Thore, die dritte ungefähr an der Stelle, wo nachmals die Pleißenburg erbaut wurde. Aber nur einer von diesen Burgen, der dritten, war längere Dauer beschieden. Die am grimmischen Thore wurde schon 1224, drei Jahre nach Dietrichs Tode, wieder geschleift, und an ihrer Stelle erbauten von 1229—1240 die Dominikaner, die sich inzwischen in Leipzig niedergelassen hatten, das dem Apostel Paulus gewidmete Pauler- oder Pauliner-Kloster mit der Kirche, und bald darauf, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, wurde auch die gegen das Ranstädter Thor hin erbaute Feste niedergelegt und der Boden den eingewanderten Franziskaner Barfüßern zur Erbauung eines Klosters mit Kirche überlassen. Aber schon im 13. Jahrhundert waren die bisher genannten Kirchen: die Nikolai-, die Thomas-, die Pauliner- und die Barfüßerkirche, nicht die einzigen der Stadt. Draußen, im heutigen Naundörfchen, stand die kleine Jakobskirche, um die Mitte des 11. Jahrhunderts von Erfurt aus durch Schottenmönche gegründet; ein Ableger der Nikolaikirche war die Peterskirche, die schon 1213 genannt wird — nicht zu reden von kleineren Kapellen, wie der Katharinenkapelle auf der noch heute an sie erinnernden Katharinenstraße oder der Georgenkapelle in dem vor der Pleißenburg nach der Nonnenmühle zu gelegenen Kloster der Georgen-

nonnen. Ende des 13. Jahrhunderts kam dazu noch die kleine Johanniskirche in dem damals neu gestifteten Hospital für Aussätzige, dem „Siechenhof zu St. Johannes."

Die Stadt selbst trug damals noch ein durchaus landwirtschaftliches Gepräge. Die meisten Einwohner waren Ackerbürger, und dem entsprechend bildeten die städtischen Grundstücke am Markt und in den Hauptstraßen stattliche Höfe mit Wohnhäusern, Scheunen, Ställen und Vorratsräumen. Daneben waren, namentlich in den die Hauptstraßen verbindenden Quergassen, kleine Miethäuser entstanden, in denen die Handwerker ihr Gewerbe trieben. Erweitert wurde die Stadt nach der an der Nordseite gelegenen sumpfigen Niederung, dem „Brühl" hin, der in langjähriger Arbeit allmählich trocken gelegt und bebaut wurde. Den zerstörten Festungsgürtel der Stadt soll 1237 Markgraf Heinrich der Erlauchte wieder hergestellt haben.

Von diesem mittelalterlichen Leipzig sind heute nur noch wenige Reste erhalten. Möglich, ja wahrscheinlich, daß von den Burgen Markgraf Dietrichs hie und da noch Fundamente im Boden liegen (bei den Ausgrabungen für die Heizungsanlagen der Neukirche 1879 will man auf die Grundmauern des alten Kastells gestoßen sein), das Gebäude der Universitätsbibliothek mit seinem freskengeschmückten Kreuzgange war ein Teil des Dominikanerklosters, in den geistlichen Häusern an der Neukirche sind Überbleibsel des Franziskanerklosters erhalten, und bei einem Umbau des Rathaussaales 1863 sollen zierliche Pfeilerchen von dem alten Rathause des 14. Jahrhunderts zu Tage gekommen sein. Von den Kirchen jener Zeit aber steht nur eine noch, die Paulinerkirche, und auch diese in wesentlich veränderter Gestalt; die andern alle sind verschwunden oder am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts durch Neubauten ersetzt worden: die Thomaskirche von 1482 bis 1496, die Barfüßerkirche von 1494 bis 1501, die Peterskirche 1507 und die folgenden Jahre, die Nikolaikirche von 1513 bis 1525. Die Reihenfolge dieser Neubauten ist charakteristisch; sie zeigt, wer die meisten Mittel hatte: die Klöster gingen voran, die Stadt folgte nach, die Hauptpfarrkirche, die Nikolaikirche, kam zuletzt an die Reihe, nachdem die Stadt infolge des Aufblühens ihrer durch fürstliche Privilegien geschützten Messen schon zu größerm Wohlstande gekommen und ihr ursprünglich landwirtschaftlicher Charakter mehr dem einer Handelsstadt gewichen war. Aber auch hier reichten, wie die aufgegebenen Thürme zeigen, die Mittel schließlich nicht mehr aus. Sonst hören wir wenig von städtischen Bauten aus dieser Zeit: 1474 erhielt das kleine Rathaus am Markte einen Thurm, 1481 wurde das Gewandhaus für die Tuchhändler, in demselben Jahre das daran anstoßende Zeughaus für die Waffenvorräte der Stadt erbaut; 1511 entstand die Nikolaischule neben der Nikolaikirche, die erste städtische Schule, die der Rat der Klosterschule zu St. Thomas gegenüberstellte; von Zeit zu Zeit wurden auch die Zwingermauern und Festungsthürme der Stadt vervollständigt. Inzwischen aber hatte im Laufe

des 15. Jahrhunderts ein neuer Faktor in die Bauthätigkeit Leipzigs mit eingegriffen: die 1409 unter Markgraf Friedrich dem Streitbaren gestiftete Universität. Die Stiftungsurkunde schenkte der Universität zwei Kollegienhäuser, die nach dem fürstlichen Geber den Namen Fürstenkollegien erhielten. Das große Fürstenkollegium, 1429 vollendet, stand an der Stelle der heutigen Buchhändlerbörse. Das kleine Fürstenkollegium, ursprünglich auf der Petersstraße gelegen, wurde 1456 gegen ein Gebäude an der Ecke der Ritterstraße und des Eselsplatzes vertauscht, das seit 1825 ebenfalls abgebrochen ist. Ein drittes Kollegium aber, das zwischen den beiden andern lag, steht noch, das neue oder wegen seines traditionellen roten Anstrichs das „rote Kolleg" genannt. Und zwar steht es auf dem Platze des ehemaligen Ratsmarstalles, an den noch der Name der Ritterstraße erinnert. Auf Veranlassung Herzog Georgs verlegte der Rat zu Anfang des 16. Jahrhunderts seinen Marstall nach dem Neumarkt, überließ den bisherigen Platz der Universität und erbaute selbst von 1502—1513 das große Hintergebäude, worauf die Universität 1517 das Vordergebäude an der Ritterstraße hinzufügte.

Auch diese Bauten aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts, also kunstwissenschaftlich gesprochen aus der Zeit der Spätgothik, bieten kein großes architektonisches Interesse; es sind samt und sonders schlichte, handwerksmäßige, völlig schmucklose Bauwerke. Merkwürdig ist es und wiederum ein Zeichen von den reichen Mitteln des Thomasklosters, daß in einer Stadt, deren ältere Bauweise sonst nur den Fachwerk- und Backsteinbau kennt, die ganze Südseite der Thomaskirche, deren reine gothische Formen neuerdings aus den störenden Anhängseln späterer Zeit wieder herausgeschält worden sind, vollen Quaderbau aus Zeitzer Sandstein zeigt. Die Nikolaikirche hat in ihren Mauern teils Bruchstein-, teils Ziegelverband; die Werkstücken aber sind aus dem schönen roten Stein gehauen, der schon seit dem 10. Jahrhundert bei Rochlitz an der Mulde gebrochen wurde; „stehet wohl im Wetter, hält im Brande und währet im Wasser" rühmt eine alte Bergchronik von ihm. Die Paulinerkirche endlich, die älteste von allen, soll aus glasirten Ziegeln erbaut, und selbst die Dienste der Pfeiler, die Pfosten der Fenster aus geformter Ziegelerde hergestellt sein, wie denn auch die am Paulinerkloster ehemals entlang führende Stadtmauer — an der Stelle des heutigen Augusteums — ganz aus glasirten Ziegeln errichtet und mit bunten, selbst mit vergoldeten Ornamenten, Löwenköpfen und dergleichen verziert gewesen sein soll. Leider ist auch die Paulinerkirche nicht nur, wie alle andern Kirchen, durch spätere Einbauten entstellt, sondern auch arg verstümmelt. Der Chor, der früher an der Ostseite — am heutigen Augustusplatze — vorsprang, wurde 1519 wohl den Festungswerken zuliebe abgeschnitten, und der Lettner, die pergula, wie er in einer alten lateinischen Beschreibung genannt wird, wurde 1543 ausgebrochen, als nach der Einführung der Reformation in Leipzig das Dominikanerkloster aufgehoben und von Herzog Moritz

der Universität geschenkt wurde. Zwei im 16. Jahrhundert an der Nordseite, nach der grimmischen Gasse zu, angebaute Grabkapellen mit hohen Ziergiebeln sind erst in unserm Jahrhundert wieder verschwunden; auf Abbildungen der Kirche aus der Zeit der Völkerschlacht sind sie noch zu sehen.

Ein wesentlich anziehenderes Bild bietet schon die Periode der Renaissance in Leipzig dar. Wer vermöchte sich die Stadt ohne den dicken, behäbigen Thurm ihrer Pleißenburg und ohne ihr altersgraues, giebelbekröntes Rathaus zu denken? Beide Bauten, die mit der ganzen Physiognomie Leipzigs unzertrennlich verwachsen zu sein scheinen, sind in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden.

Zu derselben Zeit, wo der Neubau der Nikolaikirche vollendet wurde, hatte bereits die Renaissance von Schwaben und Franken aus ihre ersten Vorboten nach Sachsen geschickt. Sie tritt zuerst im sächsischen Erzgebirge auf: an der von 1499—1525 erbauten Annenkirche in Annaberg, deren konstruktive Teile von rein gothischen Formen sind, zeigen die ornamentalen Details bereits eine Mischung von gothischen und Renaissancemotiven. Das früheste in Leipzig nachweisbare Gebäude, das Renaissancespuren verriet, war das vor elf Jahren abgebrochene Haus am Eingange der Hainstraße, die „Goldne Schlange," später Barthels Hof genannt. Glücklicherweise hat man die Pietät geübt, den obern Teil der Fassade an der Hofseite des Neubaues Stein für Stein wieder aufzuführen, und so ist der merkwürdige Erker dieses Hauses, der selbst in Lübkes „Geschichte der deutschen Renaissance" abgebildet worden ist, hoffentlich noch für weitere drei Jahrhunderte erhalten blieben. An Barthels Hof sieht man deutlich den Übergangsstil. Während am „Roten Kolleg" mit seinen hübschen Sternbogenfenstern (1517) noch keine Spur von Renaissanceelementen zu entdecken ist, tritt hier sechs Jahre später zum erstenmale die neue Bauweise schüchtern hervor. Gothisch ist noch die Anordnung der Fenster, die tiefkanellirten Fensterumrahmungen mit ihren feinen, am Fuße ornamentirten Rundstäben, gothisch die sich kreuzenden Rippen an der Auskragung des Erkers und das Maaßwerk an der Brüstung der untersten Fenster, gothisch auch die geschweiften Spitzbogen an den Fenstern des Giebels und das polygone Thürmchen, welches ihn bekrönt; dagegen wagt sich in den Laubgewinden und den Balusterfäulchen, welche in naiver Weise vor das Maaßwerk der untersten Brüstung gestellt sind, der neue Stil zuerst ans Licht. Die kleine Loggia, die den Erker oben abschließt, und die gedrückten Voluten auf den Absätzen des Giebels stammen von einer Restauration aus dem Jahre 1660.

So verschieden auch das Gesicht ist, welches die Renaissance in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zeigt, so hat sie doch einen gemeinsamen Grundzug: sie hat auf deutschem Boden weit mehr die Schmuckformen als die Bauglieder ergriffen und umgestaltet. In Leipzig ist dies besonders auffällig. Die Leipziger Renaissance ist eigentlich nie aus der mittelalterlichen Bauweise heraus-

gekommen, und der Ausdruck „neugothisch," mit dem man sie vielfach im vorigen Jahrhundert bezeichnete, ist für Leipzig vollkommen zutreffend. Die hohen Giebel an den Fassaden wurden bis ans Ende des 17. Jahrhunderts beibehalten. Häufig wurden kleine Giebel, bloße Ziergiebel, an den der Straße zugekehrten Langseiten der Häuser zu zweien oder dreien vor das Dach gesetzt. An die Stelle des Spitzbogens trat an den Thüren überall der Rundbogen, an den Fenstern horizontaler Abschluß. Ungemein beliebt waren die Erker, die sich bis tief ins 18. Jahrhundert hinein fortpflanzen und erst in der Zopfzeit verschwinden. Die sogenannten Überhänge, die übereinander vorspringenden Stockwerke, wurden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wenn nicht ganz verboten, so doch beschränkt. Im Leipziger Stadtbuche von 1559 findet sich die merkwürdige baupolizeiliche Vorschrift: „Den Zimmerleuten ist angezeigt worden, daß sie an keinem neuen Gebäu, das sie richten, ohne des Rats Vorbewußt Überhäng machen sollen, bei des Rats ernster Straf. Wolf Hase, Zimmermann, soll den obersten Überhang an dem Gebäude, so er Georgen Schmieder zur gulden Gans [auf der Hainstraße] gerichtet, wieder abthun, auch auf Erforderung sich wieder einstellen und die Strafe, so ihm auferlegt werden wird, geben, daß er wider beschehen Verbot den Überhang gemacht hat." Was das Baumaterial betrifft, so kennt auch die Renaissance in Leipzig nur verputzte Backsteinbauten; Fenster- und Thüreinfassungen, Säulen und Pilaster, Simse und Friese wurden in der Regel aus dem schon erwähnten roten Stein gearbeitet. Die Rochlitzer Steinmetzen sind es gewesen, die an der Leipziger Renaissance das beste gethan haben. Die Fensterumrahmungen mit ihren Hohlkehlen und Rundstäben, die Thüreinfassungen mit ihren mannichfach verzierten Bogen, ihren Nischen und Sitzsteinen, die Simse und Lisenen, durch welche die abgetreppten Giebel senkrecht und wagerecht gegliedert, die s- und c-förmigen Voluten, von denen die einzelnen Stufen eingefaßt, die Kugeln und Granaten, die Becher und Blumen, von denen sie flankirt wurden, sie sind es ja, die diesen Bauwerken ihren Hauptreiz verleihen. Übrigens hat es auch nicht an bunten Fassaden gefehlt. Das berühmte Städtebuch von Braun und Hohenberg vom Jahre 1572 beschreibt Leipzig als eine Stadt „mit großen steinen Häusern, so alle einwendig mit Brettern betaflet, auswendig aber mit gar kunstreichen und lustigen Gemälds gebauet und ausgeputzet," und auf einem Kupferstich vom Jahre 1593, der die Hinrichtung von vier Rädelsführern des Leipziger Calvinistenaufruhrs auf dem Marktplatze darstellt, zeigt das zweite Haus links vom Salzgäßchen unter jeder Fensterreihe der oberen Stockwerke einen gemalten Fries.

Von erhaltenen Gebäuden gehören der geschilderten Periode an: Auerbachs Hof, 1530 und die folgenden Jahre von Dr. Heinrich Stromer von Auerbach gebaut, das alte Amthaus an der Ecke des Thomaskirchhofs und der Klostergasse (1534), der Thomasthurm (1537), das Eckhaus der Katharinenstraße und des Brühls mit seinem übereck gestellten Rustieaerker (1549), die Pleißen-

Digitized by Google

burg (1549—1569), die alte Waage und der Nikolaithurm (1555), das Rathaus (1556), das Polizeigebäude am Naschmarkte mit dem Burgkeller (1572), das Fürstenhaus (1575), die Pfarrhäuser an der Thomaskirche (1582), die Johanniskirche (1584) u. a. Auch das Kramerhaus ist augenscheinlich im 16. Jahrhundert entstanden, wenngleich das Jahr seiner Erbauung sich nicht genau angeben läßt.

Im Zusammenhange mit den wichtigsten dieser Bauten tritt uns zum erstenmale in der Baugeschichte Leipzigs die greifbare Persönlichkeit eines Baumeisters entgegen, dessen Namen selbst die allgemeine Geschichte der Baukunst in ihren Blättern zu verzeichnen gewürdigt hat: Hieronymus Lotter. Er stammte aus Nürnberg, der Stadt, die im Laufe des 16. Jahrhunderts zahlreiche Kaufleute, Handwerker und Künstler an Leipzig abgegeben hat, und war 1498 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Nürnberg, siedelte aber, als Hieronymus noch ein Knabe war, nach Annaberg über, kam also dort zu einer Zeit an, wo der Bau der erwähnten Annaberger Kirche in vollem Gange war, und von dort aus gelangte der junge Lotter um 1522 nach Leipzig. Hier erhielt er 1533 das Bürgerrecht, kam bald zu Wohlstand und Ansehen, erwarb mannichfachen Grundbesitz und wurde 1549 in den Rat, 1555 zum erstenmale zum Bürgermeister gewählt.

Wir dürfen uns Lotter nicht als einen Baumeister von Profession vorstellen. Er war Kaufmann, daneben aber, wie der Leipziger Chronist Zacharias Schneider ganz richtig schreibt, „ein in der Architektur und Baukunst wohlerfahrener und geübter Mann.“ Über seine Thätigkeit als Baumeister besitzen wir einen höchst merkwürdigen, von ihm selbst herrührenden Bericht. Als sich im Jahre 1573 eine Ausbesserung am Rathausturme notwendig machte, ließ Lotter, der in diesem Jahre zum siebenten und letztenmale das Bürgermeisteramt verwaltete, eine Urkunde über seine damals von ihm als abgeschlossen betrachtete Bauthätigkeit im Thurmknopfe niederlegen. In diesem Schriftstück erzählt er:

Es hat mich Kurfürst Moritz die Zeit seiner Regierung zu einem Baumeister alhie zu Leipzigk über das Schloß Pleißenburg gemacht. Do hab ich mit meiner eignen Hand als ein verordneter Baumeister den ersten Stein in Gründen gelegt, und das ohn einigen Beistand, außerhalb der Werkleut gar auferbauet. Darnach hab ich die Henkersbasteien gleichergestalt auch aus dem Grunde bis in die Höhe aufgebauet und an der Festung vor allen Thoren viel Mauerwerks vorbracht, das alte Rathaus lassen einreißen und zum Teil die alten Gründe und etzlich Mauerwerk zu Hülf genommen und aus habenden Befehl eines Erbarn Rats solch Rathaus, wie es itzt stehet, in neun Monat, daß solches wieder zu bewohnen gewest, gar auserbauet, daß also mir zwei Jahr aneinander das Burgermeisteramt zu verwalten auferlegt worden ist. Zudem so hab ich zu Beförderung gemeiner Stadt ein alt eingefallen steinern Gebäude, im Brühl gelegen, die Gründe und das alte Mauerwerk zu Hülfe genommen und ein stattlich Kornhaus, wie vor Augen stehet,

erbauet, auf den zweien Thürmen an S. Niklaskirchen zu einer Wache ein Stück Thurms in die Höhe aufbauen lassen, mit Wohnung, daß sich ein Wächter zu behelfen, und noch bei dem Rannischen Thor eine gemeine steinerne Badstuben innerhalb der Stadt gebaut, und dieselbe lassen gewelben, daß solch Gewelb kein Treusen oder Feuchtigkeit von sich gegeben; dergleichen andere Städt umbher dermaßen gebauet, daß zuvorn nit gewest, und hab nach meinem Vermögen also gemeiner Stadt mit solchen Gebäuden zu Notdurst helfen zieren. Und über das alles, so hat Kurfürst Augustus die Zeit seiner Regierung mir auferlegt, daß ich das großmächtige Haus und Schloß die Augustusburg, so zuvor der Schellenberg genennt worden, einreißen und wieder aufbauen solle, und ob ich mich meines hohen obliegenden Alters halber des in Unterthänigkeit entschuldiget, und daß es in meinem Vermögen nit wäre, so hab ich doch damit nit können verschont bleiben und dasselb, außerhalb der Werkleut, ohne einigen Beistand mit großer, unträglicher Mühe und Bestellung in vier Jahren, welches sich der minder Zahl im einundsiebenzigisten geendet, vorbracht und das zu bewohnen gar ausgebaut. Darob ich in meinem Alter, als ich sechsundsiebenzigk Jahr alt worden, gar unvermöglich worden und gleichwohl das Burgermeisteramt anno dreiundsiebenzigk wieder annehmen und verwalten müssen. Das zeig ich nit umb Ruhms willen an, sondern daß solches nach meinem Tod meinen Kindern umb ihres Vaters willen zu Ehren und gutem gereichen möchte. Das hab ich also in diesen Knopf, neben andern Schriften und Gedächtnissen, verwahrlich bringen wollen. Das geschehen ist den 14. Septembris des funfzehenhundertunddreiundsiebenzigsten Jahrs ꝛc. Jeronimus Lotter der Älter, Burgermeister ser.

Von den Bauwerken, die Lotter hier aufzählt, sind zwei nicht mehr vorhanden, das Getreidemagazin und das Stadtbad. Das erstere, 1545 erbaut, lag am Ostende des Brühl. Es hat nur 155 Jahre gestanden; im Jahre 1700 wurde es abgetragen und an seine Stelle das Zucht- und Waisenhaus zu St. Georg erbaut, das nun auch schon wieder beseitigt ist und der Kreditanstalt Platz gemacht hat. Die Baderei, 1555—1558 entstanden, bildete die Ecke der großen Fleischergasse nach dem Ranstädter Thore zu; die Badeeinrichtung hat bis 1785 bestanden, das Haus selbst hat 1827 einem Neubau weichen müssen.

Die Thätigkeit Lotters an den Leipziger Festungsbauten beginnt 1549 und läßt sich von da an durch zwei Jahrzehnte verfolgen. Die alten Mauern und Thürme, darunter der mächtige Henkersthurm, am Ausgange der heutigen Universitätsstraße, hatten 1547 im schmalkaldischen Kriege bei der Belagerung Leipzigs durch Kurfürst Johann Friedrich stark gelitten; die noch seit Markgraf Dietrichs Zeiten stehende Pleißenburg war teilweise geradezu in einen Haufen zusammengeschossen worden. Daher nahm 1548 der nunmehrige Kurfürst Moritz, der schon im Jahre vor der Belagerung mit einer Erneuerung und Erweiterung der Festungswerke begonnen hatte, diese Pläne wieder auf, ließ das alte Schloß

vollends abbrechen, mehrere neue Basteien erbauen, und 1549 wurde der Neubau der Pleißenburg in Angriff genommen. Die Leitung des Baues wurde Lotter übertragen.

Von diesen Festungswerken sind heute wenigstens noch die Henkersbastei und Teile der Pleißenburg nebst der davor liegenden Bastei erhalten. Auf der Henkersbastei, die ursprünglich nach dem zerstörten Henkersthurm genannt, später in Moritzbastei umgetauft wurde, steht seit dem Anfange unsers Jahrhunderts die erste Bürgerschule. Man sieht noch die alte Zwingermauer mit dem kurfürstlichen Wappen, wenn man vom Museum aus den hinter der Bürgerschule vorbeiführenden Promenadenweg einschlägt. Von der ehemaligen Beschaffenheit der Pleißenburg ist heute nur schwer noch eine Vorstellung zu gewinnen; sie ist im Laufe der Zeit durch allerhand auf- und angeflickte Neubauten bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet worden. Am ehesten verschafft man sich noch im Hofe ein Bild von der ursprünglichen Anlage. Im wesentlichen setzte sich die Pleißenburg aus drei Hauptgebäuden zusammen, die in ihrer Grundform ein gleichschenkliges, rechtwinkliges Dreieck bildeten. Die Hypotenuse, der innern Stadt zugekehrt, bestand aus einem mächtigen vierstöckigen Mittelgebäude, dem sogenannten „Trotzer," und zwei einstöckigen Seitengebäuden. Die beiden Katheten, von gleicher Höhe wie die Seitenflügel des „Trotzers," vereinigen sich an der Spitze in dem gewaltigen, kreisrunden Thurme, vor welchem noch eine Bastei liegt, während hinter ihm ein Vorbau mit einer durch einen Erker abgestumpften Kante in den Hof vorspringt. Am besten ist die eine Kathete, der südliche Flügel erhalten. Auf dem westlichen wurde 1843 das jetzige Kunstakademiegebäude errichtet, auf die Bastei setzte man 1838 eine Kaserne, die, aus einem westlichen und einem südlichen Flügel bestehend, den untern Teil des Thurmes und ein beträchtliches Stück der dahinter liegenden Schloßflügel verdeckt; 1871 wurde die Länge beider Kasernenflügel verdoppelt und endlich 1875 auch der Mittelbau des „Trotzers" bis auf das gewaltige Erdgeschoß abgetragen und über dem ganzen Trotzer hin ein Kasernenbau aufgeführt. Auch der Thurm hat im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mannichfache Umbauten erfahren, den bedeutendsten, als 1787—1790 der obere, schmälere Teil desselben zu einer Sternwarte hergerichtet wurde.

Nachdem fast ein Jahrzehnt an den Verteidigungswerken der Stadt gearbeitet worden war, begann man in den fünfziger Jahren, nach dem Passauer Vertrage und nach dem Augsburger Religionsfrieden, auch wieder an Werke des Friedens zu denken. Damals, 1555—1556, entstanden die städtischen Bauten, deren Ausführung Lotter leitete.

Was den Nikolaithurm betrifft, so befremdet auf den ersten Blick der Ausdruck, den Lotter selbst davon braucht, wenn er sagt, er habe „auf den zweien Thürmen an St. Niclaskirchen ein Stück Thurms in die Höhe bauen lassen." Der Ausdruck entspricht aber doch wohl der Sache. Die Fassade der Nikolai-

kirche war ursprünglich jedenfalls nach romanischer Art auf zwei Thürme mit dazwischenstehendem Giebel angelegt. Lotter baute den mittlern Thurm: da dieser aber nicht von Grund aus aufgeführt, sondern auf die nach innen gekehrten Umfassungsmauern der beiden Seitenthürme gesetzt wurde, so sagt er ganz korrekt, er habe „ein Stück Thurms" gebaut. Der oberste Teil desselben ist übrigens 1731 gänzlich erneuert worden.

Endlich das Rathaus. Es wurde im Sommer 1556 an Stelle des alten kleinen, ganz baufällig gewordenen Hauses erbaut und der Bau so rasch gefördert, daß die fremden Kaufleute, die zur Ostermesse den Beginn des Neubaues mit angesehen, als sie zur Michaelismesse wiederkehrten, „über so unverhofften Fortgang fast erstarret" waren, wie es in Vogels Chronik von Leipzig heißt. Diese schnellen Fortschritte erklären sich dadurch, daß Lotter von dem alten Bau die Fundamente und einen Teil des Erdgeschosses stehen lassen und wieder verwenden konnte. Und noch etwas andres erklärt sich daraus: die unsymmetrische Anlage des Rathauses; von den sechs Giebeln, die vor das Dach gestellt sind, liegen ja zwei zur Linken, vier zur Rechten des Thurmes. Das alte Rathaus war eben beträchtlich kürzer gewesen und hatte seinen Thurm in der Mitte gehabt, Lotter benutzte aber auch die Fundamente des alten Thurmes wieder. Übrigens giebt auch das Rathaus jetzt von seiner ehemaligen Beschaffenheit nur eine unvollkommene Vorstellung. Zwischen je zwei Giebeln erhob sich anfänglich ein hoher, die Giebel weit überragender Schornstein, am Thurme ist die obere Partie im Jahre 1744 erneuert worden, und am Erdgeschoß lief an der Marktseite ursprünglich eine Kolonnade auf geschweiften Säulchen, die sogenannten Lauben oder Bühnen hin, die jetzt durch die vorgebauten Kaufläden verdrängt ist. Was aber das wichtigste ist: die Verhältnisse des Baues sind in empfindlicher Weise gestört worden. Jedermann hat den Eindruck, als ob das Rathaus ein Stück in den Erdboden eingesunken wäre, und das ist es in der That, nämlich dadurch, daß das Niveau des Marktes im Laufe des 17. Jahrhunderts erhöht worden ist. Zur Flur des Rathausdurchganges, die jetzt zu ebner Erde liegt, führte ursprünglich eine Treppe, und in die Kaufgewölbe, die erst zu ebner Erde lagen, muß man jetzt mehrere Stufen hinabsteigen. Daher auch der fatale Umstand, daß die vorgebauten Läden die Fenster des Erdgeschosses, welche ehemals freilagen, jetzt zum größten Teile verdecken. Die stattlichen, mit reicher Steinmetzarbeit verzierten Kamine im großen Saale stammen nicht aus Lotters Zeit; sie sind, wie die schon stark barocken Formen zeigen, erst Ende des 16. Jahrhunderts angebracht worden. Der Saal wurde vielfach im 16. und 17. Jahrhundert, wo es sonst in der Stadt an einem größeren Festraume fehlte, als Speise- und Tanzsaal benutzt. Bei Anwesenheit fürstlicher Personen wurden Bankets hier abgehalten, der Rat veranstaltete hier seine „Kollationen," an Feiertagen tanzten hier die Handwerksgesellen, und mit Erlaubnis des Rates zogen nicht selten auch die Hochzeitsgäste vornehmer Familien, wenn das Mahl

im bürgerlichen Hause vorüber war, „ufs Rathaus tanzen.“ An diese Verwendung des Saales erinnert noch das kleine, säulengetragene Orchester an der einen Schmalseite; dort saßen die Stadtpfeifer und Kunstgeiger und spielten zum Tanze auf.

Die Perle unter den Renaissancebauten Leipzigs rührt nicht von Lotter her: das Fürstenhaus auf der grimmischen Straße, ein Privathaus, das sich 1575 der Leipziger Ratsherr Dr. Georg Roth erbaute, seit 1648 im Besitz der Universität. Den Namen Fürstenhaus hat es erst am Ende des 17. Jahrhunderts erhalten, nachdem wiederholt auswärtige Prinzen, die sich studiens halber in Leipzig aufhielten, darin gewohnt hatten. Im Vergleich zum Rathause zeigt das Fürstenhaus bei aller Einfachheit unläugbar eine größere Feinheit der Behandlung, und was dem Gebäude den größten Reiz verleiht, das sind die beiden runden Erkerthürme, von denen die Fassade flankirt wird, an Reichtum und fein erwogener Gliederung der Ornamentik wahre Prachtstücke der Steinmetzarbeit. Die Wappen und Porträts an den Brüstungen der Fenster, die mannichfach verzierten Pfeilerchen zwischen den Fenstern, über ihnen die Cartouchen mit den Inschriften — alles fügt sich zum schönsten Ganzen zusammen. Der Verfertiger dieser Erker war der Leipziger Steinmetz Paul Widemann; die Anfangsbuchstaben seines Namens sind, sein Steinmetzzeichen umgebend, an dem an der Universitätsstraße befindlichen Erker noch deutlich zu sehen.

Lotters Leben fand einen traurigen, fast tragischen Abschluß. 1567, während er noch mit dem Thurmbau der Pleißenburg beschäftigt war, drängte Kurfürst August den alten Mann dazu, noch den Bau eines großen Jagdschlosses auf dem Schellenberg im Erzgebirge zu übernehmen, welches zur Erinnerung an die eben vom Kurfürsten siegreich beendigten Grumbachischen Händel errichtet werden sollte. Lotter weigerte sich anfangs, weil er sich selber sagte, daß er der Durchführung dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen sein würde, ließ sich aber schließlich überreden, um sich die Gnade seines Fürsten zu bewahren. Die Folge war: er verscherzte sich diese Gnade. Er leitete den Bau der Augustusburg vier Jahr lang, von 1568 bis 1572, und hat ihn, kann man sagen, eigentlich vollendet. Während des Baues aber kam es zwischen ihm und dem Kurfürsten, dem das Werk zu langsame Fortschritte machte und schließlich auch zu viel Geld kostete, zum Zwiespalt, und am letzten Ende wurde die Leitung Lotter abgenommen und einem italienischen Festungsbaumeister, der kurz zuvor in kursächsische Dienste getreten war, später in brandenburgische Dienste ging, Roch von Linar, übertragen. Aber nicht nur daß ihm diese Demütigung bereitet wurde, er hatte sogar einen Theil seines Vermögens bei dem Bau zugesetzt, der ihm nie zurückerstattet wurde, und da er gleichzeitig durch verunglückte bergmännische Unternehmungen bei dem Städtchen Geyer im Erzgebirge große Verluste erlitten hatte, so hat er, der ehemals reiche und angesehene Leipziger Bürger- und Baumeister, die letzten Jahre seines Lebens in gedrückten Verhältnissen in Geyer zugebracht, wo er 1580 als 82jähriger starb.

Im 17. Jahrhundert, während des dreißigjährigen Krieges, kam die Bauluſt begreiflicherweiſe auch in Leipzig ins Stocken, und auch nach dem Friedensſchluſſe verging noch einige Zeit, bis ſie wieder erwachte. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts aber entwickelte die Stadt wieder eine lebhafte Bauthätigkeit. Vor allem dachte man an die Wiederherſtellung der Kirchen. Schon 1663 begann man die Nikolaikirche, 1671 die Thomaskirche, 1698 die Barfüßerkirche, 1710 die Peterskirche zu reſtauriren; ſie alle hatten bei den wiederholten Belagerungen der Stadt gelitten, die beiden letztern hatten über anderthalb Jahrhunderte, ſeit Einführung der Reformation in Leipzig öde geſtanden, und waren ſchließlich zu höchſt profanen Zwecken benutzt worden, die Barfüßerkirche zu einer Blaufarbenniederlage, die Peterskirche zu einer Kalkhütte. Die Univerſität ſchloß 1710 mit Renovation der Paulinerkirche ſich an. Zu gleicher Zeit aber entſtanden zahlreiche Neubauten. Von 1678 bis 1683 wurde die Börſe auf dem Naſchmarkte errichtet, von 1679 bis 1703 die ſämtlichen vier an der Pleiße liegenden Mühlen der Stadt von Grund aus neu erbaut, 1701 entſtand das Georgenhaus im Brühl, das im Laufe der nächſten Jahrzehnte wiederholte Erweiterungsbauten erfuhr, 1717 wurde auf Wunſch des Kurfürſten das Reithaus erbaut, 1721 abermals die Thomaskirche erneuert und mit einem prächtigen Altar verſehen, 1723 die Peterſtraße durch den ſtattlichen Petersthorbau abgeſchloſſen, und auf zahlreichen Straßen und Plätzen der Stadt erhoben ſich ſchmucke Zierbrunnen, während auch der ſchon aus dem 16. Jahrhundert ſtammende ſtatuengeſchmückte Goldne Brunnen auf dem Markte am Eingange des Salzgäßchens erneuert und wieder über und über vergoldet wurde. Weit überboten aber noch wurde dieſe Bauthätigkeit, als, namentlich zu Anfange des 18. Jahrhunderts, die Privatarchitektur einen glänzenden Aufſchwung nahm und eine Anzahl reich gewordener Kaufleute teils in der Stadt ſich neue, prächtige Wohnhäuſer errichteten, teils in der Vorſtadt großartige Gärten mit Luſthäuſern, Springbrunnen und Statuen anlegten.

Als jedoch dieſe Bauthätigkeit begann, da knüpfte man nur theilweiſe noch da wieder an, wo man Jahrzehnte früher abgebrochen hatte. Wenn auch die am Ende des 17. Jahrhunderts neu entſtandenen Privatbauten an den Formen des mittelalterlichen Hauſes feſthielten — an Deutrichs Hof z. B. auf der Nikolaiſtraße, einem der intereſſanteſten Leipziger Wohnhäuſer jener Zeit, bauen ſich die drei antiken Säulenordnungen noch an der altüberlieferten hohen Giebelfaſſade auf —, im allgemeinen war doch die deutſche Bauweiſe jetzt durch eine zweite Strömung, die im Laufe des 17. Jahrhunderts von Welſchland hereingekommen war, völlig umgeſtaltet worden. Welch ein Abſtand zwiſchen dem ebengenannten Privathauſe und der etwa gleichzeitig entſtandenen Börſe mit ihrem flachen, von einer Baluſtrade umzogenen und ſtatuengeſchmückten Dache, ihren ſchlanken ioniſchen, mit Laubgewinden gefüllten Pilaſtern! Da ſtehen wir mit einem Schlage mitten drin in der Barockarchitektur.

Während wir für die Geschichte der deutschen Renaissance seit 1873 die bahnbrechende Darstellung von W. Lübke haben, die schon zu einer Fülle von Spezialstudien Anlaß gegeben hat,*) soll die Geschichte der deutschen Barockarchitektur noch geschrieben werden. Ist es doch kaum zehn Jahre her, daß die deutsche Kunstwissenschaft die drei Abstufungen derselben, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts nach und aus einander entwickelt haben, und die von den Franzosen in den drei Stilarten des Louis XIV., Louis XV. und Louis XVI. jederzeit streng auseinander gehalten worden sind: die eigentliche Barockarchitektur, das Rococo und den Zopf, von einander scheiden gelernt hat. Albert von Zahn gebührt das Verdienst, durch seine epochemachende Studie in Lützows Zeitschrift: „Barock, Rococo und Zopf" (8. Jahrgang, 1873) ein für allemal auf diesem Gebiete Licht und Ordnung geschaffen zu haben.

Leipzig hat unter seinen Privatgebäuden eine Anzahl der prächtigsten Barockbauten aufzuweisen, nicht bloß in der innern Stadt, sondern vereinzelt selbst in den Vorstädten, die nun sich ausdehnten und bald noch größere Bedeutung erlangen sollten, als nach dem siebenjährigen Kriege die Festungswerke planmäßig niedergelegt, die Gräben ausgefüllt und in Spaziergänge verwandelt wurden. Die schönsten Beispiele sind Kochs Hof am Eingange der Katharinenstraße, von 1735 bis 1739 von dem Kaufmann Michael Koch erbaut, die drei Hohmannschen Häuser am Markte (1700), auf der Petersstraße (1726) und auf der Katharinenstraße (1717), Schöpfungen des reichen, später zum Grafen von Hohenthal erhobenen Bankiers Peter Hohmann, und das imposanteste von allen das von dem Leipziger Bürgermeister Dr. Franz Romanus 1701 erbaute Eckhaus der Katharinenstraße und des Brühl mit seinen mächtigen, vom Erdgeschoß bis unters Dach reichenden, drei Stockwerke einschließenden Pilastern à la Palladio.

Die Frage: Wer mögen die Baumeister dieser Häuser gewesen sein? ist nicht leicht zu beantworten. Wie die Renaissance, so zeigt auch die Barockarchitektur überall auf deutschem Boden ein andres Gesicht; hier überwiegen italienische, da französische, dort holländische Einflüsse. Die nächstliegende Quelle der Leipziger Barockbauten ist nicht weit zu suchen, sie liegt offenbar in Dresden, der Stadt, die der prachtliebende König Friedrich August I. damals, dem französischen Hofe nacheifernd, zu einem der glänzendsten deutschen Fürstensitze umgestaltete. Mit dem Elbsandstein, der jetzt den Rochlitzer Stein verdrängte — er wurde bis nach Strehlen auf dem Wasser, von da zu Wagen nach Leipzig gebracht —, kam auch die reiche und schwungvolle Ornamentik der Barockbauten aus der sächsischen Residenz nach Leipzig: die verkröpften Säulen und Pfeiler an den Portalen, die geschweiften Giebel und Austritte darüber mit den ge-

*) Vor wenigen Wochen in zweiter, wesentlich erweiterter und bereicherter Auflage erschienen (Stuttgart, Ebner und Seubert).

lagerten mythologischen und allegorischen Figuren, die Köpfe und Büsten, die Muscheln und Cartouchen, die Blumen- und Fruchtschnüre. Insbesondre sind z. B. die hübschen Baldachine über den Fenstern in Kochs Hof, die quastengeschmückten Lambrequins, welche in Hohmanns Hof auf der Petersstraße unter allen Fensterreihen herniederhängen, die üppigen, blumengefüllten Vasen über den Portalen und Giebeln Beispiele jener Übertragung einer festlich heitern Innendekoration auf die Außenseite des Hauses, welche die merkwürdigste Eigentümlichkeit des an Wundern so reichen Dresdner Zwingerbaues bildet. Auch wenn wir nicht wüßten, wie vielfach damals Dresdner Bildhauer, wie Pierre Coudray, Balthasar Permoser, Paul Hermann, Leipziger Wohnhäuser und Gärten mit Skulpturen geschmückt haben, nicht wüßten, daß der neue Altar der Thomaskirche, zu dem der König das Material geschenkt hatte, von lauter Dresdner Gewerken ausgeführt worden ist, könnte über die künstlerische Abhängigkeit Leipzigs von Dresden in jener Zeit kein Zweifel sein. Einige der Leipziger Barockhäuser hat der damalige Stadtbaumeister Leipzigs, der Obervogt Johann Gottfried Schmieblein gebaut. Gerade das bedeutendste aber von allen, das Romanussche Haus, war das Werk des Dresdner Baumeisters Fuchs. „Man wollte ihn — heißt es auf einer gestochenen Abbildung des Hauses aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts — ohne vorhero gemachten Riß oder Meisterstück, wie es bei den Handwerken gebräuchlich, nicht in die Innung nehmen, er ließ sich aber darauf nicht ein, wollte weder Riß noch Modell verfertigen, sondern machte sich anheischig, ein Meisterstück in natura darzustellen, brachte es auch durch seine hohen Gönner zustande, und bauete dieses Haus, wodurch er alle seine kollegialischen Feinde stumm machte."

Weit wichtiger aber als die dekorative Pracht und Mannichfaltigkeit ist die völlige Umgestaltung der Raumverhältnisse, welche die Barockarchitektur in das bürgerliche Wohnhaus brachte. Die gedrückten Stockwerke, die niedrigen Fenster und Thüren, mit denen man noch fast das ganze 17. Jahrhundert hindurch sich beholfen hatte, werden durch höhere, stattlichere Räume verdrängt. Für diese Erscheinung ist die Quelle in größerer Ferne zu suchen: hier liegen die Einwirkungen der holländischen Bauweise, von dem wohlhabenden holländischen Bürgerhause ist diese Umgestaltung ausgegangen. Das Grundbuch der deutschen Baumeister am Anfange des 18. Jahrhunderts war Nikolaus Goldmanns „Anweisung zur Civilbaukunst," die der Braunschweiger Architekt Leonhard Christoph Sturm aus Goldmanns Nachlaß herausgegeben hatte. Sie erschien zuerst 1696 in Wolfenbüttel „bei Caspar Bismarcks sel. nachgelassener Wittib." Goldmann aber, 1623 in Breslau geboren, hatte in Leyden gelehrt und war 1665 dort gestorben. Für die Leipziger Baugeschichte von besonderm Interesse ist der Umstand, daß Sturm zu zweien der reichsten Leipziger Rats- und Handelsherren, den Gebrüdern Bose, in freundschaftlichen Beziehungen stand. Für Caspar Bose legte er Ende der achtziger Jahre vor dem grimmischen Thore den pracht-

vollen „großbosischen“ Garten mit einem „auf italiänische Art gebaueten Palatium“ an; der jüngere Bruder aber, Georg Bose, war es, der auf seine Kosten das Werk Goldmanns, welches bis dahin nur in Abschriften verbreitet worden war, drucken ließ. Die Vorrede gedenkt dankend seiner Liberalität und rühmt ihn als einen Mann, der zwar „von Studieren niemals Profession gemacht, aber durch Hilfe seines ungemeinen Ingenii, vieler Conversation mit gelehrten Leuten, seines unverdrossenen, auf Erlernung der Mathematik angewendeten Fleißes und einer steten Übung in Ausdenkung neuer Erfindungen sich ein so vollkommenes Judicium erworben, daß er darin viel Gelehrten es, wo nicht bevor, wenigstens gleich thun kann.“ Dies Lob war keine Schmeichelei; Bose entwarf eigenhändig 1700 die Pläne zu dem neu zu erbauenden Georgenhause.

Von einer Architektur des Rococo kann eigentlich nicht die Rede sein. Das Rococo kommt in der Dekoration, vor allem in der Innendekoration, zum Ausdruck, während die Bauformen in dieser Zeit dieselben bleiben wie in der Barockzeit. Doch begegnen die weichen, zierlichen Rococoschnörkel, die zuerst unter den Händen der Stuckateure entstanden und bald von Tischlern, Steinmetzen und Kupferstechern nachgeahmt wurden, oft genug auch an der Außenseite der Häuser, z. B. als Füllungen der Fensterbrüstungen. Ein prachtvoller Rococoraum sollte der von 1740 an von Schmiedlein auf das alte Gewandhaus aufgebaute Stadtbibliothekssaal werden. Unter andern war eine reiche Stuckdecke in Vorschlag gebracht, wurde aber schließlich wegen mangelnder Mittel nicht ausgeführt, und als die Bibliothek im Jahre 1756 bezogen wurde, war das Innere genau so kahl und nüchtern wie das Äußere des Gebäudes. Nur das mächtige dreithorige eiserne Gitter, welches das Atrium vom Hauptsaal trennt, ein Meisterwerk Leipziger Schlosserkunst, läßt ahnen, wie reich das Ganze geplant war.

Den Zeitgenossen kam die Umwälzung, welche die Barockzeit in die Bauweise brachte, vollständig zum Bewußtsein. Man bildete die neuen Häuser als besondre Sehenswürdigkeiten ab. Ein Amsterdamer Kupferstecher, Peter Schenck, der alle Leipziger Messen mit seinen zahlreichen Kupferwerken besuchte, brachte Ende der zwanziger Jahre auch sechzehn gestochene Prospekte von den Leipziger Neubauten mit. Da nehmen sich freilich die kleinen, ärmlichen Häuschen aus dem 15. und 16. Jahrhundert seltsam genug aus neben den hohen, reichverzierten Barockbauten. Auch in der zeitgenössischen Lokalliteratur spiegelt der Umschwung sich wieder. Iccanders Beschreibung von Leipzig vom Jahre 1725 zählt die wichtigsten der neu entstandenen Privatgebäude auf und sagt, es sei in Leipzig „keine Straße zu finden, allwo nicht 6, 8 und 10 Häuser anzutreffen, welche bei Passagiers wegen ihrer Struktur eine Verwunderung causiren, wie denn auch sogar viele italiänische, französische und andre Baumeister nach Leipzig kommen, nach solchen Kunstgebäuden sich umzusehen und deren Risse sich bekannt zu machen.“ Und die 1728 erschienene Schrift „Verbessertes Leipzig“ rühmt, daß im Laufe der letzten dreißig Jahre „sowohl in als vor der Stadt in allen

Gassen eine ziemliche Menge Privatgebäude und vortreffliche Paläste gebaut worden, mit herrlich ausmeublirten Zimmern, deren die meisten capable sind, Fürsten und große Herren nach Standesgebühr zu accommodiren." Am Ende der Rococozeit vollends, als die Zahl der Neubauten immer größer geworden war, muß die Stadt jenen Gesteinbildungen geglichen haben, bei denen infolge vulkanischer Wirkungen zwei grundverschiedene Formationen durcheinander geschoben sind. Wer mit jugendlichem Enthusiasmus wie der sechzehnjährige Student Goethe die Stadt betrat, hatte nur für das Neue ein Auge. Mit Entzücken erzählt er noch im Alter in „Dichtung und Wahrheit," welchen großartigen Eindruck die architektonische Erscheinung Leipzigs auf ihn gemacht habe. Kritischere Gemüter, wie sie in der üppig wuchernden Pasquillliteratur der achtziger und neunziger Jahre sich Luft machten, sahen nur das häßliche Durcheinander. In der Schmähschrift „Tableau von Leipzig" vom Jahre 1783 heißt es: „Es ist ein Mischmasch von großen und kleinen das Auge beleidigenden Häusern. Neben dem besten Hause in der besten Straße stößt man auf ein Hüttchen, das einer kleinen Bauerschenke nicht unähnlich sieht. Am Eingange der Petersstraße vom Markte her, in der Hainstraße und grimmischen Gasse findet man Beweise. Die einzige Katharinenstraße leidet eine Ausnahme. Sonst sehe man den Brühl, die Reichs-, die Ritterstraße, diese kann nur ein von niedrigem Dörfchen die Mauern und Thore einer Stadt zum erstenmale begrüßender Landknabe schön nennen."

Der Zopfstil, dieser schwächliche, soll man sagen Ausläufer des Barockstils oder Vorläufer der klassizistischen Periode — beides ist richtig —, hat in Leipzig einen seiner wichtigsten Vertreter überhaupt gehabt: Adam Friedrich Oeser, der 1764 an die, nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, neugegründete Leipziger Kunstakademie von Dresden aus als Direktor geschickt worden war. Oeser war in Dresden eng mit Winckelmann befreundet gewesen, der das ganze Barock- und Rococowesen leidenschaftlich bekämpfte und begeistert die Rückkehr zu der „edeln Einfalt und stillen Größe" der hellenischen Kunst predigte, und bemühte sich, die Lehren Winckelmanns in die Praxis umzusetzen. Leider geschah dies in jener unzulänglichen Art, die ihren antikisirenden Anwandlungen vollauf genügt zu haben meinte, wenn sie an einen kanellirten Säulenstumpf ein Medaillon mit einer flatternden Schleife gehängt, in ein Giebelfeld eine flache rosenumwundene Urne oder lorberbekränzte Lyra geklebt und an einer kahlen, von zahllosen Fenstern durchbrochenen Wandfläche ein paar dünne Pilaster und einen armseligen Palmetten- oder Mäanderfries angebracht hatte. Der Baumeister, in dessen Schöpfungen der Zopfstil in Leipzig zum Ausdruck kommt oder kam, war Johann Friedrich Dauthe, anfänglich unter Oeser Lehrer der Baukunst an der Leipziger Akademie, später zum Baudirektor des Leipziger Rates berufen. Als dritter im Bunde aber ist zu nennen der Bürgermeister Leipzigs in den letzten beiden Dezennien des vorigen Jahrhunderts, Karl Wilhelm Müller, ein aufgeklärter, viel-

seitig gebildeter, literarisch und künstlerisch angeregter Mann, der sich mit allerhand Fortschrittsideen und Verschönerungsplänen trug, vieles davon auch zur Ausführung brachte und dabei die bemerkenswerte Eigentümlichkeit hatte, daß er sich um die Beschaffung der Mittel keine Sorgen machte. Diese drei, Oeser, Dauthe und Müller, haben dem Kunstleben Leipzigs am Ende des 18. Jahrhunderts seine Signatur gegeben. Dauthe war der Erbauer des Georgenhausflügels nach dem Schwanenteiche (1790), der ersten Bürgerschule (1796 bis 1804) und des Löhrschen Hauses, dem alten Theater gegenüber (1772); das letztere ist nicht ohne Reiz, namentlich an der Gartenseite, wo zwei Pavillons vorspringen, die ein von zwanzig dorischen Säulen getragener Balkon verbindet. Recht eigentlich das gemeinschaftliche Werk der genannten drei aber und die klassische Leistung des Zopfstiles in Leipzig ist die große Renovation der Nikolaikirche, die von 1784—1796 ausgeführt wurde. Die alten gothischen Pfeiler wurden in kanellirte Säulen verwandelt, über den Kapitälen wurden Palmblätter angebracht, die die aufsteigenden Rippen verdecken und den Anschein erwecken sollten, als ob das Gewölbe von riesigen Palmbäumen getragen würde, das Rippennetz am Gewölbe selbst wurde mit raffinirtester Benutzung des vorhandenen zu einer Art von Kassettendecke umgestaltet — alles durch Stuckarbeit. Die schöne steinere Kanzel von 1521 wurde in die Rumpelkammer verbannt, die zahlreichen Bilder und Schnitzwerke, welche, zum Teil aus Cranachs Zeit und Schule, in der Kirche sich angehäuft hatten, wurden auf den Kirchboden geräumt und an ihrer Statt versorgte Oeser die Kirche mit Malereien seiner Hand. Die große Masse der Zeitgenossen war entzückt über diese Erneuerung. Man nannte die Kirche die „prächtige," und alles drängte sich zu ihrem Besuche. Daneben erhoben sich freilich auch abweichende Stimmen, die eine scharfe Kritik übten und den Ausdruck „Verschönerung der Nikolaikirche" nur mit Aufführungszeichen schreiben wollten, und zum Unglück kam hinzu, daß man nicht nur den Geschmack, sondern auch die technische Solidität von Dauthes Leistungen in Zweifel zog. Seine Straßen- und Brückenbauten haben bittere Urteile über sich ergehen lassen müssen. Auf den Einsturz einer neuen von ihm erbauten Brücke bezieht sich der Buchtitel in einem satirischen Bücherkatalog jener Zeit: „Ausführliche Beantwortung der Frage: Wie kann Wasser solche große Dinge thun? Vom Baudirektor Dauthe. Eine gekrönte Preisschrift."

Die Renovation der Nikolaikirche ist das letzte Beispiel jener in gewissem Sinne beneidenswerten Naivität früherer Jahrhunderte, welche ihren Baustil für den allein wahren, schönen und berechtigten hielt und diesen ohne die leisesten Bedenken an die Bauwerke älterer Stilweisen anfügte. Mit dem Erwachen des kunstgeschichtlichen Sinnes und dem Beginn des kunstgeschichtlichen Studiums am Anfange dieses Jahrhunderts, von dem Augenblicke an, wo man anfing, ein Wort wie „gothisch" nicht mehr — so wie es Lessing noch überall thut — als Schmähwort für alles angeblich veraltete, sondern zur Bezeichnung einer be-

stimmten kunstgeschichtlichen Periode zu brauchen, mußte jene Naivität unwiederbringlich verloren gehen. Die alten Bilder, die man 1784 aus der Kirche beseitigt, und aus denen sich der Thürmer inzwischen Taubenschläge zusammengezimmert hatte, wurden 1815 von dem kunsteifrigen jungen Kaufmann Johann Gottlieb Quandt in ihrem Versteck wieder aufgestöbert, wurden gereinigt und wiederhergestellt, und heute füllen sie das altdeutsche Zimmer des Leipziger Museums.

Parteibewegung in Österreich.

Der im verflossnen Frühjahre gemachte Versuch der Gründung einer Partei, welche auf dem Boden der Demokratie eine Verständigung zwischen Deutschen und Slaven in Österreich anstreben wollte, ist kläglich gescheitert. Aber er war immerhin ein Symptom der beginnenden Zersetzung der alten Parteien, welche heute schon so augenfällig ist, daß nur der verknöcherte Fraktionsmensch sich noch über die Lage täuschen kann. Die Zersetzung gänzlich in Abrede zu stellen, wagt auch eigentlich niemand mehr; aber wie gewöhnlich sehen die Politiker von Profession nur, was auf der andern Seite vorgeht. Darin unterscheiden sich Rechte und Linke, Föderalisten und Zentralisten, Tschechen, Polen und Deutsche durchaus nicht von einander. Und da jede Partei in der Lage ist, Zwistigkeit und Abfall im Lager der Gegner konstatiren zu können, so besteht überall eine siegesfrohe Stimmung. Auf welcher Seite diese von Dauer sein wird, ist abzuwarten.

Im Augenblick macht sich also überall Gährung und Bewegung bemerklich. Ist, wie gesagt, die „Volkspartei“ nicht zustande gekommen, hat sich Dr. Fischhof enttäuscht wieder in seine Einsamkeit zurückgezogen, sind Freiherr von Walterskirchen und andre Sezessionisten bei der Neuwahl für das Abgeordnetenhaus unterlegen, so existiren doch Elemente genug, welche der Verfassungspartei den Krieg aufs äußerste erklären, und wenn sie bisher in den Wahlkämpfen durchweg den kürzeren gezogen haben, so ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß die Erweiterung des Wahlrechts das Verhältnis verschieben werde.

Neben diese demokratische Mittelpartei, welche erst hofft, in das Parlament zu gelangen, stellt sich nun eine andre Mittelpartei, aus Abgeordneten bestehend, welche lediglich durch die Abneigung gegen die Rechte und gegen die Linke vereinigt zu werden scheinen; außer einigen konservativen Deutschen Vertreter von Nationalitäten, welche weder da noch dort die erwünschte Berücksichtigung zu finden hoffen, während ihre Stimmen möglicherweise ausschlaggebend werden können, sobald sie eine besondre Fraktion bilden: Italiener aus Südtirol, Görz, Triest, Dalmatien, dazu die wenigen Ruthenen. Die letztern waren vor Zeiten im Besitz einer solchen Macht und daher stets viel umworben. Aber seitdem in Galizien die Polen unumschränkt gebieten, ist die Zahl der Ruthenen im Reichsrate so sehr zusammengeschmolzen, daß sie für sich keine Bedeutung haben. Nun soll Graf Coronini, den von sich gestoßen zu haben die Deutschen, wie es scheint, noch immer als einen Akt politischer Weisheit betrachten, es übernommen haben, aus diesen verschiednen Bestandteilen einen Körper zu bilden. Daß

Graf Taaffe die Bildung der neuen Partei begünstige, wird behauptet und ist wohl glaublich. Ein noch so kleines Häuflein reichstreu und konservativ gesinnter Männer kann ihn aus der Verlegenheit befreien, sich den Beistand der Slaven und Ultramontanen durch immer neue Zugeständnisse sichern zu müssen. Ebenso begreiflich ist es, daß die Rechte auf die neue Fraktion nicht besser zu sprechen ist als die Linke, welche die Südtiroler und Ruthenen meistens als Bundesgenossen hatte.

Gleichzeitig hat sich von der Rechten eine Gruppe abgezweigt. Da sie vorläufig nur aus drei Stimmen besteht, wird sie das Stimmenverhältnis im Hause nicht wesentlich ändern; aber die Person des Führers, Hofraths Lienbacher aus Salzburg, und das eingestandene Motiv des Abfalls machen diesen sehr beachtenswert. Lienbacher ist als die bedeutenste Kapazität der klerikalen Partei allerseits anerkannt; ein tüchtiger Jurist, im Staatsdienst ergraut, schlagfertig, hat er der Linken schon viel Herzeleid bereitet. Ob aus freiem Entschluß, ob von seinen deutschen Wählern gedrängt — genug, er hat den slavischen Bundesgenossen einen Absagebrief geschickt, er will nicht mehr die Geschäfte der Feinde des Deutschtums besorgen. Die klerikalen Abgeordneten aus Tirol, Steiermark, Oberösterreich haben ihm nicht folgen wollen, aber es ist sehr fraglich, ob sie auf ihrem Standpunkte werden beharren können. Denn ihre Wähler sind doch immer so gut deutsch wie katholisch, und der Schritt Lienbachers dürfte diese stutzig machen.

Wären die Herren von der Verfassungspartei auch nur im mindesten Politiker, so würden sie die Karte, die ihnen so unerwartet in die Hand fällt, ausnutzen. Sie haben in neuerer Zeit das deutsche Banner aufgepflanzt, und mit allem Recht, denn alle Sophismen offiziöser Federn schaffen die Thatsache nicht aus der Welt, daß heute das Deutschtum in Österreich von allen Seiten und mit allen Mitteln bedrängt wird. Sie haben nicht Bitterkeit genug aufbringen können gegen diejenigen Deutschen, welche im Heerbann der Tschechen und Polen marschiren. Jetzt tritt ein Moment ein, wie in der Schlacht bei Leipzig, die Hilfsvölker fallen vom Feinde ab, die Macht der Deutschen wäre um ebensoviel zu verstärken, als die Gegner einbüßen, es wäre ein viel wichtigerer moralischer Erfolg zu erzielen. Aber das Kommando führen Doktrinäre! Das Phantom der achtklassigen Volksschule ist ihnen doch noch wichtiger als die Nationalität. Ein Abgeordneter der Stadt Wien hat in diesen Tagen seinen Wählern neuerdings auseinandergesetzt, weshalb auf diesem Punkt nicht nachgegeben werden dürfe. Aus dem Lehrplan der Volksschule wolle man die Naturwissenschaften und die Verfassungskunde streichen, nur solche Lehrer sollen einer Klasse vorstehen können, welche die Befähigung besitzen, in der Religion der Mehrheit der Schüler Unterricht zu erteilen, den kleinern Gemeinden solle gestattet werden, die Schulpflicht abzukürzen, damit aber werde der Volksschule „ihr bestes geraubt." Dann folgten die herkömmlichen Umschreibungen der abgenützten Phrasen: Bildung macht frei, Bildung macht kräftig, Bildung macht glücklich. Dazu klatschen die Hörer wütenden Beifall, Wiener „Gebildete," welche entweder keine Ahnung haben von den Zuständen und Bedürfnissen in den „kleinen Gemeinden" unsrer armen Gebirgsländer oder vom Haß gegen die konfessionelle Schule erfüllt sind, in der sie, und wohl mit Grund, ein Hauptbollwerk gegen die mit reißender Schnelligkeit umsichgreifende Verjudung erblicken. Unklare Köpfe auf der einen Seite, jene sehr klaren, ihr Ziel fest im Auge haltenden auf der andern werden wahrscheinlich noch lange in den großen

Städten jenen Nebel fabriziren dürfen, den man öffentliche Meinung nennt, und man wird einen deutschen Bezirk nach dem andern an das Slaventum verlieren, damit der künftige Holzknecht Unterricht im Verfassungsrecht und in der Darwinschen Schöpfungsgeschichte erhalte.

In einer andern Hauptfrage freilich rücken die brutalen Thatsachen der Theorie auch schon in Wien gewaltig auf den Leib. Bis vor kurzem wurde noch jeder als Cretin geschildert, der nicht auf das Evangelium von Manchester schwur. Aber seitdem in Wien Gewerbsleute aus verschiedenen Kronländern einen „Tag" abgehalten und ohne Umschweif den Advokaten und Journalisten erklärt haben, sie wüßten selbst, wo sie der Schuh drücke und würden sich nicht fürder bevormunden lassen von Leuten, die im eignen Lebensberuf die Schranken aufrecht erhalten, welche sie dem Gewerbsmann verweigern wollen — seitdem hat sich der Herolde des Freihandels eine elegische und sorgenvolle Stimmung bemächtigt. Einzelne Abgeordnete wagen sogar, wie unmittelbar nach dem obenzitirten einer seiner Spezialkollegen, auszusprechen, daß der Sozialismus nicht, wie Giskra einst behauptet hatte, durch die schwarzgelben Grenzpfähle zurückgehalten werde, und daß die Forderungen der Gewerbtreibenden nicht ohne Berechtigung seien. Dabei ereignete sich folgender köstliche Zwischenfall. Der Redner formulirte die Frage so: „Ob bei bestimmten Gewerben, welche niemand, ohne sie vorher gelernt und ohne vorher darin gearbeitet zu haben, ausüben kann, der Nachweis der Lehrzeit und der Gehilfenzeit notwendig sei oder nicht." Darauf riefen Wähler ihm zu: „Nein, das ist nicht notwendig!" Natürlich! Wenn zur Eröffnung eines Kleidermagazins oder zur Einrichtung einer Maschinenfabrik oder einer Seidenweberei Fachkenntnisse nachgewiesen werden müßten, würden viele Leute in arge Verlegenheit geraten. Und zuletzt käme wohl gar noch die Forderung, daß niemand eine Zeitung herausgeben dürfe, ohne orthographisch schreiben zu können. Und wo blieben da Freiheit, Menschenrecht und Geschäft?

Greifbare Gestalt hat die Frage der Sonntagsarbeit gewonnen. Die Schriftsetzer verlangen die Abschaffung der Montagsblätter der Zeitungen, ein Verlangen, so billig, daß darüber kein Wort zu verlieren wäre, und nur zu bedauern ist, daß die Setzer, stets einig in dem Begehren nach höhern Lohnsätzen, nicht auch so einig sind, jene Zeitungen, welche nicht nachgeben wollen, zu zwingen. Über dieses Thema — im allgemeinen, nicht bloß in Beziehung auf die Buchdrucker — äußerte sich ein dritter Abgeordneter in sehr charakteristischer Weise. Dem religiösen Bedürfnis werde er das Zugeständnis der Sonntagsfeier nicht machen, aber Ruhe brauche der Mensch. Dieser Redner nimmt eine hervorragende Stellung in der österreichischen Unterrichtsverwaltung ein. Sollen wir daraus schließen, daß in seiner — von A bis Z die oberflächlichste Leitartikelweisheit wiederholenden — Rede die im Ministerium bestehende Auffassung der sozialen Frage ausgedrückt worden sei? Das wäre beklagenswert aufs äußerste. Unsere Anforderungen an das Maß politischen Verstandes bei „Volksvertretern" sind im Laufe der Zeit sehr bescheiden geworden, aber in der Regierung muß man doch eine höhere, die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange betrachtende Anschauung voraussetzen, wenn man nicht dem Pessimismus verfallen soll.

Auf jeden Fall wird der Reichsrat, der jetzt zusammentritt, ein mehrfach verändertes Bild geben, und die materiellen Interessen werden sich nicht mehr so „akademisch" behandeln und so von oben herunter abfertigen lassen.

Die Fiſcherin von Malamocco.

Novelle von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Ich ließ mich den rohen Hohn nicht anfechten, der uns manchesmal auf unſerm Zuge traf, fuhr Margherita fort, aber wenn die Blicke der Bauerfrauen, die auf dem Felde arbeiteten, mitleidig auf manche von uns fielen und wenn ich abends im Lager einzelne von den jungen Pilgern und Pilgerinnen ſtill weinen ſah, da war mirs, als ſchwänden meine Sinne, als könnte ich ſelbſt nicht mehr auf meinen Füßen ſtehen. Und je weiter wir zogen, umſo ſchwerer wurden die Mühen, der Weg ward ſtets rauher und unwirtlicher, an die Stelle des Überfluſſes, den man uns aufgedrängt, trat Mangel, die bewaffneten Männer, welche uns begleiteten, riſſen an ſich, was frommer Sinn vor allem den pilgernden Kindern geſpendet. Gottfried, der Hirt, ward mit jedem Tage bleicher, und ſeine Lippen öffneten ſich ſelten noch zu tröſtlicher Verkündigung, die jauchzenden Lieder, mit denen unſre Schaaren durch das grüne, ſonnenhelle Land gefahren waren, verſtummten, wie wir den himmelhohen Bergen näher und näher kamen. Jetzt geſellten ſich wenige mehr zu uns, Gottfrieds Worte wurden nirgend mehr verſtanden, und der Anblick unſers kleinen Heeres rührte wenige zur Andacht und zur Mildthätigkeit. Wohl aber wuchs die Not von Tag zu Tage, meine Augen mußten unendlichen Jammer ſehen, und mehr als einmal fiel mir Herrn Geros Wort bei: Das kann Gottes Wille nicht ſein. Wo ein Hoſpital der barmherzigen Brüder ſtand, ließen wir die Kranken zurück — ach, und wie viele blickten uns ſterbend vom Wege her nach, denn unſre Führer riſſen uns vorwärts und verhießen Überfluß und beſſre Tage in Wälſchland. Ich war noch immer vor tauſenden ärmſter Kinder bevorzugt, wenn auch mein treues Pferd in der ſchwarzen Flut der Nolla, des wilden Bergwaſſers, umgekommen war und ich mit wunden Füßen neben Hedwig pilgerte. Ich mußte

nicht hungern und darben wie andre, wo es ein Dach für die Häupter unſrer Schaar gab, ward auch ich von demſelben beſchirmt, denn ſie thaten ſich noch immer etwas darauf zu gute, daß das einzige Kind des Grafen von Thann mit ihnen ziehe. Doch ward ich täglich bläſſer, hagrer und ſtiller in mich gekehrt, bitterliche Reue, daß ich Vaterhaus und Heimat verlaſſen, ließ ſich nicht mehr übertäuben und nicht hinwegbeten. Ich hatte ſchlimme Träume und ſah einmal Herrn Gero und die Fuldaer Kloſterſchweſtern die Hände über mich ringen und ein andresmal meinen Vater bitterlich um mich weinen. Die kindiſche Sehnſucht nach dem blauen Meere und den fernen Oſtländern wollte in dieſen Tagen des Jammers ſchier in mir erſterben, und dann glühte ſie wieder auf wie eine Flamme, über die man Aſche geſtreut hat. Wie wir über den eiſigen Paß des Splügen zum blauen See von Como hinabſtiegen und durch die geſegneten Fluren wallten, wie das lombardiſche Volk neugierig herzuſtrömte und uns in fremder Zunge Glück und Heil wünſchte, kam neue Hoffnung in die Herzen aller, doch in mein Herz nicht! Vielmehr begannen mich andre dunkle Sorgen als die um Nahrung und Obdach zu beſchleichen, und je länger unſer Zug währte, umſo minder gefiel mir und Hedwig, die ein gar kluges Kind war und ihres Vaters, des Förſters, ſcharfe Augen hatte, die Weiſe, in welcher die rauhen Männer, welche die erwachſenen und gutbewaffneten Pilger führten, den Hirten Gottfried, dem wir doch gefolgt waren, zur Seite drängten. Da ward ich inne, Vater Girolamo, daß ich plötzlich in den wenigen Wochen um Jahre älter geworden ſei, daß ich Dinge ſah und verſtand, von denen ich bis dahin nichts gewußt noch geträumt hatte. Und wie wir immer weiter ſüdwärts zogen, nahm die Zahl der jungen Kreuzfahrer noch täglich ab, die Zahl der verdächtigen Geſellen, der Bettler, Krämer und Spielleute täglich zu, unſre Wallfahrtslieder klangen immer dünner zwiſchen dem Geſchrei und Getöſe um uns her, durch unſer Lager ſchritten Kaufherren, welche mit kundigem Blick abſchätzten, wie viel kräftige Knaben noch vorhanden ſein mochten. Ich weiß mich nicht zu erinnern, was mir zuerſt tiefe Scheu und Furcht vor dieſen Männern eingeflößt, vielleicht ein Wort, das der eine oder andre in trunkenem Mute ſprach, wenn er an den armen Mädchen vorüberſchritt, die bei der Kreuzfahrt waren und ſich jetzt allabendlich um mich ſammelten. Da war vor allen Herr Pietro Vicentino, der große Schiffsherr von Sinigaglia, der uns ſchon zum erſtenmal entgegengeritten kam, als wir zwiſchen den Sümpfen von Mantua lagern und auf Geleit warten mußten. Er führte gottgefällige Reden, wenn er vor Gottfried und ſeinen geiſtlichen Beratern ſtand, und verſprach, daß er um des Heilands willen und ohne jedes Entgelt zehn ſeiner Schiffe ſtellen wolle, uns frei nach der ſyriſchen Küſte hinüberzuführen. Im Lager aber und unter dem Haufen ging er mit forſchendem Blick und einem Lächeln umher, bei dem mich fröſtelte, that in einer Stunde hundert Fragen und tauſchte bald mit unſern Waffentüchtigen, bald mit einigen der Bettler und Spielleute ein Wort oder

gar einen Händedruck. Ich war ſo von bangem Mißtrauen gegen den Kaufherrn erfüllt, daß ich mir ein Herz faßte, unberufen in den Rat eindrang, den Gottfried der Hirt allmorgentlich mit den Kriegern und Mönchen hielt, welche ſich ihm angeſchloſſen hatten, und hier vor dem Mann von Sinigaglia warnte. Aber meine Furcht traf auf Unglauben und rauhen Hohn, und nur der, welcher unſer Führer hieß, ſaß niedergeſchlagen und ſtumm, ich las in ſeinen Augen, daß er gleiche Sorge hegte wie ich und doch ſich nicht mehr aufzulehnen wagte wider den Willen und die ſchlimmen Ratſchlüſſe derer, die ihn lenkten. Die Fahrt zum heiligen Lande, ſo heiß erſehnt und nun ſo nahe, ſtand mir jetzt als ein Schreckbild vor Augen. In Leid und immer tieferer Reue gedachte ich des ſtillen Hauſes zu Friedewald und der grünen Buchengründe, in denen nun ſchon die Blätter fielen. Hätte damals Hedwig ein Wort geredet, daß wir uns von dem Haufen trennen und heimkehren ſollten, oder ein milder Prieſter mir kundgethan, daß das Kreuzzugsgelübde uns Unmündige nicht binde, wie gern wäre ich dem väterlichen Zürnen und der Strafe entgegengepilgert und hätte aller Unbill des Herbſtes in den Bergen getrotzt. Selbſt das Kloſter hätte mich nicht mehr geſchreckt. Weil es aber Gottes Wille war, daß ich anders büßen ſollte, blieb ich bei den Schaaren, die endlich nach mühſeligem Zug durch das heiße, ſtaubige Land und die Glut der Hochſommertage das Meer vor ſich ſahen und zwiſchen der Stadt und dem Hafen von Sinigaglia lagerten. Herr Pietro Vicentino war wiederholt zu uns gekommen, er ritt ab und zu, wie es hieß, um alles wohl vorzubereiten. Am Tage, da wir todmatt längs der Küſte gegen die Meerſtadt heranzogen, ſetzte er ſich ſelbſt an unſre Spitze und führte uns nach dem beſtimmten Lagerplatz. Da wogte es abermals von tauſend Neugierigen, unter denen mancher ſorglich und warnend auf uns ſah, wildes Seevolk füllte die Straße, die zum Hafen hinabführte, tauſend fremde Laute klangen um uns, und jauchzend grüßten die armen Betrogenen die hohen Schiffe, auf deren Maſten ſchon die Banner mit dem roten Kreuz ſtanden. Sein erſtes Wort hatte der Schiffsherr eingelöſt, auf dem Lagerplatz fanden wir notdürftige Hütten zum Schirm vor der Sonne, Waſſer und Wein und Lebensmittel waren ſo reich in Vorrat gehalten, daß alle im Heer der pilgernden Kinder, welche ſich bis hierher geſchleppt hatten, einmal wieder Hunger und Durſt ſtillen konnten. Wie an jenem Abend die Sonne niederging und ihren letzten Schein auf das ſtille Meer und die ſtattlichen Galeeren Herrn Pietros warf, da leuchteten viele halberloſchene Blicke wieder auf, die Kranken wähnten ſich geſund und die Schwachen wieder ſtark; die Abendandacht ward mit Inbrunſt gehalten und aus tauſend jungen Kehlen drang noch einmal der Ruf: Gott will es! Gott will es! recht freudig empor. Und in der folgenden Nacht ſchliefen die meiſten von uns, ſo gut und feſt, als ſie je unter ihrer Eltern Dache geſchlafen hatten, der Glaube war wieder in ihnen erwacht, daß ſie berufen ſeien, die Heiden aus der heiligen Stadt und vom Grabe des Heilands zu verſcheuchen. Ich konnte

nur ein paar Stunden ſchlummern, mitten in der Nacht wachte ich auf und hörte durch das leichte Gezelt, wie die große Flut ſtark gegen den Strand ſchlug, damals wußte ich noch nicht, daß ich Nacht für Nacht mein Leben hindurch demſelben Klange lauſchen ſollte. Ich wollte des Kommenden denken und inbrünſtig zur heiligen Jungfrau beten, daß ſie uns vor weiterm Unheil beſchirmen möge, aber dunkler als die Nacht draußen blieb mir alles Künftige. Ich konnte Joppe und Jeruſalem, die mir ſonſt ſo ſchimmernd vor Augen geſtanden hatten, nicht ſchauen, ich mußte zurück und immer weiter zurück durch ganz Wälſchland und Deutſchland, alle rauhen Wege, die wir gezogen waren, bis in die Buchenwälder der Heimat! In heißen Thränen lag ich ſtill auf der Decke, welche wir über den Erdboden gebreitet, und ſorgte den Schlummer der armen Hedwig nicht zu ſtören. Und in dieſer Nacht wußte ich ganz, was ich gethan, alle kindiſchen Träume und Wünſche waren dahin, und es blieb nichts zurück als ein trotziges Kind, das in frevelndem Gelüſt die Seinen und ihre treue Pflege verlaſſen hatte und ſich nun voller Angſt und Reue nach ihnen zurückſehnte. Ich hätte das rote Kreuz von meiner Schulter reißen mögen und fürchtete doch neue ſchwere Sünde zur alten zu fügen. Da begann meine Buße, Vater Girolamo, die ſeitdem im geheimen manches Jahr fortgewährt hat. Zuvörderſt aber ward mir die Strafe für das, was ich gethan, in ſchweren Ängſten und troſtloſem Elend zu Teil. Zwei Tage noch währte unſre Raſt am Hafen von Sinigaglia, dann ſollten wir zu Schiff gehen. Sorglich und mit kundigem Blick, recht wie ein Kaufherr, der alle Waaren kennt, ſchied Herr Pietro Vicentino die Geſunden von den Kranken und ſchaltete mit den Patronen und Steuerleuten ſeiner Galeeren unter uns, als wäre er mit einemmale unſer Haupt geworden. Unſre Bewaffneten widerſprachen ſeinen Anordnungen nicht, ſondern zwangen uns mit manchem Schlag und Stoß, dem Schiffsherrn zu gehorchen. Gottfried, der Hirt, dem wir gefolgt waren, lag ſeit der Ankunft in Sinigaglia krank darnieder, durch unſer Lager ſchwirrte immer lauter das Gerücht, daß er ſchwerlich die heiligen Stätten jemals ſchauen werde. Der Morgen der Einſchiffung begann mit großem Getümmel, ich und Hedwig gehörten zu den Mädchen, die für die erſte Galeere abgezählt wurden, denn dem Abzählen einer Heerde glich es, und ich vermochte ſchwer zu glauben, daß es um der Ordnung und des engen Raumes im Schiffe willen ſo ſein müſſe. Herr Pietro ließ alle, die zur Einſchiffung beſtimmt waren, alsbald von denen trennen, welche vor der Hand zurückbleiben ſollten, und ſchon in jener Frühe hatte ich, ohne es zu wiſſen, manche Unglücksgefährtin zum letztenmale geſehen. In dem Wirrwarr, der die meiſten von uns betäubte und dem ein paar hundert Knaben thöricht genug zujauchzten, wurden meine Augen immer klarer, immer mehr ward mir zu Mute, als wären wir in Banden und der Kaufherr von Sinigaglia habe etwas ganz andres im Sinne, als uns um Gottes willen nach den Häfen des heiligen Landes zu bringen. Ich hatte in den vergangenen beiden

Tagen unter den Spielleuten, welche sich an uns herandrängten, um mit Liedern von großen Wundern, welche in Palästina geschehen, unsre letzten Pfennige zu erbeuten, mehr als ein verdächtiges Gesicht wahrgenommen, das ich jetzt unter dem harrenden, uns müßig höhnenden Schiffsvolke wiedererblickte. Bebend und von Grauen und Zorn zu gleicher Zeit erfüllt, fühlte ich, daß uns ein Unheil bereitet ward und daß wir hilflos in dasselbe hineintrieben. Auf weit ins Meer hinausgehenden Pfählen waren lange schmale Brücken von Brettern zu den Galeeren hinübergeschlagen, schweigsam und einzeln nacheinander zogen die jugendlichen Wallfahrer zu allen Schiffen hinüber, hie und da stimmten diejenigen, welche schon am hohen Bord standen, ein Kreuzlied an, um den andern Mut zu machen. Langsam begannen sich die Galeeren zu füllen, gleichsam als ob alle widerstrebend und zögernd den Weg anträten. Ich ließ mich mehr von Hedwig, die mir zuflüsterte: Sind wir soweit gegangen, Margarete, so müssen wir weiter! auf die Brücke ziehen, als daß ich sie freiwillig betreten hätte, noch ehe ich die Flut unter meinen Füßen erblickte, wollte ich zurück, aber einer der Wächter am Ufer, die auf Ordnung halten sollten, streckte den Speer zwischen Steg und Ufer und wies mit rauher, ja frecher Geberde nach den Galeeren hinüber. Unter den Knaben, welche noch am Strande der Einschiffung harrten, entstand Murren, einige der Kühneren und Wehrhafteren schlugen an ihre dürftigen Waffen, sie kannten mich alle wohl und fanden es unerhört, daß der fremde Hafenknecht der deutschen Grafentochter so begegnen dürfe. Mich aber überkam die Furcht, daß hier Blut fließen könne, ich sah, wie viele andre vorwurfsvoll auf mein Zögern blickten — ich bezwang mich und folgte Hedwig ins Schiff. Da war mein erstes, daß ich erkannte, hier füllten nicht die Bewaffneten, die unsern Zug geleitet hatten, den Schiffsraum, sondern Fremde und darunter solche mit dunklen Gesichtern, wie ich in vorigen glücklichen Tagen die Gesichter der Heiden hatte schildern hören. Als ich zu denen trat, die schon an der Brüstung der Galeere lehnten und von da auf den Hafen zurücksahen, erhob sich mit einemmale lautes Getümmel drüben, und wir sahen deutlich, wie die ganze Ordnung, die Herr Pietro seit der Frühe gestiftet hatte, verwirrt ward, wie die für die Schiffe eingeteilten Häuflein zusammenliefen, die Kranken und Schwachen, die man abgetrennt hatte, aus dem Lager strömten und ein wirres Geschrei aus tausend Kehlen hörbar ward. Und mit einemmale zeigte sich Gottfried, unser junger Führer und Prophet, der seit der Ankunft in Sinigaglia krank und stumm in seinem Zelte gelegen hatte, hoch über allen Köpfen, zwischen Schiffen und Strand, auf der Erhöhung, die für Leuchtfeuer hart am Ufer aufgemauert war. Sein Antlitz erschien erdfahl, seine Augen waren halb erloschen, die blonden Haare dünn und schlaff geworden, und der Fremdeste hätte wohl sehen müssen, daß der arme Knabe totkrank sei. Aber seine Stimme hatte er wiedergefunden, und bis zu uns auf die Galeere herüber klang jeder Laut seines Mundes. Er rief mit schneidend wehklagendem Tone, daß die Engel ihn vom Sterbette empor-

gescheucht hätten, damit er die Ärmsten alle, die seinem Rufe gefolgt seien, vor ihrem Verderben warne. Weil er schon für tot auf seinem Lager gelegen, habe er Reden und Ratschläge vernommen, wie sie Judas mit den Schriftgelehrten gepflegt, Herr Pietro von Sinigaglia und die Befehlshaber unsers eignen Kriegshaufens wollten zu Judassen an uns werden, nicht nach dem heiligen Lande, sondern auf die Sklavenmärkte der Mauren in Afrika würden uns die Schiffe des Vicentino führen. Gottes Zorn und unser Fluch werde die Verräter treffen und das heilige Werk, zu dem uns der Herr berufen, dennoch herrlich hinausgeführt werden. Unsre Schaaren am Bord wie am Land lauschten dem Unseligen noch einmal bang, und das rauhe Gebrüll des Sinigagliers und seiner Ergebenen, welche Gottfrieds Stimme zu übertäuben und zu ersticken suchten, scholl uns zugleich mit der Warnung vor Verrat und Unheil ans Ohr. Aber plötzlich brach der Hirtenknabe zusammen, er stürzte mit dem Angesicht auf den Wall des Ufers und ward tot vor den Augen aller hinweggetragen. Da entstand unsagbare Verwirrung, während sich hunderte zur wilden, ziellosen Flucht wandten, vernahmen andre hunderte erbleichend das Wort einzelner Mönche bei unserm Hausen, daß Gottes Blitz den Verleumder des frommen Herrn Pietro dahingestreckt habe und daß die Kreuzfahrt mehr als je der Wille des Höchsten sei. Sie ließen sich nach den hölzernen Brücken und in die Galeeren drängen, die jetzt wie in einem wilden Taumel rasch überfüllt wurden und wo die Stimmen jener, die Verrat riefen und zu Lande wollten, mit dem wilden Geschrei derer zusammenklangen, welche die augenblickliche Abfahrt heischten. In diesem Getümmel ward Hedwig von meiner Seite gerissen, und ich weiß bis heute nicht, mein Vater, ob sie mit einigen über den Steg an das Ufer entkam, ob sie auf ein andres neben dem unsern liegendes Schiff gewaltsam gedrängt ward oder ob sie, wie gar manche von dem Kinderheer, schon im Hafen von Sinigaglia den Tod in den Wellen gefunden hat. Ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig, sank nieder und lag wohl eine halbe Stunde für tot auf dem lärmübertosten Verdeck der Galeere. Erst wie der Patron mich beim Mast liegen sah und mich gewaltsam emporrüttelte, kehrte mein Leben zurück, da aber hatten die Schiffer schon die Anker gehoben und waren aus dem Hafen in die See gegangen.

Und nun, Vater Girolamo, als die Flotte kaum einige Stunden südwärts war und während am Himmel schwere Gewitter aufstiegen und ein gewaltiger Scirocco alle Anstrengungen der Steuerleute und Ruderer auf den Galeeren zu nichte machte, nun herrschte auf jedem Schiff und in tausend Herzen die Furcht, die ich seit Tagen empfunden hatte. Herrn Pietros Schiffsleute verhehlten uns kaum, daß unsre eignen Kriegsknechte uns an ihren Schiffsherrn verkauft hätten und daß wir alle nach Afrika zu den Heiden geführt werden sollten. Da brach auch denen die Kraft, die sich bisher aufrecht erhalten und noch in der letzten schrecklichen Stunde gehofft hatten; ein Seufzen und Wehklagen er-

füllte die Schiffsräume, denn die wenigen, die ſich mutig zuſammenſchaaren und mit Schwert und Speer das Geſchick wenden wollten, mußten bald erkennen, daß die Schiffsbemannung, die in Dienſten des Herrn Pietro Vicentino ſtand, viel ſtärker ſei als wir armen Verratenen. Vor aller Augen that ſich endloſes Elend auf, und die furchtbare Gewißheit überwältigte die meiſten, ſodaß ſie ſtumpf und wie erſtorben auf den Schiffsbänken und am Boden ſaßen oder wohl gar die Krankheit, die mit der ungewohnten Fahrt auf hochgehender See über ſie hereinbrach, als Vorboten des willkommenen Todes begrüßten. Noch heute faßt mich das Weh, das ich damals gefühlt, wo ich auf ſo viele bleiche, angſtvolle, junge Geſichter blickte und wohl wußte, daß mein eignes Geſicht nicht mutiger und gefaßter ſei als das der andern. Das Meer war unruhig, und die ſchweren Wetterwolken, die von Süden her wild herangetrieben, hingen bis auf die Segel der Schiffe herab, die Luft war trotz des Wogengebrauſes ſchwül zum Erſticken, und die Galeeren, die uns führten, hielten ſich mühſam auf der offnen Flut. Denn da die Flotte vom Lande abgefahren war, ohne den Ausgang des Aufruhrs zu kennen, der ſich in Lager und Stadt erhoben hatte, ſo wünſchte Herr Pietro Vicentino nicht, daß ſeine Schiffe jetzt in den Hafen von Sinigaglia zurückkehrten, und forderte von den Steuerleuten, daß ſie auch wider den Südſturm und die losbrechenden Wetter die See hielten. Da erlebten wir, die wir zum erſtenmale auf dem wilden Waſſer fuhren, einen Abend und eine Nacht, wie wir ſie zuvor nicht gekannt. Das Schluchzen und Wimmern um mich her war mir furchtbarer zu hören als das Rollen des Donners, das Toſen der See und das Krachen der Schiffsplanken, gegen welche die Wogen heranſchlugen. So oft die Galeere in die Wellen niedertauchte und die wilde Flut ſchäumend über das Deck und in den Schiffsraum ſtürzte, ſo oft ein wilder Blitz das Dunkel erhellte, zitterte ich kindiſch vor dem Ende und hätte doch zu allen Heiligen darum beten ſollen. Als die Dämmerung über dem Meere aufging, merkten wir, daß der Südſturm ein wenig nach Oſt umſprang und ſoweit nachließ, daß die Schiffsleute zu Atem kamen. Wir ſahen aber zugleich, daß nur eine einzige Galeere noch neben der war, in welcher wir dahinfuhren — die Gewitternacht hatte die Flotte weit zerſtreut und wir dachten unſrer Unglücksgenoſſen in den andern Schiffen mit ſo ſchwerem Bangen, als wir um uns ſelbſt hegten. Es ward wenig geſprochen, viel ſtill gebetet, wohl die meiſten von uns mochten wie ich an die deutſche Heimat und den ſichern Frieden ihres Hauſes denken, den ſie in kindiſch frommem Drang verlaſſen. Manche konnten noch immer nicht glauben, daß wir verkauft und zum ſchrecklichſten Looſe beſtimmt ſeien, ſie lauſchten den trügeriſchen Troſtreden einzelner aus dem Schiffsvolk und hofften auf ein Wunder. Ich ſaß ſtarr und ſtumm auf dem Deck, und die Worte der Hoffenden glitten an mir ab, ich mußte ſinnen und ſinnen über das, was uns aufbehalten ſei und ob mein ritterlicher Vater wohl je erfahren werde, daß ſein verlornes Kind lebe, ob er je kommen könne,

mich aus der Gefangenschaft der Heiden zu lösen. Als aber um Mittag des andern Tages der Südsturm von neuem daherbrauste, die Galeere dem Steuer zum Trotz gegen Norden peitschte und wir wieder unter das Deck flüchten mußten, als wir uns angstvoll bei der Schiffstreppe zusammendrängten und emporstarrend wieder nichts sahen als dunkle Wetterwolken, zum Himmel spritzenden Wogenschaum, da ward mir gewiß, daß ich nicht viele neue Tage sehen würde, ich bat recht herzinnig meinen fernen Vater um Vergebung und befahl meine Seele der Fürbitte der heiligen Jungfrau. Mich umfings wie ein schwerer, wüster Traum, ich wußte nicht mehr, ob es Tag oder Nacht sei, und nur von Zeit zu Zeit scholl das Tosen des Sturmes und das Gebrüll unsrer wälschen Schiffsleute in die dunkle Ecke, in der ich mich zusammengeschmiegt hatte wie ein krankes Reh im thüringischen Walde. Einmal noch hörte ich das Wimmern meiner Gefährten neben mir, einmal noch einen wilden Fluch des Patrons und dann Krach auf Krach im Holzwerk der Galeere — ich fühlte das Wasser über mir zusammenrauschen und dann lange, lange nichts mehr, bis der Schein einer Holzfackel hell in mein Antlitz fiel und ich vor Nässe und Kälte schauernd erwachte, keine tausend Schritte von da, wo heute unsre Hütte steht, Vater Girolamo, ich sitze oft wieder an der Stelle. Neben mir sah ich Tonios Vater Marco und drei seiner Knaben, darunter Antonio, der mitleidig meine starre Hand gefaßt hatte. Am Strand des Lido hinunter leuchteten mehr solche Fackeln, die den Fischern gehörten. Sie hatten seit Einbruch der Nacht das Schiff widerstandslos gegen die Insel treiben sehen und wußten, daß es scheitern würde. Helfen konnten sie nicht — nach Strandgut von der Galeere waren sie alle begierig gewesen und fischten nun auf, was das Meer herantrieb. Sie erbeuteten viel, die Fischer an der Punta di San Pietro am meisten, aber auch Marco und die Seinen gingen nicht leer aus — Ihr wißt ja, daß wir selbst in unsrer Hütte ein paar von den kostbaren Stücken besitzen, die in jener Sturmnacht neben mir aufgefischt wurden. Und mich allein von allen Lebenden auf dem Fahrzeug von Sinigaglia hatten sie gerettet. So meinte ich wenigstens damals. Erst nach Jahren habe ich gehört, daß einige deutsche Knaben, die sich an Trümmern der gescheiterten Galeere angeklammert hatten, bei Palestrina ans Land getrieben und von dort nach Venedig gelangt seien. Mich nahm Marco mitleidig unter sein Dach auf, und da ihm kurz zuvor sein Weib gestorben war, dünkte es ihm recht, daß ich ihm Haus hielt, so jung und kindisch ich auch war. In harten Tagen lernte ich thun, was ich mußte. Und alles weitere wißt Ihr, mein Vater, wißt, wie ich zwischen den Knaben Marcos aufwuchs und Tonios Weib ward und wie ich nach Gottes Willen gelebt habe. Was Ihr aber bis heute nicht gewußt habt: mein voriges Geschick und meine Sünde — Ihr wißt sie nun. In den ersten Jahren, nachdem mich Marco aus der Sturmflut gerettet und während ich in seiner Hütte gewohnt habe, wollte ich für alles, was ich gethan, durch das arme, fremde Leben büßen, und dann

begann ich zu denken, mein Vater werde mich längſt vergeſſen haben und in neuem Glück andre Kinder um ſich aufwachſen ſehen. Ich verſchloß alles, was mir ehedem und in dem einen unſeligen Sommer begegnet war, tief in meinem Herzen und bekannte nichts als meinen Namen. Dann gewöhnte ſich mein ſtörriger Sinn allmählich anden Herd Marcos, die Knaben wurden mir Brüder, und Tonio hatte ich früh von Herzen lieb, und als er mich endlich fragte, ob ich ſein Leben teilen wolle, bedachte ich mich nicht und hoffte und wollte nichts mehr, als ihm treu ſein. Doch ſeit ich die Seine geworden bin, iſt eine Stimme in mir laut, die mich ſo unruhig ſehnſüchtig macht, als ich einſt in Friedewald war. Es zwingt mich fort und fort darüber zu ſinnen, ob der Graf von Thann noch lebe und ob es niemals mehr möglich ſei, meines Vaters Angeſicht wieder zu ſchauen. So oft Tonio auf dem Meere und fern von mir iſt, kommt es über mich wie eine Anfechtung, als ſollte ich davonfliehen und über die Berge nach Norden zurückpilgern. Ich ringe hart mit dem Gedanken, aber er iſt wie ein Schatten neben wir, Vater Girolamo, ich muß in jeder einſamen Stunde und in jeder ſchlafloſen Nacht von daheim träumen. Ich frage Euch noch einmal, kann es Gottes Wille ſein, daß ein Menſch auf immer verloren habe, was er in kindiſchem Unbedacht und Frevel von ſich geworfen hat?

Margheritas Haupt erhob ſich einen Augenblick zu Pater Girolamos Geſicht, ſie ſah, daß der Prieſter jetzt nach ihrer langen Erzählung nicht minder bleich war als ſie ſelbſt, und wären ihre Augen nicht thränenfeucht geweſen, ſo hätte ſie den Kampf in den Zügen des Alten wahrnehmen müſſen. Nach langer ſtummer Pauſe ſagte er nachdrücklich: Und träumſt du wirklich, meine Tochter, daß du die Sünde, einſt deinen Vater unkindlich verlaſſen zu haben, mit der Sünde gut machen könnteſt, nun deinen Mann zu verlaſſen?

Die junge Frau wandte ſich ab und ſah durch das Gitterwerk des Fenſters in den Sonnenſchein hinaus, der über dem Platz zwiſchen hier und der Kirche lag. Dann ſagte ſie leiſe, als ob es ſie noch eine Überwindung koſte, ihre geheimſten Gedanken zu enthüllen: So dachte ich nicht, Vater Girolamo. Ich möchte nur meinen Vater noch einmal im Leben ſehen. Ich glaube wahrlich nicht, daß er ſich nach dem ungeratenen Kinde ſehnt, wie ich nach ihm verlange. Ich wollte, wenn es ſein muß, ſein Geſicht nur von fern erblicken und mich an ſeinen Zügen getröſten, daß er das Leid, das ich ihm angethan habe, längſt vergeſſen hat. Ich wäre vielleicht auch für Tonio ein beſſeres Weib und für Pater Marco eine demütigere Tochter, wenn ich einmal mit Ruhe an das Haus im Norden denken dürfte!

Über Margheritas Geſicht war jetzt eine feine, flüchtige Röte gebreitet, ihre Augen glänzten in ſeltſamer Weiſe, Pater Girolamo erriet mit innerer Teilnahme, was ſie litt und wie heiß ſie nach einem hoffnunggebenden Worte von ihm verlange. Während der langen Erzählung Margheritas war mit der

Spannung des Prieſters auch eine gewiſſe Unruhe gewachſen, welche ſich ſeiner bemächtigt hatte, ſeit der Name des Kaufherrn von Sinigaglia über die Lippen des jungen Weibes gekommen war. Wäre ſie nicht ganz mit ihrer Vergangenheit beſchäftigt geweſen, ſo hätte ſie wahrnehmen müſſen, daß Pater Girolamo in wunderſame Bewegung geriet, daß er mehr als einmal in Verſuchung war, ihre Beichte zu unterbrechen. Jetzt ging er mit abgewandtem Geſicht auf den Steinflieſen des Gemachs auf und ab, blieb endlich vor Margherita ſtehen und fragte plötzlich:

Und wenn dir dein Wunſch gewährt und der Ritter, den du deinen Vater nannteſt, noch am Leben wäre, meinſt du, daß er dich kennen würde? Wie willſt du erweiſen, daß ſein verlornes Kind vor ihm ſteht und nicht eines von den andern Mädchen, die mit dir entwichen ſind, um deine Abſtammung wußten und dich für tot halten?

Margherita ſah ihren Seelſorger nicht ohne Beſtürzung an, dann verſetzte ſie erregt: Ich bin im Haus Friedewald zwölf Jahre alt geworden, Vater Girolamo, und manches Wort ward zwiſchen meinem Vater und mir geredet, von dem nur wir beide wiſſen. Zudem hätte ich hier ein Wahrzeichen, welches Graf Friedrich von Thann gar wohl kennt, das koſtbare Taufkreuz, das mir der Abt von Fulda als meine Pate auf das Taufkiſſen geheftet.

Und die Frau des Fiſchers zog das goldne Kreuz, an welchem koſtbare Steine leuchteten, hervor und bot es Pater Girolamo dar. Der Pfarrer betrachtete einen Augenblick teilnehmend das Wahrzeichen einer Erzählung, an deren Wahrheit er nie gezweifelt hatte, dann wiegte er das Kleinod zwiſchen ſeinen Fingern und ſagte zögernd:

Willſt du dein Kreuz einen Tag oder zwei in meinen Händen laſſen, Margherita? Ich möchte wohl verſuchen, die alten Schriftzeichen, die ich auf der Rückſeite erblicke, zu enträtſeln.

Man hat mir einſt erzählt, das Kreuz ſei Arbeit aus der kaiſerlichen Stadt Konſtantinopel, und kein Goldſchmied in Würzburg oder Magdeburg könne es ſo prächtig herſtellen, entgegnete Margherita. Ich laſſe euch das Kleinod, von dem ich mich nie getrennt, ihr werdet ſelbſt ermeſſen, wie viel es der Armen wert ſein muß, die nur dies eine aus ihrer verlornen Heimat behalten hat!

Gewiß, gewiß, Margherita, antwortete Pater Girolamo. Du ſollſt dein Kreuz heute oder morgen zurückerhalten. Ja vielleicht iſt's nur eine üble Neugier von mir, und du thäteſt beſſer, das Kleinod gleich mit dir heimzunehmen. Doch fuhr mir's durch den Sinn, ob dir vielleicht dienen könnte, was mir die Zeichen hier ſagen werden.

Behaltet es ja hier, mein Vater! rief Margherita eifrig. Ich bedarf ſeiner nicht eher, als bis vielleicht dereinſt mein heimlich Sehnen geſtillt wird. Wenn ihr mir eine Pilgerfahrt zum wunderthätigen Marienbilde von Hersfeld auferlegen wolltet — es ſteht nicht weit vom Buchenlande!

Deine Stelle ist hier, meine Tochter, an Marcantonios Herde, und wenn du zur heiligen Jungfrau wallfahrten willst, so ist die Kirche der Madonna dell Orto drüben in Venedig weit genug! sagte der Priester mit großem Ernst. Fühlst du aufrichtige Reue, Margherita, über das, was du dereinst in kindischem Unverstande gesündigt, so mußt du damit beginnen, daß du jetzt keine deiner Pflichten verfehlst.

Ihr meint sonach, daß es Gottes Wille sei, daß ich nie wieder an meinen Vater zurückdenke? fragte Margherita, ihre Thränen bekämpfend, aber mit einem Ausdruck von Trostlosigkeit in ihren Zügen, welcher den guten alten Priester zum tiefsten Mitleid stimmte. Ihr denkt, daß mein heimliches Sehnen Tonio und denen Unrecht thut, welche die Meinen geworden sind, und daß ich keine Hoffnung hegen darf?

Ich spreche ein andresmal mehr zu dir! entgegnete Pater Girolamo in einiger Verwirrung. Was zuletzt Gottes Wille sei, wage ich nicht zu sagen, aber heut weiß ich gewiß, daß du still heimkehren und deinem Manne liebreich begegnen sollst.

Und muß ich ihm sagen, was ich euch vertraute? forschte das junge Weib mit trauriger Fügsamkeit. Der Pfarrer sah sie einen Augenblick unschlüssig an, dann entschied er: Das muß ich noch bedenken — bis ichs bedacht, magst du schweigen. Erfahren wird Marcanton zuletzt doch müssen, woher du stammst und wie du zu ihm gekommen, umso gewisser wird ers erfahren müssen, wenn du darauf beharrst, den Deinen in Deutschland etwas von dir und deinen Schicksalen wissen zu lassen.

Sie sah ihn befremdet an, daß er nun doch wieder der Hoffnung eine Pforte aufthat, und fand sich heute in Pater Girolamos Wesen nicht zurecht. Aber das Geständnis an ihn hatte ihr doch das Herz erleichtert, sie stillte ihre Thränen und schickte sich zum Gehen an; der Pater erwachte aus dem Nachsinnen, dem er sich in den letzten Minuten überlassen hatte, und sagte besorgt: Willst du jetzt, wo die Sonne dem Mittag zusteigt, den heißen Rückweg zu euern Häusern wagen?

Ihr sagt es selbst, daß ich Tonios gedenken muß! versetzte Margherita und lächelte schwach. Mein armer Mann hat Fische zum Verkauf nach der Stadt gebracht, er erwartet ein Mahl, sobald er heimkommt. Ich muß also zurück! Ich habe ein Stück Linnen bei mir, das ich draußen mit dem kalten Wasser des Brunnens netzen und um die Stirn legen will, und so wird mir die Mittagssonne nicht schaden. Ich danke Euch von Herzen, daß Ihr mich angehört und mir nicht zu schwer gezürnt habt, Ihr wißt zum mindesten jetzt, warum die arme Margherita nicht immer so hell lachen kann wie die andern vom Lido!

Sie wollte ihm, alter Gewohnheit folgend, die Hand küssen, er aber wehrte ihr sanft und gab ihr seinen christlichen Segen. Wie sie jetzt mit ge-

ſenktem Haupt über die Schwelle ſchritt, fragte ſich der greiſe Prieſter, wo er ſeither ſeine Augen gehabt habe, um die edle Bildung ihrer Züge und ihrer Geſtalt ſo wenig beachtet zu haben. Er ſah ihr mit inniger Teilnahme, aber auch mit ſchwerem Seufzer nach — er hatte nie in ſeinem Leben weniger gewußt als in dieſer Stunde, was nun das Rechte ſei. Das goldne Kreuz, das er noch in der Hand hielt, betrachtete er noch einmal, und barg es dann faſt ſo ſorgſam in ſeinem geiſtlichen Gewande als vorher Margherita in ihrem Kleide. Längſt nachdem die junge Frau in der Straße verſchwunden war, die aus dem Flecken hinausführte, ſtand Pater Girolamo nachſinnend vor ſeiner Thür und bedachte, ob er ſich drüben im Hauſe des Erzprieſters Rat erholen oder völlig ſchweigen und ſich noch heute ſelbſt nach Venedig begeben ſollte. Aber der Sommertag war laſtend heiß, zwiſchen dem Lido und der Stadt ſtiegen farbige Dunſtwolken aus der Lagune auf, von denen der Pfarrer gar wohl wußte, daß ſie ſeiner Geſundheit wenig zuträglich ſeien, er ſtellte ſich zudem vor, daß jemand in ſeiner eignen Gemeinde dieſen Nachmittag oder Abend ſeines Beiſtands bedürfen könne. Und der Erzprieſter wußte ſicher von Dingen Beſcheid, von denen Pater Girolamo, der ſelten ſeinen Fuß von der Düneninſel hinwegſetzte, nur flüchtig und wie von fernher einmal vernommen hatte. So überwand er die Abneigung, mit dem hochfahrenden Erzprieſter zuſammenzukommen, dennoch leichter als ſeine Scheu, die ungewohnte Fahrt nach der Stadt zu unternehmen. Er ſetzte ſich vor, die Namen Marcantons und Margheritas ſowenig über die Lippen zu bringen, als ſei ihm die wunderſame Jugendgeſchichte der Fiſcherin unter dem Siegel der Beichte vertraut worden, aber genau zu erforſchen, was der Erzprieſter von einem Büßer im Antoniuskloſter drüben auf der Giudecca wiſſe, deſſen ſich Pater Girolamo vorhin bei Margheritas Geſchichte mit einemmale erinnert hatte. Ihm wars, als ob er den Namen des Kaufherrn von Sinigaglia und die ſchwere Todſünde, die derſelbe an tauſenden von jungen Chriſtenſeelen begangen, ſchon einmal nennen und berichten gehört habe — und doch traute er ſeinem Gedächtnis nicht völlig. Denn Pater Girolamo war wenig gewöhnt, über den Strand des Lido und die ſeiner Obhut anvertraute kleine Herde hinauszudenken. Er ging mit etwas zaghaften Schritten in das Haus des Erzprieſters hinüber und wandte ſich beſcheiden an den Diener des hochwürdigen Herrn, um ſeinen Beſuch ankündigen zu laſſen. Doch der Erzprieſter, der die Stimme ſeines chriſtlichen Mitbruders voller Verwunderung auf ſeinem Flur vernahm, öffnete ihm ſelbſt die Thür zu ſeinem Gemache und lud ihn zum Eintritt und zu einem kühlen Trunke ein, mit welchem er der Schwüle des Tages ſchon ſeit einigen Stunden Trotz bot. Pater Girolamo nahm den dargebotnen Sitz ein, wies aber den Wein zurück, weil er in einer Angelegenheit komme, die faſt zu ernſt für einen leichten Genuß ſei. Über das breite gelbe Geſicht des Erzprieſters, aus dem ein paar große ſchwarze Augen wachſam und luſtig zugleich herausblitzten, ging ein mitleidiges Lächeln, er ſagte kurz: So laß hören, Frater, was

dich zu mir führt! und setzte sich zurecht, um den Worten des Pfarrers bequemer zu lauschen. Seine mächtige Gestalt überragte die hagere des ihm gegenübersitzenden um ein beträchtliches: der Erzpriester bot in allem den Anblick behaglicher Fülle und die Einrichtung seines Gemaches samt dem schwellenden Lotterbett, auf dem er halb lag und halb lehnte, widersprachen diesem Eindruck nicht. Er hörte die Frage Girolamos, ob der Hochwürdige genaueres von einem Büßer aus Sinigaglia wisse, den die Minoritenbrüder in ihrem neuen Kloster aufgenommen hätten? Bei Nennung des Antoniusklosters verzog sich die Miene des stattlichen geistlichen Herrn und er entgegnete rauh:

Was hast du mit den Heuchlern auf der Giudecca zu schaffen? Sie haben Büßer die Hülle und Fülle, du kannst sie von allen Gattungen drüben finden! Der Kaufmannssohn von Assisi, der mit Gewalt unter die Heiligen des Himmels kommen will, sorgt dafür, daß alle Klöster seiner saubern neuen Brüderschaft Leute enthalten, die anderswo Galgen und Rad zieren würden. Sie haben einen Sklavenhändler von Sinigaglia drüben, der um die Zeit des wahnwitzigen Kinderkreuzzuges die armen kleinen Narren zu hunderten an die Mohren verkauft haben soll. Kaiser Friedrich hat ein paar wackre Gesellen dieser Art zu Amalfi aufknüpfen lassen, aber den Mann von Sinigaglia hat Bernardone selbst entdeckt und als Prachtstück in das neue Bettelkloster eingesetzt. Sie sorgen dafür, daß das Gerücht von ihrem Gnadenwerk durch alle Lande getragen wird, und erzählen, daß ihr Büßer im Traum die Gesichter der von ihm Verratenen schaue. Du merkst, wie schlau sie ihre Märchen ersinnen, hunderte von armen Teufeln aus dem Norden, die in dem Taumel vor acht Jahren ihre Kinder verloren hatten, wallfahrten nach Venedig und zu den Bettelbrüdern auf der Spinalonga. Entweder sieht der Büßer im Traum, wo sich die Knaben und Mädchen, die er seiner Zeit verkauft hat, befinden, und schickt ihre Angehörigen nach Afrika und in die Wüste, oder er berichtet den Fragern, daß die Ihren tot sind. Geschieht dies, so lassen sie meist dem Bettelkloster, was sie für die Lösung der verlornen Kinder aus der Sklaverei der Mohren von daheim mitgebracht hatten.

Der wackre Pater hörte verwundert die Hohnworte seines geistlichen Vorgesetzten, aber er erlaubte sich nur einen schüchternen Einwand: Du urteilst hart, mein ehrwürdiger Bruder — die Brüder des Franziskus dürfen ja kein Geld nehmen.

Sie nehmen es aber doch, versetzte der Erzpriester lachend. Was hast du mit den schmutzigen Gesellen und ihrem Büßer? Hast du unter unsrer Herde jemand, der Verlangen trägt, ihn zu schauen oder zu hören?

Nein, Hochwürden, niemand als mich selbst! versetzte der greise Priester entschlossen. Wenn jener sündige Mann, von dem du sprichst, wirklich etwas wüßte von den Schicksalen derer, die er einst verdorben, so möchte es manchem von ihnen noch zu Gute kommen, und wenn du mir Urlaub geben willst für

dieſen Nachmittag, ſo werde ich wohl zum Antoniuskloſter hinüberfahren. Mich dünkt, daß es der Finger Gottes ſei, der dieſen Mann hierher gewieſen — vielleicht vermag ich von ihm etwas zu erfahren, das einem armen Beichtkind zum Heil gereicht.

Nimm Urlaub nach deinem Gefallen, Girolamo, entgegnete leutſelig der Erzprieſter. Wir haben ja den Camaldulenſer hier, der gehen kann, wenn ein Kranker Beiſtand und geiſtlichen Zuſpruch verlangt. Aber laß dir ſagen, daß du immer thöricht handelſt, wenn du an vergangene Dinge rührſt. Du haſt ſelten Dank, wenn du den Menſchen in der gegenwärtigen Not hilfſt, und ſicher Undank, wenn du dich um ihr vergangnes Leid kümmerſt. Kann ich dich mit meinem roten Friauler nicht erquicken, ſo gehab dich wohl — vergiß meines Rates nicht und glaube nicht jedesmal dem Herrn zu dienen, wenn dir für andre der Schweiß von der Stirne rinnt.

Ehe er wußte, wie ihm geſchah, ſtand Pater Girolamo wieder draußen im Schatten der Kirche, welche zwiſchen dem Hauſe des Erzprieſters und ſeinem beſcheidnen Dache lag. Einige Augenblicke überlegte er, ob er nicht unter das letztere zurückkehren ſolle, dachte der Warnung des Erzprieſters nach und fragte ſich, ob Gott nicht auch durch die träge Gleichgiltigkeit ſeines geiſtlichen Vorgeſetzten zu ihm ſprechen könne? War es nicht beſſer, vergangnes Leid vergangen ſein zu laſſen? Doch wieder — durfte er Margheritas Leid vergangen heißen, durfte er ſich jeden Schritt für die Arme verſagen? Von Zweifeln gequält, wie er ſie ſelten empfunden, und doch voll Verlangen, dem jungen Weibe zu helfen, welche ein ſo hartes Schickſal an den Strand dieſer Inſel gebannt hatte, entſchloß ſich der Pater, dem Mittagsbrande zu trotzen und nach der Reihe der Kähne zu gehen, die unterhalb des Fleckens ſtill lagen, und bei denen ein paar Schifferbuben im heißen Sonnenſchein und auf dem trocknen Sande ſchliefen.

Inzwiſchen war Margherita auf ihrem Heimwege ihrer Hütte bereits wieder nahe gekommen. Ihre Ausſprache mit dem Prieſter ſchien ſie wunderbar gekräftigt zu haben, ſie ſchritt rüſtiger als vor einigen Stunden den rauhen Pfad dahin und hielt die Dächer hinter den Dünen, unter denen das Dach ihres Hauſes war, ſcharf im Auge. Die Erzählung ihrer Schickſale an den Pfarrer hatte in ihr keine Erinnerung erſt emporgeſtürmt, wohl aber manche beſchwichtigt und gehindert. Für den Augenblick war es ihr ſchon ein Troſt, daß ein Menſch ihr Geheimnis teilte und ihr nicht allzu hart über ihre geheimen Wünſche gezürnt hatte. Wie ſie jetzt mit gerötetem Antlitz daheim anlangte, den hölzernen Außenriegel der Thür vorgeſchoben fand, beſchlich ſie ein lebhafter Wunſch nach der Rückkehr Tonios, den ſie erſt in einigen Stunden aus Venedig wieder erwarten durfte. Es war ihr zu Mute, obſchon ſie nur den tauſendmal zurückgelegten Weg nach und von Malamocco gegangen war, als ſei ſie weit, weit von ihrem Manne entfernt geweſen. Indem ſie die Vorbereitungen zu dem dürftigen Mahle traf, das ſie

dem Heimkehrenden bieten konnte, fiel ihr bei, daß Marcantonio, der doch in der innigſten Gemeinſchaft mit ihr lebe und der ſie hielt wie ſeinen Augapfel, niemals darnach getrachtet habe, näheres von der Zeit zu erfahren, welche ſie nicht an dieſer Küſte und nicht in den Fiſcherhütten des Lido verlebt habe. Wohl hatte ſie ſelbſt ihr Geheimnis ſorglich vor ihm gehütet — ſelbſt vor ihm! — aber wenn er je in ſie gedrungen wäre, hätte ſie ihm nicht ſagen müſſen, was ſie heute Pater Girolamo vertraut? Es war ſicher, daß es ihn nicht verlangte, von ihren Kindertagen mehr zu wiſſen, als ſie damals nach dem Schiffbruch und ihrer Rettung erzählt. Erregt, wie Margherita durch die Stunde in Pater Girolamos Hauſe war, durchzuckte ſie zum erſtenmale der Gedanke, daß Tonio vielleicht etwas von der Wahrheit ahne und von ihr nicht vernehmen wolle, wie fern ſie einſt ſeinem Leben und Schickſal geſtanden habe.

Seltſam beklommen fühlte ſich das junge Weib bei dieſem Gedanken. Sie liebte Tonio und er hatte wirklich ein Recht auf ihre Liebe! Wenn ſie zurückdachte bis an die erſten Morgen, die ſie in Thränen und dumpfer Betäubung in der Fiſcherhütte des alten Mareo verbracht hatte, bis an die erſten Tage, da ſie weinend auf die ungewohnte rauhe Arbeit geblickt und die Hände verzagend in den Schoß gelegt, immer war der ſchwarzlockige Knabe mit den blitzenden feurigen Augen und der geſchickten kräftigen Hand neben ihr, immer war er tröſtlich und hilfreich geweſen. Sie wußte nicht einen Tag, kaum eine Stunde, in welcher ihr Tonio nicht ihr neues Leben erleichtert und aus warmem Herzen ein gutes Wort zu ihr geſprochen hätte. Aus ſeinem Munde hatte ſie die Sprache, welche ſie jetzt redete, erlernt, er hatte ſie gegen Vater und Brüder unerſchrocken in Schutz genommen, wenn das geheime Weh und das düſtre Hinſinnen ſie überkamen, das er ſich ſelbſt ſo ſchlecht zu deuten wußte. Sie hatte um ſeinetwillen zuerſt wieder heller aufgeblickt, ihr Lachen war an dem ſeinen in guter Stunde wieder erwacht. Als er ihr ſeinen Wunſch verriet, ſie zum Weibe zu gewinnen, wußte ſie längſt, daß er nichts in der Welt höher halte als ſie und hätte ſeiner drängenden Frage nicht Nein antworten können, auch wenn ſie in jenem Augenblick an die verlorne deutſche Heimat gedacht hätte. Erſt in der Stunde, in der Pater Girolamo in der Kirche zu Malamocco ihre Hände in einander gefügt hatte, war es plötzlich wie ein Schauer durch ihren Sinn gezogen, daß ſie mit ihrer Liebe für Tonio und indem ſie das Weib des Fiſchers ward, ſich noch tiefer von dem allen ſcheide, was nun ſchon ſeit Jahren hinter ihr lag. Und der Schauer war wiedergekehrt, in den erſten glücklichen Tagen, da ſie mit Tonio am neuen Herde geſeſſen, die Erinnerung, ſtatt ſtiller zu werden, hatte immer lauter in ihr geſprochen! Den glücklichen waren trübe Tage gefolgt. Und er war ſich gleich geblieben, ſoweit Margherita die Welt kannte, wußte ſie keinen beſſern Mann in ihr, als Tonio.

(Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Deutsche Wahrheiten und Magyarische Entstellungen. Leipzig, Otto Wigand, 1882.

Als unlängst im ungarischen Reichstage jemand verlangte, bei der Anstellung der Eisenbahnbeamten solle die Kenntnis einer der landesüblichen Sprachen (neben der „Staatssprache") gefordert werden, erklärte der Ministerpräsident Koloman Tisza, diese Bedingung sei selbstverständlich und brauche daher nicht in das Gesetz aufgenommen zu werden. Dieser kleine Zug ist so charakteristisch für das magyarische Regiment, daß er nicht in Vergessenheit zu kommen verdient. Wer will da noch behaupten, daß die Deutschen, die Slowaken, die Walachen und Serben in Ungarn sich nicht des Schutzes ihrer Nationalität und Sprache erfreuen? Selbstverständlich wird die selbstverständliche Forderung nicht gestellt werden, und der Magyarisirung ist abermals eine mächtige Waffe in die Hand gedrückt. Man kann der Konsequenz, mit welcher die herrschende Rasse gegen die ihr ausgelieferten Nationalitäten vorgeht, Anerkennung gewiß nicht versagen!

Die Siebenbürger Sachsen scheinen freilich nicht gesonnen, sich dieser Willkürherrschaft zu fügen. Sie kämpfen allein den Kampf für das deutsche Element in Ungarn, aber sie ermüden nicht, obgleich die sogenannten Deutschen in Pest u. s. w. sich vielfach zu Schildknappen der Bedränger ihres eignen Stammes herabwürdigen, voran natürlich die deutschredenden Juden. Bekanntlich war den Herren in Pest die Schrift des Professor Heinze in Heidelberg „Hungarica" außerordentlich unangenehm, und bald las man auch in deutschen Zeitungen, Heinzes Buch wimmle von Unrichtigkeiten, wie eine in Preßburg erschienene Gegenschrift darthue. In den „Deutschen Wahrheiten" wird nun diese Gegenschrift beleuchtet. Der Offiziosus hat sich die Sache wirklich nicht schwer gemacht. Sagt Heinze: „Es wird ein scham- und gewissenloser Terrorismus entwickelt," so lautet die Antwort: „Im ganzen Lande verspürt niemand etwas von diesem Terrorismus." Das ist auch „selbstverständlich." Als im Jahre 1876 Ofen-Pest vom Hochwasser bedroht wurde, teilte die betreffende Kommission die Gefahr durch Maueranschläge mit, die in magyarischer Sprache abgefaßt waren. Deutsche Kundmachungen wurden ausdrücklich abgeschlagen. Was sagt der Verteidiger der magyarischen Gerechtigkeit darauf? Das sei „nicht denkbar," und übrigens bringt er — andre Bekanntmachungen bei, die auch in deutscher Sprache erlassen worden sind. Und so fort. Man kann den deutschen Zeitungen, welche sich gelegentlich durch (natürlich verkappte) Zusendungen des Pester Preßbureaus irreführen lassen, nur empfehlen, von den Thatsachen Notiz zu nehmen, an welchen die hier besprochene Broschüre wieder — leider! — so reich ist. So bringt sie das Zirkular, welches der Zollamtsdirektor in Pest an dortige Kaufleute erlassen hat, und in welchem er sie im Interesse der Magyarisirung des Handesstandes auffordert, nur solcher Frächter sich zu bedienen, welche die Zollbekenntnisse in magyarischer Sprache ausstellen. Er habe in seinem Wirkungskreise zwar alles gethan, was ihm zur Erreichung dieses Zieles notwendig und gut erscheine, leider ohne den gewünschten Erfolg, weil die meisten Frächter von der unrichtigen Auffassung ausgehen, „daß es für die Vollmachtgeber vollständig gleichgiltig sei, in welcher Sprache sie die Verzollung bewerkstelligen." Dieses Rundschreiben ist vom 10. Januar 1881 datirt!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Die Verstaatlichung der Armenlasten.

Mit einer gewissen periodischen Regelmäßigkeit werden in der Tagespresse immer wieder — bald von dieser, bald von jener Seite — Wünsche nach einer Änderung des Unterstützungswohnsitzgesetzes laut. Bis jetzt haben indessen diese Wünsche keinen Erfolg gehabt und konnten ihn auch nicht haben, da sie stets nur von den Vertretern einer Interessentengruppe im allereigensten Parteiinteresse formulirt waren.

Nun laufen aber die Interessen der beiden großen Gruppen, in welche der Staat in Bezug auf die Armenpflege sich teilt, einander in vielen Hinsichten diametral entgegen, und die Gesetzesreform, welche z. B. die Kommunen, nach denen vorzugsweise der Zuzug der Arbeitermassen sich richtet, die großen Städte und industriellen Bezirke, entlastet, belastet um ebensoviel die Kommunen, von denen dieser Zuzug ausgeht, nämlich die des platten Landes, und umgekehrt.

Alle bisherigen Bestrebungen zu einer Reform des Unterstützungswohnsitzgesetzes haben sich mithin in einem circulus vitiosus bewegen müssen, und nicht besser steht es mit den Vorschlägen der Vertreter der zuerst genannten Interessentengruppe, die unlängst von mehreren Zeitungen veröffentlicht worden sind. Diese Vorschläge gipfeln nämlich in dem Verlangen, daß die bisherige zur Erwerbung bez. zum Verlust des Heimatsrechts gesetzlich festgestellte Frist von zwei Jahren auf einen Zeitraum von fünf bez. zehn Jahren ausgedehnt werde, ja ein Teil proponirt sogar die Bestimmung, daß das Heimatsrecht für immer auf dem Orte, auf dem es einmal entstanden oder erworben ist, haften bleibe.

Es braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden, daß eine dahingehende Änderung der bestehenden Gesetzgebung gleichbedeutend wäre mit einer Entlastung

der großen Städte und industriellen Bezirke um ungezählte Millionen; denn es ist klar, daß jede Verlängerung der Frist, die zur Erlangung des Heimatsrechts gehört, die Kommunen, nach denen der Arbeiterzuzug sich richtet, in Bezug auf eine eintretende Hilfsbedürftigkeit der Neuzugezogenen günstiger situirt, da eben diese Neuzugezogenen um so und so viel Jahre länger auf die Unterstützung der Gemeinde oder des Landarmenverbandes, aus dem sie weggezogen, angewiesen bleiben.

Die durch die proponirte Gesetzesänderung für die großen Städte und industriellen Bezirke angestrebte Erleichterung ist nun so bedeutend, daß man die Befürchtung nicht hat von der Hand weisen können, daß damit zugleich eine so überwältigende Belastung des platten Landes herbeigeführt werde, daß daran die Reform eo ipso scheitern müßte.

Diese Befürchtung liegt umso näher, als das platte Land nicht, in große Verbände vereinigt, die Kosten der Armenpflege trägt, sondern in überwiegendem Maße in eine Anzahl oft nur winzig kleiner Gemeinden zersplittert ist, deren jede für sich einen selbständigen kommunalen Verband bildet, und die daher auch bei Bestreitung aller kommunalen Lasten auf sich allein angewiesen sind. Daß schon jetzt oft die aus der Armenpflege entspringenden Kosten für den einzelnen Gutsbezirk oder die einzelne bäuerliche Gemeinde kaum zu erschwingen sind, weiß jeder, der die Verhältnisse des platten Landes auch nur oberflächlich kennt; soll also letzterem noch mehr aufgepackt werden, so wird in vielen Fällen bei kleinen, armen Gemeinden die Zahlungsunfähigkeit sich herausstellen.

Diesem Übelstande gedenken die Proponenten obiger Gesetzesreform auf höchst einfache Weise abzuhelfen, indem sie nämlich sagen: man muß leistungsfähige Armenverbände schaffen. Das ist nun freilich sehr leicht gesagt, aber es ist sehr, sehr schwer auszuführen oder vielmehr ganz unausführbar, wenn man nicht zu hassenswerten Ungerechtigkeiten sich verstehen will.

Auf welche Weise könnte man überhaupt leistungsfähige Armenverbände schaffen? Doch nur, indem man mehrere Gemeinden zu einem Armenverbande vereinigte, also große Armenverbände bildete. Nun sind aber die Armenlasten der einzelnen Gemeinden des platten Landes sehr ungleich. Schon wenn die drei großen Kategorien, in die man dieselben teilt: Landstädte, bäuerliche Kommunen und selbständige Gutsbezirke, auch nur im allgemeinen miteinander verglichen werden, ergeben sich Unterschiede, die es als eine Vergewaltigung erscheinen lassen, wenn man ohne weiteres verschiedenen Kategorien angehörende Kommunen in einen Verband zusammenlegen wollte.

Vor allem erfreuen sich augenblicklich in Bezug auf die Armenlasten die selbständigen Gutsbezirke einer günstigeren Lage, die sich daher schreibt, daß man in ihnen eine größere Vorsicht in Bezug auf diejenigen, denen ein Zuziehen oder eine Ansiedlung gestattet wird, obwalten läßt und auch obwalten lassen kann. Es befinden sich nämlich Grund und Boden sowie sämtliche Gebäude der zu

dieser Kategorie gehörigen Kommunen in der Regel in der Hand eines einzigen, des Gutsbesitzers, der daher auch allein darüber zu entscheiden hat, welche Personen oder Familien er in sein Gut aufnehmen oder, wie wohl präziser gesagt werden muß, als feste Arbeiter engagiren will; denn die Gutsbesitzer geben für gewöhnlich nur Leuten, die zu ihnen in ein festes Dienstverhältnis treten, Wohnung. Da nun andrerseits der Gutsbesitzer auch alle Armenlasten allein zu tragen hat oder doch nur eine kaum nennenswerte Quote auf seine Leute abwälzen könnte, was jedoch aus leicht ersichtlichen Gründen kaum jemand thun wird, so ist es selbstverständlich, daß auf Gütern einzelne Arbeiter oder gar ganze Familien, deren Hilfsbedürftigkeit aus irgendwelchen Gründen in nicht zu langer Frist mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, nicht leicht einen Dienst oder Wohnung finden.

Eine gleiche Vorsicht kann natürlich in den bäuerlichen Kommunen nicht angewendet werden, denn hier ist das Areal in eine größere Anzahl von Grundstücken geteilt, deren Besitzern die Gemeinde nicht verwehren kann, ihre etwa disponibeln Wohnräume zu vermieten, an wen sie wollen. Und in Bezug auf die persönliche Qualität ihrer Abmieter pflegen die einzelnen Grundstücksbesitzer nicht sehr wählerisch zu sein, wenn ihnen nur für einige Zeit ein guter Mietsertrag gesichert ist. Verarmt später der Abmieter, so wird auf Exmission geklagt, und schließlich hat die ganze Gemeinde für den Verarmten zu sorgen.

Hierzu kommt noch, daß die Miete, die für kleine ländliche Arbeiterwohnungen gezahlt wird, im Verhältnis zu den Kosten, die die Herstellung derselben erfordert, oft eine ungewöhnlich hohe ist, und daß solche Wohnungen auch trotz des hohen Preises sich leicht vermieten lassen, weil ein Teil der Miete meistens in Arbeitsleistungen entrichtet wird. Dies alles hat in vielen Bauerndörfern die Grundstücksbesitzer veranlaßt, kleine Mietskasernen, sogenannte „Kathen," aufzubauen und dieselben an freie Arbeiter zu vermieten. Dadurch ist in manchen bäuerlichen Kommunen bereits eine Übervölkerung eingetreten, die die Armenlasten zu einer bedrohlichen Höhe emporgeschnellt hat.

Allerdings ist zuzugeben, daß eine derartige Praxis nicht überall vorwaltet. Es giebt auch Bauerndörfer, deren Einwohnerschaft durch hohen Gemeinsinn sich auszeichnet, und in denen fast die gleiche Vorsicht gegenüber Neuzuziehenden angewandt wird wie in den Gütern. Dies kann aber die Thatsache nicht hinwegräumen, daß im großen und ganzen die Armenlasten der Bauerndörfer wesentlich höher sind als die der Gutsbezirke.

In der allerungünstigsten Lage aber befinden sich die kleinen Landstädte, weil in ihnen alle Bedingungen, welche die Armenpflege kostspieliger gestalten, in noch höherm Maße vorhanden sind als in den bäuerlichen Kommunen.

Nun denke man sich, daß leistungsfähige oder vielmehr große Armenverbände gebildet werden sollen. Wird es da zu vermeiden sein, daß nicht oftmals ein Gutsbezirk oder ein durch den Gemeinsinn seiner Einwohnerschaft günstiger

situirtes Bauerndorf mit mehreren andren Kommunen der letzten Kategorie, die große Armenlasten zu tragen haben, in einen Armenverband zusammengelegt wird? Und wäre das nicht eine schwere Ungerechtigkeit, die die, welche umsichtiger gewesen sind, gleichsam für ihre Umsicht straft und ihnen ein gutes Teil der Lasten jener aufpackt, denen durch eignes Verschulden große Ausgaben für die Armenpflege erwachsen sind? Würde dadurch nicht eine maßlose Erbitterung in den geschädigten Gemeinden hervorgerufen werden?

Dem unbefangenen Blick eines Sachkundigen muß nach dem Gesagten die Bildung großer Armenverbände vorläufig undurchführbar erscheinen. Und auch das platte Land dürfte sich ausnahmslos energisch dagegen sträuben, da jede Gemeinde durch eine Vereinigung mit andern sich für geschädigt halten würde, gleichviel ob das wirklich der Fall wäre oder nicht.

Es ist übrigens bereits Ende der sechziger Jahre in Ostpreußen durch den Oberpräsidenten von Horn der Versuch zur Bildung großer Armenverbände gemacht worden durch eine Vorlage, die den Kreistagen proponirte, den ganzen Kreis in einen Verband zu vereinigen; doch wurde diese Vorlage allgemein abgelehnt. Vielleicht hätte es mehr Erfolg gehabt, wenn man versucht hätte, den Kreis in drei große Verbände zu teilen, von denen jeder die gleichartigen Bestandteile in sich zusammengefaßt hätte, sodaß von sämtlichen Städten, sämtlichen Bauerndörfern und sämtlichen Gutsbezirken je für sich ein Armenverband gebildet worden wäre. Indessen steht diesem Projekt wieder der Umstand entgegen, daß dann die Armenverbände nicht örtlich zusammenhängende Komplexe bilden würden, was auch seine Bedenken hat.

Mit großen Armenverbänden ist es also nichts. Und doch ließe sich für dieselben, wenn man davon absähe, in ihnen ein Objekt für die Entlastung der Städte auf Kosten des platten Landes zu konstruiren, ein Vorzug geltend machen, der wenigstens einigermaßen ihren Nachteilen die Waage hielte: große Armenverbände charakterisiren sich nämlich in gewisser Beziehung als auf Gegenseitigkeit beruhende Gesellschaften gegen Armenschaden.

Die Richtigkeit dieser Behauptung leuchtet sofort ein, wenn man erwägt, daß es ganze Serien von Armenlasten giebt, die ebenso unberechenbar eintreten wie Feuer- oder Hagelschäden, und die die eine Gemeinde Jahr für Jahr treffen können, während sie die andern Jahrzehnte lang verschonen. Und zwar sind diese Lasten die drückendsten und gefahrdrohendsten.

Wir wollen als Beleg hierfür nur zwei Möglichkeiten anführen, die gerade in dem letzten Dezennium viele Gemeinden in unerhörter Weise geschädigt haben.

Die eine dieser Möglichkeiten tritt ein, wenn eine Änderung der Konjunkturen des Arbeitsmarktes, wie sie z. B. Anfang der siebziger Jahre die Gründerzeit mit sich brachte, das Wegziehen großer Arbeitermassen nach weit entfernten Distrikten veranlaßt. Den neuen Verhältnissen, der anders gearteten Arbeit vermögen viele sich nicht anzupassen und verarmen. An ihre Heimatsorte tritt

dann die Verpflichtung heran, sie in der Fremde zu verpflegen oder, da das meistens zu teuer sein wird, sie auf Gemeindeunkosten nach Hause zurückzuschaffen. Welch enorme Summen das in Anspruch nimmt, falls es sich um ganze Familien handelt, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

Die andre Möglichkeit wird durch Epidemien hervorgerufen, die mitunter an derselben Ortschaft eine größere Anzahl von Familienvätern hinwegraffen, deren Angehörige dann, des Ernährers beraubt, von der Gemeinde erhalten werden müssen. Solche bedauerliche Verhältnisse haben die Choleraepidemien von 1866 und zu Anfang der siebziger Jahre vielfach hervorgerufen.

Es ließen sich noch eine ganze Menge ähnlicher Fälle anführen, doch würde das zu weit führen; jedenfalls genügt das Gesagte, um klarzumachen, daß die jetzige Organisation der Armenpflege zahlreiche tückische Möglichkeiten in sich schließt, die, wenn sie sich derselben Kommune gegenüber wiederholt verwirklichen, diese an den Rand des Bankerotts bringen können.

Die Vereinigung einer Mehrheit von Gemeinden zu einem großen Armenverbande würde nun die einzelne Gemeinde vor zu großen, ihre Existenz bedrohenden Verlusten schützen, da sich ja die unerwartet entstandenen Kosten auf eine Mehrheit verteilen würden. Dafür würde allerdings jede einzelne Gemeinde häufiger, ja vielleicht alle Jahre ihre frühern Armenlasten um einen bestimmten Betrag erhöht sehen, die einmaligen großen außerordentlichen Ausgaben würden sich in eine in bestimmten Zeiträumen wiederkehrende regelmäßige Ausgabe verwandeln, die sich gewissermaßen als eine Versicherungsprämie gegen Armenschaden darstellte; aber dafür wäre die einzelne Gemeinde auch gegen etwaige außergewöhnliche Tücken des Zufalls geschützt.

Das wäre nun gewiß sehr schön. Indessen entsteht hier sofort die Frage: Nach welchem Maßstabe könnte der große Armenverband die Armenkosten auf seine einzelnen Mitglieder verteilen? Die Gerechtigkeit verlangte, daß bei der Ungleichheit der Armenlasten bestimmte Gefahrenklassen wie bei Feuerversicherungsgesellschaften gebildet würden, nach denen man die Armenbeiträge einzöge. Nun fehlt aber zur Feststellung der Gefahrenklassen jedes statistische Material, und es würde Jahrzehnte in Anspruch nehmen, um ein solches auch nur mit annähernder Richtigkeit zu beschaffen; es bliebe also nichts übrig, als entweder nach der Kopfzahl oder nach den Real- und Personalsteuern die Beiträge zu erheben — ein Verfahren, das die bereits oben geschilderten Ungerechtigkeiten mit sich bringen und die großen Armenverbände ihrer Ähnlichkeit mit Versicherungsgesellschaften vollständig berauben würde; dieselben ließen sich dann höchstens mit einer Feuerversicherungsgesellschaft vergleichen, die für Stein- und Strohdach eine gleiche Prämie einforderte.

Aus diesem Grunde hat auch der bisher schon so oft ausgesprochene Wunsch nach Gründung von Versicherungsgesellschaften gegen Armenschaden nicht verwirklicht werden können: es fehlen eben alle Vorarbeiten, und zu warten, bis

diese vielleicht in einem halben Menschenalter vollendet sind, dazu hat unsre heutige schnelllebende Generation keine Zeit.

Giebt es denn nun aber gar keinen Weg, die Härten, welche die Bildung großer Armenverbände mit sich brächte, zu mildern? Wir antworten: Es giebt allerdings einen Weg, aber augenblicklich auch nur einen einzigen, nämlich den: die Armenverbände so groß wie nur irgend möglich zu bilden, denn je größer der Armenverband, desto weniger wird der einzelne Benachteiligte die größere Belastung empfinden, weil sie eben auf viele sich verteilt. Der größte denkbare Armenverband aber ist der Staat, und den Staat als einen einzigen Armenverband zu proklamiren, das ist wieder nichts andres als die Übernahme der Armenlasten auf den Staat — der Gedanke des Fürsten Bismarck.

Wiederum sehen wir, wie der Reichskanzler aus dem Ideenkreise seiner Gegner den richtigen Kern, nach welchem letztere, gleichsam wie im Dunkeln tappend, haschen und zu welchem sie nicht gelangen können, weil sie aus mangelhafter Kenntnis des Staates ganz falsche Wege einschlagen, herausschält und zugleich zeigt, wie dieser Kern praktisch erreicht, wie die Frage allein gelöst werden kann. Und im vorliegenden Falle gestaltet diese Lösung, die Verstaatlichung der Armenlasten, sich dadurch so überaus glücklich, daß Fürst Bismarck sie mit einer Reform unsers Steuersystems kombinirt und durch eine Erhöhung der indirekten Steuern, die in Wahrheit kaum jemand fühlt, die nötigen Gelder beschaffen will. Damit sind alle Fehler, alle Härten, die von der Bildung großer Armenverbände unzertrennlich schienen, beseitigt, und die Notwendigkeit, einen Weg zu finden, auf welchem die Armenbeiträge von den einzelnen Gemeinden eingezogen werden können, ist aufgehoben. Fürst Bismarck hat damit gezeigt, daß er einen gordischen Knoten nicht bloß zerhauen, sondern daß er ihn wirklich lösen kann. Nur ein fanatischer Freihändler kann dieser so glücklichen, allen Umständen Rechnung tragenden Lösung seine Zustimmung versagen.

Die Idee, den ganzen Staat als eine einzige große Gemeinde aufzufassen, ist übrigens bereits in dem Freizügigkeitsgesetze, das wesentlich unter Mitwirkung der liberalen Parteien zustande gekommen ist, ausgedrückt, und es müssen daher folgerichtig auf dasselbe Prinzip auch die mit dem genannten in Wechselbeziehung stehenden Gesetze begründet werden. Nun ist aber das Unterstützungswohnsitzgesetz das natürliche Korrelat des Freizügigkeitsgesetzes. Hat das letztere den ganzen Staat dem Ansiedlungsrecht des Einzelnen gegenüber als eine Gemeinde aufgefaßt, so muß auch die mit diesem Ansiedlungsrechte korrespondirende kommunale Pflicht der Armenpflege in eine staatliche erweitert werden: der ganze Staat muß als der Unterstützungswohnsitz jedes einzelnen Staatsbürgers angesehen werden.

Bis jetzt war die Herstellung eines einheitlichen Prinzips in der betreffenden Gesetzgebung eine Unmöglichkeit; erst Fürst Bismarck hat gezeigt, wie durch eine kombinirte Gesetzreform das Unmögliche möglich gemacht werden kann. Dem

unbefangenen Blick muß es damit immer klarer werden, wie in den Plänen des Fürsten-Reichskanzlers stets ein Rad in das andre eingreift, und daß der Segen seines Wirkens erst dann voll und ganz über unser Vaterland sich ergießen kann, wenn man willig und ohne Vorbehalt dem Genius unsers großen Staatsmannes sich beugt. Eine schwere Verantwortung laden die auf sich, die durch ihr Widerstreben das Werk des Fürsten Bismarck aufhalten; verhindern können sie es nicht, denn die Verhältnisse werden alsbald mit unwiderstehlicher Gewalt das Volk in die Bismarckschen Bahnen hineinzwängen, wenn auch vielleicht erst dann, wenn der durch die Gegner verursachte Aufenthalt dem Staatsganzen bereits schwere Wunden beigebracht hat.

Noch auf zwei Einwände, die gegen die Verstaatlichung der Armenlasten erhoben werden könnten, wollen wir eingehen, weil dieselben einerseits sehr nahe liegen, andrerseits aber auch mit wenigen Worten sich abthun lassen.

Erstens könnte gesagt werden, die staatliche Organisation der Armenpflege werde die Verwaltungskosten wesentlich erhöhen. Das läßt sich nicht bestreiten, doch gegen Feuer und Hagel versichern erfordert, wenn man längere Zeiträume und größere Gebiete ins Auge faßt, durch Summirung der Prämien einschließlich der Zinseszinsen auch größere Beträge, als etwaige Verluste in dieser Hinsicht in Anspruch nehmen würden, und doch versichert jeder umsichtige Wirt.

Zweitens könnte die Bestimmung der Grenze, wo die Hilfsbedürftigkeit des einzelnen beginnt, schwierig erscheinen. Indessen werden die ländlichen Kommunen auch heute schon — ihren guten Willen vorausgesetzt — ziemlich genau angeben können, welche ihrer Mitglieder hilfsbedürftig und in welchem Grade sie es sind. Die Lage der Städte aber wird der Feststellung ihrer Armen gegenüber durch das in Rede stehende Gesetz in nichts geändert.

Das wäre wohl alles, was über die Verstaatlichung der Armenlasten an sich und über ihre unmittelbare Wirkung sich sagen ließe. Doch können wir nicht schließen, ohne noch einen Blick auf die Zukunft zu werfen, weil gerade in dieser erst die grundlegende Bedeutung der besprochenen Gesetzesreform für große Teile unsers Vaterlandes zu Tage treten würde.

Jeder weiß, daß die östlichen, sogenannten „alten Provinzen" Preußens nur dünn bevölkert sind und deshalb dort weite Striche an sich nicht schlechten Landes unbenutzt oder wenigstens ungenügend ausgenutzt daliegen, weil die nötige Arbeitskraft fehlt, und weil der Grund und Boden nicht in die Hand gelangen kann, die ihm seinem wirklichen Wert entsprechende Erträge abzugewinnen vermag.

An dieser unglücklichen Thatsache ist nun bis zu einem gewissen Grade auch die jetzige Organisation unsrer Armenpflege schuld. Wir können dies sogleich beweisen. Fassen wir zuerst die selbständigen Gutsbezirke ins Auge. Die Mehrzahl derselben umfaßt ein Areal, welches — worauf ja schon oft hingewiesen worden ist — für die Kapitalkraft seiner Besitzer bei weitem zu groß

ist; dann aber liegen die Äcker auch nur selten so um den Wirtschaftshof herum, daß ihre Bestellung leicht und billig zu bewirken ist. Viel öfter sehen wir, wie ausgedehnte Flächen, die zu weit vom Gehöfte entfernt sind, als Außenschläge bewirtschaftet werden müssen und als solche eine ihrer Beschaffenheit nicht entsprechende, oftmals sogar — wie eine genaue Berechnung erweisen würde — eine nur scheinbare Rente geben. Für den Besitzer wäre es ein Glück, wenn er solche Äcker, die in Wirklichkeit nur eine wirtschaftliche Last sind, verkaufen, mit dem Erlöse sein Betriebskapital verstärken und die übrigen Äcker energischer ausnutzen könnte. Aber bei den augenblicklichen Verhältnissen liegt in der Abzweigung auch nur weniger Morgen von dem Gutsareal eine nicht zu unterschätzende Gefahr für den Besitzer. Die abgezweigte Parzelle bleibt nach wie vor in kommunaler Hinsicht ein integrirender Teil seines Gutsbezirks, und wehe ihm, wenn diese abgezweigte Parzelle in die Hände eines spekulativen Kopfes gelangt, der darauf so und so viel Kathen aufsetzt und dieselben an so und so viel Familien vermietet! Alle durch die Einwohner dieser Kathen entstehenden Armenlasten muß der Gutsbesitzer zum überwiegenden Teile tragen, denn diese Einwohner sind ja jetzt Mitglieder seines Gemeindeverbandes, und bei der Aufbringung der Armen- und andrer Gemeindeabgaben nach Maßgabe der Personal- und Realsteuern, von denen der Gutsbesitzer öfters neun Zehntel oder noch mehr zu tragen hat, treffen ihn auch neun Zehntel der Armenlasten, die die Kathenseinwohner veranlassen.

Daß unter diesen Umständen eine Abzweigung von Gutsareal nur in ganz seltnen Fällen stattfinden kann, ist selbstverständlich, und daher kommt es, daß oft weite Landstriche, die Platz genug für ein kleines Bauerndorf oder wenigstens für eine Kolonie grundbesitzender Arbeiter darböten, so ungenügend ausgenutzt daliegen.

Ähnliche Verhältnisse verhindern auch in manchen Bauerndörfern die Grundeigentümer, unbequem liegende Äcker abzuzweigen; lieber behalten sie das für ihre Arbeitskraft zu große wirtschaftliche Gebiet und bewirtschaften es in extensivster, ja man könnte sagen in einer geradezu vorsündflutlichen Weise.

Die Verstaatlichung der Armenlasten würde natürlich für Güter wie für Bauerndörfer alle Bedenken und Gefahren beseitigen, welche heute einer Veräußerung von Grund- und Bodenparzellen wehren, und allmählich würden hie und da neue Ansiedlungen entstehen, die ehemals nahezu wertlose Bodenstriche in stark produzirende Äcker verwandeln würden. Was also die Staatsregierung vor einigen Jahren durch Parzellirung von Domänen zu erreichen suchte: die Stärkung und Vermehrung des Kleingrundbesitzes, das würde sich durch Verwirklichung der Bismarckschen Pläne ganz von selbst organisch aus der neuen Situation herausbilden.

Für die Bauerndörfer würde übrigens die besprochene Gesetzesreform noch einen andern nicht zu unterschätzenden Vorteil mit sich führen: die Bevölkerungs-

ziffer derselben würde sich mehr ausgleichen. In den übervölkerten bäuerlichen Kommunen ist nämlich selbstverständlich der Bodenpreis ein viel höherer als in den dünn bevölkerten. Kann nun der Arbeiter überall einen Streifen Landes erwerben, so wird er natürlich da kaufen, wo es am billigsten ist, also in den letztern. Damit würde die Bevölkerungsziffer dieser letztern schnell steigen, die der erstern stehen bleiben oder wenigstens nur langsam zunehmen.

Die großen Städte aber wiederum blieben vor dem Zuzuge zu großer Arbeitermassen, von denen in ihnen ein Teil oft wegen nicht hinreichend lohnender und nicht passender Arbeit in ein gefährliches Proletariat sich umwandelt, bewahrt, denn eine große Quote der Arbeiter, die jetzt ihre Heimat verläßt, wäre nun an dieselbe gefesselt durch Aussicht auf die Erfüllung des Wunsches, eine Scholle erwerben und auf eignem Grund und Boden ihr Heim gründen zu können — eines Wunsches, der wohl fast in der Brust jedes Menschen wohnt. Daß damit auch der Auswanderung nach den gegenwärtig so ersehnten Gefilden überseeischer, chimärischer Paradiese ein Halt zugerufen werden würde, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Wir sehen also, daß mit der Verstaatlichung der Armenlasten eine neue Ära des Gedeihens und Aufblühens für unser Vaterland anbrechen würde. Noch günstiger freilich würde sich alles gestalten, wenn dazu noch die Übernahme der Schullasten auf den Staat käme; es wären dann vielleicht die Vorbedingungen geschaffen, um eine Gemeindeordnung für das platte Land ins Leben zu rufen, ohne zugleich die einzelne Kommune zu hart und zu ungerecht zu treffen.

Aber auch das Loos der Armen und Hilfsbedürftigen würde sich günstiger gestalten; denn einerseits kann der Staat besser für sie sorgen als die einzelne Gemeinde, die schließlich trotz allen Mitgefühles mit den Notleidenden doch bei der augenblicklichen Lage in der Armenpflege nur eine Last erblicken muß, die sie zu tragen gezwungen ist, andrerseits würde, wenn dieser Zwang beseitigt wäre, die Privatwohlthätigkeit weit mehr als jetzt dem einzelnen Armen zu Gute kommen. Freiwillig geben ja die Deutschen gern und viel, während auch der loyalste unsrer Mitbürger, wenn es heißt: Du mußt! eines unbehaglichen Gefühles sich nicht erwehren kann.

Bismarck und die Religion.

Von Moritz Buſch.

In der folgenden Darſtellung wird der Verſuch unternommen, den Reichskanzler durch Gruppirung einer Reihe öffentlicher und privater Äußerungen desſelben ſich nach ſeiner Stellung zu den göttlichen Dingen ſelbſt charakteriſiren zu laſſen. Dabei wird aber mit beſondrer Behutſamkeit zu Werke zu gehen ſein, und noch mehr wie bei Betrachtungen, welche Bismarck in ſeiner Eigenſchaft als Politiker zu erkennen bemüht ſind, werden wir uns hier vor generaliſirender Behandlung in Acht zu nehmen haben. Das ziemlich reiche Material, das uns zur Beurteilung des Verhaltens des Fürſten zur Religion vorliegt, iſt nicht durchaus von gleichem Werte, es will geſichtet ſein, und zwar noch ſorgfältiger als das, welches für Schlüſſe auf andre Züge ſeiner geiſtigen Phyſiognomie zur Hand iſt.

Man kann eine Abhandlung über Goethe als Politiker, als Patrioten oder Kosmopoliten ſchreiben und damit nur zu halb wahren oder ganz unrichtigen Ergebniſſen gelangen, wenn man die Meinungskundgebungen desſelben, die dabei zur Grundlage dienen und als Belege angeführt werden, nicht auf ihre Zeit und ihren unmittelbaren Zweck, auf ihre Entſtehung und ihren Zuſammenhang anſieht. Sie ſind nach der Entwicklungsperiode des Denkers und Dichters, in die ſie fallen, nach der Stimmung, in der er ſich gerade befand, nach den Einflüſſen, welche die eben herrſchende Philoſophie und die um ihn werdenden oder ihn fertig umgebenden ſtaatlichen Zuſtände auf ihn üben konnten, endlich auch nach den Perſonen zu beurteilen, an die er ſich mit ihnen wendete. Erſt dann werden ſie ihre rechte Verwertung finden, und erſt dann wird ſich das Vorwiegende und Bleibende in ihrer Geſamtheit nach ſeiner wahren hiſtoriſchen Bedeutung herausſtellen. Wer anders verfährt — und man iſt in der That vielfach anders verfahren —, wer gar mit vorgefaßter Meinung ſucht und zuſammenfügt, kann uns ebenſo leicht deduziren, daß Goethe ein „Fürſtenknecht," ein Reaktionär, ein vaterlandsloſer Geiſt, als daß er das Gegenteil von dem allen geweſen ſei. Sogar zu einer Art Sozialiſten mit Phalanſtère-Ideen vornehmeren Zuſchnitts kann man ihn auf dieſem Wege machen, wenn man Kapitel aus Meiſters Wanderjahren heranzieht. Dasſelbe aber gilt in noch höherem Grade von ſeiner Stellung zur Religion und Kirche. Man kann aus ſeinen Dichtungen und ſeiner Korreſpondenz Stellen herausgreifen, welche zu beweiſen ſcheinen, daß er ein Heide oder ein Pantheiſt geweſen ſei, und ein andrer kann mit andern Belegen ebenſo einleuchtend darthun, daß er chriſtlich gedacht und

empfunden habe. Selbst einen begeisterten Apologeten des Katholizismus können wir in ihm erblicken, wenn wir uns an die Schlußszene im zweiten Teile des „Faust" oder an gewisse Äußerungen in „Wahrheit und Dichtung" erinnern. Die letztern, in das Jahr 1812 gehörig, sind eine geradezu erstaunliche Verherrlichung des Wesens und der Einrichtung der päpstlichen Kirche, namentlich der sieben Sakramente und vor allem der Priesterweihe.*) Aber kurz vorher hatte sich Goethe als Spinozist mit leidenschaftlicher Abneigung gegen das Christentum ausgesprochen, und kurz nachher spottete er als persischer Derwisch über das Mysterium der kirchlichen Dreieinigkeit.

Nun scheint es, als ob bei Bismarck die Wahrheit in Betreff seines religiösen Glaubens nicht so schwer herauszufinden sei als bei Goethe; denn wir begegnen bei ihm sehr selten Äußerungen dieses Glaubens, die sich mit andern nicht wohl vereinigen lassen, und niemals Gedanken über die Sache, welche früher von ihm ausgesprochnen direkt gegenüberstehen. Gleichwohl werden wir nicht umhin können, uns vor Verwendung des Materials, das er uns geliefert hat, die oben angedeuteten Fragen und vielleicht noch einige andre vorzulegen.

Als sicher ist von vornherein anzunehmen, daß Bismarck nicht zu allen Zeiten derselbe, daß er nie ganz mit sich fertig gewesen ist. Wie auf politischem Gebiete, hat er auch auf religiösem nachweislich, und wie er selbst einmal zugesteht, verschiedne Entwicklungsstufen eingenommen. Er hat seine rationalistische Periode durchgemacht, er hat dann eine Zeit durchlebt, wo er ungläubig oder wo ihm die Religion wenigstens kein Bedürfnis war, er äußerte sich später in sehr entschiedener Weise dergestalt, daß man annehmen muß, er stehe auf christlichem, ja auf konfessionellem Standpunkte, und er scheint in den letzten Jahren davon nur soviel behalten zu haben, daß wir ihn einfach als tiefreligiösen Geist bezeichnen können, der fest an Gott, an eine göttliche Ordnung und eine persönliche Fortdauer nach dem Tode glaubt, seine Pflicht aus diesem Glauben herleitet und seine Kraft zu deren Erfüllung aus ihm zu schöpfen gewohnt ist, aber wenig auf die Konfession giebt, nichts von Unduldsamkeit wissen will und kein starkes Verlangen empfindet, sich mit kirchlichen Observanzen und dem Genuß der Gnadenmittel zu erbauen.

Die äußern Einflüsse und die innern Vorgänge und Zustände, die auf diese Wandlungen einwirkten, sind zum Teil nicht schwer zu erkennen. Die Jugend des Fürsten fiel in eine Zeit, wo der Rationalismus noch weite Kreise beherrschte. Seine Mutter war eine vorwiegend verständige, aufgeklärte Frau, sein Vater ein Mann von Gemüt, aber ohne besonders tiefgehendes Begehren nach Bekanntschaft und Einklang mit der überirdischen Welt. Die Schulen, in welchen der Sohn dann seine erste Bildung erhielt, waren auch nicht geeignet, eine re-

*) Man findet sie in der Cottaschen Duodezausgabe der Goetheschen Werke, Band 21. Seite 89 bis 94.

ligiöse Stimmung und religiöse Bedürfnisse zu erwecken und zu stärken, die Universität und der Umgang mit den Freunden der nächstfolgenden Zeit noch weniger. Es war die Periode seines Lebens, wo er sich durch allerlei Exzentritäten den Namen des „tollen Junkers" erwarb, ein Seelenzustand voll Gährung, Rausch und Sturm, voll Übermut und Unfug. Doch war diese Zeit nicht ganz ohne Streben nach Höherem und Besserem, und das Ende war Überdruß an dem bisherigen Treiben und Sehnsucht nach Flucht aus dem Verdruß, den es zur Folge gehabt. „Wie viele ihrer Dichter, sagt Goethe, indem er vom Trübsinn in den Werken englischer Poeten spricht,*) haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen." Das hat offenbar auch von der schon damals im Grunde ernsten Natur Bismarcks zu gelten. Vielleicht regten ihn solche Dichtungen nebenher an. Ferner hatte er sich in der Zwischenzeit zwischen seinen Studentenjahren und dem Beginn dieser Umkehr mit Spinoza bekannt gemacht, und wenn wir auch nicht wissen, wie weit er sich dessen Weltanschauung damals angeeignet hat, so dürfen wir doch vermuten, daß sie auf ihn gewirkt hat und Mitursache des Weltschmerzes gewesen ist, der ihn in jenen Tagen ergriff und noch lange nachher erfüllte. Auch körperliche Zustände werden beigetragen haben, wenn die Welt ihm öde und düster erschien. Er unterschreibt sich in einem Briefe an seine Schwester (August 1846), allerdings halb im Scherze, „dein schwindsüchtiger Bruder." Auch an andre Leiden, die Melancholie zur Folge haben, z. B. an verstimmte Magennerven, dürfen wir denken. Endlich waren seine Vermögensverhältnisse in dieser Epoche seiner Entwicklung einige Jahre lang dazu angethan, ihn schwermütig zu machen und Sehnsucht nach Zurückgezogenheit aus der Welt zu erzeugen. Es war eine Gemütsverfassung, in welcher er einmal „mit den letzten tausend Thalern" in die polnischen Wälder auswandern wollte, um dort als einsamer Farmer und Jäger ein neues Leben zu beginnen. Ein andrer, ein Katholik, hätte vermutlich daran gedacht, Einsiedler in härener Kutte zu werden oder in ein Kloster mit strenger Observanz zu gehen.

So war der jetzt an der Wende zwischen den zwanziger und den dreißiger Jahren Stehende vorbereitet, in ein andres Stadium seines seelischen Werdens einzutreten, und wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß die Liebe zu seiner spätern Gemahlin dabei die Führerin war oder doch das in ihm Keimende zum Aufsprießen brachte. Johanna von Puttkamer war die Tochter eines frommen Hauses, auf das der Geist Herrnhuts stark gewirkt hatte. Daß der Junker vom „Kneiphof," der junge Mann, aus dem der „eiserne Kanzler" werden sollte, diesem Geiste zugänglich war, darf nach dem Gesagten nicht Wunder nehmen, zumal er einem weichen Zuge im Charakter Bismarcks entsprach, dem wir auch

*) A. a. O., Band 22, S. 161.

sonst nicht selten begegnen. Ein Wohlgefallen an den Süßlichkeiten des Herrnhutertums, Enthusiasmus für das Lämmleinspiel und das bedenkliche Schwelgen in der Seitenwunde des Gekreuzigten werden wir bei ihm gewiß nicht vermuten dürfen, wohl aber Freude an dem bessern Inhalte jener Form des Pietismus. Auch Goethe, der „Heide,“*) fühlte sich von dem Wesen der Brüdergemeinde, „dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte,“ in seinen jüngern Jahren lebhaft angezogen.

Die Zahl frommer, wenigstens kirchlicher Häuser war mittlerweile in den Kreisen des preußischen Adels größer geworden. Bei den einen war es innerer Drang, bei den andern Mode und guter Ton, wenn seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Vierten supranaturalistische, pietistische und orthodoxe Strömungen den bisher rationalistisch bestellten oder mit Gedanken Rousseaus und Voltaires besäten Boden der höhern Schichten der Gesellschaft überfluteten und durchtränkten. Der Rationalismus war gar zu flach, trocken und unfruchtbar und nebenbei vulgär gewesen, er hatte dem Herzen und der Phantasie zu wenig geboten, und er war mit dem Liberalismus verwandt, der sich anschickte, die Reste der feudalen Rechte, welche die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung übrig gelassen, ebenfalls zu beseitigen. Die Lehre Hegels war nicht für Damen und ihnen nahestehende Gefühlsmenschen, und sie hatte im Junghegelianismus einen Zweig getrieben, der das Bestehende noch mehr gefährdete als die rationalistische Doktrin. Die Revolution zeigte sich als Gewitterwolke am westlichen und südlichen Horizont, und das Christentum mit seiner Predigt der Demut, Entsagung und Entbehrung erschien vielen besorgten Geistern als die einzige Macht, welche die Gefahr zerstreuen konnte. Auf der ganzen Verteidigungslinie von Bunsen bis zu Stahl und Gerlach gewöhnte man sich nach dem Beispiel an Allerhöchster Stelle an salbungsvolle Rede. Das alte Dogma von der Erbsünde, von der gründlichen Verderbnis der menschlichen Natur wurde wieder ausgegraben und in den Vordergrund gerückt. Die ganze sichtbare Welt war von der Zeit des Sündenfalles her böse, alles war böse, was der Natur nicht widersprach, Selbstzufriedenheit das größte Verbrechen; nicht aus dem Innern, von außen, von obenher kam das Heil.

In einen Kreis ähnlicher Ideen trat Bismarck um die Zeit seiner Verheiratung ein. Derselbe umgab ihn auch von andrer Seite her als aus der Puttkamerschen Familie und war die Atmosphäre, in welcher der junge Edelmann von jetzt an einige Jahre zum guten Teile lebte. Diese Auffassung des Menschen und der Welt schloß sich eng an die trübe, unbefriedigte, sehnsüchtige Stimmung an, mit der er ihr entgegengekommen war. Bismarck fühlte sich — so haben wir uns die Sache ungefähr vorzustellen — durch das Positive, das er mit jenen Ideen gewann, gehoben und innerlich vertieft, gestärkt und be-

*) A. a. O., Band 22, S. 229.

befreit von der Misere, die er hinter sich sah. Es war ihm leer zu Mute gewesen, jetzt strömte ihm neuer wohlthuender Inhalt zu. Auf Dunkel folgte himmlische Helle. Er war selig, ein Christ geworden zu sein, und diese Empfindung verschmolz mit der Befriedigung über sein Eheglück. In einem an seine Gemahlin gerichteten Brief vom Juli 1851 sagt er: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei ** und habe mir mit einem Gemisch von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. . . Wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Verwandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos verwelken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind. . . Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich und die Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde.“ Um dieselbe Zeit regt sich in ihm der Trieb, andern zur Erreichung des Standpunktes zu verhelfen, den er gewonnen hat. Auf einer Vergnügungstour von Frankfurt nach Rüdesheim hat er sein Neues Testament mitgenommen und führt abends auf dem Balkon des Gasthauses mit dem einen seiner beiden Begleiter „christliche Gespräche,“ wobei er ohne Erfolg „lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele rüttelt.“

Wir dürfen vermuten, daß alle äußern Einflüsse, die Bismarcks Hinwendung zu christlichem Denken und Streben veranlassen halfen, bei der Selbständigkeit seines Wesens erfolglos geblieben sein oder ihn doch nicht auf die Dauer beherrscht haben würden, wenn der Weltschmerz seiner Jugend ihn nicht, bald zurückgedrängt auf den Grund seiner Seele, bald mit lauter Klage ihm auf die Lippen steigend oder in die Feder fließend, durch sein späteres Leben begleitet hätte, wenn ferner das Christentum ihm nicht als Fundament des Staates und als Bollwerk gegen den revolutionären Zeitgeist, also als politisches Verteidigungsmittel erschienen wäre, und wenn endlich, theologisch zu sprechen, der Glaube an einen persönlichen Gott und ein ewiges Leben des menschlichen Individuums ihm nicht als Kompaß und Leitstern für sein Thun, als Quelle von Kraft und Trost in den schweren Wirrnissen und Kämpfen seiner staatsmännischen Laufbahn gedient hätte.

Das Christentum ist die Religion der Weltverachtung. Die Erde und das irdische Dasein des Menschen ist ihm im Gegensatze zum antiken

Heidentum und der Renaissance, denen die Natur wahr und heilig, und deren Kultus die Freude an der Welt, deren Tugend voll entfaltete und durch Gesetz und Sitte vor Übermut und Übermaß gewahrte Kraft war, Eitelkeit der Eitelkeiten, heil- und wesenloser Schein und Tand. Nur jenseits, droben ist das wahre Leben. Mit dieser Geringschätzung der Welt ist aber, wie bereits angedeutet wurde, der Weltschmerz verwandt, der den Fürsten auch in seinen höheren Mannesjahren von Zeit zu Zeit und wahrscheinlich häufiger, als wir wissen, überkam, und der ihn noch heute in stillen und müden Stunden bisweilen beschleicht. Die Ursachen dieser Erscheinung mögen zum Teil mit seinem Gesundheitszustande, zum Teil auch mit Kränkungen und Enttäuschungen zusammenhängen. Es wird auch auf Bismarck Anwendung leiden, wenn Goethe am zuletzt angeführten Orte zur Erklärung der Melancholie englischer Dichter bemerkt: „Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten eine Rolle gespielt und sich bei innern Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen und wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht... Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu sein, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwertes der irdischen Dinge." Genug, Bismarck hat immer an Trübsinnsanfällen gelitten, der Weltschmerz geht wie eine unaufgelöste Dissonanz neben der Harmonie seines Lebens her, und so darf man mit gewisser Einschränkung behaupten: er ist zunächst deshalb Christ, weil seine tiefe und starke Empfindung der Vergänglichkeit und Wertlosigkeit des Erdenlebens in allen seinen Erscheinungen ihn dazu prädisponirt.

Beispiele, die darauf hinweisen, finden sich in seiner Privatkorrespondenz nicht selten, und ebenso lassen sich mündliche Äußerungen des Fürsten als Belege dafür anführen. In einem Schreiben an seine Frau, das Petersburg, 2. Juli 1859 datirt ist, begegnen wir nach schweren Bedenken, die ihm die „mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hineingleitende Politik Preußen" einflößt, der Stelle: „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt. [Das Bild, wenn nicht einem Psalm entnommen, ist wohl ein Nachklang seiner spinozistischen Studien, das Meer könnte die Substanz, die Wasserwogen könnten die Modi sein.] Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettirt, ziemlich einer wie der andre aus. [Vgl. Hamlet auf dem Friedhofe.] Den spezifischen Patriotismus wird

man allerdings mit dieſer Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum verzweifeln, wenn wir auf den mit unſrer Seligkeit angewieſen wären.“ In einem Briefe aus dem Auguſt 1861, in welchem er ſeinen Schwager Oskar von Arnim über den Verluſt eines Sohnes zu tröſten ſucht, ſagt er: „Wir ſollen uns an dieſe Welt nicht hängen und nicht in ihr heimiſch werden; noch zwanzig oder dreißig Jahre im glücklichſten Falle, und wir ſind beide über die Sorgen dieſes Lebens hinaus, und unſre Kinder ſind an unſerm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erſtaunen, daß das eben ſo friſch begonnene Leben ſchon wieder bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre.“

Seitdem ſind Jahre voll glänzender Erfolge verfloſſen. Der Kanzler hat ſich mit unvergänglichem Ruhme bedeckt und ſeinem Volke im Kreiſe der Nationen eine Stellung errungen, die alles überragt, was ihm in frühern Jahrhunderten geboten war. Mancher wird meinen, er müſſe auf die Reihe ſeiner Thaten und Schöpfungen zurückblicken wie Gott Vater auf die von ihm erſchaffne Welt. „Und Gott ſah an alles, was er gemacht hatte, und ſiehe da, es war ſehr gut.“ Vielleicht hat der Reichskanzler dieſes Gefühl im großen und ganzen wirklich. Aber noch jetzt giebt es bei ihm Augenblicke, wo das Gegenteil der Fall zu ſein ſcheint, Stimmungen voll Mißmut und Unzufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen und ſeinem Schickſal, die förmlich betroffen machen. Dahin gehört ein Vorkommnis aus dem Herbſte des Jahres 1877, das ſchon an andrer Stelle erzählt wurde. Es war in Varzin, und er ſaß, wie das ſeine Gewohnheit nach dem Eſſen, in der Abenddämmerung am Kaminofen im Hinterzimmer, an das der Wintergarten ſtößt. Nachdem er eine Weile ſchweigend vor ſich hingeſehen und von Zeit zu Zeit das Feuer mit einigen Tannenzapfen genährt hatte, begann er zu klagen, daß er von ſeiner politiſchen Thätigkeit wenig Freude und Befriedigung gehabt habe. Niemand liebe ihn deshalb. Er habe niemand damit glücklich gemacht, ſagte er, ſich ſelbſt nicht, ſeine Familie nicht, auch andre nicht. Einige von der Geſellſchaft wollten das nicht gelten laſſen und erwiederten, eine ganze große Nation. Er aber fuhr fort: „Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege vielleicht nicht gegeben, wären achtzigtauſend Menſchen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schweſtern, Wittwen trauerten nicht... Das habe ich indeſſen mit Gott abgemacht. Aber Freude habe ich wenig oder gar keine gehabt von allem, was ich gethan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe,“ was er dann noch weiter ausführte. Die Zuhörer ſchwiegen, und diejenigen, welche ähnliches von ihm noch nicht gehört hatten, waren befremdet. Man konnte an Achill denken, wenn er im Zelte vor Ilion zu Priamus ſagt:

— Wir ſchaffen ja nichts mit unſerer ſtarrenden Schwermut;
Alſo beſtimmten der Sterblichen Loos, der armen, die Götter,
Trübe in Gram zu leben, allein ſie ſelber ſind ſorglos.

Die Rede des Kanzlers, des „ehernen Charakters," den man sich so gern als stolzen und seiner selbst sichern Geist vorstellt, nahm sich wie ein Echo der Stimmung aus, welche in der Betrachtung To be or not to be seufzt und Hamlet ausrufen läßt:

How weary, stale, flat and unprofitable
Seem to me all the usee of this world!
Fye on't! O fye! 'tis an unweeded garden
That grows to seed; things rank and gross in nature
Possess it merely.

Die Worte, die wir vernommen hatten, konnten als Kommentar zu dem von Goethe zitirten „schrecklichen" Verse gelten:

Then old age and experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all hie life he has been in the wrong.

Noch mehr aber als an all diesen Pessimismus fand man sich an die Stelle des Koheleth erinnert, wo der königliche Prediger klagt: „Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war alles eitel und Jammer und nichts mehr unter der Sonne." Was war es? Möglicherweise die Folge körperlicher Prozesse, Überreiztheit durch Denken, Abspannung, eine Dissonanz des nervösen Wesens des Redenden, vielleicht und wahrscheinlich auch ein mystischer Vorgang in seiner Seele, ein unbewußter Ausfluß seines christlichen Empfindens. Gewiß ist nur, daß er sich in den letzten Jahren wiederholt beinahe in denselben Worten und Wendungen ausgesprochen hat und niemals durch Einreden zu beschwichtigen gewesen ist.

Beispiele dafür, daß der Kanzler die Religion und speziell das Christentum schon frühzeitig als eines der Fundamente und Bollwerke des Staates und Rechtes, als Schutzmittel gegen die Revolution einerseits und die sentimentale, das Strafrecht aufweichende Humanität andrerseits aufgefaßt hat, finden sich namentlich in seinen öffentlichen Reden. Wenn er hier auf die christliche Grundlage des preußischen und des deutschen Staates hinweist, so spricht das zwar auch für seine religiöse Anlage, aber mehr noch für seinen historischen Sinn. Er ist kein Aufklärer, sein Blick ist auf den natürlichen Zusammenhang des Gegebenen gerichtet. Europa, seine Kultur, seine politischen Gebilde haben sich wirklich auf dem Christentum, allerdings auch im Kampfe mit diesem, auferbaut, und darauf steht Bismarck. Am 15. Juni 1847 sagte er im Vereinigten Landtage: „Ich bin der Meinung, daß der Begriff des christlichen Staates so alt sei wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf

christlicher Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte „von Gottes Gnaden," welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart worden ist... Entziehen wir diese religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle, welches die ältere Philosophie aufgestellt hat. Seine Gesetzgebung wird sich dann nicht mehr aus dem Urquell der ewigen Wahrheit regeneriren, sondern aus den vagen und wandelbaren Begriffen von Humanität, wie sie sich gerade in den Köpfen derjenigen, welche an der Spitze stehen, gestalten. Wie man in solchen Staaten den Ideen z. B. der Kommunisten über die Immoralität des Eigentums, über den hohen sittlichen Wert des Diebstahls als eines Versuches, die angebornen Rechte der Menschen wiederherzustellen, das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie die Kraft dazu in sich fühlen, ist mir nicht klar; denn auch diese Ideen werden von ihren Trägern für human gehalten und zwar als die rechte Blüte der Humanität angesehen."

In der großen Rede, die Bismarck am 15. November 1849 im Abgeordnetenhause gegen die Zivilehe und über das christliche Volksbewußtsein hielt, begegnen wir folgenden charakteristischen Stellen: „Ich glaube nicht, daß es die Aufgabe der Gesetzgebung sein kann, das, was dem Volke heilig ist, zu ignoriren. Ich glaube im Gegenteile, daß, wenn die Gesetzgebung das Volk lehren und leiten will, es ihre Aufgabe ist, dahin zu wirken, daß das Volksleben sich in allen Verhältnissen fest auf den Stab des Glaubens an die Segnungen der Religion stütze, nicht aber diesen Stab, wo er vorhanden ist, als unnützes Zubehör von Obrigkeitswegen verwerfe und so die Achtung vor der Kirche und den religiösen Einrichtungen da, wo sie tiefe Wurzeln in dem Volksleben geschlagen hat, untergrabe, und dies in einer Zeit, die uns mit blutiger Schrift gelehrt hat, daß da, wo es den Freigeistern, die sich gebildet nennen, gelungen ist, ihre Gleichgiltigkeit gegen jedes positive Bekenntnis den großen Massen insoweit mitzuteilen, daß bei ihnen von dem Christentum als schaler Bodensatz nur eine zweideutige Moralphilosophie übrig geblieben ist, daß da nur das blanke Bajonnet zwischen den verbrecherischen Leidenschaften und dem friedlichen Bürger steht, daß da der Krieg aller gegen alle keine Fiktion ist. Haben Sie dem Menschen den geoffenbarten Unterschied zwischen gut und böse, den Glauben daran genommen, so können Sie ihm zwar beweisen, daß Raub und Mord durch die Gesetze, welche die Besitzenden zum Schutz ihres Eigentums und ihrer Person gemacht haben, mit schweren Strafen bedroht werden, aber Sie werden ihm nimmermehr beweisen, daß irgend eine Handlung an und für sich gut und böse sei. Ich habe in dieser Zeit manchen Licht-

freund zu der schnöden Erkenntnis kommen sehen, daß ein gewisser Grad von positivem Christentume dem gemeinen Manne nötig sei, wenn er nicht der menschlichen Gesellschaft gefährlich werden soll. .. Fahren wir auf diesem Wege fort, machen wir den Artikel 11, die Gewährleistung eines jeden Kultus, insoweit zur Wahrheit, daß wir auch den Kultus derjenigen demokratischen Schwärmer, die in den jüngsten Versammlungen ihren Märtyrer, Robert Blum, auf gleiche Linie mit dem Heiland der Welt stellen, durch Gendarmen gegen Störung schützen lassen, so hoffe ich es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert*); denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fester als der Glaube an die seligmachende Kraft irgend eines Artikels der Verfassung.

Als der Kanzler am 1. März 1870 im Reichstage des Norddeutschen Bundes auf die Reden der Abgeordneten antwortete, welche für Aufhebung der Todesstrafe aufgetreten waren, sagte er u. a.: „Wenn ich den Eindruck, den ich von der Diskussion habe, ... resümire, so ist es einmal der der Überschätzung des Wertes, welchen die Gegner der Todesstrafe dem Leben dieser Welt, und der Bedeutung, welche sie dem Tode beilegen. Ich kann mir denken, daß jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt; aber wenn ich der Frage näher ins Auge sehe, so kann ich auch das kaum annehmen. Für jemand, der des Glaubens nicht ist — zu dem ich mich von Herzen bekenne —, der Tod sei ein Übergang von einem Leben in das andre, und wir seien imstande, auch dem schwersten Verbrecher auf seinem Grabe die trostreiche Versicherung zu geben: mors janua vitae — für jemand, der diese Überzeugung nicht teilt, müssen die Freuden dieses Lebens einen solchen Wert haben, daß ich ihn fast um die Empfindungen, die sie ihm bereiten, beneide; er muß in einer Beschäftigung leben, die für ihn so befriedigende Erfolge aufweist, daß ich seinen Gefühlen darin nicht zu folgen vermag, wenn er mit dem Glauben, daß seine persönliche Existenz mit diesem leiblichen Tode für ewig abgeschlossen sei, wenn er mit diesem Glauben es überhaupt der Mühe wert findet, weiter zu leben. Ich will Sie hier nicht auf den tragischen Monolog von Hamlet verweisen, der alle die Gründe anführt, die ihn bewegen sollten, nicht weiter zu leben, wenn die Möglichkeit nicht wäre, nach dem Tode vielleicht zu träumen, vielleicht doch noch etwas zu erleben — wer weiß was. Wer aber darüber mit sich einig ist, daß diesem Leben kein andres folgt, der kann dem Verbrecher, welcher, um mit dem Dichter zu reden, festen Blicks vom Rabenstein blicket, in das Nichts hinein-

*) Der Redner meinte damit selbstverständlich nicht den „Felsen Petri" und hat das den Ultramontanen, als von Gerlach ihn an jenen Ausspruch erinnerte, am 17. Dezember 1873 ausdrücklich gesagt.

sieht, für den der Tod die Ruhe, der Schlaf ist, den Hamlet ersehnt, der traumlose, nicht zumuten, bei solcher Auffassung in der engen Zelle eines Gefängnisses, beraubt von allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, ... das Phosphoresziren seines Gehirnes noch eine Zeit lang fortzusetzen. .. Ich habe ferner den Eindruck gehabt, daß die gegnerische Auffassung von einer gewissen krankhaften Neigung geleitet war, den Verbrecher mit mehr Sorgfalt zu schonen und vor Unrecht zu schützen als sein Opfer... Ich bin gern bereit, zu erklären, daß die fortschreitende Vervollkommnung der menschlichen Einsicht und Bildung, alle die Güter der Zivilisation, die wir mit Recht rühmen hören, das Fortschreiten der Gesittung nicht ohne Anteil an der Sache [der Minderung der Verbrechen] ist, es ist aber das Fortschreiten derjenigen Gesittung, deren Grundlage sich auf das Christentum unsrer Väter zurückführen läßt; sie wirkt auch noch heute in allen Schichten des Volkes, sie trägt Sie noch heute, die Sitte; die Abschaffung der Todesstrafe dagegen hat nur auf sehr kurze und kleine Bezirke beschränkte Erfahrungen für sich. Ich halte mich meinerseits nicht für berechtigt, die Mehrheit der friedlichen Bürger dem Experiment ohne weiteres preiszugeben... Ich möchte also an die Herrn Juristen die Aufforderung richten: Schrecken Sie angesichts der hohen Aufgabe, die Ihnen von der Vorsehung auferlegt ist, nicht vor Erfüllung derselben in ihrem höchsten Stadium zurück, und werfen Sie das Richtschwert nicht von sich. Sie können sich dazu nur gedrungen fühlen, wenn Sie Ihrem Arm in seiner Handhabung lediglich menschliche Kraft zutrauen. Eine menschliche Kraft, die keine Rechtfertigung von oben in sich spürt, ist allerdings zur Führung des Richtschwertes nicht stark genug."

Wir haben keinerlei Grund, die Aufrichtigkeit des Glaubens Bismarcks an die persönliche Fortdauer nach dem Tode in Zweifel zu ziehen. Aber wir dürfen uns wohl die Frage vorlegen, was er, welcher erklärt, ohne die zuversichtliche Überzeugung, mortem esse januam vitae, sei das Leben wertlos, dazu sagen würde, wenn jemand ihm den „Faust" aufschlüge und auf folgende Stelle hinwiese:

Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um,
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.

Das folgende Zitat, welches teilweise schon zu den Belegen für unsre dritte Behauptung in Betreff der Ursachen und Motive der religiösen Richtung Bismarcks gehört, liefert den Nachweis, daß er hierin seinen frühern Anschauungen im wesentlichen treu geblieben ist. In einer der Kulturkampfsdebatten des preußischen Abgeordnetenhauses, am 10. Februar 1872, antwortete der Reichs-

kanzler einem der ultramontanen Gegner: „Der Herr Vorredner hat an Reden erinnert, die ich vor dreiundzwanzig Jahren, im Jahre 1849, gehalten habe. Ich könnte diese Bezugnahme einfach mit der Bemerkung abfertigen, daß ich in dreiundzwanzig Jahren, namentlich wenn es die besten Mannesjahre sind, etwas zuzulernen pflege, und daß ich überhaupt, ich wenigstens, nicht unfehlbar bin. Aber ich will weiter gehen. Was in jenen meinen Äußerungen an lebendigem Bekenntnis, an Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt [man beachte das „lebendigen," es schließt wohl den Gegensatz zu toten Dogmen ein], dazu bekenne ich mich noch heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Öffentlichkeit noch in meinem Hause an irgendeinem Tage; aber gerade dieser mein lebendiger, evangelischer, christlicher Glaube legt mir die Verpflichtung auf, für das Land, wo ich geboren bin, und zu dessen Dienst mich Gott erschaffen hat, und wo ein hohes Amt mir übertragen worden ist, dieses Amt nach allen Seiten hin zu wahren; und wenn die Fundamente des Staates von den Barrikaden und der republikanischen Seite her angegriffen wurden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch immer sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern [das Zentrum und in Betreff des Schulaufsichtsgesetzes die Altkonservativen], so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir das Christentum und mein Glaube."

Daß Bismarck in solchen Fällen, wo seine religiöse Überzeugung dem Staatswohle geopfert werden mußte, nicht anstand, das Opfer zu bringen, hat er 1873 bei Erledigung der Frage wegen der obligatorischen Zivilehe gezeigt. Am 17. Januar jenes Jahres erklärte er im Abgeordnetenhause, daß er sich „nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampfe" entschlossen habe, beim Könige die Vollziehung der betreffenden Vorlage zu beantragen, und fuhr dann fort: „Ich habe hier nicht Dogmatik zu treiben, ich habe Politik zu treiben. Aus dem Gesichtspunkte der Politik habe ich mich überzeugt, daß der Staat in der Lage, in welche das revolutionäre Verhalten der katholischen Bischöfe den Staat gebracht hat, durch das Gebot der Notwehr gezwungen ist, das Gesetz zu erlassen, um die Schäden von einem Teile der Unterthanen Sr. Majestät abzuwenden, welche die Auflehnung der Bischöfe gegenüber dem Gesetze und dem Staate über diesen Teil der königlichen Unterthanen verhängt hat, und um von seiner Seite, so viel an ihm liegt, und so viel der Staat vermag, seine Pflicht zu thun."

Wir kommen nun zu jener dritten Grundlage der Religiosität des Fürsten. Neben dem starken Gefühle der Eitelkeit alles Irdischen und Menschlichen, neben der in ihm ruhenden und von Zeit zu Zeit lebendig und laut werdenden wehmütigen Empfindung des Endlichen geht — so dürfen wir wenigstens aus einer Anzahl seiner Äußerungen schließen — der Glaube her, daß über oder

in dieſer vergänglichen Welt mit ihrem Wechſel und ihrem Schmerz ein Ewiges, Feſtes und allein wahrhaft Wirkliches lebt und herrſcht. Es iſt ihm, um in der Sprache der Kanzel zu reden, ein himmliſcher Urquell ſeiner Pflicht ſowohl wie ſeiner Berechtigung, ein göttlicher Leitſtern, der nie ſeine Stelle verläßt und nie ſein Licht verändert, und auf den er allezeit ſein Auge gerichtet halten muß, wenn es unter vielen Wegen den rechten zu finden gilt, eine niemals verſagende Stütze und ein immer dem Suchenden geöffneter Schatz von Kraft für den ſchwer arbeitenden, kämpfenden Menſchengeiſt. Gewißheit iſt das erſte Bedürfnis, die Lebensluft des Helden. Er muß außerhalb des Endlichen, Schwankenden und Verſchwimmenden einen Punkt haben, auf dem er mit beiden Füßen ſtehen kann, wenn er die Welt heben und in andre Bahnen ſtellen will. Schöpferiſches Thun iſt unmöglich, wenn die Überzeugung deſſen, der ſich dazu anſchickt, nicht auf unverrückbarem Grunde ruht. Luthers ganze Natur findet ihren Ausdruck im erſten Verſe ſeines Liedes „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott." Andre Heroen der Geſchichte, Napoleon z. B., haben einzig in ſich ſelbſt, in ihrem Bedürfnis nach Macht, nach Geltung ihres Ich das Geſetz ihres Strebens geſucht und es dann unter andrem Namen, als in der Weltordnung begründet, ihrer Umgebung, ihrer Nation, ihrer Zeit aufgezwungen. Unſer politiſcher Reformator ſuchte und fand es, wo der religiöſe es geſucht und gefunden hatte. Er nennt ſeinen Fund, ſein Geſetz, den Quell ſeines Pflichtgefühls, ſeiner Kraft zum Schaffen und ſeines Troſtes in Nöten Gott, Glaube oder Chriſtentum, beiläufig ungefähr wie Luther, andre nennen ihn Gewiſſen. Gott aber wohnt im Gewiſſen aufſteigender Völker, in dem, was ihnen ihre Wege vorſchreibt, ſie im politiſchen Leben antreibt und führt, ſie unwiderſtehlich im großen und ganzen ſo und nicht anders ſtreben und handeln läßt, und der Held erkennt oder ahnt dieſes Agens, nimmt es in ſich auf und verſchmilzt mit ihm, und ſo meinen beide, Bismarck und die andern, im weſentlichen dasſelbe. Bewußt und unbewußt, immer hat Bismarck ſein Genie in den Dienſt des deutſchen Gewiſſens, des altpreußiſchen Pflichtgefühls geſtellt, mit Kants kategoriſchem Imperativ gearbeitet, gekämpft und geſiegt. Das hat er mitunter auch ausgeſprochen, namentlich in den letzten Jahren, während er ſich früher meiſt in theologiſchen Formen darüber äußerte.

Wünſcht man das alles einfacher, nüchterner und weltlicher ausgedrückt, ſo könnte manchem vielleicht das Urteil eines Freundes genügen, der ſich gegen den Verfaſſer dahin äußerte: „Er [Bismarck] iſt im Punkte der Religion offenbar Dilettant, er iſt kein Theolog und hat ſich kein Syſtem, keine organiſch gegliederte, zuſammenhängende Überzeugung gebildet. Er iſt religiös wie eine praktiſche Natur, die ſich irgendwie den Rücken deckt. Er kann viel, wirkt viel, aber er fühlt doch, daß er nicht alles kann, und daß unendliche Dinge und Umſtände ihm entgehen. Er ſucht und findet, wenn ihm dieſes Gefühl kommt, Ergänzung. Napoleon der Erſte nennt das l'ordre des choses, Bismarck

Digitized by Google

nennt es Gott. Beiden wird es bei all ihrer Macht, all ihrem Überblick doch zuweilen bange, sie fühlen sich einsam und versenken sich gern von Zeit zu Zeit in die Substanz, in das Allgemeine, wo sich die Fesseln des individuellen Daseins lösen. Bismarck hat einen Gott außer sich. Vergleichen Sie damit Goethe im Proömium unter der Rubrik „Gott, Gemüt und Welt“:

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erde übergiebt,
In fürchtet und, wo möglich, liebt.

Bismarcks Pflichtgefühl aber ist altpreußisch. Auch Kant und Fichte sind Preußen, Propheten der Energie des Willens. Bismarck ist wie eine geniale, wundervolle Personifikation Preußens. Die wahren Preußen aber sind der kleine Adel, die Armee und die Beamten — wie sie bisher waren. Bismarck ist der preußische Edelmann, der Militär, der Beamte. Dazu ein klein wenig Frivolität, die als Gegenstück dahin gehört, und die dem Kanzler auch nicht fehlt.“

Man wolle damit die folgenden Belege zu dem eignen Urteile des Verfassers zusammenhalten. Als Bismarck vom König von Dänemark das Großkreuz des Danebrogordens verliehen wurde, verlangte das Herkommen, daß er sich für sein in einer Kopenhagener Kirche aufzuhängendes Wappenschild eine doppelsinnige Devise wähle. Er sann nach und fand den Spruch: In trinitate robur, im dreieinigen Gott meine Stärke, aber auch, mit Beziehung auf das alte Wappenzeichen des Schönhausener Zweiges seiner Familie: im Dreiblatt (Klee) Eichenlaub. In einem Schreiben vom 16. Mai 1864, in welchem er sich gegen einen preußischen Konservativen (wohl Gerlach, man wolle das beachten) über die schleswig-holsteinische Frage und eine dieselbe betreffende patriotische Adresse äußert, sagte er: „Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen,“ und gegen den Schluß hin: „Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsre Irrtümer zu unserm Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zur heilsamen Demütigung.“ Als der Kanzler am Morgen nach der Schlacht bei Sedan vom General Reille zu der bekannten Zusammenkunft mit dem Kaiser der Franzosen abgerufen wurde, fanden sich auf dem Tische neben dem Bette, in welchem er die Nacht geschlafen, die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870,“ und am Boden lag ein Andachtsbuch ähnlichen Charakters: „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen.“ Beide waren ihm vermutlich von Hause nachgeschickt worden, sein Diener aber versicherte, daß Excellenz vor dem Einschlafen in diesen Schriften zu lesen pflege. 1847

hatte Bismarck eine Rede im vereinigten Landtage mit den Worten geschlossen: „Schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum, indem wir ihm zeigen, daß es für seine Gesetzgeber nicht nötig sei; nehmen wir ihm nicht den Glauben, daß unsre Gesetzgebung aus der Quelle des Christentums schöpfe, und daß der Staat die Realisirung des Christentums bezwecke, wenn er auch diesen Zweck nicht immer erreicht. Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrechte Ehrgefühl verlassen würde, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin.“ Man vergleiche damit eine Stelle in der Rede, welche der Fürst am 9. Oktober 1878 bei der Beratung des Sozialistengesetzes im Reichstage hielt. Er sagte hier u. a.: „Wenn ich zu dem Glauben gekommen wäre, der diesen Menschen [den Sozialdemokraten] beigebracht worden ist — ja, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag weiter zu leben, wenn ich das, was der Dichter sagt, «an Gott und bessere Zukunft Glauben» nicht hätte.“

Besonders stark und drastisch äußerte sich das religiöse Gefühl, mit welchem der Kanzler seine Pflicht zu kämpfen und auszuhalten und seine Kraft zum Handeln und Dulden aus Gott ableitet, in einer Tischrede, die er am 28. September 1870 in Rothschilds Schloß zu Ferrieres hielt, und die in der Schrift „Graf Bismarck und seine Leute“ (Bd. I, S. 208) mit Auslassung einer Anzahl von Kraftstellen wörtlich mitgeteilt ist. Er bemerkte da u. a.: „Wenn ich nicht mehr Christ wäre, diente ich dem Könige keine Stunde mehr. Wenn ich nicht meinem Gotte gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug. . . . Warum soll ich mich angreifen und unverdrossen arbeiten in dieser Welt, mich Verlegenheiten und Verdrießlichkeiten aussetzen und übler Behandlung, wenn ich nicht das Gefühl habe, Gottes wegen meine Schuldigkeit thun zu müssen. Wenn ich nicht an eine göttliche Ordnung glaubte, welche diese deutsche Nation zu etwas Gutem und Großem bestimmt hätte, so würde ich das Diplomatengewerbe gleich an den Nagel hängen oder das Geschäft garnicht übernommen haben. Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen soll, wenn nicht aus Gott. Orden und Titel reizen mich nicht — der entschlossene [d. i. zuversichtliche und zur Bethätigung bereite] Glaube an ein Leben nach dem Tode — deshalb bin ich Royalist; sonst wäre ich von Natur Republikaner. . . . Ich habe die Standhaftigkeit, die ich zehn Jahre lang an den Tag gelegt habe gegen alle möglichen Absurditäten. . . ., nur aus meinem entschlossenen Glauben. Nehmen Sie mir diesen Glauben, und Sie nehmen mir das Vaterland. Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler garnicht erlebt haben. . . .

Schaffen Sie mir einen Nachfolger mit dieser Basis und ich gehe auf der Stelle . . . Wie gern ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt . . . und seinen Hafer baut."

Am 30. Januar 1871 hielt der Kanzler in Versailles den zur Unterhandlung aus Paris erschienenen Franzosen bei Tafel eine Art Vorlesung über die Art, wie er seine Pflicht und Aufgabe als Politiker auffaßt. Er sagte da ungefähr, konsequent sein werde in der Politik häufig zum Fehler, zu Eigensinn und Selbstwilligkeit. Man verblende und stemme sich damit gegen das Leben, das die Verhältnisse und Bedürfnisse unaufhörlich verändere (die göttliche Kraft und den göttlichen Trieb im Volke, der oben, vielleicht nicht ganz zutreffend und die Sache erschöpfend, dessen Gewissen genannt wurde). Man müsse sich nach den Thatsachen, nach der Lage der Dinge, nach den Möglichkeiten ummodeln, seinem Vaterlande nach den Umständen dienen, nicht nach seinen Meinungen, die oft Vorurteile wären. Als er zuerst in die Politik eingetreten sei, habe er andre Ansichten und Ziele gehabt als jetzt. Er habe sichs aber überlegt und sich dann nicht gescheut, seine Wünsche teilweise oder auch ganz den Bedürfnissen des Tages zu opfern, um zu nützen. Er schloß dann mit den Worten: La patrie veut être servie et pas dominée, was seinen gallischen Zuhörern, wohl vorzüglich durch seine prägnante Form, stark imponirte. Als darauf einer derselben bemerkte, dieses servie liefe freilich auf Unterordnung des genialen Individuums unter die Meinung und den Willen der Majorität hinaus, und die Majoritäten hätten stets wenig Verstand, wenig Sachkenntnis und wenig Charakter besessen, erwiederte der Kanzler sehr schön, indem er das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott als einen seiner Leitsterne hervorhob und dem droit du génie gegenüber, welches der Franzose hochgehalten wissen wollte, das devoir (offenbar jenen kategorischen Imperativ Kants) als das Vornehmere und in ihm Mächtigere betonte.

Inhalt und Ton einiger von den oben angeführten Äußerungen Bismarcks haben manchen an Cromwell denken lassen. Wer sie genauer ansieht, wird das nicht oder doch nur mit Einschränkungen zugeben können. Eher kann man sich hier mitunter an Carlyle erinnert finden. Dagegen hat der Begründer der Größe Deutschlands mit dem mächtigen Geiste, der England zur Weltmacht erhob, nach einer hier in Betracht kommenden Seite hin eine sehr entschiedene Ähnlichkeit. Cromwell übte, obwohl er ein strenggläubiger, inbrünstiger und eifriger Puritaner war, gegen Katholiken, Quäker und Juden eine bis dahin in England unbekannte Duldung. Ebenso ist Bismarcks religiöser Sinn nicht mit Eifer für Dogmen verbunden, nicht zudringlich und nicht intolerant. Seine Billigkeit, einer der hervorstechenden Züge seines Charakters, verlangt das. Jedem das

Seine, soweit es nicht wider das Staatsinteresse ist. Er weiß, daß er „unter Heiden lebt," will aber „keine Proselyten machen."

„Christentum, nicht Konfession wie die Hofprediger," sagte er einmal — es war wohl im Winter von 1878 zu 1879 — zum Verfasser dieser Darstellung. Bei einem Tischgespräche, das am 12. August 1870 zu St. Avold stattfand, kam die Rede u. a. auf die Mormonen mit ihrer Vielweiberei und den Umstand, daß die Vereinigten Staaten eine solche Sekte bisher geduldet, und bei diesem Anlaß entwickelte der Kanzler Grundsätze, die der Glaubensfreiheit entschieden günstig lauteten. Nur dürfe, so setzte er hinzu, die Duldsamkeit nicht bloß von der einen Seite verlangt und geübt werden. „Jeder muß nach seiner Façon selig werden können," bemerkte er. „Das Kirchenvermögen aber muß natürlich denen verbleiben, welche bei der alten Kirche bleiben, die es erworben hat. Wer austritt, muß seiner Überzeugung oder vielmehr seinem Unglauben ein Opfer bringen können... Den Katholiken nimmt man es wenig übel, wenn sie orthodox sind, den Juden garnicht, den Lutheranern aber sehr, und die Kirche wird fortwährend als verfolgungssüchtig verschrieen, wenn sie die Nichtorthodoxen abweist: davon aber, daß die Orthodoxen von der Presse und im Leben verfolgt werden und verspottet — das finden die Leute ganz in der Ordnung." Als später während des Krieges jemand bei Tafel das Thema von der Toleranz aufs Tapet brachte, erklärte sich der Minister nicht weniger unumwunden für Duldsamkeit in Religionssachen. „Aber, so fuhr er wieder fort, die Aufgeklärten sind auch nicht tolerant. Sie verfolgen die, welche gläubig sind, zwar nicht mit Scheiterhaufen — denn das geht nicht mehr —, aber mit Spott und Hohn in der Presse, und im Volke, soweit es zu den Nichtgläubigen gehört, ist man darin nicht weiter als früher. Ich möchte nicht sehen, mit welchem Vergnügen man dabei sein würde, wenn der Pastor Knak gehenkt würde." Man erwähnte, daß der alte Protestantismus höchst intolerant gewesen sei, und Bucher machte darauf aufmerksam, daß nach Buckle die Hugenotten eifrige Reaktionäre gewesen seien, und daß dies von den damaligen Reformirten überhaupt gelte. „Nicht gerade Reaktionäre, erwiederte der Kanzler, aber kleine Tyrannen, jeder Pastor war ein kleiner Papst." Er führte Calvins Verfahren gegen Servet an und setzte hinzu: „Auch Luther war so." Ein andrer Tischgenosse erinnerte daran, wie er Karlstadt und die Münzerschen Schwarmgeister behandelt, und an die Wittenberger Streittheologen, desgleichen an die Hinrichtung des Kanzlers Krell in Dresden, der seinen Kryptocalvinismus mit dem Tode gebüßt habe. Bucher erzählte, daß die schottischen Presbyterianer zu Ende des vorigen Jahrhunderts jemand, der Thomas Paynes Buch von den Menschenrechten einem andern nur geliehen, zu einundzwanzigjähriger Deportation verurteilt und sofort in Ketten gelegt hätten.*) Ein andrer Gast des Kanzlers wies wieder auf die Puritaner

*) Die sogenannten schottischen Märtyrer Muir, Palmer u. a. im Jahre 1793 sind gemeint.

der Neuengland-Staaten hin, die mit ihrer ſtarren Intoleranz gegen Andersdenkende und neuerdings mit ihrem Liquor-Law den ärgſten Zwang und Druck ausgeübt hätten und noch heute übten. „Und die Sonntagsheiligung in England und Amerika, ſagte Bismarck. Das iſt doch eine ganz erſchreckliche Tyrannei. Ich erinnere mich, als ich das erſtemal nach England kam und in Hull landete, daß ich da auf der Straße pfiff. Ein Engländer, den ich an Bord kennen gelernt hatte, bat mich, doch nicht zu pfeifen... Ich fragte: Warum denn nicht? Iſt das hier verboten? Nein, verſetzte er, aber 's iſt Sabbath. Das verdroß mich dermaßen, daß ich gleich ein Billet auf einen andern Dampfer nahm, der nach Edinburg fuhr, da es mir nicht gefiel, nicht pfeifen zu dürfen, wenn ich Luſt hatte... Ich bin ſonſt durchaus nicht gegen die Sonntagsheiligung," fuhr er fort, nachdem Bucher bemerkt, der Sonntag in England ſei im allgemeinen nicht ſo ſchlimm, ihm habe er immer ſehr wohlgethan mit ſeiner Stille nach dem Gewühl und Geräuſch der Londoner Werkeltage, wo der Spektakel ſchon früh losginge. „Im Gegenteil, ich thue als Gutsherr dafür, was ich kann. Nur will ich nicht, daß man die Leute dazu zwinge. Jeder muß wiſſen, wie er ſich am beſten aufs künftige Leben vorbereitet... Sonntags ſollte nirgends gearbeitet werden, nicht ſo ſehr, weil es unrecht iſt, gegen Gottes Gebot, als der Menſchen wegen, die Erholung haben müſſen. Das gilt freilich nicht vom Staatsdienſte, beſonders vom diplomatiſchen, wo auch Sonntags Depeſchen und Telegramme kommen, die erledigt ſein wollen. Auch dagegen iſt nichts zu ſagen, daß unſre Bauern in der Ernte, wenn es lange gereguet hat, und es Sonnabends Nachmittags ſchön Wetter werden will, daß die dann ihr Heu und Korn des Sonntags einbringen. Ich würde es nicht übers Herz bringen, das meinen Pächtern, etwa im Kontrakte, zu unterſagen. Ich ſelber kann mir das geſtatten, da ich den etwaigen Schaden eines Montagsregens mit anſehen kann." Als jemand ſchließlich erwähnte, daß fromme Leute in Newyork des Sonntags nicht einmal kochen ließen, und daß er deshalb eines Tages, von einer dortigen vornehmen Familie zum Diner eingeladen, kalt habe ſpeiſen müſſen, bemerkte der Kanzler: „Ja, in Frankfurt, als ich noch freier war, haben wir Sonntags auch immer ganz einfach gegeſſen, und ich habe da niemals anſpannen laſſen, der Leute wegen."

Eines Tages — wahrſcheinlich im Herbſte 1876 — machte der Fürſt in Varzin einen Ausflug zu Pferde, der ihn bis an die Grenze der Herrſchaft führte. Zu ſeinem Erſtaunen ſah er hier, obwohl es ein Sonntag war, eine Anzahl von Landleuten beſchäftigt, das Feld mit Hacke und Spaten zu bearbeiten. „Was ſind denn das für Leute dort?" erkundigte er ſich bei ſeinem Inſpektor. „Unſre Tagelöhner, Durchlaucht," war die Antwort. Wir können ſie an den ſechs Wochentagen nicht entbehren, und ſo müſſen ſie ihre eignen Ackerſtücke am Sonntage beſtellen." Der Fürſt ritt darauf nach Hauſe, wo er ſich ohne Verzug hinſetzte, um allen Inſpektoren und Verwaltern ſeiner

Güter eine schriftliche Weisung zugehen zu lassen, nach welcher fortan die Bestellung der Felder seiner Tagelöhner derjenigen seiner eignen vorangehen, dafür aber von jenen in Zukunft keine Sonntagsarbeit mehr gethan werden sollte. Die Folge war, daß die Tagelöhner von dieser Zeit an das, was ihre Feldparzellen nötig hatten, in zwei oder drei Tagen besorgten und sich dann flott und vergnügt an die Arbeit auf dem herrschaftlichen Lande begaben, sodaß der Oberinspektor bald berichten konnte, die Bestellung der Äcker auf dem letztern sei noch niemals so rasch von statten gegangen als in der letzten Zeit.

Als jetzt in ziemlich weiten Kreisen genügend erkannt darf betrachtet werden, daß die Maßregeln, mit denen der Reichskanzler den Anmaßungen und Übergriffen der Ultramontanen gegenübertrat, sich nicht gegen die religiöse, sondern gegen die politische Seite der katholischen Kirche richteten, also nicht auf intolerante Gesinnung zurückzuführen waren. Nur die Einmischung der römischen Kurie in das staatliche Recht und Leben Preußens und Deutschlands konnte und sollte nicht tolerirt werden. Wenn man sich gegenwärtig unter allen Verständigen darüber klar sein wird, so mögen doch noch einige Erinnerungen und Hinweise erlaubt und nützlich sein. Es giebt auch viele Unverständige und Vergeßliche im Lande, und das Sprichwort, nach welchem Lügen kurze Beine haben, ist erfahrungsmäßig eine Regel mit Ausnahmen.

Als während des Aufenthaltes der mobil gemachten Abteilung des Auswärtigen Amtes in Versailles vom Einbruche der Italiener in den Quirinal und der Absicht des Papstes, seine Residenz von Rom hinweg und vielleicht nach Deutschland zu verlegen, die Rede war, bemerkte der Kanzler nach einer längern Auseinandersetzung der Möglichkeiten und Folgen einer Übersiedlung des heiligen Vaters nach Köln oder Fulda: „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht —, so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube."

Im diplomatischen Verkehr aber sowie in den Parlamenten hat sich der Fürst wiederholt und in unzweideutigster Sprache dahin geäußert, daß seiner Politik die Absicht einer Beeinträchtigung der katholischen Kirche in ihrer Eigenschaft als Heilsanstalt gänzlich fern liege. Als Graf Arnim, der frühere preußische Botschafter bei der Kurie, um die Mitte des Mai 1869 in einer Depesche den Vorschlag machte, Preußen möge, eventuell in Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland, nach dem Gebrauche der Regierungen bei früheren Konzilien sich auf der Vatikanischen Kirchenversammlung durch bestimmte Bevollmächtigte (oratores) als Staat vertreten lassen, und Bismarck dies ablehnte, führte er unter den ihm gegen den Arnimschen Gedanken sprechenden Gründen auch den an: „Für Preußen giebt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Übergriffs auf das staatliche Gebiet." Bei der Be-

ratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhause, die am 30. Januar 1872 stattfand, erklärte der Kanzler gegen den Schluß einer längern Rede hin: „Es ist der ernste Wille der Regierung, daß jede Konfession und vor allen Dingen die so angesehene und durch ihre Volkszahl große katholische innerhalb dieses Staates sich mit aller Freiheit bewegen soll.... Jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und so viele Millionen teilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein. Aber wir können den dauernden Anspruch auf Ausübung eines Teiles der Staatsgewalt den geistlichen Behörden nicht einräumen, und soweit sie dieselbe besitzen, sehen wir im Interesse des Friedens uns genötigt, sie einzuschränken, damit wir nebeneinander Platz haben, damit wir in Ruhe miteinander leben können." Am 14. Mai 1872 bemerkte der Fürst, nachdem er vor dem Reichstage sein Befremden und Bedauern über die Ablehnung des zum Vertreter Preußens beim heiligen Stuhle vorgeschlagenen Fürsten Hohenlohe ausgesprochen: „Die Regierung schuldet unsern katholischen Mitbürgern, daß sie nicht müde werde, die Wege aufzusuchen, auf denen die Regelung der Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt, deren wir im Interesse unsers innern Friedens absolut bedürfen, in der schonendsten und konfessionell am wenigsten verstimmenden Weise gefunden werden könne." Am 10. März 1873, bei der Beratung der Verfassungsänderungen im Herrenhause, sagte der Reichskanzler: „Es handelt sich nicht, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, um den Kampf einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unsers Erlösers in dieser Welt. Dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen wie jeder andre politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf urteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um Bedrückung der Kirche handele. Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es haudelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt."

Wie der Fürst von 1878 an die Friedensliebe und die Duldsamkeit, die sich in diesen Zitaten kundgiebt, bethätigt hat, ist noch in frischer Erinnerung und bedarf somit nicht der näheren Betrachtung und Belegung mit Beispielen.

Wenn Bismarck die Sonntagsheiligung nicht sowohl aus der biblischen Offenbarung, aus dem mosaischen Gebote als vielmehr aus dem weltlichen Bedürfnisse nach einem Ruhetage rechtfertigt, so giebt er, wie es scheint, überhaupt nicht sehr viel auf kirchliche Observanzen und Zeremonien. So ist er z. B. kein fleißiger Kirchengänger. Wenigstens war er dies nach den Erfahrungen und Erkundigungen des Verfassers dieser Untersuchung in dem letzten Jahrzehnte weder

in Berlin noch in Varzin. Hesekiel berichtet zwar: „Der Ministerpräsident hält sich mit seinem Hause zur nahen Dreifaltigkeitskirche, in welcher er einst konfirmirt wurde. [Nach derselben Quelle durch Schleiermacher.] Das Abendmahl empfängt er aus der Hand des Konsistorialrats Souchon, der auch seine Kinder konfirmirt hat. Wenn Bismarck krankheitshalber dem öffentlichen Gottesdienste nicht beiwohnen kann, so läßt er gern durch einen jüngern Geistlichen für sich und die Seinen einen Privatgottesdienst abhalten." Der Verfasser dieses Aufsatzes weiß nicht, aus welcher Zeit dies erzählt wird. Er weiß dagegen bestimmt, daß es seinen eignen Beobachtungen nicht entspricht. Er war länger als drei Jahre, von Ende Februar 1870 bis Ende März 1873, im Auswärtigen Amte angestellt und dort, wenn sein Chef in Berlin war, auch an den Sonntagen ohne Ausnahme acht bis zehn Stunden zugegen. Er entsinnt sich aber nicht, gesehen oder gehört zu haben, daß der Minister im Verlaufe dieser Zeit die Kirche besucht hätte, obwohl derselbe keineswegs immer krank war, und seines Wissens fand ein Hausgottesdienst der von Hesekiel erwähnten Art in jenen drei Jahren bei Bismarck nur ein einziges mal statt. Am 25. Juli 1870 schrieb ich in mein Tagebuch: „Graf Bismarck nimmt heute früh 11 Uhr oben in seiner Wohnung mit den Seinigen das heilige Abendmahl. Er läßt anfragen, ob jemand aus unserm Bureau sich dabei beteiligen wolle, aber es meldet sich niemand dazu." Es war eine Ausnahme von der Regel, und ein großer Moment gab dazu Veranlassung. Sechs Tage vorher hatte Frankreich uns den Krieg erklärt, und sechs Tage nach dieser Abendmahlsfeier verließ der Kanzler an der Seite des Königs Berlin, um zum deutschen Heere abzureisen.

Über Varzin schreibt dem Verfasser ein Freund, der dort fünf oder sechs Sommer und Herbste mit Bismarck verlebt hat, daß letzterer am Tage seiner silbernen Hochzeit (28. Juli 1872), einem Sonntage, mit Familie und Gästen zur Kirche in Wussow gefahren ist. Er fügt hinzu: „Ich habe ihn auch sonst in den Jahren, die ich in Varzin war, zweimal dahin begleitet; einmal nahm er das Abendmahl." Wussow ist das eine starke Viertelmeile von Varzin gelegne Dorf, wo letzteres eingepfarrt ist.

Während der sieben Monate des deutsch-französischen Krieges ging der Kanzler, soweit die Erinnerung des Verfassers reicht, dreimal zur Predigt, einmal in Rheims und zweimal in Versailles.

Die nächstliegende Ursache, weshalb der Reichskanzler nur selten eine Predigt hört und an dem Gemeindegesange teilnimmt, ist wohl mit dem Sprichwort ausgedrückt, nach welchen Herrendienst vor Gottesdienst geht. „Es ist, schreibt er im Juli 1865 an seine Schwester, soviel Müssen in meinem Leben, daß ich selten zum Wollen komme." „Der Tag sollte für mich eigentlich sechs bis sieben Stunden mehr haben, so viel habe ich zu thun," äußerte er einmal in Versailles, und das wird auch für die spätere Zeit ungefähr zutreffen, soweit es sich um die Monate handelt, die er in Berlin verweilt. Er hat keine Muße

für die Kirche, wie er keine für das Theater, für Konzerte, Kunstausstellungen und Hoffeste hat. Vielleicht denkt er auch, daß Herrendienst in allen wichtigen Fällen bei ihm Gottesdienst ist; denn, wie wir gesehen haben, faßt er seine Mission als Arbeit nach Gottes Willen, in Gottes Namen und zur Verwirklichung göttlicher Gedanken auf. Eine andre Ursache sind Gesundheitsrücksichten. Er bekommt, wie er in Versailles einmal erklärte, von der Kälte, die in den Kirchen herrscht, Kopfschmerzen. Dasselbe deutet er in einem sehr charakteristischen Briefe an, den er am 26. Dezember 1865 an den ihm befreundeten Prediger Roman von André richtete. Es heißt da: „Was Kirchenbesuch betrifft, so ist es unrichtig, daß ich niemals ein Gotteshaus besuche... Ich gebe bereitwillig zu, daß es öfter geschehen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter, und denen, die sich in dieser Beziehung zum Richter an mir berufen fühlen, will ich gern genauer Auskunft darüber geben... Wenn ich unter der Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, hoffe, daß seine Gnade auch mir in den Gefahren und Zweifeln meines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde, an dem ich meinen Weg zu finden suche, so soll mich dieses Vertrauen weder harthörig gegen tadelnde Freundesworte noch zornig gegen liebloses und hoffärtiges Urteil machen."

Wie der Kanzler Zuschriften abwies, die unter die letztere Rubrik fielen, mag ein Beispiel zeigen. 1873, als die Altkonservativen ihm wegen der Stellung, die er zu der Schulaufsichtsfrage genommen, den Rücken wandten und ihn in ihren Blättern befehdeten, hielt es „ein alter Herr in Pommern" (Senfft Pilsach?) für Recht und Pflicht, ihn „in einem absurden Briefe salbungsvoll zur Einkehr und zum Gebete zu ermahnen." Der Fürst aber verwies ihn in seiner Antwort, die er dem Verfasser dieser Erörterung im Jahre 1881 teilweise vorlas, u. a. auf Psalm 12, 4 und 5, wo es heißt: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet. Die da sagen: unsere Zunge soll Überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?"

Selbst von seinem alten Freunde von André ließ Bismarck sich nicht imponiren, als dieser seine Meinung vom Duell mißbilligte. Er schreibt ihm in jenem Dezemberbriefe von 1865: „Was die Virchowsche Sache anbelangt [er hatte den fortschrittlichen Professor, nachdem dieser ihn im Landtage dreist beleidigt, durch Herrn von Keudell fordern lassen, der Zungenheld war aber darauf nicht eingegangen], so bin ich über die Jahre hinaus, wo man in dergleichen von Fleisch und Blut Rat nimmt. Wenn ich mein Leben an eine Sache setze, so thue ich es [hier spricht in der That ein Geistesverwandter Cromwells] in demjenigen Glauben, den ich mir in langem, schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebete vor Gott gestärkt habe, und den mir Menschenwort, auch das eines Freundes im Herrn und eines Dieners seiner Kirche, nicht umstößt."

Das Thema, welches wir uns im vorstehenden klar zu machen versucht haben, ist damit nicht hinreichend aufgehellt. Es giebt in genialen Menschen, in den Heroen, die wir verehren, dunkle Gründe des Könnens und Wollens, zu denen gewöhnlicher Verstand nicht hinabdringt, wie sehr er sich auch abmühe, tief zu kommen, ja über die sie selbst vielleicht sich keine deutliche und genügende Rechenschaft zu geben vermögen. „Ich möchte lieber schlafen, aber es denkt, es spekulirt in mir," sagte der Kanzler einmal in Versailles, als er von ruhelosen Nächten sprach. Was das „es" war, das gegen seinen Willen in ihm dachte, blieb zu erraten. Man glaubte zu ahnen, aber nicht ohne Zweifel. So ists auch in andern hier einschlagenden Fragen. Was man auch entdecke, immer bleibt ein unerklärlicher Rest, und wenn man sich sein Ergebnis ansieht, ists nur ein Durchscheinen von Farben und Formen durch einen Vorhang, die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit. Näher käme dieser wohl die tägliche Umgebung des Fürsten, falls sie dafür Sinn und Sinne hätte. Möglich, daß jener Rest etwas sehr einfaches ist, so einfach wie der Kern vieler Rätsel. So verhält sichs vermutlich auch mit dem, was zum Schlusse noch erwähnt werden muß.

Neben dem religiösen Glauben geht auch bei großen Geistern mitunter ein Etwas her, das von der aufgeklärten Welt als Aberglaube bezeichnet wird, und das, sowenig es im Christentum wurzelt, doch meist in einem gewissen Zusammenhange mit der Religion überhaupt steht, und auch davon finden wir bei Bismarck Spuren.

In Ostpreußen giebt es ein unbewohntes Schloß, das deshalb leer steht, weil seine Besitzer wissen wollen, es gehe darin das Gespenst einer Dame um, die dort ein Verbrechen begangen habe. Der Spuk soll sich bei hellem Tage zeigen. Als das einst bei Bismarcks erzählt wurde, und einer der Anwesenden über die Sache scherzte, sagte der Fürst ernst, man möge darüber nicht spotten und lachen; es könne sehr wohl etwas daran sein; denn er selbst habe einmal ähnliches erlebt. Er sprach sich bei dieser Gelegenheit hierüber nicht näher aus, meinte aber wahrscheinlich ein Vorkommnis in Schönhausen, über das Hesekiel berichtet: „Einmal lag Herr von Bismarck, er war aber damals noch nicht Ministerpräsident, zu Bett in dem Schlafzimmer, in welchem er geboren war [dasselbe blickt, wie zu beachten, mit seinen Fenstern auf den dicht darunter befindlichen Friedhof hinaus]; er hatte Gesellschaft im Schlosse, darunter einen Herrn v. Dewitz, und für den folgenden Morgen war eine Jagdpartie verabredet, zu welchem ein Diener die Herren frühzeitig wecken sollte. Plötzlich fuhr Bismarck auf aus dem Schlaf, er hörte, wie sich im Nebenzimmer die Thür zur Bibliothek öffnete, er glaubte leise Schritte zu vernehmen. Zunächst dachte er, der Diener komme, um ihn zu wecken, gleich darauf aber hörte er in einem dritten Zimmer Herrn von Dewitz «Wer da?» rufen. Er sprang aus dem Bette, die Uhr schlug zwölf, und es war niemand da."

Nach der Schlacht bei Gravelotte sprach man bei Tische davon, was nach einer vollständigen Besiegung der Franzosen geschehen werde, und der Kanzler schloß eine Auseinandersetzung seiner Ansicht mit den Worten: „Doch sprechen wir nicht vom Felle des Bären, ehe er geschossen ist. Ich gestehe, ich bin in dieser Beziehung abergläubisch.“ Vermutlich schwebte ihm dabei etwas wie der altgriechische Neid der Götter vor. In Rheims zählte vor Beginn eines Diners Graf Bismarck-Bohlen die Kouverts. „Wir sind doch nicht etwa dreizehn beim Essen,“ bemerkte er. „Nein. Das ist gut; denn der Minister hat das nicht gern.“ Ein andermal waren wir wirklich dreizehn bei Tische, und als ich das gegen Bucher, meinen Nachbar, äußerte, bat er mich, es nicht laut zu sagen, da es den Chef verstimmen würde. Am 14. Oktober 1870 kam der General Boyer als Unterhändler Bazaines nach Versailles zum Kanzler, aber Bismarck scheint an diesem Tage nichts ernstes mit ihm vorgenommen zu haben. Er fragte im Bureau: „Was haben wir heute für einen?“ — „Den Vierzehnten, Exzellenz.“ — „So, da war Hochkirch und Jena, da muß man keine Geschäfte abschließen.“ Möglicherweise fiel ihm dabei auch ein, daß dieser Vierzehnte ein Freitag war. Wenigstens behauptete er bei andrer Gelegenheit während des Feldzugs, als von einer Unterhandlung gesprochen wurde, die mißlungen war: „Daran war der Freitag schuld,“ und 1852 hatte er aus Halle an seine Frau geschrieben: „Ich habe mich viel besonnen, ob gestern nicht doch am Ende Freitag war, als ich abreiste; ein dies nefastus war es jedenfalls,“ worauf er eine Reihe von Reiseverdrießlichkeiten, einen Gasthof mit Wanzen und „infamem Kaffee,“ Meßjuden, „höhere Geschäftsdamen aus der Reezenjasse“ und einen zudringlichen Geheimrat im Kupee als Beweise dafür folgen läßt. Als ihm der Grafentitel verliehen werden sollte, kämpfte er lange mit dem Bedenken, ob er ihn annehmen sollte; denn er wußte, daß eine Anzahl pommerscher Adelsfamilien, die ihn bekommen, in verhältnismäßig kurzer Zeit ausgestorben waren. „Das Land erträgt es nicht,“ meinte er, als er die Sache erwähnte. Am 23. November 1870, abends beim Thee, kam er in Versailles auf seinen Tod zu sprechen, und gab genau das Alter, das ihm zu erreichen, und das Jahr an, in welchem ihm zu sterben bestimmt sei.... „Ich weiß es,“ schloß er, als dagegen remonstrirt wurde, „es ist eine mystische Zahl.“ Sieben Jahre später, in Varzin, wiederholte er dem Erzähler dieses seltsamen Vorkommnisses jene Versicherung, setzte indeß hinzu: „Doch das weiß nur Gott.“

Endlich mag noch Erwähnung verdienen, daß der Kanzler der Meinung ist, der Mond habe Einfluß auf alles Wachsende, namentlich auf Haare und Pflanzen. „Sie sehen noch einmal so jung aus, Herr Geheimrat,“ äußerte er einmal bei Tafel scherzend gegen Abeken, als dieser sich die Haare hatte schneiden lassen. „Man möchte gleich ihre Frau sein. Sie haben sich aber die Haare zu rechter Zeit schneiden lassen; der Mond ist im Wachsen. Und wie mit den Haaren ists auch mit den Bäumen. Wenn die Wurzelstöcke der Birken wieder

ausschlagen und treiben sollen, fällt man den Stamm im ersten Viertel; sollen sie aber gerodet werden, im letzten. Es giebt Leute, Gelehrte, Schulmeister, die wollen das nicht glauben, aber unsre Förster wissen's besser und verfahren darnach, und die Forstverwaltung giebt ihnen Recht."

Der klarste Denker auf politischem Gebiete, tief und weitblickend wie keiner der Zeitgenossen, stets das Rechte kombinirend, vorurteilslos, über das Herkömmliche hoch erhaben. Ein Geisterseher, ein Tagewähler, ein Rechner mit mystischen Zahlen?

Hm, es giebt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen unsre Philosophie*) sich niemals träumen ließ. Man kann das hier in doppeltem Sinne verstehen. Ich möchte es in dem nehmen, in welchem es Shakespeare gebraucht. Starken Geistern bleibe unbenommen, es anders anzuwenden. Publikus, auch ein starker Geist, wird ihnen dann beipflichten.

Altfränkische Bilder und Geschichten
aus dem Koburger Ländchen.

Den Lesern der Stockmarschen Denkwürdigkeiten sowie der biographischen Schriften über Friedrich Rückert — namentlich des Kühnerschen Buches (Dichter, Patriarch und Ritter) und eines längern Aufsatzes in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1873, 39 ff.) — ist jedenfalls auch der Briefwechsel beider Freunde in der Erinnerung geblieben und wohl auch eine in demselben öfters genannte gemeinsame Freundin, Frau Lilli Bergner (Madame la Bergère), in den

*) Hierzu die im Hinblick auf unsre materialistischen Physiker nicht überflüssige Bemerkung, daß philosophy bei Shakespeare wie in der ältern englischen Sprache überhaupt eine viel weitere Bedeutung hat als in der heutigen und als „Philosophie" bei uns. Es umfaßt die sämtlichen Naturwissenschaften und diese vorzugsweise. Newtons Forschungen und Entdeckungen sind in den Philosophical Transactions veröffentlicht worden. Man kann also die oben zitirte Stelle im „Hamlet" auch übersetzen: „Dinge, von denen eure Physik sich noch nichts träumen läßt." Der jetzt noch unbekannte Zusammenhang kann ja künftig gefunden werden. In Taming of the Shrew I, 1 spricht Tranio von Metaphysics, aber man vergleiche auch noch „Hamlet" II, 2 die Rede des Prinzen kurz vor dem Auftreten des Polonius, wo jener sagt: 'S blood there is something in this more than natural, if philosophy could find it out, und dann wieder „Lear" III, 4, wo der König äußert: Let me talk with this philosopher, what is the cause of thunder. Endlich spricht wohl auch die Stelle in Romeo and Juliet III, 3 für unsre Auffassung, wo Romeo dem Klosterbruder antwortet: Hang up philosophy! Unless philosophy can make a Juliet, displant a town, reverse a princes doom, it helps not. Doch ist es hier vielleicht ein Wortspiel gegenüber dem Mönche.

Jahren 1812 und 1813 des jungen Doktors liebenswürdige Hausgenossin und treue Pflegerin in seiner gefährlichen Lazarethkrankheit zu Ende des Jahres, die Freundin und „hochverehrte Herrin" des zwischen Ebern und Koburg hin und her wandernden Dichters, und die Vermittlerin, soweit möglich, seines sehnsüchtiges Verhältnisses und „Heimwehs" zu der schönen Pfarrerstochter von Effelder. Obwohl ein Jahr älter als Baron Stockmar, hat Frau Bergner — Gattin und seit 1850 Witwe des Hofrats und Stadtdirektors (Burgemeisters) Bergner in Koburg — die beiden Jugendfreunde noch um mehrere Jahre, bis 1866 (2. November) überlebt, fortdauernd ansässig und wohnhaft in jenem von ihr geerbten stattlichen Hause am Markte, welches viele Jahre einen Mittelpunkt der Koburger Gesellschaft bildete, und in welchem sie nun zuletzt, selbst kinderlos, mit einer verwitwet zu ihr zurückgekehrten Pflegetochter zusammenlebte. In der letztern aber hatte sie nicht nur eine kindliche Trösterin ihres Alters, sondern auch eine treue geistreiche Bewahrerin ihrer autobiographischen Erzählungen und Erinnerungen gefunden. Das Buch nämlich, dessen Besprechung dieser Aufsatz gewidmet ist und von dem derselbe auch bereits seine Überschrift entlehnt hat: Altfränkische Bilder und Geschichten aus dem Erinnerungsschatz einer alten Tante (Coburg, Riemann, 1882), ist ein vor kurzem erschienenes Werk dieser Pflegetochter und verdankt seinen Ursprung nicht sowohl der als chronologisches Merkmal genannten „alten Tante" — einer Großtante mütterlicherseits — als vielmehr, wie Stoff und Stil deutlich verraten, der Frau Bergner selbst, die hier durch den Mund der Tochter zu uns redet und die Geschichte ihrer Familie, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in einer Reihe malerischer Skizzen Bild an Bild vor uns aufrollt. Und indem uns die so erzählte altfränkische Bilderchronik durch die dramatische Lebendigkeit des Stiles und unmittelbare Erlebtheit des kulturhistorischen Stoffes eine ebenso anmutige als lehrreiche Unterhaltung gewährt, dient sie zugleich, vermöge des Freundschaftsverhältnisses der Frau Bergner zu Stockmar und Rückert, sowie vermöge mehrerer hier zum erstenmale gedruckten Rückertschen Briefe zur Vervollständigung unsrer biographischen Kenntnis beider Freunde und zeigt uns dieselben, der Freundin gegenüber, in mannichfach neuer Beleuchtung.

Drei Generationen zurück beginnt die Erzählung und entspinnt sich in dem kleinen Pfarrhause des an der Koburger Grenze gelegenen bairischen Dorfes Hereth (Hairath), wo sowohl die „alte Tante" als auch die Großmutter der Frau Bergner mütterlicherseits als Töchter des Pfarrers Schmoller geboren und herangewachsen waren. Da nämlich die Großmutter, die zweite dieser Töchter, sich durch den vorzeitigen Tod ihres Mannes, des Doktors Alt, Arztes in Rentweinsdorf, außer Stand gesetzt sah, die Erziehung ihrer drei Kinder, zweier Söhne und einer Tochter, selbst fortzuführen, so wurden diese von den Schmollerschen Geschwistern übernommen, und zwar die Tochter, Carolina, Frau Bergners Mutter, von der mit dem Koburger Rechtslicenziaten Krumm ver-

heirateten jüngsten Schwester, bei der auch als Stiefmutter des Mannes die älteste Schwester, die „alte Tante," lebte. Den idyllisch-dramatischen Beginn unsrer Chronik aber bildet die Verlobungsgeschichte dieser jüngsten Schwester, die sich mehrere Jahre vor Dr. Alts Tode ereignete: die Erzählung, wie der junge Licenziat bei einem Sommerbesuch des Vaters seiner Stiefmutter das siebzehnjährige Lottchen als singende Schnitterin, den Rechen in der Hand und einen Kornblumenkranz im blonden Haar, kennen und lieben lernt und für den Reiz dieser Empfindung dann beim abendlichen Geläut und Gebet der Ernteseier in seinem Herzen die religiöse Weihe, sowie bald darauf von seiten des Vaters den geistlichen Segen empfängt, eine reizende kleine Idylle, die unser Büchlein von vornherein mit einem lieblichen ländlichen Abendschimmer und Erntedufte erfüllt, der sich dann auch über die Bilder und Geschichten des städtischen Lebens ausbreitet.

Als ein gleichfalls Stadt und Land vermählendes Seitenstück zu Lottchens Verlobung begegnet uns dann die ungefähr gleichzeitige (1740) des Großvaters väterlicherseits, des Koburger Rechtslicenziaten Imanuel Ehregott Schmalz mit der Pfarrerstochter Fischer von Holzhausen; nur daß dieses Ehebündnis für den Sohn, den Licenziaten Christian Schmalz, in dem häuslichen Hader seiner beiden verwitweten Großmütter den feindlichen Gegensatz zwischen Stadt und Land auf humoristische Weise fortdauern läßt. Die durch die städtische Vornehmthuerei der Frau Licenziatin hervorgerufenen, von der ländlichen Derbheit der Frau Pfarrerin (einer gebornen Holländerin) aufgenommenen häuslichen Zweikämpfe beginnen gewöhnlich auf einem den beiden alten Damen gemeinsamen offnen Gange, setzen sich aber dann auch in der gemeinsamen Familienwohnstube fort, wo der Enkel, der junge Licenziat, selbst an seinem Schreibtische sitzt und arbeitet und sich, wenn der Zank zu laut wird, durch einen patriarchalischen Pfiff zeitweilige Ruhe verschafft.

Wie roh freilich damals die ländlichen Zustände in Franken gegenüber den städtischen geworden waren, und wie entartet namentlich die häuslichen Sitten des fränkischen Landadels, dies zu erproben hatte niemand bessere Gelegenheit als unser Christian Schmalz, der Vater der Frau Bergner, vermöge der ihm auf verschiedenen Gütern anvertrauten Gerichtshalterschaft und vermöge des christlichen Eifers, mit dem er dieses juristische Amt zugleich als ein Amt menschenfreundlicher Hilfe und Warnung zu verwerten suchte. Ein treffendes Bild und Beispiel dieses Verhältnisses bietet das zwischen ihm und einem jungen Landfräulein einmal geführte Fenstergespräch, worin letztere ihm schluchzend erzählt, wie sie von ihrem Vater hier eingesperrt worden sei, damit er, der Gerichtshalter, ihre zerrissenen Kleider und schuhelosen Füße nicht bemerken solle, und darauf von ihm die wohlmeinende Antwort erhält, es schicke sich für ein vornehmes junges Fräulein doch auch wirklich nicht, daß sie barfuß und zerlumpt und zugleich fluchend und schimpfend, wie sie bisher gethan, durch Haus und

Hof lause. Als der junge Gerichtshalter später der Mann Carolinens und Vater Lillis geworden war, erhielt diese einmal von dem Freifräulein — „Rickele" — selbst die vertrauliche Mitteilung jenes Zwiegespräches.

Ein kulturhistorisch merkwürdiges Ereignis hatte sich damals bereits an der kleinen Lilli, in ihrem vierten Jahre, selbst vollzogen, nämlich die Impfung, und zwar, weil die Kuhpockenlymphe noch nicht bekannt war, die Impfung mit Menschenblattergift, ein Unternehmen, dessen gefährlicher Neuheit die ganze Stadt mit Schrecken zusah, und dessen Gefahren auch der Arzt nur dadurch abwenden zu können glaubte, daß er der kleinen Fieberkranken zur Zerstreuung eine laute Janitscharenmusik im Zimmer verordnete, nebst einem von den Freunden und Freundinnen des Hauses aufgeführten Kunstreitertanz auf Stühlen um den Tisch herum. Und obwohl dieses bei offenen Fenstern angewandte Mittel den Koburgern als eine neue Gottlosigkeit erschien, so gelang doch die Kur vortrefflich, so vortrefflich, daß nun auch die Prinzen und Prinzessinnen des herzoglichen Hauses sofort, und zwar mit Lillis eignem Blattergift, geimpft wurden, und daß dieses Gift so, wie unsre Erzählerin bemerkt, eine pathologische Quelle der Gesundheit und Schönheit wurde, kraft deren das Koburger Haus sich seitdem hervorgethan und auf drei europäischen Königsthronen neue Stammbäume ins Leben gerufen hat. Den schönen Prinzen und Prinzessinnen aber, namentlich der Prinzessin Victoria (der späteren Herzogin von Kent), wurde das schöne Impfschwesterlein bald auch für mehrere Jahre eine angenehme Gespielin.

Gewissermaßen einen gegensätzlichen Beweis für den Segen der Impfung aber bietet der in unserm Buch als „liebenswürdiges Original" aufgeführte alte Freund und Hausgenosse, Georg H., der durch die bösen natürlichen Blattern nicht nur die ursprüngliche Schönheit seiner Gesichtszüge verloren, sondern auch an der sonst wohlerhaltenen und entwickelten Schönheit seines Geistes und Gemütes insofern eine Einbuße erlitten hatte, als er, getreu dem Grundsatze seiner Nichtimpfung, vor allen Neuerungen, besonders politischen, einen krankhaften Abscheu empfand und sich hierdurch von der Gesinnung seines Koburger Freundeskreises, namentlich Stockmars, Rückerts und der Frau Bergner, fortdauernd unterschied. Unsre poetische Teilnahme aber gewinnt der liebenswürdige alte Herr und Hagestolz dadurch, daß er in seiner Jugend die von Rückert gefeierte schöne Agnes, die Amtmannstochter von Gereuth, liebte, und als er einmal, um mit ihr zu tanzen, zum Sonntagsballe nach Gereuth fuhr, dort gerade zu ihrem Begräbnis eintraf und anstatt von der Tanzmusik vom Todesgeläute begrüßt wurde.

Von seinen „Jugendliedern," zu denen die Agnesfeier gehört, teilte Rückert, wie wir auch aus den hier gedruckten Briefen ersehen, die meisten und besten seinem Freunde Stockmar und der Freundin Bergner sofort handschriftlich mit, namentlich die Amaryllis, die Drei Liedlein vom Glücke, den Kleinen Haushalt, die Geharnischten Sonette und die Fünf Märlein für seine kleine Schwester. Zu

den (später in eins zusammengezogenen) trotzig-wehmütigen Drei Liedlein schreibt er an Frau Bergner, dieselben seien so holprig, als wären sie nicht vom Glück, sondern vom Unglück, zu dem elfenhaft-kindlichen Kleinen Haushalt, sie möge sich denselben, so unbedeutend er sei, wenigstens um der ersten vier Zeilen willen gefallen lassen. Die an Stockmar gerichtete Sendung der Geharnischten Sonette und der Fünf Märlein aber begleitet er (Anfang Dezember 1813) mit folgendem Briefe.

Mein Bruder, der noch in Koburg sitzen muß, wird dir gesagt haben, was aus mir geworden, nämlich das alte Nichts. — Ich schicke dir hier zweierlei: 1. Die Geharnischen Sonette in einer zusammengeschmolzenen Revision. Es waren, nach schon vielfach weggeräumtem Kehricht, 52: mein Bruder hatte sie nach Würzburg geschickt, und fast wären sie dort, durch sein Veranstalten und mein Ansehen, durch den jungen Aufseß in Druck gekommen; jetzt habe ich sie reklamirt, es war ein durchaus unreifes Ding, und wie du sie jetzt empfängst, statt 52 nur 30, sind sie vielleicht besser, aber wohl noch nicht zum besten. Schreibe mir, wie du sie als ein Ganzes findest, wie in Bezug auf den (nun schon verflossenen) Moment, und wie in Bezug auf weiter nichts als immer Poesie: — 2. Dieses ist ein Spaß, in einer einzigen Nacht ausgehecket: ich weiß nicht, was du zu meiner Zumuthung sagen wirst? ich möchte sie als Fuchsschwanz für meinen Vater zum Christtag für sein Äffchen, meine kleine Schwester, gedruckt haben. Thue mir endlich einmal einen Gefallen und frage bei Ahl, oder wenn irgend ein wohlfeiler Drucker bei euch ist, wieviel ich ihm geben muß, daß er mir das Ding druckt. Oder sieh doch, daß du's ihm gar aufhängst, daß ers vielleicht als Neujahrskinderschrift druckt und mir statt Honorar einige Exemplare giebt. Lobe es ihm als etwas ungemein moralisch Lehrreiches, obgleich von dergleichen Gut nichts drinn steckt. Schreibe mir plötzlich. Dein R.

Als aber dieses Schreiben nebst Sendung ohne Antwort bleibt und Rückert endlich auf seine ungeduldige Nachfrage bei Frau Bergner von dieser die gefährliche Krankheit des Freundes erfährt, schreibt er ihr folgendes:

Das letztemal ist mir die Bötin entgangen, daß ich nicht auf frischer That Ihnen die Empfindungen wiedergeben konnte, die Ihr Brief durch die Nachricht von Stockmars Krankheit mir erregte. Jetzt aber kann ich nicht mehr dazu kommen, Ihnen etwas von Schreck oder Besorgniß zu schreiben, denn meiner innern Vorstellung nach muß er wieder gesund oder wenigstens außer aller Gefahr sein. Gestern morgens hat mich geträumt, er neige sich über mich, mir was zu sagen mit einem sehr warmen gesunden Odem. Gewiß haben Sie ihn gesund gebätet. O Ihr lieber hastiger Brief! Ich habe es auch versucht, weil Sie's befahlen, aber mein Gebet hat gewiß nichts geholfen. — Ich erwarte als Christgeschenk von Ihnen eine vollkommen beruhigende Nachricht über unsern lieben Freund, der uns bei Gott nicht sterben darf. Wenn der Schalk den Kopf wieder heben kann, wird er uns sammt und sonders auslachen mit unsrer Theilnahme, und thun wollen, als ob er sich nicht viel daraus machte. — Wenn mein Packet an Ihn noch in Ihren Händen sein sollte, so erbrechen Sie es doch und schicken mir die kriegerischen Dinge darinnen zurück, die jetzt nichts für unsern Freund sind; die Märchen aber können Sie immerhin oben behalten und sie zum Einschläfern für das große Kind brauchen, statt des kleinen, für das sie bestimmt waren. Aber bitte, bitte! jenes andre schicken

Digitized by Google

Sie mir recht bald: ich möchte es haben, ehe denn ich vielleich von hinnen scheide. Denn es hängt nur noch an einigen Zwirnfädchen, daß ich meinem Bruder noch nicht nachgelaufen bin, der bereits nach Würzburg ist, um der erste zu sein, sich dem ergangenen Aufrufe der Freiwilligen zu stellen. Mich hält man hier im Hause an allen Rockschößen.

Seinem zweifelhaften Plan, selbst mit ins Feld zu ziehen, leistete der Dichter bekanntlich keine Folge, sondern fuhr fort, wie es sein eigentlicher Beruf war, die kriegerischen Ereignisse mit seinem Liederspiel aus der Ferne zu begleiten, während Stockmar, halbgenesen, den siegreichen Heeren sofort als Arzt (Oberarzt der sächsischen Kontingente) nacheilte, Frau Bergner aber den Winter mit militärischer Ausrüstungsarbeit und Krankenpflege verbrachte, bis sie am 11. April 1814, früh am Ostermontag, durch blasende Postillone geweckt wurde, die durch die Stadt reitend die Einnahme von Paris verkündeten. Den heiligen Jubel dieses Morgens und Tages, dieses zwiefachen großen Auferstehungsfestes, hat Frau Bergner ihr ganzes Leben lang nachempfunden und jüngern Bekannten später oft zugerufen: „Ihr junges Volk wißt garnicht, was Freude ist; nur wer den Einzug unsrer Truppen in Paris erlebt hat, der weiß es."

Den so viel größern Sieg von 1871 hat unsre Freundin freilich nicht mehr erlebt; wohl aber die Ereignisse von 1866, die denselben vorbereiteten und die sie in diesem Vorgefühl mit Freude begrüßte und gegen alle dagegen erhobenen Zweifel noch auf ihrem Sterbebette prophetisch rechtfertigte — ganz in der Weise, wie es Stockmar und Rückert, wenn sie gelebt hätten, gethan haben würden, besonders der erstere. Und diese Geistesverwandtschaft der Frau Bergner mit dem Jugendfreunde betrifft, wie viele Züge ihrer Autobiographie zeigen, keineswegs bloß die patriotische — preußisch-deutsche — Gesinnungsweise, sondern erstreckt sich auf die gesamte Anlage und Entwicklung des Gemütes und Temperamentes, auf jenen ihn auszeichnenden und auch bei ihr deutlich bemerkbaren jovialen Mut und Übermut des Empfindens, Handelns und Redens, namentlich auch auf jenen bildnerischen, dramatisch-lebendigen Stil des mündlichen Erzählens, der uns an vielen Stellen des von der Tochter nacherzählten Büchleins mit echt Stockmarschem Ton und Humor zu Ohren klingt. Und so freuen wir uns des Büchleins vor allem wegen der darin enthaltenen Fortsetzung und Vervollständigung der Stockmarschen Denkwürdigkeiten und der Rückertschen Erinnerungen und weil uns darin auf dem Hintergrunde altfränkischer Zustände das Doppelbild der beiden Freunde in erneuter Lebendigkeit entgegentritt.

Berlin. F. C. M.

Ich frug.

Ich frug mich manchmal in den letzten Tagen:
Woher ſtammt wohl die edle Form: er frug?
Wer war der Kühne, der zuerſt ſie wug?
So frug ich mich, ſo hab ich mich gefragen.

Erſt wollte mir die Neu'rung nicht behagen;
Doch nunmehr treibt ſie mich zu kühnerm Flug,
Und demnächſt werd' ich ſchreiben auch: er ſug,
Anſtatt er ſagte wie bisher zu ſagen.

Doch ganz wird uns das neue Licht erſt tagen,
Wenn wir: er klug, er nug, er plug, er rug,
Es tug, er zug, er — und ſo weiter wagen.

Nur fürcht' ich faſt, ihr früget, ob ich klug,
Und ihr Frugalen würdet demnächſt klagen,
Es ſei an frug bereits mehr als genug.

Maulbronn. Paul Lang.

In liebenswürdigerer Form kann wohl eine überhandnehmende ſprachliche Unart nicht gegeißelt werden, als es in dem vorſtehenden, uns in den letzten Tagen zugeſandten Sonett geſchieht. Wenns nur was nützte! Sprachlichen Modethorheiten gegenüber ſind ja ſelbſt die geſcheidteſten Leute ſchwach bis zur Kinderei. 'S iſt doch gar zu hübſch, mit ſo einem neuen Worte oder einer neuen Wortform ſich zu ſpreizen.

Vor ein paar Monaten laſen wir zum erſtenmale das Wort „wehleidig"; es war in einer Beſprechung des „Parſifal," wo Amfortas als eine wehleidige Geſtalt bezeichnet wurde. Seitdem wimmelt es in unſern Theaterkritiken von wehleidigen Figuren.

Früher ſagte man: drei Jahre lang; dann war es eine Zeit lang Mode, das Franzöſiſche nachzuäffen und zu ſagen: während dreier Jahre. Das allerfeinſte aber iſt neuerdings das jüdiſch-wieneriſche „durch drei Jahre" — er war durch drei Jahre im Orient. Gott, wie geſchmackvoll!

In Leipzig bauen jetzt zwei Architekten, Hartel und Lipſius, eine neue Kirche. Als vor einigen Monaten die feierliche Grundſteinlegung ſtattfand, über welche die Tagespreſſe, wie über alles jetzt, erſt verſchiednemal im Futurum und dann noch einmal gründlichſt im Präteritum referirte, hatte ein Leipziger Blatt den genialen Einfall, die beiden Baumeiſter nicht Hartel und Lipſius, ſondern „Hartel-Lipſius" zu nennen. Zwei Tage darauf hießen ſie in ganz Leipzig ſo, und heute — s' iſt kaum zu glauben — nennen ſie ſich ſelber ſo! — Nächſtens kaufen wir jedenfalls auch Muſikalien bei Breitkopf-Härtel und trinken Cacao von Jordan-Timäus.

* * *

Die Fiſcherin von Malamocco.

Novelle von Adolf Stern.

(Fortſetzung.)

Alles dies zog und wogte durch Margheritas Seele, indeß ſie allein in der einſamen Hütte ſchaltete, den Wohnraum mit ein paar Schilfmatten an Thür- und Fenſteröffnung vor der Mittagsglut zu ſchützen ſuchte, indeß ſie das Gerät im Vorraum der Hütte ordnete und dazwiſchen am Feuer ſtand, um die einfache Koſt zu bereiten. Gewandt erfüllte ſie alle ihre kleinen Pflichten, aber leicht wäre zu ſehen geweſen, daß ſie mit keinem ihrer Gedanken bei dieſer Hausarbeit verweilte. Sie ging mehrfach zwiſchen ihrem Herde und dem Dünenhügel hin und her, in deſſem Sande Tonio eine Art Vorratskeller angelegt hatte, ſie warf von Zeit zu Zeit einen Blick nach dem flacheren Strande hinaus, der im Sonnenlicht blitzte und gegen den die große Flut ſo leiſe und faſt träg heranwogte, als ſei ſie niemals bewegter und ſtürmiſcher geweſen. Margherita hielt es für möglich, daß Tonio mit ſeinem Boote durch die Meerpforte bei San Nicolo und um den Oſtrand des Lido herum heimkehre, ſie vergaß nur, daß ſie in dieſem Falle ihren Mann erſt nach mehreren Stunden zurückerwarten dürfe. Sie konnte ſich nicht verſagen, wieder und wieder nach der See hinauszuſehen, doch der ſonnige Himmel und die lichtſchimmernde Flut blendeten ſie derart, daß ſie raſch abließ und endlich nur auf die nahen Marmorblöcke hinſah, die zweihundert Schritt von ihrem kleinen Hauſe tief im Sande des Ufers eingeſunken lagen. Dicht neben ihnen waren ein paar Pfähle eingerammt, Tonio pflegte dort ſein Fahrzeug anzulegen und zur weitern Sicherung zwiſchen die großen Steinblöcke zu ſchieben, bis zu denen die Flut herantrat. Margherita hatte manchen Abend auf ihnen geſeſſen, allein und mit Tonio, ſie wußte, daß einſt an dieſer Stelle eine Kapelle hatte errichtet werden ſollen. Der Bau war nicht beendet worden, verfallen und nichts von ihm übrig geblieben, als die

großen zu Schwellen oder Altarſtufen beſtimmt geweſenen Blöcke. Heute trat der jungen Frau ſchmerzlich in den Sinn, wie oft ſie in den erſten Jahren, welche ſie unter den Fiſchern des Lido gelebt, davon geträumt hatte, die Kapelle dereinſt noch erbauen zu laſſen, wenn ſie heimgekehrt und wieder die Grafentochter von Thann ſein würde. Jetzt wußte Margherita, daß der Marmor nie aus dem Uferſand erſtehen und ſie ſelbſt nie heimkehren würde. Und ſo ging ſie wieder in die Hütte zurück in wachſender Sehnſucht nach Tonio. Es war ſo ſtill und ſchwül im Vorraum wie im dunkeln Wohngemach, die Minuten und Stunden ſchlichen ſo langſam hin, und Margherita mußte daran denken, wie öde und troſtlos es hier ohne Tonio — aber auch für ihn ohne ſie — ſein würde!

Inzwiſchen eilte Marcanton in ganz andern Gedanken auf den Sandwegen der heimatlichen Inſel zu Margherita zurück. Er hatte ſein Geſchäft in Venedig raſch erledigt und ſich ſelbſt den Trunk Wein nicht gegönnt, den er an andern Tagen in einer Schenke bei San Pietro in Caſtello zu nehmen pflegte. Der junge Fiſcher war ſonſt viel zu friſch und lebensfroh, um lange über die kleinen Vorgänge eines Tages nachzuſinnen; doch heute ſchien etwas von der Natur ſeines Weibes in ihn übergegangen. Er konnte die Erinnerung an die Zwieſprache mit Margherita in der Morgenfrühe und die an den Zwiſt mit ſeinem rauhen Vater nicht verſcheuchen. Es war ihm, als laſte die Schwüle des Tages auf ſeiner Seele, die dumpfe Furcht vor der Zukunft beſchlich ihn. Seit er Margherita zum Weibe genommen, ja manches Jahr zuvor, ſeit ſie in der Hütte ſeines Vaters gewohnt, hatte Tonio ſich glücklich gefühlt vor allen Menſchen, die er kannte — warum mußte ihm verkümmert werden, was ihm die Heiligen gnädig gewährt? Warum konnte er Margherita die Ihrigen, die im Sturm untergegangen waren, nicht vergeſſen machen, warum fand ſich der alte Marco nicht in die fremde Weiſe, die doch ſein — Tonios — Herz von Glück und Stolz ſchwellen ließ? Der heißblütige junge Mann vergaß, indem er in ſolchen Betrachtungen ſein Boot über die Lagune zurückruderte und dann auf dem Pfade durch den Lido der Sonnenhitze und dem Staub trotzte, wie viele male und wie tief er ſelbſt in den letzten Monden und Wochen und noch dieſen Morgen wieder an Margheritas Weſen verzagt war. Er vergaß es und hing vielmehr einem Traume nach, der ihm Befreiung von allem Druck des Tages, von aller Sorge um das Künftige verhieß und den er noch vor Abend ſeinem jungen Weibe enthüllen wollte.

Margherita hatte eben wieder den Dünenhügel erklommen, an den ſich ihre Hütte lehnte, als ſie zwiſchen den Maulbeerbäumen, die gegen San Lazzaro hin eine Art Gehölz bildeten, eine rote Mütze leuchten und gleich darauf Tonios Kopf und ſchlanke Geſtalt auftauchen ſah. Wie in alten Tagen flog ſie ihm heute entgegen, und der Fiſcher beſchleunigte ſeine Schritte, als er ihrer anſichtig ward. Margherita ſchlang, als ſie Tonio erreichte, ihre Arme ſo haſtig

um seinen Hals und schmiegte ihr bleiches Gesicht so innig an das braune bärtige Antlitz ihres Mannes, daß Tonio glückselig den Arm um sie legte und sie für den Rest des Heimweges mehr hob und trug als neben ihr ging. Mit einem Kuß setzte er die junge Frau vor der Thür ihrer Hütte nieder, seine Augen leuchteten wie die eines frohen Knaben, als er hochatmend sagte: Das heiß ich eine gute Stunde, Margherita, und eine bessere, als ich je verdient! Ich will Pater Girolamo morgen den schönsten Fisch bringen und dem heiligen Isidoro auf seinen Namenstag eine rote Kerze geloben! Mit einem scharfen Blick hatte Tonio soeben wahrgenommen, daß sein Weib viel geweint haben mußte, aber daß zugleich ein Schimmer von Freude über seine Heimkehr auf ihren Zügen lag. Mit einem frohen Ausruf drückte er noch einmal die anmutige Gestalt Margheritas an sich, sie wand sich leise aus seinem Arm und bat ihn, nur kurze Zeit im schattigen Gemach zu rasten, bis sie das Mahl vollends bereitet haben würde. Verwundert, doch gehorsam, warf sich Tonio drinnen auf eine der hölzernen Bänke — in Margheritas Stimme war heute ein Laut, den er seit Wochen nicht vernommen und den er doch so gut, so gut kannte! Der Fischer fühlte sich in der That ein wenig erschöpft von der Fahrt und dem raschen Gange, wie von der Glut des Sommertages, er barg sein Gesicht in den Händen und lag ganz still, aber zu schlummern vermochte er vor froher Erregung nicht. Eine Viertelstunde und noch eine rann hin, auf einmal spürte der Träumer, daß es heller in dem verdunkelten Raume ward und daß Margheritas weiche Hand leicht über sein schwarzlockiges Haar strich. Sie hatte das Schilfgeflecht von dem Fenster weggezogen, draußen stand die Sonne jetzt im West, der helle Tagesschein, aber kein Sonnenstrahl drang mehr herein. Rasch erhob sich Tonio von seiner Bank und machte neben sich Platz für Margherita, die auftrug, was sie bereitet hatte. Einträchtig verzehrten die jungen Eheleute die gebratenen Fische und die frischgebackenen Maiskuchen, die vor ihnen standen, mit Wohlgefallen nahm Tonio wahr, daß seine Frau heute wiederum aß und sich mit ruhigem Anteil von der ungeheuern Zahl fremder Schiffe berichten ließ, die er heute wieder im großen Hafen der Stadt gesehen. So plauderten sie harmlos und heiter mit einander, während jedes von beiden Gedanken in der Seele barg, die nicht auf die Lippen treten wollten. Am Ende war es Tonio, der aufstand und Margherita vorschlug, hinab bis zu den Marmorblöcken am Strand zu gehen, wo sie oft gesessen und wo ein kühlerer Hauch vom Wasser her wehe. Die junge Frau nickte stumm, sie folgte ihm nicht eben zögernd, aber doch langsam, ihr wars, als ob Tonio eine Frage an sie richten werde. Und sie wußte, daß sie ihm heute, wenn er frage, die Wahrheit nicht hehlen, nicht einmal schweigen könne, wie bisher so oft.

Nun saßen sie einander gegenüber auf den Steinen, und die Flut netzte mit leis im Sand verrinnender Welle ihre Füße. Die Luft, die sie atmeten, war noch immer heiß, und das Meer schimmerte im Lichte des Sommerabends

ſo farbig wie die Wolken, welche im Oſten darüber hinzogen. Beide waren des Anblickes gewohnt, und Tonio ward weder freudig noch traurig bei demſelben. Heute aber blickte er auf die Flut hin, als wollte er die Küſte gegenüber erſpähen, und mit einemmale hob er zu Margherita an: Hat dirs nicht oft weh gethan, daß du das heilige Land, um welches du mit den Deinen die alte Heimat verlaſſen, nicht einmal erreicht haſt? Verlangt dichs nicht den Boden noch zu betreten, nach welchem einmal dein ganzer Sinn geſtanden?

Wunderſam ſchlug die Frage an Margheritas Ohr, eine jähe Röte überhauchte ihre Wangen. Sie machte eine abwehrende Bewegung und fragte haſtig dagegen: Um Gott, Tonio, wie fällt dir das bei? Ich will ſein, wo du biſt und mich redlich mühen, die ſchwere Unruhe zu überwinden, die im Traum über mich kommt.

Tonio aber ſchien ihre Frage wie ihre Beteuerung zu überhören, er ſagte: Wenn wir vor Jahren hier ſpielten und eine Springflut bunte Muſcheln zwiſchen dieſe Steine warf, meinteſt du ſtets, daß ſie von der ſyriſchen Küſte kämen. Und wenn ich damals deinen Augen wohlgefallen wollte, ſtieg ich in des Vaters Boot und heftete ein Kreuz zum Zeichen daran, daß wir als Ritter und Pilger nach dem heiligen Lande fahren wollten, und führte uns bis nach der Punta del Romito. Ich weiß nicht, warum wir im Ernſt nie wieder an unſre Kinderſpiele gedacht haben. So oft ich nach der Stadt komme, höre ich im Hafen und auf dem Platze des heiligen Marcus hundert Geſchichten klingen von Leuten, die drüben in Akkon und Tripolis ihr Glück gemacht, und von bloßen Krämern und Fiſchern zu ſtolzen Kaufherren und Schiffsherren geworden ſind. Und wahrlich, Margherita, manche von ihnen, die jetzt im Königreich Jeruſalem und auch drüben in Venedig einherprunken, waren ärmer als wir. Warum gehen wir nicht hinüber, du löſeſt dein altes Gelübde, und ich ſuche drüben ein beſſeres Glück zu gewinnen, als uns hier jemals zu Teil werden kann. Ich fühle, daß ich Kraft habe und tapfern Sinn, und wenns für dich gilt, könnte ich da manches erringen, wo Kraft und tapferer Sinn im Preiſe ſtehen, und keiner mir vorrücken wird, daß ich hier in der Fiſcherhütte gehauſt habe.

Marcantonio war emporgeſprungen, ſeine geſchmeidige Geſtalt ſchien zu wachſen, aus ſeinen Zügen ſprach ein männlicher, nicht unbeſcheidener Stolz, Margheritas blaue Augen richteten ſich vertrauend zu ihm empor, einen Augenblick lang teilte ſie ſeinen Traum. Sie wußte, daß hunderte aus Venedig und dem umliegenden Lande nach Paläſtina hinüberfuhren und dort gewannen, was ihnen hier verſagt blieb, ſie wußte auch, daß Tonio der Mann ſei, im Wettkampf nicht zurückzubleiben. Aber raſch ſenkte ſich ihr Haupt, ein dumpfes Bangen, ein widerſtrebendes Gefühl kam über ſie: wenn ſie mit Tonio nach dem heiligen Lande ging, rückte ſie der verlornen Heimat noch ferner als ſelbſt in dieſem öden Erdenwinkel. Sie rang nach einem Worte, das ihrem Manne dieſe Furcht verbärge, und ſtammelte zuletzt nur: Laß uns wohl bedenken,

was wir thun, Tonio. Du sollst nicht um meinetwillen Vater und Bruder verlassen!

Aber ich werde es gern um deinetwillen thun, wenn du um meinetwillen deiner Toten minder sehnsüchtig gedenken willst! rief der junge Mann mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Bitte in allen Zügen. Und jetzt dachte Margherita, sie dürfe nicht länger schweigen und müsse ihm gestehen, was sie diesen Morgen Pater Girolamo vertraut hatte. Aber während Tonio sie noch bittend anschaute und ehe sie zu reden vermochte, wurden beide in ihrem Alleinsein gestört. Zuerst vernahm Tonio Geräusch und rauhes Gelächter, und als er sich umwandte, sah er Vater Marco und zwei seiner Brüder vor seiner Hütte stehen und nach ihm und Margherita mit so spöttischen Geberden hinblicken, daß es ihn Mühe kostete, ein Zürnen niederzukämpfen und den Abendgruß freundlich entgegenzurufen. Dann erblickte Margherita, als sie den lachenden Mienen ihrer Schwäger auswich, auf demselben Pfade, auf dem vorhin Tonio heimgekehrt war, eine bekannte Gestalt — Pater Girolamo. Der Pfarrer von Malamocco pflegte sich zwar manchen Abend längs des Ufers zu ergehen, doch ihn heute wiederzusehen hatte die junge Frau nicht gemeint. Wie sie ihn sah, durchzuckte sie ein Gefühl, halb Furcht, halb Erwartung, daß er um ihretwillen seine Schritte hierher richte. Wäre sie noch mit Tonio allein gewesen! Aber eben traten der alte Marco und die Brüder herzu, und Tonio, dem das leise Erbeben Margheritas nicht entging, sagte verdrossen: Kommt Ihr schon, mich zu rufen? Wir dürfen erst bei Mondschein auf der Höhe von San Niccolo die Netze auswerfen und haben noch manche Stunde bis dahin.

Aber an Boot und Netzen ist mancherlei zu thun, mein Junge, entgegnete der Alte. Du mußt ein andermal mit Ghita kosen und jetzt mit uns kommen; wenn du matt bist vom Tage, geschieht dir Recht, warum hast du dein Weib nicht nach Venedig hinübergeschickt? Komm, komm, Tonio, Margherita bleibt überdies nicht allein, sie erhält geistlichen Trost, soviel sie immer begehrt, denn dort wandelt Pater Girolamo heran!

Der junge Fischer empfand, daß es mit der guten Stunde, deren er sich eben erfreut hatte, vorbei sei, er schickte sich an, den Drängenden zu folgen, als Margherita seine Hand faßte und ihm zuflüsterte: Bleibe noch hier, Tonio, bis wir gehört haben, was der Pfarrer von uns will.

Was soll er wollen? fragte Tonio verwundert. Deine Beichte hat er ja diesen Morgen wohl zu Ende gehört, und seinen Segen im Vorübergehen kann er dir für mich mitgeben. Er kommt wohl auch bis zur Hütte des Vaters, wo wir das große Boot ausbessern. Ruh wohl, Margherita, es wird spät in der Nacht werden, ehe wir heimkehren.

Er drängte seinen Vater und die Brüder von der Uferstelle hinweg, an der Margherita zurückblieb, und schritt eilig mit ihnen den Strandpfad hinab. Die junge Frau hörte, wie der alte Marco vor sich hinmurrte: Den Pater

Digitized by Google

hätten wir noch erwarten mögen, er könnte ein Gebet um reichen Fiſchſegen in dieſer Nacht für uns ſprechen! Sie fühlte und wußte gut genug, daß Tonio nur darum ſo kurzen Abſchied nahm, weil er neuen Zwiſt ſcheute und ſie vor den harten Reden des Alten bewahren wollte. Mit einem innigen Dankblick ſah ſie ihrem Manne nach und nahm ſich vor, ihn bei den Booten noch aufzuſuchen, ehe er zum Fiſchfang ausfuhr. Jetzt aber vermochte ſie die Erwartung, mit welcher Pater Girolamos Kommen ſie erfüllt hatte, nicht länger zu meiſtern und eilte an ihrer Hütte vorüber bis beinahe zu der Stelle des Weges, wo ſie vorhin den heimkehrenden Gatten begrüßt hatte. Pater Girolamo, dem von fern die Gruppe am Strand nicht entgangen war und der nun des jungen Weibes allein anſichtig ward, rief ihr entgegen:

Guten Abend und Gottes Segen über dich, Margherita. Sah ich nicht, daß dein Mann daheim war?

Er ging mit ſeinem Vater und den Brüdern, das Boot vorzurichten, mit dem ſie dieſe Nacht Netze auslegen wollen, verſetzte Margherita, ein wenig betreten, daß die erſte Frage des greiſen Prieſters Tonio galt. Pater Girolamos Stimme war mild wie immer, ſein Geſicht aber ſehr ernſt und von einem Ausdruck, den die junge Frau ſelbſt am heutigen Morgen nicht wahrgenommen.

Ich hätte gern Tonio geſprochen, fuhr Pater Girolamo fort, indem er neben Margherita ging und ſie ein paarmal wie prüfend anſchaute. Ich kam, ihn zu bitten, daß er dir morgen in aller Frühe erlauben möge, die Gebete, die ich dir vorſchreiben will, vor dem Altar in der neuen Kloſterkirche der Minoritenbrüder auf der Giudecca zu verrichten. Es wird vielleicht zum guten und in allen Fällen heilſam für dich ſein, meine Tochter, ich hoffe, dein Mann ſoll nichts einzuwenden haben.

Margheritas Herz ſchlug ungeſtüm, ein plötzlicher Schauer durchrieſelte ihr Blut, ſie wußte nicht, warum die einfachen Worte des Prieſters ſie ſo mächtig ergriffen. Wie der Wogenſchaum, der dort am Ufer im Strahl der Abendſonne zerſtiebte, ſchwand in einem Augenblick alle Faſſung, welche ſie heute erſt gewonnen, jeder fromme Vorſatz, den ſie um Tonios willen gefaßt hatte. Eine unbeſtimmte Hoffnung blitzte auf, die wilde, ſchmerzliche Sehnſucht kam wieder über ſie, welche ſie in der verfloſſenen Nacht und manche Nacht zuvor von ihrem Lager emporgetrieben hatte. Pater Girolamo las in den Zügen der jungen Frau, was plötzlich in ihr vorging, obſchon ſie ihm mit keinem Laut antwortete, nur die Hand aufs Herz preßte und ihn mit fieberiſch glänzenden Augen anſah. Er ward noch ernſter als zuvor und mahnte: Erwarte nichts Unerhörtes, hege keine thörichten Hoffnungen, Margherita! Ich weiß nichts andres, nicht mehr, als was ich dieſen Morgen wußte, da du aus meiner Thür gingſt. Mir iſt nur der Gedanke gekommen, daß es für deinen Frieden, für dich und Tonio vielleicht gut ſein könnte, wenn du deine Gebete in der Kirche des Antoniusklоſters verrichteſt. Ich werde dich begleiten, und die Gnade Gottes

zeigt mir vielleicht dort einen Weg, auf dem ich dir und Tonio raten und dienen kann.

Margherita öffnete ihre Lippen auch jetzt nur zu einer leiſen Antwort: Ich will Euch gehorchen, mein Vater! Aber ſie war von dem Gefühl durchdrungen, daß ihr der greiſe Prieſter etwas verberge oder verſchweige; ſie verſchloß darum auch vor ihm, was von jäher, unruhiger Erwartung in ihr aufwogte. Sie ſtand jetzt mit Pater Girolamo vor der Thür ihrer Hütte und lud ihn ein, wie ſonſt, hier zu raſten. Er aber entgegnete ſchlicht: Heute nicht, Margherita, laß uns ſogleich zu deinem Manne hinabgehen. Und wiſſe, wenn Tonio zögert, dich morgen früh den Gang und die Fahrt thun zu laſſen, daß ich ihm nicht verſchweigen werde, warum ich beides und dein Gebet in der Kloſterkirche für gut halte.

Die junge Frau erbleichte, obſchon ſie heute mehr als einmal gewünſcht hatte, daß kein Geheimnis zwiſchen ihrem Manne und ihr ſein möge. Jetzt aber ſtand ihr vor Augen, daß Tonio drunten bei Vater Marcos Behauſung nicht allein ſei, und ſie bebte vor dem Gedanken zurück, Pater Girolamo könne in Gegenwart des rauhen Alten und der mißwollenden Brüder mitteilen, was ſie bis dieſen Morgen im Tiefſten ihres Herzens verborgen hatte. Sie ſagte ängſtlich bittend: Doch ſprecht zu Tonio allein, Vater! und zürnte insgeheim Marco und ſeinen Söhnen, welche vorhin, als ſie ſelbſt zu Tonio hatte ſprechen wollen, ihr Alleinſein mit ihm geſtört hatten. Da ihr Pater Girolamo mit freundlichem Nicken die Gewährung ihrer Bitte verhieß, ſo ging ſie beruhigt neben ihm auf dem glatten, weichen Uferpfade, den die leiſe abfließende Welle zurückließ, und führte ihn ſtumm zu der kleinen Einbuchtung des Strandes, hinter der das Haus Vater Marcos ſtand und in der ſeine und ſeiner Söhne Fiſcherboote geſchützt lagen. Pater Girolamo eilte ihr mit großen, ungeduldigen Schritten immer etwas voraus, ihn verlangte, vor Nacht unter ſein Dach zu kommen, nachdem er bei der Fahrt zur Giudecca des Tages Laſt und Hitze getragen. Margherita wußte nicht, daß er ſchon von dem Kloſter herkomme, zu dem er ſie morgen am Tage führen wollte, aber ſie merkte ihm an, daß er ſie, ihr Geheimnis und ihr Schickſal heute nicht einen Augenblick aus dem Sinne verloren habe.

Und nun bogen die beiden um den Dünenhügel, der in der Abendſonne weiß erglänzte, und ſtanden mit einem Schritt bei den Fiſchern, deren Stimmen ſie ſchon von fern gehört hatten. Verwundert, aber doch ſichtlich erfreut ſah Tonio zu ſeinem ſchönen Weibe, grämlich der alte Marco zu der Tochter auf, doch begrüßte er gleich ſeinem Sohne den Pfarrherrn von Malamocco mit vertraulicher Ehrfurcht. Er ließ den Schlägel, mit dem er Holzſpäne und Werg in die klaffenden Fugen eines Bootes kräftig eingetrieben, einſtweilen raſten und lauſchte auf die Unterredung zwiſchen Tonio und dem Prieſter. Denn Pater Girolamo wandte ſich gleich nach der erſten Begrüßung zu dem jungen Fiſcher und

ſprach ohne Umſchweife: Ich bin mit deinem Weibe gekommen, Tonio, weil ich ihr einen geiſtlichen Rat zu geben habe. Du weißt, daß ſie mir heute gebeichtet hat, ich aber mußte erſt bedenken, was ich ihr für den Frieden ihrer Seele auferlegen ſollte. Nun habe ich ihr eben geraten, und ſo du einwilligſt, gebiete ich ihr, morgen früh in der Antoniuskirche auf der Giudecca die Meſſe zu hören und darnach einen Roſenkranz zu beten.

Ich wüßte nicht, Pater Girolamo, daß ich mein Weib jemals am Beten gehindert, verſetzte Tonio empfindlich. Ihm war zu gleicher Zeit der angſtvoll erwartende Ausdruck in Margheritas Geſicht und der höhniſche, der Vater Marcos Mund umſpielte, aufgefallen. Margherita ſoll auch nach der Giudecca wallfahrten, wenn Ihr das für gut haltet, und ich wünſche nichts, als daß ſie zurückkehrt wie von Euch! Gute Nacht, Margherita, ich werde dich kaum mehr finden, wenn ich bei Morgengrauen von der See komme, und es wird ſpät am Tage werden, bis du daheim biſt. Ich danke Euch, hochwürdiger Herr, daß Ihr meinem Weibe nicht eine längere Wallfahrt auferlegt habt.

Wozu ſollte er auch! ſchrie der alte Marco auf. Zu dem neuen Kloſter und den Wunderbrüdern drüben fahren ja, wie ich mir habe erzählen laſſen, Prinzeſſinnen und Edeldamen aus fernen Landen; wenn Ghita ihre Sünden dort bereuen kann, wirds ihr beſonders wohlgefallen und wohlthun!

Ein ſtrafender Blick Pater Girolamos ſchloß dem polternden Fiſcher den Mund. Margherita hatte zu Boden geblickt, um ihr Erglühen nicht ſichtbar werden zu laſſen. Marcanton ſah wohl, wie ſich ihre Wangen färbten, und ſuchte mit einem bittenden Lächeln den Hohn des Alten zu ſühnen. Er reichte ihr, ſchon nach ſeiner Arbeit zurückblickend, nochmals die Hand, während Pater Girolamo das Zeichen des Kreuzes über den Alten und ſeine Söhne machte und zu Tonio ſagte: Du haſt recht gethan, mein Sohn, dein Weib an der kurzen Fahrt nicht zu hindern, ich hoffe, ſie ſoll dir und ihr zum Heil gereichen.

Und wieder lauſchte Margherita geſpannt auf, im kurzen Wort des Prieſters war ein Klang, der ſie wunderſam und ahnungsvoll berührte. Sie hielt Tonios Hand in der ihren, es war ihr nie ſo ſchwer geworden, von ihrem Mann zu gehen, als in dieſem Augenblick. Selbſt als Tonio wieder nach Axt und Schlägel griff und Pater Girolamo ſie hinwegwinkte, folgte ſie nur zögernd, mit wankenden Tritten. Sie ſah Tonios Kopf auf den Rand des Bootes gebeugt, an dem die Männer arbeiteten, ſie konnte vom Uferpfad aus nur ſein ſchwarzes Lockenhaar, nicht ſein Auge, ſeine Züge mehr wahrnehmen. Sie nahm einen kurzen Anlauf, den Pater einzuholen, war plötzlich neben ihm und ſtand hochatmend wiederum ſtill: Vielleicht ſollte ich nicht nach der Giudecca gehen. Wenn ich Tonio jetzt zum letztenmale geſehen hätte, wie vor acht Jahren meinen Vater!

Sie verſtummte, aber ihre Bewegung und der angſtvolle Blick, der aus den blauen Augen fiel, ſagten dem Pfarrer genug. Mild erwiederte er: Wir

stehen allstündlich in Gottes Hand, und keine nächste Stunde ist uns gewiß, meine Tochter. Traust du dir die Kraft zu, von heut an nie wieder nach deiner alten Heimat zu verlangen und dich für dein Leben mit dem zu bescheiden, was du hier gefunden hast, so darf ich dir die Fahrt nach der Klosterkirche wohl erlassen. Bist du aber gesinnt, wie es mir heute Morgen schien, so ists meine Pflicht, dich auf diesen Pfad zu weisen, auf dem wir vielleicht, ich sage vielleicht, Margherita, mit Gottes Hilfe ein wenig Licht gewinnen, was wir fernerhin thun sollen. Hier führt der nächste Weg nach dem Flecken hinüber, hier trennen sich für heute unsre Pfade. Willst du befolgen, was ich dir rate, so laß dich morgen um Sonnenaufgang bei Battista dem Fährmann finden. Ich werde bereit sein, dich zum Antoniuskloster zu geleiten. Erwarte nichts mehr, Margherita, als daß uns vielleicht eine Spur wird, ob die Deinen in Deutschland je nach dir gefragt und gesucht haben! Schlaf wohl, meine Tochter, und wenn du wenig Schlummer finden kannst, so bitte Gott, daß er dir ein reines Herz schaffe und erhalte!

Pater Girolamo blickte nochmals fragend auf Margherita, welche zitternd neben ihm stand. Unter hervorstürzenden Thränen rief sie laut: Ihr seid gut, Vater Girolamo, ihr sorgt liebevoll für mich Arme! Ich werde nicht fehlen in der Morgenfrühe. Dann stand sie still und sah dem greisen Priester nach, der ihr noch von fern einen mild ermutigenden Gruß zuwinkte und rüstigen Schrittes nach Malamocco hinübereilte. Die Luft wehte heut ein wenig kühler als am Abend zuvor, über dem Meere im Osten ward es schon Nacht, aber dort im Westen, wo man von dieser Stelle des Weges die goldnen Kuppeln der Sanct Marcuskirche und den farbigen Wasserspiegel der Innenlagune herüberglänzen sah, schien der Himmel wie in Purpur getaucht. Unruhig sehnsüchtig sah das junge Weib in die zauberische Glut, welche bis über die dunklen Bergzüge im Norden hinfloß. Das Wort Pater Girolamos, daß vielleicht aus der Heimat, welche sie im kindischen Drange verlassen, nach ihr geforscht worden sei, hatte sie mächtig ergriffen, und wenn sie jemals Tonios nicht gedacht hatte, so war es zu dieser Stunde und in der nächstfolgenden. Margherita kehrte endlich zu ihrer Hütte an der Düne zurück, aber bis tief in die Nacht hinein saß sie auf den Steinen unter dem Vordach und träumte von vergangenen Tagen. Wirre Bilder der künftigen Zeit zogen dabei durch ihr Hirn, und mitten in allen stand ein hoher stolzer Mann in ritterlicher Tracht, dessen blaue Augen den ihren glichen und die sie immer mit schmerzlichem Blick auf sich gerichtet sah.

In Marcantons Hütte ward auch in dieser Nacht der hölzerne Laden nicht geschlossen, die einsame junge Frau hatte sich, Pater Girolamos Mahnung eingedenk, endlich auf das Lager gestreckt und war, so pochenden Herzens sie nach dem Morgen verlangt hatte, doch entschlummert. Als sie wieder erwachte, war es freilich noch längst nicht Morgen, der Mond schien voll und hell, wie in verwichener Nacht in das Gemach herein, und Margherita konnte, sobald sie sich

erhob und an die Fensteröffnung trat, wieder auf die leiswogende Flut hinschauen, auf welcher ihr Mann jetzt seines armen Berufes wartete. Sie spähte scharf über das lichthelle Wasser hin, soweit sie sah, zeigte sich kein Boot, und sie mußte jetzt wünschen, daß Tonio nicht heimkehre, bevor sie aufgebrochen sei. Sie fühlte sich durch den kurzen Schlaf etwas erquickt und ruhiger als am Abend zuvor. Was sie auch drüben im Kloster auf der Giudecca hören mochte — und ihr war zu Sinn, als ob die Fahrt dorthin keine ganz vergebliche sein könne! — es konnte doch nur ein Tropfen sein, ihre heiße Sehnsucht zu stillen. Pater Girolamo hatte Recht, sie mußte beten, daß sie das Rechte für sich und Tonio erkenne, denn in dieser Stunde schien ihr unmöglich, daß sie so weiter leben könne, wie sie seit manchem Jahr gelebt hatte.

Sowie der erste Streifen Dämmerungsgrau sich über dem Meere zeigte, knüpfte Margherita die Riemen ihrer Sandalen, warf den Schleier über das Haupt und steckte ein Stück Brot und einige Kastanien für den Tag in ihre Tasche. Dann bekreuzigte sie sich vor dem kleinen metallnen Madonnenbilde, das über ihrem Bett an der Wand befestigt war, und vermißte in diesem Augenblick ihr eignes Kreuz, das gestern in Pater Girolamos Händen geblieben war. Und im Nachsinnen über alles, was für sie an diesem Kleinod hing, ging sie durch das Halbdunkel, das noch über der Insel lag, nach dem Flecken und jener Stelle hinüber, welche ihr der Pfarrer am Abend bezeichnet hatte. Im Innern des Lido war es noch morgenstiller als am Strande, die junge Frau hörte nichts als ihre leichten Tritte über den Sand und Kies des Bodens und, als sie Malamocco beinahe erreicht hatte, von fern her die dumpfen Schläge der Morgenglocke im Hospital von San Lazzaro. Es war beinahe, als habe sie sich heimlich davon gestohlen und thue die ersten Schritte auf der großen Wandrung gen Norden, von der sie in schlaflosen Nächten und an sonnenheißen Tagen so vielmals geträumt hatte!

Doch jetzt ward es allmählich heller um die Dahinschreitende, zur Seite lagen die Häuser des Fleckens und vor ihr das von weißen Dünsten überwallte Wasser der Lagune. Von dorther aber schlug in all der Stille eine menschliche Stimme an ihr Ohr, Battista der Fährmann rief ihr grüßend zu: „Guten Morgen Margherita — du bist so früh als ich zur Stelle, aber einer fehlt noch“ und damit hob er die Ruderstange, nach dem Dach des Pfarrhauses hinüber deutend. Die Frau des Fischers gab nur den Gruß zurück und stieg in Battistas bereitliegendes Boot, um des Paters zu warten. Der Fährmann aber knüpfte ein Gespräch mit ihr an und fragte mit teilnehmender Neugier, ob Marco und Tonio den kommenden Herbst mit den Fischern von Chiozza und vom Brondolo zum Fang des Thunfisches ausfahren würden. Indem Margherita ruhige Antworten gab, wallte mit einmal in ihrer Seele ein heißer Wunsch empor, daß sie im Herbst allem Leben, welches sie heute umfing, weit entrückt sein möge! Und ehe Battista die Unterredung fortspinnen konnte, ward

zwiſchen den Häuſern Pater Girolamo ſichtbar, welcher ſeine Schritte beſchleunigte, als er von fern erkannte, daß ſeine Begleiterin ſchon völlig zu der Fahrt gerüſtet ſei, die er ihr angeraten hatte und deren Zweck ihr noch dunkel war.

Der greiſe Prieſter ſegnete den Fährmann wie die junge Frau, welche ſich vom Sitz erhoben hatte, und trat hinter Battiſta in das Boot. Er machte ein Zeichen zur Abfahrt, und wenige Minuten ſpäter glitt das kleine Fahrzeug lautlos über die Flut, den Inſeln der Stadt entgegen, die in der Dämmerung und den Morgennebeln ſich nur in dunklen Umriſſen zeigten. Sowie Pater Girolamo neben Margherita Platz nahm, ſah er auch die Erregung und beinahe wilde Spannung in dem Geſicht des jungen Weibes. Ihre Hand ergreifend hub er ohne Umſchweife mit ſeiner milden, eindringlichen Stimme an: Ich habe dir geſtern nicht geſagt, meine Tochter, warum ich auf einen Lichtſtrahl für dich im Antoniuskloſter hoffe. Bei den Minoriten auf der Giudecca verbringt ein Mann ſeine letzten Lebenstage in Reue und harter Buße, der einſt an dir und deinen verblendeten Genoſſinnen und Genoſſen ſchwer gefrevelt hat. Jener Kaufherr von Sinigaglia, der euch verriet und den ſeine Sünde Tag und Nacht nicht ruhen läßt, weilt ſchon ſeit drei Jahren im Kloſter dort drüben. Er ſoll Überlebende aus der Zahl der Verkauften ſo wiedererkennen, als hätte er ſie erſt geſtern geſehen, er ſoll im Traum die Schickſale derer ſchauen, gegen die er einſt geſündigt. Fort und fort kommen aus allen Ländern und namentlich aus deinem Heimatlande, aus Deutſchland, Unglückliche, um von Pietro Vicentino etwas über ihre verlornen Lieben zu erfahren. Ich habe gedacht, daß der Unſelige dich vielleicht wiedererkennen würde. Oder wenn ihm der Name ans Ohr ſchlägt, den du daheim geführt, daß er ſich beſinnnen mag, ob je eine Frage nach dir gethan worden iſt und wer ſie gethan hat! Ich habe von den Brüdern die Erlaubnis erhalten, dich vor den Büßer zu ſtellen. Wenn du in der Kloſterkirche die Meſſe gehört und deine Gebete geſprochen haben wirſt, will ich dich zu ſeiner Zelle führen. Wir werden dort nicht allein ſein, Margherita, Gott wird dir Kraft geben, ſeinen Anblick zu ertragen, und ihm heute, wo er elender iſt als alle, die er verraten hat, auch in deinem Herzen nicht zu fluchen. Gott füge es, daß wir ruhiger von ihm gehen, als wir zu ihm kommen.

Margherita ließ in tiefer Erſchütterung das Haupt ſinken, und ein einziger Wehlaut entrang ſich ihrer Bruſt. Was ihr Pater Girolamo ſagte, war ſo anders, ſo völlig anders, als ſie im Traum des geſtrigen Abends und der Nacht gewähnt! Sie bebte vor dem Gedanken zurück, den Verruchten wiederſehen zu ſollen, den ſie ſelbſt in ihrer Erinnerung nur zagend heraufbeſchworen, und ſie empfand, daß alles, was ſie von Hoffnung an dieſe Fahrt geknüpft hatte, beinahe ſo zerfloß, wie der Dunſt über der ſtillen Flut, auf der ſie fuhren, durch welchen die Morgenſonne hindurchbrach. Der greiſe Pfarrer hielt ihre Hände zwiſchen den ſeinen und ſtreichelte ſie wie die Hände eines leidenden Kindes. Battiſta, der die Ruderſtange unermüdlich handhabte, ſchaute mit ſprach-

loſer Verwunderung auf Tonios Weib und den Pater. Und wie ſich die junge Frau allmählich faßte, aber dennoch jeden Zuſpruch Girolamos mit traurigem Kopfſchütteln beantwortete, begriff der wackre Fährmann, daß er von dem ganzen Vorgang nichts begreife und ſchicklicherweiſe nicht einmal lauſchen dürfe. Er hielt jetzt ſcharf auf die Südweſtſpitze der Giudecca zu und ruderte wohl eine Stunde kräftig, ehe die neuen ſchmuckloſen Kloſtergebäude dort, welche zum Teil noch zwiſchen beſchilftem Sumpf ſtanden, deutlich ſichtbar wurden. Battiſta wollte nicht hören, was zwiſchen dem Pfarrer und Margherita geſprochen ward, aber er mußte doch vernehmen, daß die junge Frau beinahe heftig ſagte: Ich werde euch gehorchen, werde thun, was ihr von mir begehrt, mein Vater. Und was meint ihr, was darnach geſchehen ſoll? und daß der Pater ernſt entgegnete: Was wir auch dort oben erfahren mögen, noch heute muß Marcantonio alles wiſſen!

Das Boot glitt jetzt am Uferrande der Inſel hin und legte an einer neuen Steintreppe an, die aus dem Waſſer in den Vorhof des Antoniusklоſters hinaufführte. Pater Girolamo mußte ſeiner wankenden Schutzbefohlenen ans Land helfen. Er ſchritt ſtumm neben ihr über den Hof nach der Kloſterkirche und wies ſie in den Hauptgang derſelben, wo die erregte junge Frau ſofort niederkniete und mit einer leidenſchaftlichen Inbrunſt, die er nie an ihr wahrgenommen, zu beten begann. Der alte Prieſter blieb einige Schritte von ihr entfernt ſtehen und betrachtete ſie, während er andächtig der Meſſe folgen wollte, mit banger Teilnahme. Das Wort ſeines Erzprieſters, daß der Menſch an vergangene Dinge nicht rühren ſolle, trat ihm mit einemmale wieder warnend vor die Seele. Nun war es zu ſpät, dem Worte zu folgen; ſowie die Meſſe zu Ende ging, näherte ſich Pater Girolamo dem Ohr der Knienden, die jetzt bleicher ausſah, als er ſie je geſehen, und flüſterte: Bete Margherita, wozu dich das Herz treibt. In einer Viertelſtunde oder in wenig längerer Zeit bin ich wieder bei dir, und du folgſt mir gefaßt und giebſt dich in Gottes Hand! Sie blickte auf und gab ihm zu erkennen, daß ſie ſeiner hier harren werde. Pater Girolamo entfernte ſich in einen Seitengang und durch eine Pforte, welche ins Innere des Kloſters führten. Und noch ehe die Viertelſtunde verſtrichen war, kehrte er zu der ſtill betenden zurück, welche ſich bei ſeinem Herannahen zitternd und mit ſichtlicher Mühe vom Boden erhob, und ſagte feierlichen Tones: Jetzt komm, jetzt iſt's Zeit, Margherita! Der Allmächtige und alle Heiligen des Himmels mögen mit deinem Eingang und Ausgang ſein! (Schluß folgt.)

Dem Verleger dieſer Blätter gereicht es zur beſondern Freude, den Leſern mitteilen zu können, daß mit dem Beginn des nächſten Quartals ein neuer Roman von Auguſt Niemann, dem Verfaſſer der „Bakchen und Thyrſosträger," in den Grenzboten zum Abdruck gelangen wird:

Die Grafen von Altenſchwerdt.

Literatur.

Geſchichte der Ethik von Friedrich Jodl. Erſter Band. Stuttgart, Cotta, 1882.

Wir Menſchen werden durch unſre Geburt in beſtimmte Kreiſe der Farbe, des Volkes, der Religion und der Zeitſtrömungen geſtellt und lernen von früheſter Jugend auf gewiſſe Handlungen und Einrichtungen für ſittliche halten. Wenn wir eine gewiſſe Welterfahrung bekommen, tritt uns aus fremden Völkern und frühern Zeiten entgegen, daß andre Menſchen andres für ſittlich halten als wir. Der oberflächliche Menſch beſcheidet ſich nun bald mit der Deviſe des Skeptizismus, jenes Fluches unſrer Zeit, und erklärt, das Sittliche ſei eben verſchieden feſtzuſtellen, oder richtiger, es ſchwanke hin und her. Der ernſte Menſch dagegen überläßt ſich der Führung der Geſchichte und lernt aus den Kämpfen um die Feſtſtellung des heute für ſittlich gehaltenen den Wert und die Mängel der heutigen Anſchauungen kennen. Es iſt nun keine leichte Aufgabe, dieſe Kämpfe der Erkenntnis um die Feſtſtellung des wahrhaft Sittlichen klar zu durchdringen und andern ſo darzuſtellen, daß ſie gleichſam im Laufe der Geſchichte innerlich wachſen und zu einer höhern Wahrheit gelangen. Die meiſten Schriftſteller machen ſich das leicht, indem ſie in Excerptform die Anſchauungen der einzelnen Stifter ethiſcher Anſchauungen darbieten und es dem Leſer überlaſſen, den Gang der Entwicklung ſich ſelbſt zu bilden. Nicht ſo Jodl. Er geſtaltet erſt in ſeinem eignen Geiſte das Syſtem, welches er zu bieten und zu durchdringen hat, und wenn es dann eine gewiſſe plaſtiſche Form gefunden hat, bietet er ſie mit Vor- und Rückblick dar. Dieſe Art der Behandlung ſetzt allerdings einen Leſer voraus, welchem es Freude macht, zu denken und zu lernen. Darin beſteht aber gerade der Wert und der Reiz dieſes ernſten und tüchtigen Werkes. Zu dieſem unbedingten Lobe in der Behandlungsweiſe des Stoffes kann ſich aber auch ein gleiches geſellen betreffs der inhaltlichen Erfaſſung der griechiſchen Philoſophie. Am beſten gelungen iſt die Partie über Cicero. Nicht das gleiche gilt von der Behandlung der Geſchichte der Ethik, ſofern ſie die ſemitiſchen Kreiſe betrifft. Dieſe iſt dem Verfaſſer ein verſchloſſenes Gebiet geblieben. Sollte man es für möglich halten, daß die ganze ethiſche Entwicklung von Abraham an durch Moſes und die Propheten hin nicht einmal eines Kapitels gewürdigt iſt? Eine halbe Seite in dem Kapitel über die Perſönlichkeit Jeſu erwähnt, daß es ein Geſetz Gottes und theokratiſche Anſchauungen im Judentume gegeben habe; daher denn auch die Neuheit der Erſcheinung Jeſu zwar bewundert, aber nicht organiſch abgeleitet iſt, daher die Verwandtſchaft des Paulus mit Cicero erwähnt wird, aber die Konſequenz des jüdiſchen ſittlichen Bewußtſeins in der chriſtlichen und ſpeziell pauliniſchen Lehre auf das Niveau eines magiſchen Opfertodes herabgedrückt wird.

Die Darſtellung Auguſtins ſowohl wie der engliſchen und franzöſiſchen Ethiker richtet ihren Blick immer nur auf die Probleme, welche die griechiſche Ethik aufgeſtellt hatte, und in dieſer Richtung iſt ſie ſehr ſchön. Diejenige Ethik dagegen, welche aus den faktiſchen Leiſtungen eines Gemeinweſens, welches in Ergänzung zu Chriſtenſtaaten und -Geſetzen allgemeine (Gottes) Geſetze und Einrichtungen abſtrahirt und nicht bloß in theoretiſirenden Werken, ſondern in greifbaren Einrichtungen zur Erſcheinung kommt, iſt vom Verfaſſer nicht geſehen worden. Für die Geſchichte der Ethik von Kant ab wird dieſer Geſichtspunkt doppelt nötig werden, weil Schriften wie „Zum ewigen Frieden“ ſonſt nicht in dieſen Rahmen paſſen.

Jedenfalls iſt dieſes Buch eine rühmliche Probe deutſcher Arbeit und behandelt wirkliche, nicht eingebildete Probleme.

Digitized by Google

Alte französische Volkslieder. Übersetzt von Karl Bartsch. Mit einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelberg, Carl Winter, 1882.

Die vorliegende Sammlung verdankt ihre Entstehung einem Vortrage des Herausgebers über das altfranzösische Volkslied. Sie zerfällt in vier Bücher, von denen das erste Romanzen, das zweite und dritte Liebeslieder und das vierte Lieder nach bestimmten Motiven: Vogellieder, Müllerlieder, Soldatenlieder, Nonnenlieder enthält.

Die uns erhaltene volksmäßige Lyrik der Franzosen ist nicht sehr umfangreich, sie ist, wie alle Volksdichtung, nur in gelegentlichen Aufzeichnungen überliefert; sie spiegelt aber den Charakter des Volkes treuer wieder als die kunstmäßige Lyrik. Daher ist diese Auswahl, die auf der eignen Ausgabe des Übersetzers von „altfranzösischen Romanzen und Pastourellen," auf den aus dem Nachlasse von Moritz Haupt erschienenen „Französischen Volksliedern" und einer von Dr. Kayser in Elberfeld zur Verfügung gestellten Handschrift beruht, sehr willkommen zu heißen. Wie groß vor allem die Zahl der volkstümlichen Lieder gewesen ist, darauf läßt sich aus der großen Zahl der Refrains schließen, die von kunstmäßigen Dichtern in ihren Liedern verwendet wurden, ihren Ursprung aber in später verloren gegangenen Volksliedern haben. Den Stoff bildet fast in allen die Liebe und zwar zum guten Teil im Gegensatz zur Ehe. Was aber in den zumeist aus ritterlichen Kreisen stammenden oder wenigstens auf diese zurückzuführenden Romanzen einen Schein der Berechtigung hat, weil in diesen Kreisen die Eheschließung durchaus auf äußerlichem Übereinkommen beruhte, das wird in den Volksliedern und den Refrains ohne jede äußerliche Grundlage in sinnlich frivoler Weise behandelt. Sollte wirklich der Zauber der leichten, graziösen Formen, in welche diese Refrains eingekleidet sind, sich so in unser Ohr einschmeicheln, daß wir den Inhalt darüber vergessen? Bei einzelnen kaum, z. B. bei dem S. 175 mitgeteilten: Naturarznei, das wohl besser weggeblieben wäre. Jedenfalls ist es für den Unterschied deutscher wie romanischer Anschauung charakteristisch, daß unsre Volksdichtung sich bei aller sinnlichen Derbheit doch von solcher Frivolität freigehalten hat, und daß diese, soweit sie in den ritterlichen Kreisen Eingang gefunden hat, überall auf den fremden Einfluß zurückgeführt werden kann. Doch wir wollen keine moralisirenden Ausstellungen machen, sondern uns freuen, daß uns eine so große Anzahl zierlicher und schalkhafter Gedichte in einer so vortrefflichen Übertragung, wie sie Bartsch hier bietet, vorliegt.

Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848. Von Peter Reichensperger. Berlin, Julius Springer, 1882.

Der Verfasser dieses Buches, der jüngere der beiden Brüder, welche als die Gründer der Zentrumspartei zu betrachten sind, erörtert im Vorworte recht treffend, weshalb wir trotz des hoch entwickelten politischen Lebens in Deutschland noch so arm an politischen Denkwürdigkeiten sind, und man kann ihm nur dafür danken, daß er die „spießbürgerliche Abneigung des Deutschen, von seiner eignen Person und seinem Wirken zu schreiben" überwunden hat. Als eins der hervorragendsten Mitglieder der Rechten in der preußischen Nationalversammlung ist er in der Lage, mancherlei interessante Beiträge zur Geschichte des genannten Jahres zu liefern. Daß die Unfruchtbarkeit der damaligen parlamentarischen Arbeit wesentlich durch die Unklarheit über die Befugnisse der konstituirenden Versammlung, die zugleich eine gesetzgebende war, verschuldet wurde, geht auch aus seiner Darstellung hervor. Die pikanteste Neuigkeit ist wohl die, daß Reichensperger nach Auflösung der Versammluug von dem Minister Manteuffel den Auftrag erhielt und übernahm, eine Entgegnung auf die Recht-

fertigungsschrift von Rodbertus zu schreiben, welche noch gar nicht erschienen war, von der ihm aber der Minister die Aushängebogen zur Verfügung stellen konnte. Daß es notwendig gewesen sei, diese Entgegnung noch einmal in ihrem vollen Umfange zum Abdruck zu bringen, will uns allerdings nicht recht einleuchten. Hie und da wäre zu wünschen, daß der Verfasser sich strenger an den Titel seines Buches gehalten hätte. Seine Erlebnisse kann er verbürgen, und insoweit liefert er ein Quellenwerk; was er vom Hörensagen berichtet, ist teilweise notorisch unrichtig und zum andern Teil ohne Wert für die Geschichte.

In seinem Verhalten während des stürmischen Sommers in Berlin machte Reichensperger so sehr den Eindruck eines Mannes, der stets Besonnenheit bewahrt und der den ernsten Willen hat, gerecht zu sein, daß man unwillkürlich fragt, wie er sich der Einsicht verschließen könne, der sogenannte Kulturkampf sei, denke er über den Verlauf desselben wie er wolle, doch höchst unnötigerweise angezettelt worden. Aber da hat offenbar auch für ihn sein Wahlspruch: Discite justitiam moniti keine Geltung mehr. S. 53 erzählt er, in allen überwiegend katholischen Landesteilen seien Vertreter gewählt, welche die politische Zukunft des Staates und Reiches auf dem Fundamente fester monarchischer Ordnung zu begründen verhießen. Das wird zu dem Wirken der katholischen Geistlichkeit in Beziehung gebracht. Nun wäre der Verfasser gewiß in der Lage, aus den Wahllisten und Wahlakten seiner engeren Heimat sich zu überzeugen, wie viele in überwiegend katholischen Kreisen gewählte vom ersten Augenblick an keinen Zweifel darüber bestehen ließen, daß ihnen eine andere als feste monarchische Ordnung als Ziel vorschwebe, und wie die katholische Partei auch für Radikale stimmte, sobald diese die freie Kirche im freien Staat in ihr Programm aufnahmen. Bei der Gelegenheit finden wir aus einem Hirtenbriefe des Erzbischofs von Geißel die bezeichnende Stelle zitirt, wo die Diözesanen ermahnt werden, „die kirchliche und bürgerliche Ordnung und Gesetzlichkeit zu wahren, auf denen des Staates Bestehen und der Kirche Gedeihen beruht.“ In der Folge kommen denn auch die Persönlichkeiten schon im Jahre 1848 besonders schlecht weg, von welchen der Verfasser weiß oder zu vermuten scheint, daß sie später an dem Kulturkampfe Anteil gehabt haben.

Eine Äußerung im Vorworte läßt eine Fortsetzung der Erinnerungen erwarten, und man darf einer solchen mit Interesse entgegensehen.

Künstler und Kunstschreiber. Ein Akt der Notwehr von Carl Hoff. München, Th. Stroefer, 1882.

Da diese Streitschrift sich unter andern auch gegen den „Kunstschreiber“ Bruno Bucher kehrt — außerdem gegen Alfred von Wurzbach und O. Eisenmann —, so hatten wir das uns übersandte Rezensionsexemplar Herrn Bucher geschickt mit der Anfrage, ob er geneigt sei, die Schrift in den Grenzboten anzuzeigen und bei dieser Gelegenheit dem Verfasser zu antworten. Leider ist uns darauf von Herrn Bucher folgendes ablehnende Schreiben zugegangen: Verzeihen Sie, wenn ich von dem freundlichen Anerbieten, die Broschüre „Künstler und Kunstschreiber. Ein Akt der Notwehr von Carl Hoff,“ welche sich u. a. mit mir beschäftigen soll, in Ihrer geschätzten Zeitschrift einer Beleuchtung zu unterziehen, keinen Gebrauch mache. Derselbe Vorschlag war mir bereits von andrer Seite zugekommen, und ich kann nur meine dort gegebene Antwort wiederholen. Meines Wissens habe ich Herrn Hoff nicht in den Stand der Notwehr versetzt. Daß er Maler ist und in Düsseldorf oder München lebt (in Karlsruhe. D. Red.), weiß ich, erinnere mich aber nicht, jemals ein Bild von ihm gesehen zu haben, und auf seine schriftliche Arbeit bin

ich ſowenig neugierig, wie er wahrſcheinlich auf meine Bilder ſein würde, falls ich Freiſtunden hätte und die mit Malverſuchen ausfüllen wollte. Allerdings kann ich mir vorſtellen, wie ich zu der Ehre eines Angriffs von ihm komme. Es wird ſich wieder um die Theſis handeln: „Nur wer ſelbſt Wein baut und keltert, kann ein Weinkenner ſein, der aber verſteht ſich auch auf alle Sorten der Welt, gleichviel, ob er ſie mit Verſtand gekoſtet hat oder nicht.“ Über dieſen Satz denken glücklicherweiſe viele Künſtler genau ſo wie die übrige Menſchheit, und denjenigen, welche ihn verfechten, läßt man gern, wie den Frauen, das letzte Wort. Deshalb bleibe ich bei dem Vorhaben, mir an der Kenntnis des Titelblattes der Hoffſchen Schrift genügen zu laſſen.

Meyers Reiſebücher. Der Orient. Erſter Band: Aegypten. Zweiter Band: Syrien, Paläſtina, Griechenland und Türkei. Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut, 1882.

Arabiſcher Sprachführer für Reiſende. Von Dr. M. Hartmann. Ebenda.

Unter der mehr und mehr anwachſenden Reiſeliteratur nehmen die Reiſebücher des Bibliographiſchen Inſtituts anerkanntermaßen eine hervorragende Stellung ein. Während ſie an Fülle des Stoffes hinter andern Reiſebüchern nicht zurückſtehen, zeichnen ſie ſich durch die Überſichtlichkeit der Anordnung und durch ihre durchaus praktiſche Einrichtung vor andern ähnlichen Werken aus. Es ſind aber nicht bloße Materialienſammlungen, ſondern wirkliche „Reiſebücher,“ welche neben der Belehrung durch die Vorführung des geſchichtlich und künſtleriſch Intereſſanten und Wertvollen auch eine wirkliche Anweiſung zu zweckmäßigem Reiſen geben und durch eine Menge kleiner Hinweiſungen die Reiſe bequemer und genußreicher machen. Alles dies gilt in beſonderm Maße auch von den beiden Bänden, die den Orient zum Gegenſtande haben. Gerade im Orient iſt es von großem Nutzen, die rechte Art des Reiſens zu verſtehen, was ſchon um deswillen nicht ſo leicht iſt, weil die ganzen ſozialen und politiſchen Verhältniſſe andre ſind als die unſrigen und darum das Reiſen auch eine ganz andre Praxis verlangt als in andern wohlzivilifirten Ländern.

Als ein nützliches, ja unentbehrliches Hilfsmittel für den Orientreiſenden empfehlen wir aber beſonders auch den oben an zweiter Stelle genannten „Arabiſchen Sprachführer.“ Derſelbe enthält zuerſt eine kurze Grammatik, die über die hauptſächlichſten Geſetze der Formenlehre Aufſchluß giebt; dann folgt eine Sammlung der gebräuchlichſten und nötigſten Redensarten, welche auf alle Verhältniſſe des Orients und alle Vorkommniſſe der Reiſe Bezug nehmen. Zu weiterer Erleichterung des praktiſchen Gebrauchs dient das deutſch-arabiſche Vocabular, dem ſich noch ein arabiſch-deutſches Vocabular anſchließt, welches die Möglichkeit zu weiterer Aneignung der arabiſchen Umgangsſprache bietet. Übrigens hat dieſer Sprachführer auch wiſſenſchaftlichen Wert. Er iſt ein vortreffliches Hilfsmittel zur Kenntnis der zwei wichtigſten der gegenwärtig lebenden Volksdialekte des Arabiſchen, des ſyriſchen und ägyptiſchen, von denen der erſtere überhaupt noch nicht in einer europäiſchen Schrift lautlich genau fixirt worden war. Schließlich möchten wir aber auch noch die Hiſtoriker auf das hübſche Buch aufmerkſam machen. Wie oft iſt der Verfaſſer dieſer Anzeige ſchon von Hiſtorikern nach der Ausſprache arabiſcher Wörter und nach den Gründen der vielfachen Abweichung in der Ausſprache gefragt worden. Mit dem „Sprachführer“ kann ſich jeder in das Weſen der arabiſchen Sprache und in die Geſetze des lautlichen Wandels, nach denen in den verſchiedenen Volksdialekten auch die Ausſprache der einzelnen Wörter eine verſchiedene iſt, mit leichter Mühe ſelbſt einen Einblick verſchaffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Gladstone und Derby.

Am 13. Dezember feierte das liberale England ein großes Jubiläum: es waren gerade fünfzig Jahre verfloſſen ſeit dem Tage, wo Gladſtone ſeine politiſche Laufbahn begonnen hatte. Am 13. Dezember 1832, bei der erſten Wahl nach der Reformakte, war er vom Wahlkreiſe Newark in der Grafſchaft Nottingham zum erſtenmale mit einem Mandat für das Unterhaus bedacht worden. Der „rote Klub“ dieſes alten Burgfleckens hatte dem jungen Manne im voraus alle ſeine Stimmen zugeſagt, Lord Lincoln hatte ſich lebhaft für ihn verwendet, aber die meiſten Wähler fragten damals: „Wer iſt dieſer Herr Gladſtone?“ und man wußte nichts zu antworten, als daß er der Sohn des Kaufherrn John Gladſtone in Liverpool, für ſeine Jahre recht gelehrt und — die Hauptſache — von Grund aus konſervativ geſinnt ſei. Heute fragt niemand mehr ſo, aber der Ruf, den Gladſtone ſich erworben hat, beruht nicht gerade auf gelehrten Leiſtungen und iſt nicht auf konſervativem Boden erwachſen. Seine Schrift über Homer wenigſtens iſt nach deutſchen Begriffen wertlos, und mit den politiſchen Lorbern, die er trägt, bekränzte ihn der Liberalismus.

Zuerſt allerdings war er ein eifriger Gegner freiſinniger Maßregeln und Geſetze. Die erſte Parlamentsrede, die er hielt, richtete ſich gegen überſtürzte Befreiung der Negerſklaven. In derſelben Seſſion verteidigte er die Rechte der Hochkirche in Irland gegen den liberalen Lord Althorp und kämpfte entſchieden gegen den Wunſch Humes, welcher der nonkonformiſtiſchen „Ketzerei“ die Univerſität Oxford geöffnet ſehen wollte. Noch nachdem unter Robert Peel ſein erſtes Amt angenommen hatte, klagte er in beredter Rede über „die, welche ſich kein Gewiſſen daraus machten, ſich auf der Baſis radikaler Grundſätze um Wählerſtimmen zu bewerben.“ Wir machen ihm keinen Vorwurf daraus,

daß er allmählich andre Bahnen eingeschlagen hat. Er folgte dabei nur seiner Natur, seiner starken, feurigen Sympathie mit allem, was unter den Begriff Humanität fällt, sein anfänglicher Standpunkt war in der That ein sehr eng begrenzter gewesen, selten ist er, der als Kaufmannssohn zu seiner politischen Arbeit praktischen Sinn mitbrachte, mit seinen Reformen zu weit gegangen, und fast immer erwies er sich als Redner wie als Gesetzbildner als ein Staatsmann von ungewöhnlicher Begabung, der es wohl verstand, die Überlieferungen der Vergangenheit mit dem zu versöhnen, was sich aus der Zukunft in das gegenwärtige Leben seiner Nation hereindrängte. Immer freilich ist ihm das nicht gelungen, und ob die Erweiterung des Wahlrechts, deren beredtester und rührigster Fürsprecher er war und noch jetzt ist, England zum Segen gereichen und nicht vielmehr einem sehr bedenklichen Radikalismus zur Herrschaft verhelfen wird, ist abzuwarten.

Gladstones Hauptverdienste lagen bisher auf dem Gebiete der Finanzen, auf dem er in der That wiederholt meisterhaftes geleistet hat. Aber auch nach andern Richtungen hin hat er ungewöhnliche Fähigkeiten an den Tag gelegt und allmählich einen fast unbegrenzten Einfluß in seiner Partei erlangt. Auch als er nicht im Amte war, regierte er dieselbe, und jetzt kann man sagen, er allein sei das Ministerium; denn man weiß, daß seine Ansichten in den verschiednen Abteilungen der Verwaltung mehr registrirt und ausgeführt, als von seinen Kollegen erörtert und kritisirt werden. Sollen wir ihn seinem Charakter nach näher kennzeichnen, so ist er der Typus des nordenglischen Kaufmanns. Erfahrungsreich, unermüdlich fleißig, voll Thatkraft und zugleich voll Geduld, pünktlich und solid, dann zwar beredt, aber ohne Humor, ohne Anmut, nüchtern, phantasielos, flößt er Achtung, bisweilen Bewunderung ein, ohne eigentlich Sympathie zu erwecken. Er ist der Repräsentant der englischen Mittelklasse, mit deren starken Seiten und mit deren Schwächen und Schranken. Sein Auftreten, seine Redeweise, seine Bestrebungen, alles trägt den Stempel des Kaufmanns aus dem Norden Englands, und er verhehlt nicht, daß er darauf stolz ist. Vor einigen Jahren sagte er, von sich selbst sprechend, in Liverpool: „Ich weiß nicht, warum der Handelsstand in England nicht seine alten Familien haben sollte, die sich freuen und geehrt fühlen, daß sich in ihnen die Kaufmannschaft von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat. Es ist in andern Ländern so gewesen, und ich hoffe, daß es bei uns zu Lande ebenfalls so sein wird. Ich meine, es ist traurig, es ist beinahe ein Skandal, wenn Familien, die sich durch kaufmännische Geschäfte Stellung und Reichtum erworben oder wiedergewonnen haben, dem Handel den Rücken zudrehen und sich seiner zu schämen scheinen. Mit meinem Bruder oder mir verhält sichs durchaus nicht so. Seine Söhne folgen seinen Fußtapfen, und ich freue mich, sagen zu können, daß einer von meinen Söhnen den Fußtapfen meines Vaters und meines Bruders folgt."

Noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre alt, als er ins Unterhaus gewählt wurde, trat Gladstone zwei Jahre später schon als Lord Junior des Schatz-

amts in das Peelsche Kabinet ein. Als Minister der Krone hat er von den fünfzig Jahren seiner parlamentarischen Laufbahn zweiundzwanzig seinem Lande gedient, darunter acht als Premier. Die Abteilungen, in denen er thätig war, sind das Kolonialamt, das Schatzamt, die königliche Münze und das Handelsamt. Das Jahr 1853 war sein erstes Jahr als Schatzkanzler. Die nationalen Ausgaben betrugen unter seiner damaligen Verwaltung nur 54 Millionen Pfund Sterling, während sie jetzt sich auf 62 Millionen belaufen. Die „Daily News" stellt Gladstone unter allen englischen Staatsmännern Palmerston am nächsten, andre bezeichnen ihn als den größten konstitutionellen Reformator der neuesten Zeit. Wir möchten sagen: er fand reichlich Gelegenheit zu reformiren, namentlich in Irland, und er benutzte sie mit Energie und Geschick. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn man ihn den größten finanziellen Reformator nennen will, den England in diesem Jahrhundert gesehen hat.

Wenn das Ministerium Gladstone sich den Angriffen der konservativen Opposition gegenüber gut behauptet und auch durch die letzten Ergänzungswahlen keine Einbuße erlitten hat, so machte sich doch neuerdings das Bedürfnis neuer Kräfte in demselben geltend, und zunächst wurde dabei an einen Politiker gedacht, der eine ähnliche Wandlung wie der jetzige Premier durchgemacht hat, d. h. ebenfalls aus dem Lager der Konservativen in das der Liberalen übergegangen ist. Wir meinen Lord Derby. Er verließ jenes im Frühling von 1878 durch seinen Austritt aus dem Ministerium Beaconsfield und blieb dann fast fünf Jahre ohne Amt. Näher betrachtet, ist er kein Liberaler im vollen Sinne des Wortes, sondern ein Staatsmann, der gleichsam mit dem einen Fuße auf liberalem, mit dem andern auf konservativem Boden steht. Als er noch zur konservativen Partei gehörte, bekundete er liberale Neigungen, einen weiten Blick in öffentlichen Angelegenheiten und gänzliches Freisein von Standes- und Klassenvorurteilen, sodaß niemand ihn den Stocktories beizählen konnte. Im liberalen Ministerium wird diese vermittelnde Natur die andre Seite ihres Wesens herauskehren. Der vorsichtige Konservatismus seiner Anschauungen wird bei den Beratungen der Minister, d. h. der Leiter und Exekutoren der liberalen Partei, in die Wage fallen und beunruhigten Whigs auf der einen, ängstlichen Tories auf der andern Seite Gewißheit geben, daß das radikale Millennium in England doch noch nicht so nahe ist als sie glauben. Wenn er unter Beaconsfield bisweilen auf zu hitzige Ansichten und Absichten nach rückwärts strebender Kollegen kaltes Wasser gegossen hat, so wird er dies jetzt wahrscheinlich gegenüber den Demokraten im Kabinet wiederholen und so abermals das mäßigende Element spielen. War er früher konservativ-liberal, so wird er jetzt liberal-konservativ sein.

So wenigstens urteilen die konservativen Blätter Londons über seine nächste Zukunft. „Die gegenwärtige Krisis in unsrer Politik, sagt der »Daily Telegraph,« läßt seine Heranziehung zur Mitregierung als besonders zeitgemäß er-

ſcheinen. Das Kabinet hat zwei große Arbeitsgebiete vor ſich. Das nächſte Jahr wird vermutlich Reformen in der Geſetzgebung und Verwaltung gewidmet ſein: ein Bankerottgeſetz, ein Patentgeſetz und ein Kriminalgeſetzbuch ſind dringend notwendig, desgleichen warten die Korporation Londons und die Grafſchaftsverwaltung auf Umgeſtaltung durch fähige Hand. Lord Derbys Fonds von geſundem Verſtand und ſeine Arbeitskraft werden ſeinen Beiſtand wertvoll machen, wenn es gilt, dieſe großen und verwickelten Maßregeln durch die Klippen und Triebſandbänke im Oberhauſe zu ſteuern. Aber dieſes Parlament wird eine noch viel ſchwierigere und rieſenhaftere Aufgabe zu löſen haben: die Ausdehnung des Stimmrechts in den Grafſchaften und eine neue Verteilung der Parlamentsſitze, eine Reformbill von ſolcher Bedeutung, daß ſie ihre Mutter, die Reformbill von 1832, und deren erſte Tochter, das Statut von 1867, neben ſich als zwerghaft erſcheinen laſſen wird. Wenn die Zeit für die Liberalen kommt, ſich mit ihren Gegnern zu verſtändigen und ihnen eine gründliche Umbildung unſers Vertretungsſyſtems vorzuſchlagen, ſo wird die Möglichkeit, die Maßregel durchzubringen, für ſie ganz außerordentlich verſtärkt ſein, wenn die öffentliche Meinung dadurch beruhigt iſt, daß ein großer Peer und Grundbeſitzer wie Lord Derby, deſſen Mäßigung und Vorſicht allgemein bekannt ſind, Sitz und Stimme in der Regierung hat."

Nicht ſo leicht iſt es, vorauszuſagen, welchen Einfluß der Eintritt des in Rede ſtehenden Staatsmannes in das Miniſterium Gladſtone auf die auswärtigen Angelegenheiten haben wird. Wäre Lord Derby etwa vor Jahresfriſt dem Kabinet beigetreten, ſo würde er vermutlich in demſelben die Unthätigkeit und den Frieden befürwortet und die ägyptiſche Expedition bekämpft haben; denn er war vielleicht der am wenigſten unternehmungsluſtige Miniſter des Auswärtigen, den England jemals beſaß. Die Radikalen bezeichneten ihn als Türkenfreund, weil er den Aufſtand Kretas gegen die Pforte nicht unterſtützte und weil er ſich ſpäter dem ruſſiſchen Kreuzzuge nach Bulgarien nicht anſchloß, aber als er 1878 lieber das konſervative Miniſterium verließ, als auch nur ein einziges britiſches Kriegsſchiff nach den Dardanellen zu ſenden, wurde er plötzlich der Lieblingsheld der Türkenfeinde in der Partei, die jetzt am Ruder iſt. Er war aber weder ein Freund noch ein Feind der Pforte geweſen, ſondern nur ein Gegner aller Einmiſchung in jene Händel.

Schließen wir daraus auf ſeine Stellung zur ägyptiſchen Frage, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß er keinen erſt zu beginnenden oder bereits begonnenen Krieg vorfindet, ſondern einen ſchon beendigten; es fragt ſich nicht, ob England ſich eine Stellung am Nil erkämpfen, ſondern ob es eine ſolche aufgeben oder behaupten ſoll. Seine abſtrakte Friedensliebe wird alſo von der Sache nicht berührt. Man wird ihn einfach erſuchen, zur Stärkung einer Poſition mitzuwirken, die bereits erobert iſt. Die Gegner des Miniſteriums können ſagen, daß ein Rückzug aus Ägypten möglich ſei, wenn ſie aber hinzufügen wollten,

Derby werde sich denen zugesellen, die auf einen solchen hindrängen, so würden sie sehr wahrscheinlich irren. Wir glauben nicht, daß sich im gegenwärtigen englischen Ministerium eine einzige Stimme findet, welche die am Nil errungenen Erfolge aufgegeben sehen will, und wir sind der Meinung, daß der Minister in spe, um den sichs handelt, viel zu verständig ist, um nicht überzeugt zu sein, daß es viel gefährlicher für England sein würde, in Ägypten rückwärts zu gehen als vorwärts.

In diesem Urteil macht uns die Rede, die der Lord in diesen Tagen zu Manchester hielt, nicht unsicher, im Gegenteil, er scheint dort die Linie angedeutet zu haben, auf welcher die Regierung in der Angelegenheit vorzugehen entschlossen ist. Allerdings spricht er zunächst als der Friedensfreund, der er immer war: er will nicht zurückblicken, er begnügt sich damit, zu glauben, daß der Krieg hätte vermieden werden sollen, wenn — hier nimmt er eine andre Wendung — es möglich gewesen wäre. Nach seiner Ansicht war es das plötzliche, das unvorhergesehene Zurückweichen Frankreichs, wenn die ägyptische Militärpartei sich zum Widerstand ermutigt fühlte, und so war jene Umkehr der Franzosen die Hauptursache des Krieges. Dann fuhr er fort, so lange England im Besitz Indiens sei, könnte es Ägypten unmöglich wie jede andre Provinz des türkischen Reiches behandeln, d. h. „als ein Land, mit dem es nichts zu thun hat“ — sehr bezeichnende Worte, die inhaltschwerer sind als sie scheinen. Was soll also geschehen? Darauf antwortete er in allgemeinen Ausdrücken: „Wir haben keinen Tag länger Geschäfte in Ägypten, als notwendig zur Wiederherstellung der Ruhe ist.“ Dann wies er den Gedanken der Annexion oder eines Protektorats, das nur Annexion mit einem andern Namen sein würde, sehr entschieden zurück, auch erklärte er ebenso entschieden, man dürfe Ratschläge von auswärts, die, wenn man sie befolgte, Englands gutes Verhältnis zu Frankreich zerstören würden, nicht annehmen; gleich darauf aber bemerkt er: „Wir müssen den Khedive auf seine eignen Beine stellen, ihn stützen und ihn dann womöglich allein stehen lassen.“ Womöglich! Wielange also England in Ägypten Geschäfte haben und folglich bleiben wird, hängt von der Meinung ab, die sich verantwortliche Politiker von der Befähigung Fürst Tewfiks bilden, auf eignen Beinen zu stehen. Diese Befähigung aber wird lange auf sich warten lassen und wahrscheinlich niemals sich einstellen, und so wird auch die englische Stütze und mit ihr die englische Bevormundung niemals zurückgezogen werden können. Was die heikle Frage des guten Einvernehmens mit Frankreich betrifft, welches die Gambettisten beiläufig schon aufgegeben haben, so hält Lord Derby natürlich an ihm fest, und will nichts thun oder sagen, was ein Band zerreißen lassen könnte, da er es als Schranke gegen eine Reaktion auf dem europäischen Festlande ansieht. Seine Freundschaft gegen Frankreich wird durch die madagassische Streitigkeit nicht erschüttert. Wenn die französischen Ansprüche nur ein Vorwand sind, hinter dem sich die Absicht einer Eroberung der Insel verbirgt, so

giebt es nach Lord Derbys Meinung für England nichts zu thun; kann es dagegen einen Angriff durch freundschaftliche Vermittlung verhüten, so würde die am Orte sein, doch dürfte man auf keinen Fall darüber hinausgehen. Über das Zerwürfnis Frankreichs mit China, das in Tonkin droht, beobachtete der zukünftige Minister ein weises Schweigen.

Ob Derby mit diesen Ansichten die des Ministeriums Gladstone in allen Punkten ausdrückt, ist ebenso zweifelhaft wie die Frage, ob er, wenn dies zu verneinen wäre, auf die Entschlüsse des Premiers in den abweichenden Punkten viel Einfluß ausüben würde. Gladstone wünscht seinen Eintritt in das Kabinet schwerlich in der Hoffnung, er werde ihm behilflich sein, der bisherigen ägyptischen Politik eine andre Wendung zu geben; denn diese steht in ihren Grundzügen schon seit Monaten fest, und da Derby in den auswärtigen Angelegenheiten dem Geschehenlassen zugethan ist, so würde an dem Programm nichts geändert werden, wenn er Minister wäre. Ferner ist seine Hinneigung zu Frankreich mit seiner durch nichts gerechtfertigten Befürchtung, ohne Zusammenhalten Englands mit der Republik überm Kanale werde über den Kontinent Europas die Reaktion hereinbrechen, schwerlich größer als die entsprechenden Gefühle bei Gladstone selbst, bei Dilke und andern Mitgliedern des jetzigen Kabinets, und doch hielten diese Gefühle die Herren nicht ab, die Franzosen am Nil aus dem Sattel zu heben. Es ist daher gewiß nicht in erster Reihe die auswärtige Politik, welche Derbys Aufnahme unter die Kollegen Gladstones wünschenswert gemacht hat. Vielmehr soll dieselbe zunächst wohl vorzüglich eine Verstärkung des Einflusses des liberalen Ministeriums im Oberhause bewirken. Seitdem der Herzog von Argyll ausgetreten ist und Lord Spencer als Vizekönig Irlands meist in Dublin verweilt, fehlt in jener Körperschaft ein ausreichendes Gegengewicht gegen die wuchtige und ungestüme Opposition des konservativen Marquis of Salisbury, und das scheint Derby liefern zu sollen. In Österreich wird der Name Lord Derbys keine besonders angenehmen Erinnerungen wecken. Man wird sich besinnen, daß sein Zaudern und Schwanken die vor Ausbruch des letzten Krieges auf der Balkanhalbinsel dort vielfach gewünschte Annäherung zwischen England und Österreich-Ungarn und ihre Verbindung zu gemeinschaftlichem Handeln nicht zustande kommen ließ, und daß er nach seinem Rücktritte vom Amte eine gewisse Rede hielt, in welcher er von der habsburgischen Dynastie und deren Armee mit Geringschätzung sprach. Indeß kann man aus dem Grunde, daß er auf die auswärtige Politik des jetzigen Ministeriums wenig Einfluß haben wird, davon absehen.

Übrigens bedarf das gegenwärtige englische Kabinet weiterer Umgestaltung und Ergänzung, die indeß möglicherweise einige Zeit auf sich warten lassen wird. Gladstone, Spencer, Kimberley und Carlingford bekleiden zusammen sieben Ämter. Der Ministerpräsident hat keinen Grund mehr, die Geschäfte des Schatzkanzlers zu verwalten. Die Arbeit dieses Postens, verbunden mit

der des Premiers und der, welche die Führerschaft im Unterhause auferlegt, ist eine unnötige Belastung eines mehr als siebzigjährigen Mannes, bei dem, wie gern und wie leicht er auch arbeiten mag, der Tag doch auch nur vierundzwanzig Stunden hat wie bei andern Leuten. Der Kriegsminister Childers ist krank, und wenn er genesen sein wird, wird man ihm ein leichteres Amt übertragen müssen als sein jetziges. Wenn Derby durch seinen Eintritt ins Kabinet das whigistische Element zu verstärken berufen ist, so sind im Hinblick auf das Prinzip und den Brauch, nach welchen ursprünglich Chamberlain eine Stelle im Rate der Minister zugeteilt wurde, die Radikalen zu etwas wie einem Machtäquivalent berechtigt. Und in diesem Falle ist die Ernennung Dilkes eine ausgemachte Sache. „Er spielte 1880 bis zu einem gewissen Maße den Ministermacher, sagt ein englisches Blatt; jetzt ist die Zeit für Warwick gekommen, sich selbst eine Krone zu sichern. Ferner winkt wohl auch Goschen ein Ministerportefeuille, obwohl man ihm, dem jüdischen Finanzier, neulich in der Presse unsaubere Bereicherung in Ägypten vorwarf. Weniger hat Forster auf Berufung ins Kabinet zu rechnen. 1870 brachte er die Dissenters gegen sich auf, und voriges Jahr lenkte er den bittern Haß und Zorn der irischen Mitglieder auf sich, welche manche Liberale noch immer zu Bundesgenossen zurückzugewinnen hofften. Er ist eben ein Opfer jener rauhen Rechtschaffenheit, welche die besten Absichten hat, bei der Verfolgung derselben aber gewöhnlich verehrten Freunden und Verbündeten auf die Zehen tritt.

Nachschrift. Den neuesten Nachrichten zufolge hat Derby am 16. d. M. der Königin den Eid als Minister der Kolonien geleistet, Childers wird Schatzkanzler und Hartington übernimmt das Kriegsministerium, während Kimberley das Portefeuille für Indien bekommt.

Das deutsche Haus.

oher stammt das deutsche Haus? Wie war und wie ist es gestaltet? Diese Fragen haben in neuerer Zeit zu lebhaften Auseinandersetzungen geführt, die erfreulicherweise nicht ohne greifbares Ergebnis geblieben sind. Leider erst in neuerer Zeit — nachdem so manches Bauwerk, welches über die Ausbildung des deutschen Hauses hätte Zeugnis ablegen können, durch Verwitterung, durch Feuer, durch die Gleichgiltigkeit der Menschen vernichtet worden ist. Riehl ist es gewesen, der in seiner „Familie“ zuerst nachdrücklich auf die Bedeutung des Hauses hingewiesen und eine Schilderung des deutschen Hauses gegeben hat, wie sie nicht feiner und poetischer gefühlt sein kann. Wenn es ihm dabei mehr auf

das innere Leben des Hauses ankommt, so verkennt er doch auch nicht den Einfluß, welchen die Sitten und Gewohnheiten eines Volksstammes auch auf die äußere Gestaltung des Hauses haben, und zieht daraus überraschende Folgerungen, wie gerade die Wohnstätten eines Volkes uns oft tiefe Blicke in seine innere Entwicklung thun lassen. Wie bedeutsam dieser Umstand für die Kulturgeschichte ist, hat dann nach Riehl besonders August Meitzen in geistvoller Weise dargelegt; sein Aufsatz über die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slavengebiete (Hildebrand und Conrad, Jahrb. f. Nationalökon. u. Stat., Bd. 32, 1879, S. 1 f.) liefert den überzeugendsten Beweis, daß nur die Anlage der Wohnstätten und die Verteilung der Grundstücke die Möglichkeit geben, nach Jahrhunderten noch ohne alle andern geschichtlichen Dokumente festzustellen, wo Deutsche und wo Slaven gehaust haben. Die altdeutschen Dörfer bildeten ein geschlossenes Ganze von kreisförmiger oder oblonger Gestalt, mit Wallhecken und Gräben umzogen, in dem die Gehöfte planlos umherlagen, mit kleinen winkligen Sack- und Nebengäßchen. Die slavischen Dörfer dagegen zeigen das Bild einer regelmäßigen, geraden und kurzen Straße, an welche die Gehöfte zu beiden Seiten in gedrängter Reihe anstoßen, mit einem Anger in der Mitte; die Gehöfte sind mehr tief als breit, Wohnhaus und Stall stehen einander gegenüber und sind mit dem Giebel der Straße zugekehrt, der schmale Hof durch ein Thor oder Thorhaus gegen den Dorfweg abgeschlossen. Oder es sind sogenannte Rundlinge, bei welchen die Gehöfte um einen runden, nur durch einen einzigen Weg zugänglichen Platz liegen; die Höfe und Giebelseiten der Häuser drängen sich eng zusammen, die Gärten laufen keilförmig breiter aus. Meitzen hat nun neuerdings diese Studien weiter verfolgt und ihre Ergebnisse vor kurzem dargelegt in der Schrift: Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen (Berlin, D. Reimer, 1882), und zufällig ist gleichzeitig derselbe Stoff noch von andrer Seite behandelt worden, in der Schrift von Rudolf Henning: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung (Straßburg, Trübner, 1882). Die Studie Meitzens ist eine vermehrte Wiedergabe des von ihm beim ersten deutschen Geographentage in Berlin im Juni 1881 gehaltenen Vortrags, und dieser Umstand konnte auf den Inhalt und die Form der Darstellung nicht ohne Einfluß bleiben. Die Schrift Hennings bildet mehr als jene ein abgeschlossenes Ganze.

Beide Schriften behandeln ausnahmslos das Bauernhaus, weil unser städtisches Haus zwar aus dem Bauernhause entstanden ist, aber seine weitere Entwicklung doch fremden Kultureinflüssen verdankt und dementsprechend von der ursprünglichen Form immer weiter abgewichen ist. Das städtische Haus der Gegenwart, welches ganz ohne Rücksicht auf die Individualität des Bewohners eingerichtet ist, vermag daher auch keine individuellen Anschauungen mehr zum Ausdruck zu bringen.

Eine große Schwierigkeit für den Forscher bietet die Seltenheit solcher Bauernhäuser, welche ihren ursprünglichen Charakter noch rein bewahrt haben. Umso dankbarer muß man den Verfassern für den außerordentlichen Fleiß sein, mit welchem sie das verstreute Material aus den entlegensten Orten und Zeiten gesammelt haben, nicht minder aber für die scharfsinnige Beweisführung, mit der sie zeigen, daß die verschiedenen Bauarten den Stammeseigentümlichkeiten der verschiedenen germanischen Völkerschaften entsprechen und dabei doch auf eine gemeinsame Grundform zurückweisen. Meitzen bringt überdies die Verbreitungsgebiete der wichtigsten Hausformen in dankenswerter Weise kartographisch zur Darstellung, während sich Hennings Schrift durch geordnete Vorführung ansprechender Hausskizzen, welche die Ausführungen des Textes dem Auge zur Anschauung bringen, auszeichnet.

Wenn nach Cäsar die Germanen zu seiner Zeit überhaupt noch nicht bauten, so berichtet schon Tacitus von einem Fortschritt, da nach seinem (und Herodians) Zeugnis die deutschen Häuser schon Wände mit gefälligem Anstrich hatten, und zwar waren sie häufiger aus Holzstämmen mit Fachbau und Flechtwerk als aus Mauersteinen und Ziegeln hergestellt. Über den innern Ausbau sind wir ohne Kunde. Gegenüber diesen und ein paar andern geschichtlichen Zeugnissen aus der ältesten Zeit und den uns aus späterer Zeit erhaltenen geringen Bauresten ist natürlich der Konjektur ein weiter Spielraum gelassen, den man denn auch in verschiedner Weise, nicht immer zu Gunsten des deutschen Hauses, auszufüllen versucht hat. So wollten z. B. Leo von Klenze und Gottfried Semper aus technischen und konstruktiven Einzelnheiten — welche weder an gothische Formen noch an Formen der Renaissance erinnerten — für süddeutsche Bauernhäuser spätrömische (romanische) oder gräco-italische Traditionen annehmen, und Meitzen selbst leitet einzelne deutsche Hausformen aus der griechischen Tempelcella, andre aus dem celtischen Tugurium ab. Henning weist diese Annahmen treffend mit dem Hinweise zurück, daß da, wo es sich um die Begründung und die Herkunft des Hauses handelt, die entscheidenden Kriterien der Grundriß und die Anlage des Hauses sind; diese verbänden aber das süddeutsche Haus nicht mit jenen südlichen Formen, sondern vielmehr mit dem nordischen, dem norwegischen Hause. Örtliche Verhältnisse, spätere Verwertung baulicher Fortschritte und Erfindungen (Kalk, Ziegel, Mauerwerk) bei Errichtung der Wohnung können Anklänge an südliche Formen verursacht haben, ohne deshalb auf die Einrichtung der Wohnung, welche doch den Geist des Volkes wiederspiegelt, von Einfluß gewesen zu sein. Auch ist zu beachten, daß zum Teil jene Ähnlichkeiten mit südlichen Formen in spätern, abgeleiteten Typen hervortreten, während in den ursprünglichen Formen nichts davon zu spüren ist.

Findet man — wie es der Fall ist — bei den ältesten vorhandenen Häusern in Deutschland eine Ähnlichkeit mit arischen Formen, so ist nach Henning dabei nicht sowohl an Entlehnung, als vielmehr an Erbschaft, an gemeinsame

Abstammung mit den griechischen und römischen Hausformen zu denken. Was die arische Hausform betrifft, so folgert Henning aus einem im Auszuge mitgeteilten Hymnus des Atharvaveda, daß das besungene arische Haus sowohl Wohngemächer wie Wirtschaftsräume umfaßt habe, deren Aufzählung an die Form des ostdeutschen Hauses erinnere: vorn am Giebel eine Vorhalle, zum Teil zu einer Vorratskammer ausgebildet, dahinter der Herdraum, der gemeinsame Aufenthalt aller Bewohner, im Innersten das Frauengemach. Ebenso lag im Anaktenhause der homerischen Zeit hinter dem Megaron die Frauenabteilung, und in der nordischen Halle am hintersten Teile des Saales ein besondrer für die Frauen abgetrennter Raum. Unter dem hohen Dache befand sich vielleicht ein Boden, auf welchem das Korn aufbewahrt wurde. Diese Ähnlichkeiten der arischen mit den deutschen, griechischen und römischen Hausformen weisen deutlich auf den gemeinsamen Ursprung hin, wogegen die Abweichungen vornehmlich in den volkstümlichen und örtlichen Verhältnissen begründet sind.

Nun machen die Abweichungen von der Urform meist gerade das charakteristische der Hausformen eines Volkes oder Landes aus, nur sie sind es, welche der Form das besondre, universell eigentümliche Gepräge vor andern Formen geben. Folglich kann es nur richtig gehandelt sein, wenn man, ungeachtet der gemeinsamen Abstammung, für die wesentlichen charakteristischen Abweichungen einen eignen Entstehungsgrund annimmt, sie als eigentümliche Formen behandelt, und so auch für die deutschen Bauernhäuser bei ihren so hervortretenden Abweichungen untereinander wie gegenüber andern Formen besondre Entstehung annimmt. Man wird dann mit Henning zu dem Schlusse gelangen, daß unser Bauernhaus eine rein deutsche, aber freilich auch die einzige architektonische Schöpfung Deutschlands ist, welche rein auf nationalem Grunde wurzelt.

Die nordische Hausform — um mit dieser der ursprünglichen Gestalt wohl am nächsten liegenden zu beginnen — zeigt in Norwegen, in ihren einfachsten Beispielen, einen im Innern ungeteilten Raum von fast quadratischer Gestalt, vor welchem sich zum Schutze gegen Wind und Wetter noch eine Vorhalle an der Breitseite befindet. In der Mitte des Hauses ist der Herd errichtet; das darüber im Dach angebrachte Rauchloch, durch eine Klappe verschließbar, läßt zugleich das Licht ins Innere eindringen. Diese Form ist in einzelnen Landstrichen mehr oder weniger verändert worden, z. B. dadurch, daß die Vorhalle ebenfalls mit Wänden versehen und ein Teil derselben als Vorratskammer abgetrennt wurde; in einigen Stiften (Gudbrandsdalen, Akershus) ist die Vorhalle an der Langseite angelegt worden. Im Innern erscheint hie und da von dem quadratischen Raum eine nicht selten selbst wieder geteilte Kammer abgesondert. Eine schon im 11. Jahrhundert vorkommende Erweiterung bestand ferner darin, daß über der Kammer oder über der Vorhalle ein stockhoher, thurmartiger Aufsatz, zu welchem von außen eine Treppe emporführte, die sogenannte Ramloftstube, Opstugu, Barfrostube angebracht wurde. Diese Ramloftstube ist nicht

von außen aufgesetzt, sondern von innen heraus entwickelt; daher hat sie sich auch nicht zu einem völligen obern Stockwerke erweitert. Wurde mehr Platz gebraucht, so wurde dieser meist durch Anfügen andrer, durch Gänge verbundener Gebäude geschafft. Daher bestehen öfters die Wohnungen aus mehreren Wohnhäusern, welche teils mit den Langseiten, teils mit den Giebelseiten aneinander stoßen, zuweilen sogar in einer einheitlichen Konstruktion zusammengefaßt sind. Erst später ist man zur Hinzufügung eines Oberstocks vorgeschritten.

Auch die ostdeutsche Hausform, von Posen bis nach den Karpathen hin zu beobachten, zeigt in ihrem vordern Teile an der Giebelseite eine bald offene, bald von Wänden umgebene Vorhalle, dahinter die Flur, an welche in der Mitte des Hauses die Wohnstube mit Herd, Backofen und Bett stößt; an der andern Giebelseite, von der Wohnstube durch eine über die ganze Breite des Hauses sich erstreckende Kammer getrennt, liegt der Stall. In der Anordnung und der Verwendung des Hauses und der Vorhalle ergiebt sich die gleiche Grundform wie beim nordischen Hause. Henning folgert aus dem Umstande, daß beide Formen danach wohl eine längere gemeinsame Entwicklung durchgemacht haben müssen, weiter, daß die Nordländer und deren nächste Verwandte, die Vandilier, zusammen in der Heimat des ostdeutschen Hauses sich aufgehalten haben müssen, bevor sie sich an der Ostseeküste ausbreiteten und ihre neue Heimat besiedelten.

Weiter nach Westen treten hauptsächlich zwei Hausformen hervor, die fränkisch-oberdeutsche und die sächsische. Die erstere, die verbreitetste, findet sich am Rhein, in Mittel- und Süddeutschland, die letztere nördlich davon. Nach den Untersuchungen Meitzens zieht sich die Grenze zwischen beiden Hausformen von der Maas bei Venloo östlich bis zur Ruhr, an der Ruhr hinauf bis zur westfälischen Grenze, auf dieser bis zum Rothaargebirge; südlich von Olpe geht sie auf der alten fränkisch-sächsischen Grenze bis nach Astenberg, von hier über die alten Grenzfesten Sachsenburg und Sachsenhausen sowie über Zierenberg nach Münden; jenseits der Weser läuft sie nordwärts bis Hildesheim und sodann südlich vom Lüneburger und altmärkischen Wendenlande nach der Elbe etwa in der Gegend von Tangermünde. Weiter nach Osten wird die Grenze undeutlicher; es treten auch bloße Enklaven der sächsischen Hausform, besonders in der Kolberger und Stolper Gegend, sowie auf Rügen hervor.

Beide Hausformen unterscheiden sich sehr bedeutend. Das fränkisch-oberdeutsche Haus ist in der Hauptsache ein Wohnhaus, das bei beschränktem Areale in Mittel- und Süddeutschland oft Stockwerke aufgesetzt erhält, um den nötigen Raum zu gewinnen, während die Stallungen und Scheunen meist in besondern Hofgebäuden, die den hier besonders entwickelten Hof vollständig umschließen, dagegen selten und zwar nur beschränkt und in abgeschlossenen Nebenräumen im Hause selbst sich befinden. Das sächsische Haus vereinigt unter einem Dache Wohn- und Wirtschaftsraum.

Ebenso verschieden sind beide Formen in der innern Einrichtung des Hauses und in der Verteilung der Räume. Das fränkische Haus ist gewöhnlich in drei Haupträume geteilt; in der Mitte der Langseite und am Haupteingange liegt die Flur, auch Eren oder Hausgang genannt, auf der einen Seite desselben, am Giebel nach der Dorfstraße hin, die Wohnstube, auf der andern Seite Vorratskammern oder Ställe. Meist sind diese Räume noch weiter verteilt. Die Flur wird durch die Küche, welche im hintern Teile durch eine Wand abgetrennt ist, mehr und mehr beengt, von der Wohnstube, ursprünglich einem einheitlichen, ungeteilten Raume, ist durch eine eingezogene Wand eine als Schlafraum benutzte Kammer abgeschnitten. Der jenseits der Flur liegende Raum erhält je nach Bedürfnis und Ortsgebrauch eine verschiedne Einteilung. Mitunter aber, besonders in alten Häusern, ist die Flur ausgedehnt worden, und dann bildet der hier befindliche breite Herd den Sammelpunkt der Hausgenossen. In einigen Gegenden verschwindet einer der drei Teile in einzelnen Gebäuden oft ganz.

In dem dreifach geteilten Raume besteht die eigentliche charakteristische Form des fränkisch-oberdeutschen Hauses, welche überall wiederkehrt, mag das Haus für sich allein stehen oder mit andern Baulichkeiten zu einem Hof verbunden sein. Henning hält für wahrscheinlich, daß bei dieser stereotypen, aber keineswegs einfachen Form schon frühe Kulturübertragungen sich geltend machen, und geht dabei näher auf die Hausformen in den Grenzgebieten, besonders auf das alemannische und das Alpenhaus (im Schwarzwald, in Baiern, Tirol, im südlichen Böhmen), sowie auf deren Hofformen ein. Beide, das alemannische und das noch bekanntere Alpenhaus, weisen in der Hauptsache einen nur zweigeteilten Wohnraum auf. Henning kommt nun zu dem Schlusse, daß diese beiden Formen auch nur aus dem oberdeutschen Hause entstanden seien, aber die ursprüngliche Grundform des letztern, die Zweiteilung in Hausflur und Wohnraum nebst anstoßender Kammer, besser erhalten hätten, das alemannische Haus freilich, und zumal in den Übergangsgebieten nach dem fränkischen Hause hin, weniger als das Alpenhaus, da es hier nicht selten nach einer dreiteiligen Anlage hin modifizirt sei und noch öfter eine absonderliche Dreiteilung von unten nach oben aufweise, Stallungen im Erdgeschoß, Wohnräume mit Kammern darüber als Fachwerkbau, zu oberst in dem mächtig angelegten Dachraum die Kornlager und Speicherräume, zu denen womöglich von außen eine Brücke führt. Das Alpenhaus dagegen zeigt bei seiner Vereinigung aller Wohn- und Wirtschaftsräume in einem meist quadratischen Hause eine größere Freiheit in der Anordnung seiner einzelnen Teile, die zum Teil wieder nach Landschaften verschiedenartig sich gestaltet hat.

Wegen der Übergangsformen in den Grenzgebieten wird das alemannische Haus u. a. auch von Meitzen lediglich als eine Unterart des fränkisch-oberdeutschen Hauses angeführt. Das Alpenhaus, welches selbst eine eigne Entwicklung gehabt hat, wird aber allgemein als ein besondrer Typus betrachtet.

Durchaus verschieden von dieser innern Einrichtung des fränkisch-oberdeutschen Hauses ist nun die des wohlbekannten sächsischen Hauses, welches alles unter einem und zwar tief herabgehenden und das Ganze gewissermaßen einhüllenden Dache zu einem übersichtlichen, dichtgedrängten Familienhaushalte vereinigt. Das sächsische Haus ist im Grundriß ein langgedehntes Rechteck; an der vordern Giebelseite befindet sich das Einfahrtsthor, welches zu einer bis in die Mitte des Hauses sich erstreckenden großen Diele führt; am Ende der Diele liegen die Wohnräume mit dem Herde. Während auf der dreischiffigen Diele (Mittelgang, rechts und links davon Verschläge) das wirtschaftliche Leben seinen Platz hat, vereinigt der Herd, der fast in der Mitte des Hauses liegt, das eigentliche häusliche Leben. Vom Herde aus kann der Hausherr und die Hausfrau alles, was im Wohnraume und in der Wirtschaft vorgeht, ohne weiteres und jederzeit übersehen, das Gesinde überwachen und Pferde wie Vieh, da beides in den Verschlägen zur Seite der Diele mit dem Kopfe nach dieser hin gerichtet steht, bequem im Auge haben.

In der Vereinigung aller Räume zu einem Hause, sowie in der dreischiffigen Dielenanlage besteht das Charakteristische des sächsischen Hauses. In jener Vereinigung und in dem Hervortreten der Diele mag es vielleicht liegen, daß viele, auch Meitzen, das sächsische Haus aus der Scheune hervorgehen lassen. Bis geschichtliche Nachweise hierfür erbracht sind, muß aber wohl angenommen werden, daß der Wohnraum naturgemäß zuerst vorhanden war und aus diesem durch Ausdehnung und Hereinziehen der Wirtschaftsräume die jetzige Form entstand. Die im ganzen seltene Hinzufügung einzelner Scheunen, welche eine gleichmäßige Anordnung nicht erkennen läßt, kann unberücksichtigt bleiben; eher verdiente noch Beachtung die Abschließung der Hofstätte durch Gräben, Zäune und Mauern, welche die Vereinigung des ganzen Hauswesens zu einem einheitlichen Ganzen noch mehr hervortreten läßt.

Nicht nur das Alter der sächsischen Hausform ist unbestritten, sondern es ist auch in jeder Zeit dieselbe planvolle Anlage des sächsischen Hauses, welche sich selbst in den etwaigen Veränderungen wiedererkennen läßt, wahrzunehmen, sodaß mit Recht angenommen wird, es müßten die oben erwähnten hauptsächlichen Merkmale des heutigen sächsischen Hauses auch schon von alters her den eigentlichen Charakter desselben ausgemacht haben.

Abänderungen des sächsischen Hauses bestehen zunächst in einer Verbesserung der Wohnräume, und zwar durch Verlängerung des Hauses hinter dem Herde, durch Anfügen einzelner Stuben und Kammern, welche in manchen Gegenden sogar einen besondern Wohnraum bilden. Anderwärts läßt man das Einfahrtsthor in das Haus zurücktreten und gewinnt so vor der Einfahrt einen freien Raum, Utlucht oder Vorschopf genannt. Mitunter wird die Diele von der Flet, dem Raume, auf welchem sich der Herd befindet, durch einen leicht wegnehmbaren Bretterverschlag getrennt. In einigen Landstrichen (Paderborn, Schaumburg,

Digitized by Google

Holstein) geht die Diele auch durch die Wohnräume, die dann auf beide Seiten verteilt liegen, hindurch, sodaß das ganze Haus eine dreischiffige Anlage erhält. Erheblicher ist eine Abänderung im Diemelthale und im Leinegau, wo die Wohnräume im vordern Teile des Hauses angebracht sind. Äußere Verzierungen fehlen dem sächsischen Hause meistens und sind nur in einzelnen Strichen gebräuchlich (z. B. im Alten Lande, wo oft jedes Wandfach künstlich behandelt ist).

Das friesische Haus, welches sich am Nord- und Nordwestrande des Gebietes des sächsischen Hauses vorfindet, hat zwar Ähnlichkeiten mit letzterem, hat aber seinen eignen Charakter, sowie Merkmale, welche zu dem Typus des sächsischen Hauses hinzutreten, von einer alten Sonderentwicklung ganz abgesehen. Im Unterschied zum sächsischen Hause besteht das friesische Haus aus zwei Gebäuden, die aber wieder zu einer einheitlichen Anlage und möglichst unter einem gemeinsamen Dache zusammengefaßt sind. Bei der niederländischen (westfriesischen) Einrichtung teilt sich das Gebäude in ein Vor- und ein Hinterhaus, von denen das letztere, der Wohnraum, auf beiden Seiten etwas vorspringt und ein dem andern entgegengesetztes Dach erhält; so die sogenannten im T gebauten Häuser in Moers und im Cleveschen. Die Diele mit dem Wirtschaftsraum liegt im Vordergebäude, die Flur (Flet) dahinter und vor den Wohnräumen. In Ostfriesland hat das eine Wirtschaftsgebäude, das Vorderhaus, sich in zwei Scheunen verdoppelt, die Wand an Wand aneinandergestellt und mit dem dahinter liegenden Wohngebäude durch ein Quergebäude verbunden sind. Der Einfluß der sächsischen Art zeigt sich mitunter darin, daß beide Scheunen wieder unter ein Dach gezogen sind, sie haben jedoch dann nicht eine gemeinsame Einfahrt von der Giebelseite, sondern zwei an jeder Seite, bei fast vollständigem Verschwinden der Dielenanlage. Diesen ostfriesischen „Bergen" ist der Eiderstedter Heuberg ähnlich gestaltet; nur sind bei letzterm die Scheunen als rechtwinklige Flügel an das Wohngebäude angesetzt und lassen zwischen sich einen freien Raum. Gleiche Einrichtung haben die Gebäude in Nordfriesland. Von der fränkischen Hofanlage unterscheidet sich das friesische Haus dadurch, daß die einzelnen Gebäude, aus deren Zusammenfassung es entsteht, sich nicht zu einem freien Hofe entfalten.

In Schleswig und Holstein finden wir neben dem sächsischen und friesischen Hause Formen, die ihnen nahe stehen, ohne doch der Entstehung und der Anlage nach zu ihnen gerechnet werden zu können. An das Hauptgebäude, dessen Langseite nach dänischer Sitte die Fassade bildet, sind nach hinten rechtwinklig zwei Flügel als Stall und Scheune angebaut, die auf der Rückseite wieder verbunden sind. Nach der Einrichtung des Hauptgebäudes unterscheidet Henning zwei Bauarten, die anglische (eine südliche und eine nördliche) und die dänische: das charakteristische der südlichen anglischen Bauart findet er in der Kombination einer sächsischen Stallanlage mit einem Wohnraum, der in seiner einfachsten Gestalt aus Vorzimmer mit Backofen, Herd und Küche, sowie aus einer abgetrennten Hauptstube (Pesel) besteht. Besondre Schlafkammern giebt es nicht;

die Betträume sind vielmehr in schrankartigen Verschlägen zwischen Stube und Pesel angebracht. In der nördlichen Art des anglischen Hauses liegt dieselbe Einteilung des Wohnraumes vor, dagegen fehlt die sächsische Stallanlage, welche durch eine Reihe von Einzelställen — ohne besondre Verbindung nebeneinandergesetzt, sodaß die nördliche Art dieser Form mit der sächsischen Hausform nicht mehr zusammenhängt — ersetzt wird. Diese Form herrscht in Norderdithmarschen und Schleswig bis hinauf nach Skagen. Die Ställe rücken mitunter ganz an den Wohnraum heran, sind aber oft durch eine Durchfahrt davon getrennt; ein Hof wie bei der fränkisch-oberdeutschen Bauart liegt aber ebenfalls nicht vor.

Endlich erwähnt Henning noch die dänische Bauart, die sich z. B. im Limfjord auf der Insel Mors erhalten hat. Hier hat das Haus, dessen sämtliche Fenster nach einer Seite gehen, nur einen Eingang, welcher in das Fremmers, das Vorgemach, führt. In diesem befindet sich der Backofen und der Herd, mitunter auch noch ein Verschlag für Tiere. Von hier führt eine Thür in die Wohnstube, welche auf der Rückwand in Verschlägen die Schlafstellen sowie die Speisekammern enthält. Neben der Stube liegt die Vesterstue, das Staatszimmer. Bei größern wirtschaftlichen Verhältnissen tritt hier ein wirklicher Hofbau an Stelle der schleswigschen Flügelbauten, meist quadratisch und von vier Gebäuden umschlossen; der Zugang zum Hofe ist entweder neben dem Giebel des Wohnhauses oder doch in einem neben dem Wohnhause gelegenen Thorgebäude, also fast ganz wie bei der fränkisch-oberdeutschen Bauart — ein merkwürdiger Hinweis auf den gemeinsamen Ursprung, da an eine Entlehnung hier wohl kaum zu denken ist.

Nur in Kürze haben wir die verschiedenen Hausformen nach ihren besondern Merkmalen vorführen können; die Skizzirung der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Hausformen haben wir unterlassen müssen, so interessant eine solche auch sein würde und so gern wir auch das reiche, zum Teil noch unbenutzte Material angedeutet hätten, welches nur der kundigen Hand wartet, um dem deutschen Volke den geringen Rest eigenen Schaffens auf diesem Gebiete wieder lieb zu machen und vor dem Untergange zu retten. Denn leider verschwinden diese charakteristischen Formen mehr und mehr; wie das fränkisch-oberdeutsche Haus infolge seiner mehr den Zwecken entsprechenden Einrichtung und seiner größern Entwicklungsfähigkeit die andern Hausformen immer weiter zurückgedrängt hat, wird es selbst ebenso wie jene von der modernen Architektur überflutet, und schon gilt es, die Reste für die Nachwelt zu sammeln, wenn sie nicht spurlos verschwinden sollen. Wir kommen deshalb am Schlusse auf die Meitzensche Schrift nochmals zurück, deren Verfasser in dankenswerter Weise auch Winke giebt, in welcher Weise hier zweckentsprechende Beobachtungen, insbesondere über die Verbreitung der Hausformen angestellt werden können, durch Beschreibung und Darstellung der äußern Gestalt wie der innern Einrichtung und durch Aufzeichnung der Benennungen einzelner Teile.

Joseph von Sonnenfels.

Bei dem Aufschwunge, den der deutsche Geist seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts genommen hat, ist die Besserung der Theaterverhältnisse eine stets behandelte Frage gewesen. Auch in dem Zeitalter, welches der Hauptthätigkeit Goethes und Schillers vorausging, können wir zugleich mit dem Beginn einer frischeren Poesie das Bestreben, die Bühne zu reformiren, Platz greifen sehen. Man denkt hier zunächst an Lessing und die Hamburgische Dramaturgie. Doch darf, unbeschadet der Wichtigkeit, welche die „Literaturbriefe," das Hamburger Projekt und alle sonstigen hauptsächlich von Lessing vertretenen Unternehmungen gehabt haben, eine andre Erscheinung nicht vergessen werden, die ein Seitenstück zu jener, vorwiegend in Norddeutschland entfalteten Thätigkeit bildet: in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt die durchgreifende Hebung des Wiener Theaterwesens durch Joseph von Sonnenfels.

Sonnenfels gehört zu den einflußreichsten und glücklichsten Aufklärern seiner Zeit und seines Volkes. Sein Kampf gegen die zahlreichen Verkehrtheiten und Übelstände der damaligen Bühne hatte zur Folge, daß die theatralischen Aufführungen in Wien sich von Grund aus umgestalteten, und daß eine Richtung zum Bessern eingeschlagen wurde, die hinfort keine erhebliche Störung mehr erfuhr. Es wurde ein Boden für das nationale Drama geschaffen. Aber nicht nur der Dramaturg, der Hauptförderer des Wiener Theaters, ist an Sonnenfels von Bedeutung. Der vielseitige Mann wirkte auch nicht wenig erfolgreich als akademischer Lehrer, als Staatsbeamter, als moralischer Schriftsteller; kurz, er stellte sich bewußt und entschieden in den Dienst des allgemeinen Fortschrittes.

Die Zahl derer, denen man solches nachrühmen kann, war damals verhältnismäßig groß. Das schöpferische Genie arbeitete weniger einsam als heutzutage und fand leicht bei Leuten Anklang, welche, ohne eben große Geister zu sein, doch für die Vervollkommnung der Gesammtanschauung eingenommen waren und die bedeutenden Ideen der Zeit aufnahmen, interpretirten und weiterbildeten. Lohnt es der Mühe, von diesem Kreise der Genossen und Mitarbeiter an den großen modernen Bewegungen Notiz zu nehmen, so dürfen dabei auch die Verdienste Sonnenfelsens nicht übersehen werden. Ein zusammenfassendes Bild von seiner Thätigkeit lag bis jetzt nicht vor. Diese Lücke in den Darstellungen aus jener Zeit ist nunmehr ausgefüllt durch eine Schrift von Wilibald Müller, welche, auf die Anregung der Braumüllerschen Verlagsbuchhandlung in Wien entstanden, das Leben und Schaffen des hervorragenden Mannes, des geistigen

Beistandes einer Maria Theresia und eines Joseph des Zweiten, zum Gegenstande hat.*)

Verweilen wir im Anschluß an diese Schrift vor allem bei dem, was Sonnenfels als dramaturgischer Schriftsteller geleistet hat. Denn dies ist für uns schließlich doch das interessanteste; es fesselt nicht bloß den, der geschichtlich betrachtet, sondern hat zum Teil auch einen bleibenden Wert und wirkt noch heute mit unmittelbarer Frische.

Joseph von Sonnenfels, von jüdischer Abstammung, wurde 1733 zu Nikolsburg in Mähren geboren. Sein Vater, ein eingewanderter Rabbiner, hatte Konnexionen mit dem Nikolsburger Piaristenkollegium und mit dem Hause Dietrichstein, dem die dortige Landschaft gehörte; er nahm bald den katholischen Glauben an, erhielt später das Adelsprädikat Edler von Sonnenfels und wurde Lehrer der orientalischen Sprachen an der Wiener Hochschule. Der Sohn, Joseph Wiener, wie er vor jener Nobilitirung hieß, genoß zunächst einen gelehrten Unterricht, wurde dann aber, als sich die Verhältnisse der Familie eine Zeit lang verschlechterten, Soldat und kam erst nach einer Reihe von Jahren, die jedoch selbst für seine wissenschaftliche Ausbildung nicht eigentlich verloren waren, durch die Vermittlung des Grafen Dietrichstein sowie einer fürstlichen Gönnerin vom Heere los. Er bereitete sich dann zum Staatsdienste vor, bis plötzlich die literarischen Bestrebungen, welche damals in Österreich anhoben, sein Interesse erweckten und ihn bestimmten, Schriftsteller zu werden. 1761 entstand die „Deutsche Gesellschaft" in Wien, ein Verein junger Streber, dem das Ausland bald Aufmerksamkeit schenkte, sodaß eine Verbindung der österreichischen mit den fremden Schriftstellern, insbesondre mit Nicolai, hergestellt wurde und das Schriftdeutsch auch auf ungünstigem und abseits gelegenem Boden Fortschritte machte. Sonnenfels spielte dabei eine Hauptrolle, namentlich infolge seiner Abhandlung „Von der Notwendigkeit, seine Muttersprache zu bearbeiten." 1763 traf er es, nach mancherlei Bemühungen um ein passendes Amt, sehr gut, in eine sichere Lebensstellung zu gelangen: er wurde Professor der Polizei- und Cameralwissenschaften an der Wiener Universität. Von da an begann seine reiche staatliche Wirksamkeit, die ihm anfangs manche Kämpfe, aber vorwiegend Ansehen und schließlich Ehren aller Art einbrachte. Im Laufe der Zeit bekam er auch die Funktion eines referirenden Rates bei der Studien- und Zensurkommission. Alle seine übrigen Würden, politischen Missionen und Auszeichnungen übergehen wir hier. Es genüge zu sagen, daß Sonnenfels bis zum Niedergange des Josephinismus eine der ersten Persönlichkeiten Wiens war.**)

*) Josef von Sonnenfels. Biographische Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Österreich. Von Wilibald Müller. Mit Sonnenfels' Bildnis. Wien, W. Braumüller, 1882.

**) Die Bemerkung, daß sein Name selbst unter den Dedikationen Beethovenscher Werke vorkommt, wird hier willkommen sein. Die schöne Pastoralsonate op. 28 ist Sonnenfels gewidmet.

Er starb 1817 als betagter Greis, ohne Nachkommen, wiewohl er lange und glücklich verheiratet gewesen war. Unter den zerstörenden Wirkungen des Ministeriums Thugut und dem neuen Gestirn Metternich hat er keine politische Thätigkeit mehr ausgeübt, sondern als Vizepräsident der k. k. Akademie der bildenden Künste anderweitig gewirkt.

Als Mensch zeigte Sonnenfels im ganzen einen tüchtigen, schätzenswerten Charakter. Doch darf man dabei nicht den höchsten Maßstab anlegen. Anzuerkennen ist der Stolz, der den emporstrebenden Mann abhielt, zur Ermöglichung einer glänzenden öffentlichen Laufbahn vulgäre Mittel anzuwenden; ebenso der Freimut, mit dem er, von vornherein zur Satire geneigt, gegen vieles Verkehrte auftrat. „Er vertauschte, heißt es von ihm, die ansehnlichste Beförderung gegen das Vergnügen, dem Thoren zu sagen: du bist ein Thor." Dies hatte nichtsdestoweniger seine praktischen Grenzen. Sonnenfels handelte sogar vielfach egoistisch, insofern er dem, was er einfach aus Klugheit und profitlichem Sinne that, erhabene Tendenzen unterschob. Auch fehlte es ihm nicht an Eitelkeit.

Unser großes Publikum von heute ist sehr im Unrecht, wenn es die bedeutenden Ziele des achtzehnten Jahrhunderts für abgethan hält und sich mit den Gedanken, die jene Zeit so tief bewegten, nur oberflächlich beschäftigt. Freilich sehen die Formen, unter denen die Reformideen damals auftraten, nunmehr alt und grau aus. Aber trotz dieses Äußern, das zur heutigen Welt nicht passen will, ist soviel Ernst und Gründlichkeit in der entwickelteren geistigen Arbeit jener Tage, soviel Kernhaftes und Dauerndes in ihren allgemeinen Fortschrittsbestrebungen, soviel Kühnheit und Schwung in ihren Ansätzen zum Bessern und Vollkommneren wahrzunehmen, daß wir uns hüten müssen, gewisse Leistungen als antiquirt anzusehen, die vielmehr mit den gesunden Tendenzen der Gegenwart innerlich harmoniren und deshalb noch heute Beachtung verdienen. Sonnenfels ist keine von den eigentlichen Größen des vorigen Jahrhunderts. Aber indem er für die Ideale seiner Zeit wirkte, hat er entschieden Nutzen gestiftet, und wenn wir seine Schriften aufschlagen, finden wir manches, was auch jetzt noch anzieht und lesenswert ist. Jene Ideale sind eben noch nicht ganz ungiltig.

Was von den literarischen Produkten Sonnenfelsens einen kulturhistorischen Wert in dem großen, schwerwiegenden Sinne hat, ist meist in dem „Mann ohne Vorurteil" enthalten. Es war dies ursprünglich eine Wochenschrift, in welcher Sonnenfels unter dem Namen Kapa-ka-um einen Mann vorführte, der, irgendwo in der Einsamkeit groß geworden, mit einemmal in die Stadt versetzt wird, sich in ihre Sitten nicht finden kann und dadurch Veranlassung zu allerhand kritischen Betrachtungen giebt. Mitunter werden hier Themen von weittragender Wichtigkeit behandelt, allerdings so, daß die mangelnde Tiefe, mit der die Dinge aufgefaßt werden, heutzutage, angesichts der veränderten Verhältnisse, offenbar wird, oder so, daß die Einkleidung des Problems über den ephemeren

Charakter nicht hinausreicht. Einige Partien mögen hier hervorgehoben werden.

Die Erzählung von Eraſt und Serinen (1, 10) ſtellt im Grunde genommen einen Konflikt dar, der nicht ſobald aus der Welt geſchaffen ſein wird. Aber ſie würde gewinnen, wenn das Moment, worauf ſich der Verfaſſer ſtützt, nicht ein bloßes Vorurteil des Adels wäre, ſodaß die Schuld des Sohnes, ſowie der blinde Gehorſam desſelben unverſtändlich wird. Wäre der reale Fall ſublimer gewählt, ſo müßte gerade darin die Pointe liegen, daß der fehlende Sohn, der bloß ſcheinbar das Opfer einer Tyrannei iſt, ſich belehren läßt und einer Erkenntnis gegenüber nachgiebt, welche nicht gleich zu Tage liegt, ſondern nur dem gewählteren Sinne zugänglich iſt. Ähnlich macht die ideale Liebesgeſchichte (Anhang, S. 53) keinen reinen Eindruck. Unter den Händen eines Rouſſeau werden derartige Schilderungen, bei denen die einfache Natur der vorhiſtoriſchen Menſchen der modernen Korruption gegenübergeſtellt wird, packend und groß. Denn der Umſtand, daß dieſe ſchäferlich-naiven Urmenſchen ſittlich und überhaupt fortgeſchritten denken und handeln, wird umſoweniger mißlich, je umfaſſender die Wendung zum Vollkommneren iſt, bei der das fragliche Vorbild zur Aufmunterung verwendet wird. Wo das Genie den Gedanken einer neuen Menſchheit faßt, darf es, um ihn deutlich zu machen, zu einem Gegenſtück greifen, welches des Zuſammenhanges mit der Wirklichkeit, mit der Kultur, entbehrt, und infolge deſſen für den, der nicht auf den Geiſt des Ganzen ſieht, ungereimt erſcheint. Aber Sonnenfels wollte eher Verbeſſerungen im einzelnen. Deshalb iſt die Sphäre der Unbeſtimmtheit, in welche die Erzählung gerückt iſt, minder zweckmäßig. Vielleicht darf man ſich hier an die „Germania“ des Tacitus erinnern, wo ja auch primitive Zuſtände mit der größten Ziviliſationsſtufe der damaligen Zeit ſozuſagen neidiſch verglichen werden, aber nicht bloß Barbarei gegen Kultur in die Schranken tritt, ſondern auch unter Abſtraktion dieſes Punktes ein realer Typus aufgeſtellt wird, der eine unvollkommnere Menſchheitsbildung ausſticht.

Beachtenswert ſind ferner die Stellen, wo die übertriebene Höflichkeit und Galanterie der modernen Geſellſchaft ironiſch geſtreift wird — Kapa-ka-um will nichts von Schmeicheleien gegen die Frauenwelt wiſſen —, wo die Schattenſeiten Erwähnung finden, welche bei dem vulgären Beſtreben, ſtandesgemäß zu leben, hervortreten können, oder wo über harmoniſche Erziehung geſprochen wird. Etwas grobfädig freilich iſt die Behandlung der Fragen auch hier.

Man verſäumt gegenwärtig, die praktiſche Sittlichkeit zum Gegenſtande wiſſenſchaftlicher Darſtellungen zu machen. Umſomehr muß die Thatſache, wie eingehend die Früheren rein verſtandesmäßige moraliſche Unterſuchungen anſtellten, betont werden; wenngleich in unſerm Fall nicht verſchwiegen werden ſoll, daß ſich das meiſte der hierher gehörigen Sonnenfelſiſchen Arbeiten auf zu niederem Boden bewegt, als daß es tiefere Teilnahme erwecken könnte. Die

Digitized by Google

mehr pädagogiſchen Fragen ſind verhältnismäßig am beſten angefaßt; für wirklich bedeutend müſſen Ausführungen gelten, wie die über die Grenzen des elterlichen Züchtigungsrechts, über die Unbilligkeit, mit ſeinem Kinde als mit ſeinem Eigentum zu ſchalten u. dgl. Ein paar Proben mögen die freie Denkweiſe und zugleich den lebendigen Stil des Verfaſſers vergegenwärtigen. „Die Gewalt der väterlichen Züchtigung," heißt es u. a., „reichet weiter nicht, als ſo ferne ſie der Erziehung zur Seite gehen, und zu der Beſſerung beitragen muß. Ein Bildhauer ſoll an ſeinem Werke eine kleine Hervorragung ebenen, er nimmt die Hacke, und ſchlägt die Bildſäule in Stücke. Das iſt das Verfahren der Ältern, welche Wunden ſchlagen, wo ſie nur glätten ſollten, welche brechen, wo ſie nur biegen ſollten." Ferner: „Die Neigung des Kindes, das iſt das Opfer, in dem ſich Hausdespoten am meiſten wohlgefallen. »Thue für deinen Vater!« ſpricht er, »was dieſer für dich that!« — Wenn nun der Sohn den Vater fragte: »Was haben Sie für mich gethan!« was könnte ihm dieſer antworten: »Ich habe mich nach meiner Neigung verehelicht, du biſt ohne meinen Willen gebohren worden: aber ich habe dich erzogen.« — So mag dann der Wirgpfaff zu dem Opfervieh ſprechen: »Sieh, was ich für dich gethan habe! ich habe dich gemäſtet, damit du zum Schlachten fett ſeiſt« — wie der Vater: »ich habe dich groß gezogen, um meinen Abſichten gewürget zu werden.« Gemüthsneigung, Fähigkeiten, wenn man dieſe zu Rath zöge, könnte mancher Sohn ſchon in den Windeln, manche Tochter im Kinderröckchen beſtimmet ſein? Der Domherr am Weisbande und der Oberſte auf der Schulbank, hat dieſer von ſeiner Frömmigkeit, hat jener von ſeiner kriegeriſchen Neigung Merkmale gegeben? Der Vater berathſchlaget alſo mit niemandem als mit ſich ſelbſt, und mit ſeinen Abſichten: ſein Willen beuget den Nacken des Kindes unter das Joch des unbilligſten Geſetzes, welches ſich mit dem heiligſten Anſehn der Natur waffnet, und oft dem unglücklichen Sklaven der gemißbrauchten väterlichen Gewalt, ſelbſt den elenden Troſt, zu ſeufzen, raubet, der dem Galerenſklaven an der Ruderbank nicht verſagt iſt." — Hierher gehört auch folgende Apoſtrophe: „Eltern! denket weniger, daß eure Kinder zu eurer Ergötzung ihr Daſein erhalten haben, als um dereinſt Menſchen, Bürger zu ſein! oder wenn ihr ja den ſüſſen Namen Vater nothwendig mit der Ergötzung verbunden glaubt — es wird das Glück der Geſellſchaft ausmachen, wenn dieſe Meinung allgemein iſt — ſo ſuchet dieſe Ergötzung nur nicht auf Unkoſten des Kinds, das ihr glücklich zu machen verpflichtet ſeid, und wünſchet. Suchet dieſe Ergötzungen nicht in den Gaukeleien der kleinen Spielthiere. Es ſind keine Affen, die ihr vor euch habet: es ſind Kinder, die Bürger werden, die eure Stelle in der Geſellſchaft beſetzen, wann ihr dereinſt abtretet, die Freude, der Stab, eures Alters werden ſollen. In Sachen, die euch vorhinein zeigen, daß ſie eure Hoffnung, daß ſie ihre Beſtimmung erfüllen werden, in dieſen findet das Reizende der Kindheit!"

Der „Mann ohne Vorurteil“ zeigt eine große Vielseitigkeit. So findet sich beispielsweise auch ein Abschnitt, wo für eine andre Methode des Lateinlernens plädirt wird. Man solle, wird verlangt, die alte Sprache ebenso rasch und praktisch abmachen wie das Französisch. Ein andermal wird Kapa-ka-um gefragt, ob er nicht die Jagd unter die gesitteten Vergnügungen rechne. „Ich weiß nicht,“ lautet seine Antwort, „was meine Mitbrüder thun. Aber ich weiß, daß ich an ihrer Stelle jagen würde, allenfalls um mir durch Erlegung der Thiere Fleisch, wenn ich nun einmal an diese Speise verwöhnt wäre, zu verschaffen: daß ich aber nicht das Thier, wie ihr, erlegen würde, um zu jagen. Die Jagd würde dann ein Mittel meiner Erhaltung, nicht meiner Ergötzlichkeit sein.“

Soweit bei Sonnenfels die öffentliche Thätigkeit mit der amtlichen Stellung zusammenhing, bietet sie nur ein spezialgeschichtliches Interesse. Bemerkenswert ist, daß Sonnenfels den neuen, zu durchgreifender Umgestaltung der bisherigen Anschauungen drängenden staatswissenschaftlichen Lehrsätzen, welche in England und Frankreich bereits allgemeine Verbreitung gefunden hatten, auch in Österreich Eingang und Bürgerrecht verschaffte, daß er der erste Verfechter des Josephinismus war, insofern seine Theorien im wesentlichen den guten Zweck verfolgten, die klerikale Allgewalt zu Gunsten der Regierung zu vermindern. Aber auf seine mannichfachen staatswissenschaftlichen Schriften, auf seine Beobachtungen in Sachen der Polizeigesetzgebung, auf sein Urteil in der Frage der Entscheidung durch Stimmenmehrheit bei gerichtlichen Urteilen u. s. w. näher einzugehen, dürfte hier nicht der Ort sein. Nur das, was Sonnenfels für die Aufhebung der Folter in Österreich that, erfordert ein besonderes Wort, da die Sache vielfach unrichtig dargestellt wird. Man findet häufig die Ansicht, daß Sonnenfels die Abschaffung der Tortur durchgesetzt habe. Indeß war er weder der alleinige Gegner der Tortur, noch hat er bei dem Staatsakte, der den ausgedehnten Verhandlungen über das fragliche Thema von oben herab ein Ende machte, den Ausschlag gegeben. Es ist Thatsache, daß am Kaiserhofe weit liberalere Anschauungen, als sie Sonnenfels vertrat, den Sieg errangen und die Aufhebung der Folter schlechtweg dekretirt wurde, während Sonnenfels für gewisse Fälle die Beibehaltung wollte. Übrigens bekleidete Sonnenfels nie eine Stellung, in welcher er wirklich selbständig und unbeeinflußt von den Tendenzen höherer Behörden an der Regierung hätte teilnehmen können. Seine Hauptthätigkeit im Staatsdienste war vollauf in Anspruch genommen durch Zensurgeschäfte. Zuerst war er Zensor des Theaters, dann Zensor des Bücher-Revisionsrates und schließlich Zensor der Gesetzessammlungen und Regierungspatente.

In den Einzelheiten verlor das politisch-staatswissenschaftliche Programm, welches Sonnenfels aufstellte, im Laufe der Zeit mehr und mehr an Haltbarkeit. Immerhin sind aber gewisse Grundzüge desselben, die Anlehnung an den Contrat social, das Prinzip, daß durch möglichst große Bevölkerung das Staats-

glück erreicht werden muß, u. a. anerkennenswert. Falsch ist dagegen die Formulirung eines andern Fundamentalsatzes, wonach unserm Professor die ungleiche Verteilung des Reichtums als das eigentlich einigende Band der Gesellschaft erscheint. Damit „errät er förmlich das moderne Schlagwort, den Kampf ums Dasein."

In einem Schriftstück autobiographischen Inhaltes bemerkt Sonnenfels einmal, daß die österreichische Mundart „nicht die feinste" sei und daß er sich die Berichtigung derselben habe angelegen sein lassen. „Ich ward, erzählt er, von den Dornen der Sprachlehre nicht abgeschreckt; ich war der Meinung — jedermann bei uns war es damals noch nicht —, es sei ebenso Schande in seiner Muttersprache zu sagen: »ich habe ihm gesehen,« als es sein würde im Latein vidi illi oder im Französisch: j'ai vu à lui." Diese Äußerung trägt dazu bei, die Bildung, welche Sonnenfels und sein Kreis anstrebte, zu kennzeichnen. Vor allem aber können wir hier einen Fingerzeig erblicken, in welchem Geiste die Beschäftigung dieser Männer mit Literatur und Kunst gehalten war. Man bemühte sich, vornehmer und geschmackvoller zu werden; man wollte nicht länger hinter dem Auslande zurückstehen; kurz, man suchte, ohne das tiefere der Sache zu berücksichtigen oder die Ziele weit zu nehmen, eine zeitgemäße Besserung der Zustände. Die Dramaturgie Sonnenfelsens ist ein Hauptdenkmal dieser Tendenzen. Sie trägt im allgemeinen den Stempel einer vergangenen Periode. Nichtsdestoweniger hat sie auch Früchte gezeitigt, welche auch noch für uns bestimmt erscheinen, ja vielleicht am ehesten die Veranlassung sind, wenn der Name Sonnenfels im Munde der Gegenwart und der nächsten Zukunft noch fortleben wird. Die literarische That, um die es sich hier handelt — ein Pendant zur „Hamburgischen Dramaturgie" Lessings —, sind die „Briefe über die Wienerische Schaubühne," die 1767—1769 erschienen. Doch findet sich auch im „Mann ohne Vorurteil" vieles, was auf das Theater Bezug nimmt.

Im Vordergrunde steht dabei die Polemik gegen den großen Haufen, welcher durch den Besuch des Theaters nur seine schwunglose Vergnügungssucht befriedigen will. So werden einmal (Brief vom 22. Januar 1768) die folgenden charakteristischen Verse eines zeitgenössischen Dichters zitirt:

Wer keinen Heldengeist in seinem Busen hat,
Wird, Helden anzusehen, in zwo Minuten satt.
Genug, wenn ihn das Kleid des Helden eingenommen:
Doch spricht der Held, so heißt's: wird nicht der Narr bald kommen?
Der schon durch einen Schritt, ein Wortspiel an sich zieht —
Man lebt gleich auf, sobald man seines gleichen sieht —
Der Narr ist allemal das Nötigste der Bühnen,
Der füllt das Schauspielhaus, der muß das Geld verdienen.

Und im „Mann ohne Vorurteil" (1, 25) heißt es: „Sollten erwachsene Leute sich um eine Kinderfrau herum versammeln, um ihre, zur Einschläferung der

Kinder ersonnenen Erzählungen vom »daumenlangen Männchen mit dem spannenlangen Barte« mit offnem Munde anzuhören, und ein Fremder träte herbei, und erführe, was uns da zusammengebracht hat: »Hui! würde er sagen, eine Nation bärtiger Kinder!« Und was kann der Fremde denken, wenn er von ungefähr in unsre Schaubühne eintritt, und uns drei, vier Stunden hinbringen sieht, eine Geschichte, die jene nur erzählt, in der Handlung vorstellen zu sehen und dabei so mutig in die Hände klatschen?" Man darf übrigens nicht glauben, daß hier das Kinderhafte, welches in der Kunst noch heute so viel Raum einnimmt, schärfer ins Auge gefaßt wäre, oder daß die niedere Vorstellungsart, wonach das Theater zum großen Amüsement da ist, damals wirklich ausschließlich geherrscht hätte. Es gab ja — in Wien wie anderwärts — das französische Schauspiel und die italienische Oper, zwei Kunsterscheinungen vornehmerer Art, und daran hielt sich das eigentliche gebildete Publikum. Der Fortschritt, für den Sonnenfels wirkte, bestand zunächst in der Erkenntnis, daß man das bessere nicht mehr vom Auslande beziehen, sondern selbst kultiviren müsse. Der Begriff des Vergnügens, den man auf den Theaterbesuch anzuwenden pflegt, blieb unangetastet. Sonnenfels sagt ausdrücklich einmal, daß wir „in die Schaubühne gingen, um ergötzet zu werden," und daß „von der Schaubühne keine erbaulichen Vorstellungen" gefordert werden sollten. Auch sonst pflegen sich die ästhetischen Ansichten des Wiener Dramaturgen auf einem mittlern Niveau zu halten. Der Brief vom 20. Mai 1768 zeigt, bei Gelegenheit einer Verteidigung des frühern Lustspieles, eine Auffassung der hergebrachten Tragödie, die in ihrer Gewöhnlichkeit und Ungründlichkeit nicht bloß auf Rechnung des einseitigen, steifen Tones zu setzen ist, welchen die Trauerspieldichter angenommen hatten. Die Aussprüche von Corneille und Dacier, die dabei angeführt werden, würden sich bei einer weniger leicht gehaltenen Darlegung fruchtbar erwiesen haben. So aber werden sie verwandt, um das bürgerliche Drama auf Unkosten der Heldenstücke, der eigentlichen Tragödien, in günstiges Licht zu setzen. Eine ähnliche Verkennung des Tragischen liegt in einer Stelle im „Mann ohne Vorurteil" (3, 1, 14), welche sich gegen die Neigung wendet, den großen Dramen einen traurigen Ausgang zu geben. Man könnte noch andres vergleichen. Doch sind viele Ausführungen auch fein und geistvoll; namentlich die über die Unwahrscheinlichkeiten, welche bei Aufrechterhaltung des Prinzips der lokalen Einheit entstehen. Wo es sich um sekundäre und praktische Dinge handelt, kommt überhaupt die Klarheit und Verständigkeit, die man an Sonnenfels rühmen muß, zur Geltung. Von solchen Auslassungen, die wirklich einnehmend und schön sind, heben wir hervor den Brief vom 14. Juli 1768, über „die Ordnung, welche sowohl in Vorschlagung der Stücke als in Besetzung der Rollen und in den Proben beobachtet werden soll," den Brief vom 30. Juli von den Worten an: „Von dem Übersetzer eines dramatischen Stückes hat man gewissermaßen mehr als von einem andern zu fordern," und den Brief vom 21. No-

vember, worin die Frage aufgeworfen wird: „Wie hat der Dichter die Sprache der niedern Rollen zu geben, welche er von ungefähr in seine Schauspiele mit einzieht?“ Auch der Brief vom 19. Juni 1768 über die Eigenschaften, die ein nationaler Dichter haben soll, ist beachtenswert.

Das meiste Interesse in den „Briefen über die Wienerische Schaubühne“ haben zwei längere Partien, bei denen die Behandlung von vielem Geschmack und Urteil zeugt und der Gegenstand ein besonders wichtiger ist. Es sind die Berichte über die Aufführung von Glucks „Alceste“ und von Lessings „Minna von Barnhelm.“ Sie mögen hier, in Anbetracht ihres unveralteten Wertes, wenigstens auszugsweise mitgeteilt sein.

„Ich befinde mich in dem Lande der Wunderwerke!“ beginnt die Besprechung der „Alceste.“ „Ein ernsthaftes Singspiel ohne Kastraten — eine Musik ohne Solfezieren, oder wie ich es lieber nennen möchte, ohne Gurgeley — ein wälsches Gedicht ohne Schwulst und Flitterwitz. Mit diesem dreifachen Wunderwerke ist die Schaubühne nächst der Burg wieder eröffnet worden.... Das eigne und große Verdienst des wälschen Dichters ist ohne Zweifel der Mut, mit welchem er den strotzenden, und von tändelnden Spitzfindigkeiten überlaufenden Stil seiner Nationaldichter verließ, und das Erhabene nicht in den Stelzen des Ausdruckes, das Rührende nicht in dem Pathos der Empfindungen, in dem Schnirkelwerke verstandloser Einfälle suchte. Kalsabigis Sprache ist die ungekünstellt Sprache der Empfindung; eine Quelle, die keinen andern Lauf hält, als nach dem sanften Hange des Erdreichs, worüber sie wegfließt; die überall sich ins Gleichgewicht setzet, und nur da ein wenig aufschäumt, wo sie an einen in den Weg gestürzten Stein stößt.“ Weiterhin wird die laue Aufnahme bei der großen Menge, der das Stück zu ernst war, geschildert. „»Das ist erbaulich! neun Tage ohne Schauspiele, und am zehnten ein Deprofundis.« — »Wie ich denke, hier ists auf Thränen angesehen? Kann sein, daß ich welche vergiesse — aus langer Weile.« — »Nein! Das heißt, sein Geld weggeworfen! eine vortreffliche Ergötzung, eine Närrin, die für ihren Mann stirbt!« — Wo ungefähr glauben Sie, daß ich Sie hingebracht habe? — auf das Paradies! Sie hätten Recht, nach dem Gespräche, so zu denken; aber Sie sitzen mitten auf dem adelichen Parterre.“ Nach manchen Zwischenbemerkungen, namentlich über die mächtigen Wirkungen, welche der Tonkunst im Altertum zugeschrieben wurden und seitdem nachgelassen zu haben schienen, wird auf die Setzart Glucks hingewiesen. „Glucks Einbildungskraft ist ungeheuer: daher sind ihm die Schranken aller Nationalmusiken zu enge. Er hat aus der wälschen, aus der französischen, aus den Musiken aller Völker eine Musik gemacht, die seine eigne ist: oder vielmehr, er hat in der Natur alle Töne des wahren Ausdrucks aufgesuchet, und sich derselben bemächtiget. Die Grundzüge seines Satzes sind immer dem Gegenstand angemessen, und gleichsam ein richtiger, freier Umriß, durch ein schönes Kolorit bearbeitet, worin das Licht mit der Häuslichkeit eines scharfen Beurteilens ver-

teilet, die Abstechung sorgfältig, aber mit Wahl angebracht, und überhaupt die feinste Symmetrie beobachtet wird. Jeder Teil seiner Musik macht, für sich selbst betrachtet, ein sehr angenehmes Ganzes aus, das aber zu dem größeren Ganzen in einem so ebenmäßigen Verhältnis steht, daß die Gluckschen Sätze die wohlgestaltsten Körper sein würden, wofern die Töne sichtbar gemacht werden könnten. Alceste war für diesen geschickten Mann eine weiträumigte Bahn, die Fruchtbarkeit seiner Gedanken zu zeigen. Es war schwer, bei einem Stoffe, über den durchaus Traurigkeit und Schwermuth gleich verbreitet ist, der Einförmigkeit und Wiederholung zu entkommen. Gluck hat diese Schwierigkeit mit vielem Ruhme überwunden. Seine Chöre sind immer wesentlich unterschieden: seine Recitative sprechend, und das Accompagnement nicht eine bloße trockne Anstimmung, oder eine müßige Ausfüllung des Zwischenraums, sondern ein wesentlicher Teil des Ausdrucks, und oft selbst so sehr Ausdruck, daß sie den ganzen Inhalt faßlich, und die Worte beinahe entbehrlich machen. Seine Arien sind neu und von einer einfachen, aber gefühlvollen Melodie." Dann werden einzelne Szenen in ihrer Bedeutsamkeit gekennzeichnet. Hier dürfte namentlich die Erzählung von dem Eindrucke, den im ersten Akt der Schluß des dritten Auftrittes hervorbrachte, für das heutige Publikum lehrreich sein, insofern dieser Moment — „eines von den schönsten Gemälden, die vielleicht jemals auf der Bühne erschienen sind" — wie so vieles andre wohl nirgends mehr lebendig genug dargestellt wird. Endlich finden die Sänger, die Träger jener Wiener Aufführungen der Oper, eine ausführliche, interessante Beurteilung, in welche manche treffende Seitenbemerkung eingeflochten ist.

Die Rezension der „Minna von Barnhelm" enthält nach einer fein entworfenen Inhaltsübersicht folgenden Passus: „Rechtschaffen ist jede der handelnden Personen, ohne daß jedoch daraus eine langweilige Einförmigkeit ihrer Handlungen entspringt. . . . Lessing hat die Abstechung seiner Personen aus den Verflößungen ihrer Charaktere herauszuholen gewagt. Der Kontrast liegt in der Art, wie die Redlichkeit bei jedem ausbricht; und diese Art wird durch die, wenn ich so sagen darf, charakterischen Nebenfehler der Personen bestimmt, welche der Verfasser jedem nicht nur beigelassen, sondern stark ins Spiel gebracht, und dadurch die Mannichfaltigkeit, den unentbehrlichen Kontrapost bewirket hat." Dann werden die einzelnen Personen charakterisirt. Wir wollen nur folgende Sätze hervorheben: „Tellheim will, aus einer großen Niedlichkeit, wie ich sagen möchte, Minnen nicht ehelichen." Und später: „Seine Niedlichkeit, ein Mädchen, das ihn liebt, nicht in seine verzweifelten Umstände mit zu verwickeln, muß ihn in aller Augen erhöhen. Wie wenige sind einer solchen Selbstverleugnung fähig, wie viel mehrere würden in seinen Umständen es machen, wie die Ersäufenden, sich an einen Schwimmenden hängen, in Meinung, sich dadurch über dem Wasser zu erhalten, und auch ihn mit sich zu Grund ziehen. Seine Niedlichkeit ist übertrieben: das gab Lessing den Knoten." Zum Schluß werden ein paar

Einwendungen gemacht. „Leſſing hat eine ſo magere Geſchichte zu ſeinem Vorwurfe gewählt, daß er Leſſing ſein mußte, um darin den Stoff zu fünf Aufzügen aufzufinden. Das Handſchreiben des Königs hat ganz keine Ähnlichkeit mit dem Befehle des Königs in Tartüffe, die jemand darin finden wollte: macht nicht, wie dort, die Entwicklung des Stückes, ohne alle Anlagen und Zubereitung, ein Schwert, das, wie auf den Sinnbildern, aus einer Wolke kömmt, und den Knoten zerhaut. So würde freilich ein dramatiſcher Werkgeſell zugefahren ſein; er würde den Knoten darin haben beſtehen laſſen, daß der unglückliche Major das Mädchen nicht unglücklich machen will: nun käme das Schreiben, die Schwierigkeit wäre gehoben — nun wanderten ſie gewiß freudig dem Feldkaplane zu. Nicht ſo Leſſing: er will vom Zuſchauer nicht erraten ſein: der Brief, zu dem er den Zuſchauer gehörig vorbereitet hatte, macht einen Teil der Verwicklung mit aus, aber er wirft den Liebhaber gegen unſre Erwartung aus dem Hafen wieder in die offne See. — Im Ernſte: ich bin mit dem gezierten Weſen des ſächſiſchen Fräuleins nicht zufrieden. Eine kleine Sträubung noch — allenfalls zur Rache, allenfalls, wie es ſelbſt ſagt, um ſich den Anblick ſeines ganzen Herzens zu verſchaffen, dafür würde ich dem Verfaſſer gedankt haben; aber die Sperrung geht zu weit, und ſchwächet bei mir das Wohlwollen gegen Minnen, der ich ſonſt vom Herzen gut war. Wo will, denke ich bei mir, die Phantaſtin damit hinaus? ich weiß gleichwohl, daß ſie ſich nur ziert, und daß ſie den Augenblick ſchwer erwartet, ſich dem Manne an den Hals zu werfen. Für den Zuſchauer iſt alſo der Knoten immer ſchon entzwei: er ſieht in dem Mädchen nur noch ein kleines boshaftes Geſchöpf, wie ſo viele ihres Geſchlechts, dem man es ſehr gerne glaubt: daß ihr Gemahl ihr nie einen Streich ſpielen ſoll, ohne daß ſie ihm gleich wieder einen darauf ſpielt — und am Ende wünſcht man dem Major ernſtlich ſo viele Herrſchaft über ſich ſelbſt, daß er das neckiſche Weſen für ſich nach Sachſen ziehen laſſen möchte. — Die Nebenliebe Werners und Franziskens, ſo ſorgfältig ſie der Verfaſſer an der Hauptbegebenheit hergeſchmieget hat, ſchwächet immer den Hauptanteil. Man hört nicht einen Augenblick auf, den guten Leuten recht gut zu ſein: und das Mädchen iſt wirklich klüger als ſein Fräulein: denn es zieht ſich bei dem erſten Auffahren ſeines lieben Wachtmeiſters zurück. — Ricaut de Marliniere, einen beurlaubten Offizier, dem der Verfaſſer alle Unbeſonnenheiten, Großſprechereien und Taſchenkünſte unſrer Cadedis beigelegt, der ſeine Sprache wie das Deutſche radebricht, haben die deutſchen Schauſpieler weggelaſſen; wie ſie ſagen, weil ſie keinen unter ihnen haben, der das Franzöſiſche mit der notwendigen Fertigkeit ſpricht. Man vermißt ihn bei der Aufführung im geringſten nicht. Aber eine Rolle, die nirgend in einem Stücke die geringſte Lücke zurückläßt, iſt gewiß eine müßige Rolle. Was möchte wohl alſo die Abſicht des Verfaſſers geweſen ſein, als er ſie mit in ſein Stück aufnahm? Vermutlich die Riſade! Die Wienerbühne hat Leſſingen gegen ſich ſelbſt Recht verſchafft: ſein Stück braucht ſolcher

angeflickter Schellen nicht; es hat eigentümliche und wahrhaft scherzhafte Einfälle genug, die es aufheitern.“ In einem spätern Briefe werden die sprachlichen Vorzüge gewürdigt, welche Lessings Stücke auszeichnen.

Die Schrift von Wilibald Müller stellt genauer dar, wie sich Sonnenfels erfolgreich gegen die Unsittlichkeiten der Wiener Bühne, gegen die Herrschaft der Burleske und des Hanswurstes, gegen die extemporirten Stücke wandte, und welches die äußern Vorgänge dabei waren. Bei der großen Theaterluft der Wiener und der Intelligenz des österreichischen Adels ließ sich von vornherein erwarten, daß die Kaiserstadt an der Donau ein Hauptsitz der dramatischen Kunst und ein Stützpunkt für die Entwicklung des Theaters werden würde. Wir lassen hier das Detail jener Bewegung unberücksichtigt, welche übrigens, wie natürlich, in den dramaturgischen Schriften Sonnenfelsens, neben den Exkursen auf dem Gebiete der französischen und englischen Literatur und neben der Besprechung von Personalfragen und dramatischen Arbeiten, sich mehrfach wiederspiegelt. Ebenso soll ein andrer, von den Literarhistorikern ins Auge gefaßter Punkt, nämlich das persönliche Verhältnis, welches zwischen Sonnenfels und Lessing bestanden hat, in der vorliegenden Skizze nur kurz berührt werden. Man hat Sonnenfels beschuldigt, die Berufung Lessings nach Wien, über welche in den Jahren 1769—1772 Verhandlungen schwebten, hintertrieben zu haben. Wilibald Müller geht auf diesen Vorwurf, und was damit zusammenhängt, ausführlich ein; er gelangt zu dem Resultat, daß Sonnenfels nie in der Lage gewesen sei, auf jene Berufung, die man an maßgebender Stelle durchaus nicht ernst genommen habe, Einfluß auszuüben. Thatsächlich hatte sich allerdings, wie den Kennern wohlbewußt ist, zwischen Sonnenfels und Lessing eine Art Spannung gebildet, welche in den verschiedenen Beziehungen beider Männer zu Klotz ihren Grund hatte. Aber es scheint, daß hierauf kein Gewicht gelegt werden darf und daß es die Sache über Gebühr ausbeuten hieße, wenn man das Urteil über den Charakter und die persönlichen Eigenschaften des einen oder des andern darnach mit bestimmen wollte. Die erwähnten Auseinandersetzungen in der Müllerschen Schrift tragen durchaus das Gepräge der Zuverlässigkeit und Unparteilichkeit, wie denn überhaupt jeder, der ein knappes, aber vollständiges und gleichmäßiges Bild von Sonnenfelsens Leben und Thätigkeit haben will, sich Müllers Darstellung empfohlen lassen mag.

Weihnachtsbräuche in der Reformationszeit.

er Sitte und Brauch der deutschen Vorfahren während des Mittelalters schildern will, muß seinen Stoff von den verschiedensten Orten her zusammentragen; da sind die Geschichtsbücher, die Lieder und Sagen, die Denkmäler der bildenden Künste zu befragen, da geben die Aufzeichnungen des heimischen Rechts und die Novellensammlungen manch überraschenden Beitrag; fremde Reisende, die unser Vaterland durchzogen, bewahrten in stummer Verwunderung über das seltsame Gebahren diesen und jenen ihnen fremdartigen Zug auf, doch nirgends findet sich eine umfassende Erzählung. Der erste, dem wir darüber ausführlichere Kunde verdanken, ist der Baier Johannes Böm. Geboren zu Aub an der Gollach, war er im letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts Kaplan des Deutschordens zu Ulm; sein Werk „Alter Völker Sitten, Gesetze und Gebräuche" erschien zuerst im Jahre 1520 zu Augsburg und zerfällt in drei Bücher*). Nachdem er als Einleitung den Ursprung des Menschengeschlechts behandelt hat, giebt er im ersten Buche eine Schilderung der Bewohner Afrikas, im zweiten der Asiens und im dritten der europäischen Völker. Das wertvollste an seiner Schrift ist für uns die Beschreibung Deutschlands, vor allem Frankens, seiner Heimat. Ein Abschnitt, der Germania des Tacitus entlehnt, bildet hier die Einleitung, dann entwirft der Verfasser aus eigner Anschauung ein farbenreiches Bild der deutschen Stände, voran der Geistlichkeit, „deren großer Teil sich dem Nichtsthun hingiebt; nur wenige beschäftigen sich mit den Wissenschaften, die Nachmittagsstunden bringen sie mit Spielen und Trinken hin." Als zweiten Stand nennt er die Fürsten und den Adel und schilt mit bittern Worten ihre Unbotmäßigkeit gegen das Reich und ihre Herrschsucht. „Wer von ihnen Handel treibt oder ein Handwerk, der entweiht ihren Stand; die Jagd betrachten sie für ihr ausschließliches Vorrecht, weitere Strecken zu Fuß zu gehen, halten sie für entehrend, doch zu plündern, wenn ihnen das Nötige fehlt, scheuen sie sich nicht; unglaublich ist, in welcher Weise sie die unglücklichen Bauern quälen, unser deutsches Vaterland wäre drei-, viermal so glücklich, wenn jene Dionyse entweder vertrieben oder mit Einschränkung ihrer Macht gezwungen würden, als gewöhnliche Leute, wie die Edeln in der Schweiz, zu leben."

Als dritter Stand schließen sich die Bürger an. Hier erzählt der Verfasser, wie in den Reichsstädten Recht gesprochen wird, wie sich Geschlechter und Zünfte gegenüberstehen, er berichtet von den Schöffen, die ohne Lohn und Ent-

*) Mores, leges et ritus omnium gentium, per Joannem Boemum Aubanum, Teutonicum, ex multis clarissimis rerum scriptoribus collecti. Augustae Vindel. 1520.

gelt, nur der Ehre halber, zum Wohle des Gemeinwesens zu Gericht sitzen, die ohne Rücksicht auf wissenschaftliche Bildung gewählt werden und von deren Urteln Berufung einzulegen die Vorfahren für unwürdig hielten; jetzt freilich werde das nicht mehr innegehalten, und das sei umso schlimmer, als der zweite Spruch den ersten oft verwerfe, da er nach den geschriebenen Gesetzen (d. h. nach römischem Recht) gefällt sei. Eine anschauliche Schilderung des städtischen Lebens und Treibens, der städtischen Bauten und Befestigungen bildet den Schluß. Übrigens hebt Böm den frommen Sinn der Bürger lobend hervor: „Keinen Handwerksmann giebt es, der nicht früh morgens, ehe er sich zur Arbeit anschickt, zuvor erst in die Kirche eintritt, und auch Knechte und Mägde werden von ihren Herrschaften dazu angehalten, sie erachten es für einen Schimpf und großen Vorwurf, aus Faulheit oder um nichtiger Sache willen den Gottesdienst zu versäumen; sie spenden viele Almosen, fast in allen Städten finden sich die Minderbrüder und Siechenhäuser für erkrankte Wanderer." Dann folgt noch ein Bild aus dem Schülerleben, das in dem Leser sofort die Erinnerung an Luthers Eisenacher Schülerzeit wachruft: „Auch die Jünglinge finden ihren Unterhalt, die des Studiums wegen das väterliche Haus verlassen haben und freiwillig bald hier, bald dort in der Fremde leben, oft so viele in einer Stadt, daß man sich wundern kann, wovon sie sich nähren; die werden von den Bürgern aus Mitleid verpflegt, ihren Unterhalt erbetteln sie sich sonst, indem sie singend von Haus zu Haus ziehen; sie erhalten deswegen so reiche Gaben, weil sie, den Kirchen und den Geistlichen zugeteilt, beim Gottesdienst singen und zum geistlichen Stand erzogen werden. In den einzelnen Kirchsprengeln giebt es ein öffentliches Gebäude, in dem die Schüler wie die Söhne der Bürger zum Unterricht in den Künsten und Wissenschaften sich einstellen, ihre Lehrer sind nicht weniger durch Rechtschaffenheit wie durch ihre Gelehrsamkeit bewährt; die Schüler, welche sich etwas zu Schulden kommen lassen und in ihren Studien nachlässig sind, züchtigen sie mit dem Stock oder tadeln sie mit ein wenig harten Worten."

Als letzter Stand werden schließlich die Bauern aufgeführt: „Sie sind in ziemlich trüber und harter Lage; gesondert von den andern lebt ein jeder mit Weib und Kind und seinem Vieh in drückenden Verhältnissen. Hütten aus Lehm und Holz, nur wenig über dem Erdboden aufgeführt, bilden ihre Wohnung, geringes Brot, Hafermus oder gekochte Hülsenfrucht ihre Speise, Wasser ihr Getränk, der linnene Rock, zwei Stiefel und der gefärbte Hut ihre Kleidung: ein zu aller Zeit ruheloses, arbeitsames, unsauberes Geschlecht. In die Nachbarstädte trägt ein jeder die Erzeugnisse seines Ackers und des Viehes zum Verkauf und handelt dafür seine Bedürfnisse ein, denn Handwerker, die bei ihnen wohnen, giebt es gar keine oder nur wenige. In der Kirche — gewöhnlich hat ein Dorf nur eine — versammeln sich alle des Vormittags an den Festtagen, um von ihrem Pfarrer das Wort Gottes zu vernehmen, nachmittags

aber verhandeln sie unter der Linde oder sonst an einem öffentlichen Orte über ihre Angelegenheiten, darauf aber führen die Jungen unter dem Schall der Flöte den Reigen, und die Alten suchen die Schenke auf und laben sich am Wein. Kein Mann kommt ohne Waffen an die Öffentlichkeit, mit dem Messer sind sie für jeden Schicksalswechsel umgürtet... Den Herren müssen sie im Jahr über oft Dienste leisten, den Acker bestellen, die Saat ausstreuen, die Ernte machen und in den Scheuern bergen, Holz fällen, Gebäude errichten, Gräben ziehen, kurz, nichts giebt es, das dem dienstbaren und beklagenswerten Stande nicht als schuldige Leistung zugesprochen würde; doch nichts ist für sie härter, als daß der größere Teil des Ackers, den sie bestellen, nicht ihnen gehört, sondern denen, von welchen sie ihn jährlich um einen bestimmten Teil der Frucht zurückerwerben müssen."

Auf diese allgemeine Schilderung Deutschlands folgen einige Kapitel, welche die einzelnen Landschaften vorführen: Sachsen, Westfalen, Franken, Schwaben, Baiern und Kärnten; mit dem fünfzehnten Kapitel hebt der anziehendste Teil des Werkes an, worin Böm von seiner Heimat, dem schönen Frankenlande, erzählt. Da mochten dem geistlichen Herrn die Jugenderlebnisse wieder lebendig vor die Augen treten: mit welchem Jubel einst daheim die Weinernte begangen wurde, welch seltsame Gebräuche an den hohen Festtagen beobachtet wurden, wie in Würzburg während seiner Studienzeit von dem bischöflichen Hofgesinde der Johannestag gefeiert wurde, oder wie die Würzburger Knaben unter Gesang mit brennenden Fackeln von der Weinlese heimkehrten, wie die Schüler in der alten Bischofsstadt lebten, ihr Christfest feierten und wie den Nachlässigen unter ihnen gleich als erste eindringliche Mahnung der Stock drohte.

„Es sind viele wunderbare Gebräuche im Schwange — beginnt dieser Abschnitt —, die ich deswegen erzählen will, damit nicht das, was sich über ausländisches Wesen geschrieben findet, für eitel Dichtung gehalten werde. In welcher Weise Franken die drei Tage vor dem vierzigtägigen Fasten feiert, braucht nicht erzählt zu werden, wenn man weiß, mit welcher ausnahmslosen, mit welcher freiwilligen Raserei das übrige Deutschland, von dem sich Franken nicht im geringsten absondert, zu dieser Zeit lebt. Man ißt, trinkt und überläßt sich allen möglichen Spielen und Scherzen, als ob man morgen sterben müsse und zuvor heute alles bis auf den Grund auskosten wolle; jedermann sinnt auf ein neues Schaustück, wodurch er Herz und Auge ergötzt und in Bewunderung fesselt. Und damit nicht das Anstandsgefühl an der Teilnahme an den Lustbarkeiten hindert, verbergen sie das Gesicht hinter Larven, ahmen Alter und Geschlecht nach, Männer tragen Frauen-, Frauen Männerkleider. Einige, welche Satyrn oder vielmehr böse Geister darstellen wollen, bemalen sich mit roter oder schwarzer Farbe und machen sich durch nichtswürdige Trachten unkenntlich, andre laufen nackt umher und stellen Luperkalen dar... An der Aschermittwoch findet sich in den meisten Orten ein wunderbarer Brauch: die jungen Mädchen,

soviel ihrer während des Jahres zum Reigen gegangen, werden von den Burschen zusammengeholt, anstatt der Pferde vor einen Pflug gespannt und mit einem Flötenbläser, der auf dem Pflug sitzend seine Weisen erschallen läßt, nach einem Fluß oder einem Teiche geführt. Wozu das geschieht, sehe ich nicht recht ein, ich müßte denn annehmen, daß sie hierdurch sühnen wollen, daß sie an Festtagen gegen die kirchliche Vorschrift von ihrem leichtfertigen Thun nicht abgestanden sind."

Im folgenden beschreibt der Verfasser dann die Austreibung des Todes am Sonntag Lätare, die Feier des Osterfestes und die Kirchweihfeste, „zu denen die jungen Bursche aus den Nachbarorten scharenweise, nicht die Kirche, aber den Tanzplatz aufzusuchen, mit Waffen und Musik herzukommen, wie zur Feldschlacht, die sie denn auch öfters vorfinden oder auch in Szene setzen, um dann mit blutigen Köpfen wieder heimzukehren." An den drei großen Bittagen versammeln sich die Glieder der Kirchensprengel in den Kirchen, „dort singen sie nicht zusammen und die gleiche Melodie, sondern die einzelnen Abteilungen (cruces) singen jede ihre besondre; Jungfrauen und Jünglinge sind prächtig gekleidet, alle haben das Haupt mit Laubkränzen geschmückt und tragen Stäbe von Weidenholz. Die Geistlichen stehen dabei und achten sorgfältig auf den Gesang der einzelnen Abteilungen, und derjenigen, deren Gesang ihnen lieblicher als der der andern dünkt, erkennen sie nach alter Sitte einige Schalen Wein zu." Nur kurz werden die Gebräuche am Pfingstfest und die Vorgänge am St. Urbanstag berührt.

„In der Nacht zum Johannestag — heißt es dann weiter — werden fast in allen Orten Deutschlands Feuerstöße hergerichtet, bei welchen Jung und Alt sich versammelt. Alles singt und tanzt und beobachtet viele abergläubische Gebräuche; bekränzt mit Beifuß und Eisenkraut, halten sie in der Haud Blumen, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Sporn Ritterspornen genannt werden, und blicken nur durch diese das Feuer an; dadurch meinen sie das Auge fürs ganze Jahr vor Krankheit zu bewahren. Wer fortgehen will, wirft seinen Kranz mit den Worten ins Feuer: Weg damit, all mein Unglück mag damit verbrennen! In derselben Zeit werden eine Art Töpfe aus Thon verfertigt, so vielfach durchlöchert, daß die Teile kaum zusammenhalten, die kaufen die Mädchen, überziehen sie mit purpurroten Blättern, setzen ein Licht hinein und hängen sie als Laterne vom Dache des Hauses herunter. Gleichzeitig bringen die Bursche ganze Fichten in die Ortschaften herein, hauen die untern Äste ab und schmücken die obern mit glitzernden Glasstücken, Blumenguirlanden und schimmernden Goldblättchen aus, den in der Erde befestigten Baum lassen sie so während des ganzen Sommers stehen.*)

*) Tunc temporis adolescentes pagis totas pinus inferunt, quarum inferioribus ramis absectis, superiores speculis, vitris, sertis bracteolisque splendicantibus exornant, arborem

Nachdem wir dann auch die Tage der Weinlese durchlebt, führt uns Böm in die Winterszeit, zum Martinstag, zum Weihnachtsfest bis zum Dreikönigstage; die Schilderung der an letzter Stelle genannten Feste nimmt in dem der Landschaft Franken gewidmeten Teile den breitesten Raum ein.

„Die Tage der beiden Heiligen Martin und Nikolaus begehen die Bewohner Frankens mit ungeheurer Freude, doch auf verschiedne Weise, der eine Teil in der Kirche vor dem Altar, der andre beim Schmauße und bei Trunk gelagen. Niemand im ganzen Lande ist so arm, daß er am Martinstage nicht eine Gans oder wenigstens Schweine- oder Kalbsbraten äße,*) nicht an diesem Tage dem Weine etwas muntrer zuspräche: jetzt kostet nämlich jeder seinen neuerbauten Wein, von dem er bis dahin noch nichts getrunken, und gießt auch andern zu kosten. In Würzburg und an den meisten andern Orten wird an diesem Tage aus Barmherzigkeit Wein an die Armen ausgeteilt. Öffentliche Schauspiele werden veranstaltet: zwei oder noch mehr knirschende Eber werden in eine Umfriedigung gesperrt, damit sie sich mit ihren langen Hauern wechselsweise zerfleischen, das Fleisch der gefallenen kommt teils an die Vornehmen, teils an das gewöhnliche Volk. In den letzten drei Donnerstagnächten vor dem Weihnachtsfest gehen Knaben und Mädchen von Haus zu Haus, klopfen an die Thüren und kündigen mit Gesang das nahende Geburtsfest des Heilandes und ein glückliches Jahr an, wofür sie von den Hausbewohnern Birnen, Äpfel, Nüsse, auch Geld erhalten.**) Mit welcher Freude das Christfest in der Kirche nicht nur von der Geistlichkeit, sondern vom ganzen Volke begangen wird, kann man daraus abnehmen, daß um die auf den Altar gestellte Figur eines Kindes die Bursche mit den Mädchen tanzen, die älteren singen dazu, und das geschieht in einer Weise, die sicher nicht sehr verschieden ist von der, in welcher die Korybanten einst in der Höhle des Ida um Zeus geschwärmt haben sollen.***) Am heiligen Abend vor dem Christfest fasten die Kinder, und dazu werden sie von den Eltern dadurch vermocht, daß man ihnen einredet, die Geschenke, welche ihnen nachts in die hierzu unter den Tisch gestellten Schuhe gesteckt werden, erhielten sie von dem guten heiligen Niklas, wes-

terrae infixam per totam estatem ita stare sinunt. — Den Christbaum erwähnt Böm nirgends, es ist sicher anzunehmen, daß man ihn damals in Franken gar nicht kannte. Sollte vielleicht der Johannesbaum auf die Weihnachtszeit — in welche auch ein Johannestag, der des Evangelisten, fällt — übertragen sein?

*) Qui infesto s. Martini non altili aliquo, vel saltem suillo vitulinove viscere assato vescatur.

**) In trium quintarum noctibus, que proxime domini nostri natalem praecedunt, utriusque sexus pueri domesticatim eunt januas pulsitantes cantantesque futurum salvatoris exortum, annunciant et salubrem annum, unde ab his, qui in aedibus sunt, pyra, pomanices et nummos etiam percipiunt.

***) Quod puerili statuncula in altare collocata juvenes cum puellis per circuitum tripudiantes choreas agant, seniores cantent.

wegen die meisten nun mit solchem Eifer fasten, daß man sie aus Besorgnis für ihre Gesundheit zum Essen zwingen muß." *)

Daß sich bei dieser allgemeinen Feier die Schüler nicht ausschlossen, ist selbstverständlich. „Sie wählten am heiligen Nikolaustage unter sich drei aus, von denen der eine den Bischof vorstellt, die beiden andern Diakonen: der Bischof, am Nikolaustag von der Schülerschar in festlichem Zuge nach der Kirche geführt, liest, mit der Insul bekleidet, die Messe, nach deren Schluß zieht er mit Auserwählten singend von Haus zu Haus und sammelt Geld ein, eine milde Spende, erklären sie, sei das nicht, sondern eine Abgabe an den Bischof." **)

„Am ersten Januar, erzählt Böm weiter, besucht der Verwandte den Verwandten, der Freund den Freund, unter Händeschütteln wünschen sie sich gegenseitig zum neuen Jahre Wohlergehen und bringen diesen Tag mit festlichen Glückwünschen und Trinkgelagen hin. Da werden auch nach uraltem Brauch herüber und hinüber Geschenke gesandt . . . diese Sitte habe ich voriges Jahr so in Verse gebracht: Und dein (Christi) Geburtsfest feiernd, haben wir acht Tage lang Lob und ewigen Preis ertönen lassen und durch dein Beispiel ermahnt, senden wir den Lieben kleine Geschenke oder einen fetten Kapaun oder einen Hasen, oder geben ihnen Kuchen mit eingepreßtem Bildnis und Zeichen oder schicken im Körbchen zehn vergoldete Äpfel, umkränzt von grünem Buchsbaum, umgeben von kostbaren Wohlgerüchen." ***)

---

*) Vigiliam diei pueri a parentibus jejunare eo modo invitantur, quod persuasum habeant, ea munuscula, quae noctu ipsis in calceos sub mensam ad hoc locatos imponuntur, se a largissimo praesule Nicolao percipere, unde tanto desyderio plaerique jejunant, ut, quia eorum sanitati timeatur, ad cibum compellendi sint.

**) In die vero s. Nicolai adolescentes, qui disciplinarum gratia scholas frequentant, inter se tres eligunt, unum, qui episcopum, duos, qui diaconos agant; is ipsa die in sacram edem solenniter a scholastico coetu introductus divinis officiis infulatus praesidet: quibus finitis cum electie domesticatim cantando nummos colligit, eleemosynam esse negant, sed episcopi subsidium.

***) Kalendis Januarii . . cognatus cognatum, amicus amicum accedunt et consertis manibus invicem in novum annum prosperitatem imprecantur... Hunc morem anno superiori ego ita versificavi:

Natalemque tuum celebrantes octo diebus
Concinimus laudem perpetuumque decus:
Atque tuo exemplo moniti munuscula notie
Aut cappum pinguem mittimus aut leporem,
Aut his liba damus signis et imagine pressa.
Mittimus aut calathis aurea mala decem,
Aurea mala decem, buxo cristata virenti,
Et variis caris rebus aromaticis.

Hans Sachs bringt der Jungfrau Maria als Neujahrsgeschenk ein Weihnachtslied dar:

zw lob schenck ich das new gedicht
dem morgenstern (Maria) zw dem neuen jar.

(Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, IV, Nr. 1404.)

„Am Erscheinungsfeste backen die einzelnen Familien aus Honig und Mehl mit einem Zusatz von Ingber und Pfeffer Kuchen und wählen sich einen König auf folgende Weise: Den Kuchen bereitet die Hausfrau, aufs Geratewohl bringt sie beim Kneten einen Heller darunter, bäckt den Kuchen nach Entfernung des hellen Feuers auf dem warmen Herd, bricht das Gebäck in soviel Teile, als die Familie Glieder hat, und teilt jedem ein Stück zu. Auch Christo, der heiligen Jungfrau und den drei Weisen werden ihre Teile zugewiesen und als Almosen verschenkt; in wessen Stück aber der Heller gefunden wird, der wird von allen als König begrüßt, auf einen Sessel gesetzt und dreimal unter Jubel emporgehoben; er selbst hält in der Rechten ein Stück Kreide, mit welcher er ebenso oft das Zeichen des Kreuzes an die Zimmerdecke macht, diese Kreuze beugen, wie man glaubt, den meisten Unglücksfällen vor, und es wird viel auf sie gehalten." *)

Soweit der Bericht des Johannes Böm.

Daß den Kindern schon im sechzehnten Jahrhundert regelmäßig „beschcert" wurde, bezeugen auch Lieder der damaligen Zeit. In einem Weihnachtslied des Nikolaus Herman „im Jochimsthal" spricht Christus zu den Kindern:

Werd ir mein Wort gerne hörn,
so wil euch als beschern
was ewr hertz nur wird begern ꝛc.
Und euch kauffen kleider und schu
Bücher und was jr dörfft dazu,
Das jr lernt mit guter ruh. **)

und ein Weihnachtslied des Nikolaus Selneccer, gedruckt zu Leipzig 1579, hat die Überschrift: „Wie jetzt diese Weihnachtsfeiertage unsere Kinderlein, da sie des heiligen Christs, der ihnen beschert hat, gewertig sind gewesen, gesungen haben." ***)

Ein Brief aus dem Jahre 1442 endlich giebt den Beweis, daß sich die Sitte der Weihnachtsgeschenke keineswegs auf den Kreis der Kinder beschränkte. Die Boten der Stadt Wien haben dem Kaiser Friedrich III. drei kostbare Trinkgefäße als Weihnachtsgeschenk überreicht und statten darauf dem Rate über die Sendung Bericht ab. Da heißt es: „Also giengen wir zu unsers allergnedigisten herren des Kunigs genad . . und prachten im nach ewrn empfelhen die Weinacht erung, die drei kopph . . und haben seiner kunigelichen gnaden mit solhen worten begegnet: . . . allerdurchlauchtigister kunig ꝛc. . . Der burgermaister und die vom rat und die genannten gemainclich ewr stat Wienn, die embieten ewrn kuniglichen genaden ir willig gehorsam . .; allergnedigister herr sy seuten auch hin ewrn kunigelichen gnaden die erung, so man ewrn kunigelichen gnaden zu Weihnachten solt geben haben." Sie entschuldigen sich auch beim Kaiser, daß das Geschenk erst jetzt, im Februar, überreicht werde; Furcht vor einem räuberischen Überfall hatte die Reise an den Hof verzögert. †)

*) In Epiphania domini singulae familiae ex mello, farina addito zinzibere et pipere libum conficiunt et regem sibi legunt hoc modo: libum materfamilias facit, cui absque consideratione inter subigendum denarium unum immittit, postea amoto igne super calidum forum illud torret, tostum in tot partes frangit, quot homines familia habet, demum distribuit cuique partem unam tribuens. Adsignantur etiam Christo beataeque virgini et tribus Magis suae partes, quae loco eleemosynae elargiuntur. In cujus autem portione denarius repertus fuerit, hic rex ab omnibus salutatus, in sedem locatur et ter in altum cum jubilo elevatur, ipse in dextra cretam habet, qua toties signum crucis supra in triclinii laquearis delimat, quae cruces quod obstare plurimis malis credantur, in multa observatione habentur.

**) Zuerst gedruckt zu Wittenberg 1550. Vgl. Wackernagel, a. a. O. III, Nr. 1367.

***) Wackernagel, IV, Nr. 422.

†) Analecta monnmentorum omnis aevi Vindobonens. ed. F. A. Kollar, Wien, 1762, II, S. 1032.

Die Fiſcherin von Malamocco.

Novelle von Adolf Stern.

(Schluß.)

Wie im Traum folgte Margherita ihrem geiſtlichen Berater durch einen dunkeln Kreuzgang, durch eine ſchmuckloſe Halle, deren offne kreisrunde Fenſter auf den breiten Kanal der Giudecca hinausgingen, und zuletzt einige Stufen hinab. In der Halle harrten eine ganze Anzahl von Menſchen des Einlaſſes, die zitternde junge Frau, die jetzt halb bewußtlos an Pater Girolamos Seite ging, unterſchied weder Geſtalten noch Geſichter, aber an ihr Ohr ſchlugen deutſche Laute und erhöhten die Erregung, mit der ſie in die Zelle eintrat. Hier bot ſich ihren Augen nichts ſchreckhaftes dar: ein langer ſchmaler Raum, mit einer vergitterten Luke, die nur ſpärliches Licht einließ, Fußboden, Wände und Decke von dem gleichen graurötlichen Backſtein, kein Gerät im ganzen Gemach als die ſteinerne Bank an der Rückwand, neben der ein irdner Waſſerkrug ſtand, auf der Bank aber eine zuſammengekrümmte Geſtalt in der braunen, mit einem Strick gegürteten Kutte der Minoritenbrüder, ein Mann, von dem die Erbebende zunächſt nichts deutlich wahrnahm als das graue Haupthaar, das ihm wirr über die Stirne fiel, und den ergrauten Bart, der bis auf die Bruſt herabreichte. Nur allmählich unterſchied Margherita in dem fahlen, runzligen Geſicht des auf dem Steinbett liegenden Mannes die dunkeln Augen, die ſo tief eingeſunken waren und doch mit unheimlichen Glänzen über die Zelle hinweg und durch die Mauern hindurchzublicken ſchienen, die hohlen Wangen, die blutleeren Lippen, die ſich bald zuckend bewegten, bald krampfhaft ſchloſſen, als ſollten ſie nie wieder geöffnet werden. Sie ſchauerte vor dem Anblick, obſchon ihr die Erſcheinung des Büßers völlig fremd war und ſie umſonſt im Geſicht des Elenden dort einen Zug des Mannes zu erkennen ſuchte, deſſen Bild unauslöſchlich in ihrer Erinnerung ſtand. Pater Girolamo hatte beſorgt ihre Hand erfaßt, der Minoritenbruder, der an

der Thür der Zelle lehnte, sah mit einer Art Neugier auf das schöne junge Weib mit den blonden Haaren und in der Tracht der Fischerinnen vom Lido. Sie aber nahm nur den Mann auf der Steinbank wahr, dessen verwittertes Aussehen verriet, daß er seit Jahren diese dumpffeuchte Zelle nicht verlassen habe. Margherita merkte, daß er flüchtig nach ihr aufschaute, allein dabei so wenig Bewegung verriet als bei dem Anblick der alternden Frau, welche zwischen ihr und der Steinbank geduldig am Boden kniete und eines Wortes aus dem Munde des Büßers harrte.

Ihr müßt ihm Euern Namen und den Eurer Tochter wieder zurufen, sprach in gebrochnem Deutsch der Bruder des Antoniusklosters zu der knienden Frau. Der Vicentiner hat oft viele Gesichte, sagt ihm noch einmal, wer Ihr seid und was Ihr von ihm zu wissen begehrt, ich will es ihm dolmetschen.

Schon zehn Tage laß ich es ihm jeden Tag zurufen! seufzte die Frau mit schweren Thränen in ihren halberloschnen Augen. Sagt ihm noch einmal, frommer Bruder, wer vor ihm steht: Mechtild von Rothenburg, die Frau Meister Richwins, des Goldschmieds, die seit acht Jahren um ihr herziges Kind, die blonde Gertrud, klagt und weint! Sie entwich heimlich aus unserm Hause zur Zeit, da das Kreuzheer der Kinder nach Wälschland herunterzog. Zweimal hat mein armer Mann die weite Reise hierher und nach Bologna gethan, um eine Spur von unserm Kinde zu finden, jetzt sitzt er daheim im Krankenstuhl und kann die Füße nicht rühren. Wir haben vernommen, daß jener dort zur Strafe seiner Sünden die armen Kinder schaut, die er einst ins Verderben gebracht. Ich will ja gern bis zu den Sarazenen wallfahrten, und wir wollen alles dreingeben, was uns außer unserm Häuschen an der Tauber noch geblieben ist, wenn wir nur eine Kunde von dem Kinde erhalten. Aber bald, bald müßte es sein, meine Augen schwinden gar sehr, und die Kräfte leider auch!

Erschüttert lauschte Margherita den Worten in ihrer Heimatsprache. Sie nahm wahr, wie sich die Blicke der deutschen Frau mit einer seltsamen Mischung von tiefem Abscheu und Mitleid auf den Mann in der Mönchskutte hefteten, der jetzt wieder wie halberstarrt auf seinem Steinbett lag und scheinbar anteillos ins Leere hinaussah. Der Mönch, nach dem sich die Rothenburgerin hingewandt, herrschte jetzt den Büßer an und wiederholte ihm so viel von der Rede der Goldschmiedsfrau, als er selbst verstanden hatte.

Merk auf, Pietro Vicentino, sagte er hart zu ihm. Du kannst ein Körnlein der Sündenlast von deiner Seele wälzen. Diese Arme hier ist Mechtild, die Frau Meister Richwins, eines Goldschmieds von Rothenburg in Franken. Ihr Kind ist mit den jugendlichen Kreuzfahrern gezogen und auf deinen Schiffen verschwunden! So du sie schaust, künde ihrer Mutter, ob sie lebend oder tot ist. Gertrud, die Goldschmiedstochter von Rothenburg, ein blondes Mädchen, Pietro!

Ein langes Schweigen folgte, bis sich mit einemmale die Gestalt gegenüber aufzurichten begann. Margherita fuhr zusammen, als sie die Kette klirren hörte,

mit welcher der Büßer an seine Steinbank geschlossen war. Er beugte sich sitzend der deutschen Frau entgegen, seine Augen glänzten noch unheimlicher als zuvor und schlossen sich dann. Zwischen den halbgeöffneten Lippen brachen zuerst unverständliche, heulende Laute hervor. Dann aber rief er mit einer von innerm Jammer bewegten und doch eintönigen Stimme: Wollt Ihr Rechenschaft von Pietro Vicentinos Missethat? Ich sehe das Kind, von dem Ihr sprecht — sie steht weinend am Bord meiner Galeere — sie sehnt sich umsonst nach ihrem Vaterhause und umsonst nach dem Grabe des Heilands. Sie fährt klagend über das Meer — sie wird wie ein Lamm auf den Sklavenmarkt von Tarablos geführt und findet einen heidnischen Herrn. Sie wird bleicher und bleicher unter der heißen Sonne von Afrika, ihre schuldlose Seele löst sich von dem hinsiechenden jungen Leibe. Sie geht vor Gottes Thron, um dort zu klagen wider Pietro von Sinigaglia, den Kaufherrn, der Kinder- und Christenseelen verschachert, wider Pietro, den Mörder, den Judas.

Die Worte hallten laut wieder in dem engen dumpfen Raume, der Büßer stürzte mit seinem Angesicht auf die Steinbank und schien sich vor aller Welt bergen zu wollen. Der Minoritenbruder kümmerte sich nicht um den Zusammenbrechenden, sondern trat auf die deutsche Frau zu, die er aus ihrer knienden Stellung emporrichtete. Sucht Trost bei Gott, liebe Frau, sagte er in seinem gebrochnen Deutsch. Der Bruder Büßer schaut über die Jahre und über Land und Meer, daß Euer verlornes Kind längst zur himmlischen Seligkeit eingegangen ist und für Euch gebetet hat, während Ihr um ihre irdischen Leiden gebangt habt. Zieht heim und pflegt Eures kranken Ehemannes und sucht Eure Gertrud nicht mehr unter den Heiden, sondern unter den Engeln zu Füßen der allerheiligsten Jungfrau.

Die Frau aus Rothenburg folgte mit gläubigem Blick der empordeutenden Hand des frommen Bruders, aber sie war doch erbleicht, als ihr seine Worte die letzte schwache Hoffnung nahmen, welche sie auf ein Wiederfinden ihrer Tochter gehegt. Wankenden Schrittes näherte sie sich den Stufen zur Thür der Zelle und schien erst jetzt die Anwesenheit Pater Girolamos und Margheritas zu gewahren. In ihrem Schmerz und ihrer schweren Enttäuschung kümmerten sie die fremden Gesichter wenig, sie konnte nicht ahnen, daß die bebende junge Frau, die ihr so mitleidig nachblickte, eine Landsmännin und dereinst eine Kreuzfahrtgenossin ihrer verlornen Tochter gewesen sei. Margherita machte eine Bewegung, um dem armen Weibe des Rothenburger Goldschmieds ein tröstliches Wort zuzurufen, aber ein ernstes Kopfschütteln, ein warnender Blick des greisen Girolamo verhinderte sie daran.

Halte dich still, meine Tochter, sagte der Priester leise. Deine Stunde ist noch nicht gekommen, und du stehst hier als Marcantonios Weib und kannst jener Armen nicht helfen, auch wenn du ihr verrätst, daß du einst gleiche leidvolle Pfade mit ihrem Kinde gezogen bist. Hast du die Tochter der Frau

Mechtild gekannt? Und vor allem: erkennst du den unseligen Mann dort auf dem Steinlager als den großen Schiffsherrn von Sinigaglia, der Euer Verderben vollendet hat?

Nein, mein Vater! versetzte Margherita. Der Mann, den ich vor acht Jahren gesehen, war so völlig ein andrer, daß ich vorhin hätte schwören wollen, dieser sei nicht Herr Pietro Vincentino. Nur als er zu der Frau aus Rothenburg sprach, da wars plötzlich, als vernehme ich einen Klang, den ich einst gehört habe. Da gemahnte michs an die furchtbare Stunde, in der Herr Pietro seinen Schiffsleuten zuherrschte, mit den Galeeren um jeden Preis in See zu gehen und wir unter schwülem Sturm und rollendem Donner den Hafen von Sinigaglia verließen. Mir graut davor, die Stimme wieder zu hören, und ich bitte Euch, Pater Girolamo, daß wir still davon gehen, wenn es sein kann.

Es kann aber nicht sein, entgegnete der Pater. Wir sind hier, um zu erfahren, ob jener dich kennt und ob ihm dein Name wieder ins Ohr geklungen ist, seit die Reue sein Herz erfaßt hat. Wenn er von nichts weiß, so müssen wir auf andre Weise versuchen, dir Frieden zu gewinnen — zuerst wollen wir ihn hören!

Der Minoritenbruder, welcher soeben die deutsche Frau hinausgeleitet hatte, schien nicht zurückzukehren. Pater Girolamo schritt entschlossen auf den Büßer los, der noch immer wie entrückt, sein Gesicht in den Händen geborgen, auf der Kante der Steinbank lag. Er rüttelte ihn heftig an der Schulter und sprach ihn laut an: Höre mich, Pietro Vincentino, wenn du zu hören vermagst. Unter den hunderten oder tausenden, deren Thorheit dich vor Jahren zur Todsünde verleitet hat, war auch ein deutsches Fräulein in zartem Alter, die zwölfjährige Tochter des Grafen von Thann im Buchenlande. So du dich ihrer erinnerst, merk auf und gieb mir ein Zeichen, daß du mich verstanden!

Wohl, wohl, ich habe Euch gehört, Pater! murmelte dumpf und wie unwillig der Angesprochne, und wieder flog sein Blick über den Pfarrer von Malamocco und über Margherita hinweg in weite Fernen, und die nahe Mauer schien ihn nicht aufzuhalten. Eine deutsche Grafentochter? fuhr er fort, es waren zwei oder drei in dem kindischen Pilgerheere, das auf meinem Grund am Hafen von Sinigaglia lagerte. In Emir Ibrahims Frauengemächern zu Tarablos mögt Ihr eine oder die andre von ihnen wieder suchen.

Und ein kurzes, und wie es Margherita vorkam, höhnisches Lachen stahl sich zwischen die jammernden Laute, in denen er sprach. Abwehrend streckte er seine Hände und den magern rechten Arm, von dem der Kuttenärmel weit zurückfiel, gegen den greisen Priester: Wozu wollt Ihr mich quälen, Pater? Die Lebenden fürchte ich mehr als die Toten — einer und der andre, der entkommen und heimgekehrt ist, hat hier vor mir gestanden und mir geflucht. Und die Toten werden drüben wider mich rufen, und hier muß ich sie Tag und

Nacht vor mir ſehen, und ihre Namen und Stimmen höre ich um mich ſchwirren, daß ich nie eine Stunde mehr raſten kann.

Und du ſiehſt nicht, Pietro, ob die, nach der ich frage, lebt oder tot iſt? Du kannſt mir nicht ſagen, ob du Margherita von Thann je im Traume wieder erblickt haſt, ob du ſie jetzt ſiehſt?

Sie iſt tot wie die andern, ſie ſchläft tief in der See! ſchrie der Mann von Sinigaglia wild auf. Wollt Ihr auch noch die Toten erſtehen laſſen, damit ich keine Ruhe mehr finde und beſtändig zittern muß?

Dabei ſtreifte ein ſcheuer, furchtſamer Blick des Mannes das totenbleiche Geſicht der jungen Frau, die in der Mitte ſeiner Zelle ſtand. Und doch war in ſeinen Zügen etwas, das dem jungen Weibe deutlich ſagte, Pietro Vicentino habe ſie nicht erkannt. Sie blickte flehend auf Pater Girolamo, der aber nicht nach ihr hinſah und beſtändig den Büßer auf der Steinbank, welcher in ſein ſtarres Hinbrüten verſinken wollte, wieder emporrüttelte.

Du kennſt dieſe hier nicht, Pietro Vicentino? rief er ihn mit eindringlicher Stimme wieder an. Nimm deinen Schleier hinweg, Margherita, zeig ihm deine Züge frei. Kennſt du dies Geſicht nicht wieder, erinnerſt dich des Namens von Thann nicht oder doch dieſes Kleinods? Willſt du die einzige nicht wiedererkennen, die dir nicht flucht?

Der greiſe Prieſter hatte im Eifer Margheritas goldnes Kreuz mit den funkelnden Steinen aus ſeinem geiſtlichen Kleide gezogen, Margherita gehorchte gleichzeitig widerſtrebend ſeinem Gebot und ließ den ſchwarzen Schleier, den ſie nach der Landesſitte um das Haupt trug, auf die Schultern herabfallen. Aber der Angerufene kehrte ſich gleichgiltig, ja trotzig hinweg, ſeine Stimme ſank wieder zu dem heiſern, hohlen Jammertone herab, in welchem er vorher geredet: Mir fluchen alle, die leben! Nur die Toten laſſen mir des Tages Ruhe, doch nachts nicht, wahrlich nicht. Euer Grafenkind liegt ſtill in den Wogen und kommt nur nachts, den zu ſchrecken, der ſie hinabſtieß! Warum fragt Ihr wieder und wieder nach denen, die nicht mehr ſind, warum ſchreit Ihr mir Namen ins Ohr, die mir die kümmerliche Ruhe rauben, welche ich in Gebet und Schweigen gewonnen habe?

Margherita bat ihren geiſtlichen Führer mit angſtvoll flehentlichem Ausdruck ein zweitesmal, die Zelle zu verlaſſen. Doch Pater Girolamo fuhr unerſchüttert fort: Und du weißt nicht, daß das Grafenkind von Thann lebt, fühlſt nicht, daß Gott und ſeine Heiligen ſie aus der Gewalt der Wogen gerettet haben, kannſt nicht ſchauen, wo ſie jetzt weilt und wonach ihre Sehnſucht ſteht?

Sie iſt tot, tot! wiederholte der Büßer wie abwehrend und vor ſich hinſtarrend. Euch kenne ich! ſetzte er mit zuckenden Lippen hinzu. Euch kenne ich wohl, auch wenn Ihr in fremdem Gewand wieder zu mir kommt. Euch hat der Prior zu mir geführt, und Ihr habt mich ſchon wievielemale gequält!

Ratlos und schwer enttäuscht blickte der greise Priester jetzt seine Schutzbefohlene an. Leise sagte er zu ihr: Du hast Recht, Margherita, laß uns heimgehen. Mein Hoffen auf den Armen dort war nichtig. Er ist kein Seher, der ins Verborgene schaut, und Gott hat ihn um seiner Buße willen nicht mehr zu wissen gegönnt als andern. Die Last seines Frevels drückt ihn schwer nieder und zwingt ihn, jede Stunde seines elenden Daseins von den Schicksalen der vielen zu träumen, die er einst ins Verderben geführt! Er weiß gut genug, was den meisten widerfahren ist, doch die Schicksale der einzelnen kennt er nicht: helfe Gott denen, die auf sein Zuraten übers Meer fahren, nach den Ihren zu suchen.

Margherita vermochte nichts zu erwiedern, auch Pater Girolamo verstummte plötzlich, denn der Minoritenbruder, der hier Wache hielt und den Verkehr mit der Außenwelt vermittelte, trat eben wieder durch die Thür und richtete schon von der Schwelle her einen fragenden Blick auf den greisen Pfarrer und seine bleiche junge Begleiterin. Pater Girolamo machte dem Mönche ein Zeichen, daß er in Gegenwart Margheritas nicht sprechen wolle, der Bruder des Antoniusklosters sah wohl, daß dem Priester vom Lido seine Erwartungen nicht erfüllt worden waren. Er schlug die Augen nieder und raunte dem Hinweggehenden zu: Ein andres-, ein bessresmal, mein Bruder! Die Tage sind ungleich, Pietro schaut oft morgen oder später, was er heute nicht zu sehen vermag.

Pater Girolamo begnügte sich, mit einem stummen Gruß an dem Minoriten vorüberzuschreiten, Margherita erwartete ihn schon auf den Stufen, die zu der Halle führten, in deren Hintergrunde noch verschiedene Gruppen von Wartenden versammelt standen, während sich einige derselben der Thür entgegen bewegten, aus welcher der alte Priester und die junge Fischersfrau hervortraten. Weder Pater Girolamo noch Margherita achteten auf diese Fremden, nur zufällig erhob Margherita ihr Haupt ein wenig. Da sah der Pfarrer sie plötzlich ihre Schritte hemmen, ein Laut, den er nicht zu deuten wußte, entrang sich ihren Lippen, und mit weitgeöffneten Augen, zitternder als drinnen in der Zelle des Büßers, suchte sie sich einen Augenblick an ihrem Beschützer festzuhalten. Aber schon im nächsten ließen ihre Hände wieder von seinem Arm, sie that einen ungestümen Schritt vorwärts, der letzte Blutsschimmer entwich aus ihrem Gesicht, sie wankte von neuem. Und indem Pater Girolamo mit einer erschrocknen Frage herzutreten und sie abermals stützen wollte, vernahm er aus der zunächst stehenden Menschengruppe einen wilden Aufschrei, den lauten fast gellenden Ruf einer Frauenstimme: Margarete! — und zugleich stürzte seine Begleiterin so heftig zu seinen Füßen nieder, als habe sie die Hand des Todes berührt. Erschrocken warf sich der Priester auf die Knie und beugte sich zu der Leblosen herab, über deren Stirn Blutstropfen rieselten. Zugleich aber waren die Fremden, von denen der Ruf ausgegangen war, neben der Gestürzten:

Digitized by Google

eine Frau oder Jungfrau in deutscher Tracht, wenig älter als Margherita, kniete bei Pater Girolamo am Boden, hob und legte das Haupt der Ohnmächtigen zärtlich in ihren Arm und wischte mit einem weißen Tuche die Blutstropfen hinweg. Zwei ältere Männer senkten ihre Blicke auf Gestalt und Gesicht der Bewußtlosen herab, der eine von ihnen, dessen schlichtes Wams und breiter Ledergürtel, worin Waidmesser und kurzes Schwert prangten, Pater Girolamo zuerst in die Augen fielen, faltete halb wehmütig die Hände, während der andre, höher gewachsene, der ritterliches Gewand trug und wie im Kampfe die Hand an den Schwertknauf gelegt hatte, mit tiefem, beinahe drohendem Ernst in den Zügen Margheritas forschte. Pater Girolamo verstand nicht, was der Fremde dabei dem hilfreichen Weibe an seiner Seite rauh zurief: Du kommst von Sinnen, Hedwig! Sie kann es nicht sein, du läßt dich und uns von einem Schein äffen!

Aber er vernahm deutlich, wie der Mann in ritterlicher Tracht ihn in der Landessprache laut und fast hart fragte: Wer ist dies junge Weib, die unser bloßer Anblick erschreckt?

Die Frau Marcantonios, des Fischers vom Lido! entgegnete Pater Girolamo. So Ihr ein Deutscher seid, Herr, eine Landsmännin von Euch, denn sie ist als Schiffbrüchige vor acht Jahren an unsrer Küste aus der wilden See gerettet worden.

Die Frau des Fischers! wiederholte der ritterliche Mann, und ließ die Hand vom Schwertgriff schwer auf die Schulter der Knienden fallen, die noch immer Margheritas Haupt hielt und ihr fest ins bleiche Gesicht blickte, während der Redende sich umsonst mühte, seine Augen wegzukehren. Hörtest du wohl, Hedwig, was der Priester sagt. Mein Kind kann es bei St. Bonifaz nicht sein, das hier am Boden liegt.

Aber jetzt gewann der greise Pater die Fassung, der er einige Minuten beraubt gewesen war. Haltet ein, Herr! rief er dem Fremden zu, haltet ein mit frevelndem Schwur. So Ihr Euch Graf Friedrich von Thann nennt und zur Zeit des Kinderkreuzzugs ein Töchterlein in Schmerzen verloren habt, so will Gott an Euch und ihr ein großes Gnadenwerk thun.

Der Deutsche vermochte nicht zu antworten. Denn im gleichen Augenblicke, wo er selbst so bleich ward wie die Bewußtlose, die hier vor seinen Füßen lag, öffneten sich Margheritas Augen. Sie starrte empor wie geblendet, legte die Hand an ihre Brust und stammelte dann dem Pater zu: Mein Kreuz, mein Kreuz! Und sowie der Pfarrer mit raschem Besinnen das Kreuz, das er noch in seiner Hand gehalten, in die ihre legte, entwand sie sich dem Arm, der sie gehalten hatte, ihr eigner linker Arm umklammerte die Füße des hohen ritterlichen Mannes, der eben einen Schritt von ihr hinwegthun wollte, ihre Rechte aber hielt das funkelnde Kleinod zu ihm empor, während sie in schmerzlich flehenden Lauten rief: Vergebt mir, vergebt mir, mein Vater!

Pater Girolamo sah mit staunender Erschütterung auf das Wunder, das sich hier begab. Denn obschon er selbst in diesen Minuten erriet, daß auch Graf Friedrich von Thann und seine Begleiter durch die weitverbreitete Kunde von dem Büßer im Antoniuskloster nach Venedig gezogen worden seien, so schien es dem frommen Alten ein hohes Wunder Gottes, daß eben gestern Margherita den unwiderstehlichen Drang gefühlt, sich ihrem geistlichen Berater zu vertrauen, daß das Gerücht von Pietro Vicentino bis in seine eigne weltferne Stille gedrungen war, und daß in derselben Stunde, wo er, an jeder Hoffnung verzagend, mit Margherita die Zelle des Büßers verließ, der ritterliche Mann, zu dessen Füßen Margherita jetzt kniete, sein verlornes und seit Jahren umsonst gesuchtes Kind erblickt habe! Der wackre Priester würde am liebsten seine wogende Empfindung in einem lauten Dankgebet ergossen haben, wenn sich nur Graf Friedrich aus der Starrheit, die ihn überkommen, hätte regen und die bebende Tochter in seine Arme schließen wollen! Der stattliche Deutsche aber stand schier unbeweglich und schaute mit einem Blick, den sich Pater Girolamo nicht zu deuten wußte, auf Margherita herab, er hatte das Kreuz aus ihrer Hand genommen und drückte es krampfhaft in der seinen, er rang umsonst nach einem Worte, bis er endlich selbst zu zittern begann, und sich wie hilfesuchend zu seinem Begleiter und dem Mädchen wandte, welche vorhin zuerst in Margherita die Jugendgespielin und Leidensgenossin erkannt hatte. In den Zügen des alten Försters Wolfhart und seiner Tochter Hedwig aber las der Graf so flehentliche Bitten und so schweres Bangen vor einem harten Wort, daß ihn beides überwältigte und er mit einemmal selbstvergessen die junge Frau an seine Brust zog und mit in Thränen erstickender Stimme sagte: Gretel, lieb Gretel, willst endlich heimkommen? Da schlang sie ihre Arme wortlos um seinen Hals, sie schmiegte die bleichen Wangen und die Fülle ihres blonden Haares an seine Schulter, ihr wars, als schwänden die Jahre in Nebel, da sie nicht zu dem kräftig schönen Antlitz aufgeschaut, dem ihr eignes so auffallend glich. Und wie sie sich endlich von ihm löste und zum erstenmale wieder aufzusehen wagte, sprach aus den feuchten blauen Augen abermals eine Bitte um Vergebung, die noch inniger und dringender war als die, welche sich vorhin ihrem Munde entrungen. Sie streckte ihre Hände dem Förster von Heringen und seiner Tochter entgegen, ein Glanz seliger Gewißheit lag auf ihren Zügen, vor Pater Girolamos Augen wuchs gleichsam ihre Gestalt, in dieser Minute hatte sie vergessen, daß sie Margherita vom Lido hieß — ihr Heute schloß sich an ein Gestern vor acht Jahren und sie war wieder Margarete von Thann, die Grafentochter aus Haus Friedewald!

Tausendmal habe ich dich im Traume geschaut, mein Vater! rief sie und ihre trunkenen Blicke verrieten, wie sehr sie aller Umgebung entrückt sei. Ich wußte, ich fühlte, daß du leben müssest, und hoffte in Reue und heißen Thränen dich wiederzusehn. Du aber, Wolfhart, und du, Hedwig, ihr seid mir wahr-

haſt von den Toten erſtanden. Dich wähnt ich an dem Unheiltage in den Wogen verſunken, da wir in Sinigaglia zu Schiff gingen!

Hedwig hat ſich durch Hunger und Elend ſelbſt heimgefunden zu ihrem Vater! ſagte Graf Friedrich mit düſterm Ernſt. Du ſiehſt ihr heute nicht an, wie ſie ausſchaute, als ſie zwei Jahre nach eurer unſeligen Kreuzfahrt bei ſinkender Sonne am Heringer Forſthaus anpochte, um ihrer Mutter letzte Lebensjahre zu erhellen. Von Hedwig vernahm ich zuerſt, was meinem verlornen Kinde bis hinab zur wälſchen Hafenſtadt widerfahren. Und weil ſie dich lebend geſehen, als du auf das Schiff gedrängt und ſie ſelbſt wieder ans Land zurückgeriſſen wurde, ſo ſaß ich ein erſtesmal zu Roß und zog deinen Spuren nach bis gegen Sinigaglia und weiter. Durch ganz Wälſchland klang dumpfe Kunde über das Schickſal der kindiſchen Kreuzpilger, aber Gewißheit erhielt ich nirgend! Und ſo kehrte ich heim und ſaß jahrelang ſtill in meinem Leid und bewirtete auf Friedewald jeden Pilger, der vom heiligen Lande kam, immer in der Hoffnung, etwas zu hören, das mir einen Pfad zu dir wieſe. Zuletzt litt michs nicht länger in den Wäldern um meine Burgen, und als die Cluniacenſer wieder eine Heerfahrt nach Jeruſalem im ganzen Reiche predigen ließen, nahm ich das Kreuz in der Hoffnung, dich drüben zu finden. Von gleicher Hoffnung ließen ſich Wolfhart und Hedwig treiben und zogen in meinem Geleit, und wir dachten uns zu Piſa einzuſchiffen, als das Gerücht von dem Büßer da innen zu uns erſcholl und uns nach Venedig trieb. Dem reuigen Sünder will ich Dank zollen, daß er vermocht hat, dich auf meinen Weg zu führen, denn nicht viele Tage mehr hätte ichs ertragen, bittende Fragen an ihn zu richten und ihn bald ſtarr und ſtumm auf mich blicken zu ſehen, bald ſein heuchleriſch Gewimmer zu hören, daß du mit ſeinem beſten Schiffe einſt untergegangen ſeieſt. Auch dies Kloſter, in dem ich dich gefunden, ſoll nicht leer ausgehen! Doch was du inzwiſchen erfahren und wie du bis in meinen Arm kamſt, ich will es nicht hier hören. Leidvoll und traurig wirds ſein, jetzt laß mich genießen, daß dich Gott zu mir zurückgeführt. Komm, komm, ich will dich in meine Herberge geleiten, dort ſoll Hedwig dich mit Kleidern zieren, wie es meiner Tochter geziemt, dort werde ichs tragen können, was du mir geſtehen mußt!

Die Wiedergefundne aber wachte plötzlich aus einem Traum auf. Sie ſah, daß ſich die Menſchen in der Halle und dazwiſchen viele der Brüder des Kloſters dicht um ſie und ihre deutſchen Angehörigen gedrängt hatten, ſah, daß Pater Girolamos Blick angſtvoll an ihren und ihres Vaters Lippen hing, und beſann ſich, wie ſie hierhergekommen ſei. Sie ſenkte Haupt und Nacken wie vorhin und rief, damit der Pfarrer von Malamocco ſie vernehmen könne, in der Sprache, welche ſie ſeit Jahren redete: Ich will zu dir kommen, mein Vater, wann und wo du es befiehlſt! Doch jetzt muß ich zu Tonio, muß zu meinem Manne und will ihn zu deinen Füßen führen, damit du uns ſegneſt!

Nun und nimmer, Margarete, rief Graf Friedrich heftig dagegen, und in ſeinem Geſichte malte ſich die wilde Erregung, die ihn überkommen hatte, als er zuerſt von Pater Girolamo vernahm, wer das junge Weib hier ſei, aus deren Zügen ihn ſein verlornes Kind anſchaute. Wähnſt du, daß ich acht Jahre in Leid und bangem Kummer um dich verbracht habe, um dich nun in dem Elend zu laſſen, in das deine Kindesthorheit dich geſtürzt hat? Wer es auch ſei, der ein Recht auf dich zu haben meint, er trete vor mich und fordre dich von mir! Wie ich dich hier faſſe und halte, biſt du jetzt zu mir heimgekehrt und von Stund an wieder mein! Ich trage dich auf dieſen Armen in meine Herberge, wo mein Wappenſchild hängt und meine Knechte um mich ſind, da iſt mein Haus. Vor Rat und Volk von Venedig will ichs bringen, daß du mein Kind biſt, daß ich dich wieder gewonnen und dich keinem aus meiner Hand gegeben habe!

Herr, Herr! bedenkt wohl, was Ihr thun wollt, rief Pater Girolamo in voller Seelenangſt drein. Euer Kind iſt in rechter chriſtlicher Ehe mit Marcantonio, dem Sohne Marcos, des Fiſchers, der die Hilfloſe bei ſich aufgenommen, getraut. Ich, der Pfarrer von Malamocco ſtehe Euch als Zeuge und Bürge dafür. Kein andrer als Tonio kann Margheritas Mann ſein.

Der Graf von Thann preßte mit ſeinem linken Arme die erſchrocken dreinſchauende junge Frau feſter an ſich und legte zugleich die Rechte wieder auf ſein Schwert. Seid ohne Sorge, Pater, entgegnete er laut, allen vernehmlich: ich denke meine Tochter keinem Manne zu geben, ſondern ſie mit mir zu führen, daß ſie an ihres Vaters Seite Unglück und Schmach ihrer Jugend vergeſſe. Euer Sakrament ſoll nicht angetaſtet werden, aber Graf Friedrichs Tochter ſoll von dem Augenblick an nicht eines Fiſchers Weib ſein, wo ſie wieder im Schutze ihres Vaters ſteht! Wollt Ihr mehr mit mir reden, Pater, ſo ſucht mich in meiner Herberge zum goldnen Delphin, keine tauſend Schritt von hier am Ufer, das Schiff, auf dem mein Banner ſteht, liegt davor. Jetzt aber — gebt Raum da vorn! — jetzt nehme ich mein Kind mit mir! Gott hat ſie mir nicht in den Arm geführt, um ſie mir in der nächſten Stunde wieder zu rauben!

Wirre Rufe der Zuſtimmung und des Widerſpruchs durchtönten die Halle, Pater Girolamo ſah ſich von zwei Waffenknechten des deutſchen Grafen, die an der großen Pforte nach dem Hofe geharrt hatten, von der Gruppe, der er folgen wollte, hinweggedrängt. Und als in der gleichen Minute Hedwig wahrnahm, daß Margherita nur unſicher den Fuß auf den Boden ſetzte und abermals wankte, da lächelte Graf Friedrich nur trotzig vor ſich hin, winkte der Warnerin, umfaßte die ſchlanke Geſtalt Margheritas und trug ſie, wie er eben verheißen, auf ſeinen Armen über den Hof, dem großen Thore zu, hinter dem die Lagune im Lichte des Sommermorgens blau ſchimmerte.

Pater Girolamo eilte hinter den Wegziehenden drein und rief von der großen Pforte aus bekümmert nach Margherita und beſchwor den deutſchen

Grafen nicht Gewalt zu üben. Aber Margherita, die wie leblos hinweggetragen ward, ſchien ihn nicht mehr hören zu können, der Deutſche wollte ihn nicht hören. Erſchöpft und ratlos blieb der greiſe Prieſter endlich im Thorflügel ſtehen und ſah verzweifelt nach der Herberge zum goldnen Delphin hinüber, deren bunt glänzendes Dach und deren Söller er von hier erkennen konnte. Als er um ſich blickte, ſtanden einige der Minoritenbrüder und Battiſta, der Fährmann von Malamocco, an ſeiner Seite, alle begierig, eine Erklärung des ſeltſamen, im ſtillen Antoniuskloſter nie erhörten Vorgangs aus ſeinem Munde zu erhalten. Pater Girolamo aber winkte mit raſchem Entſchluß Battiſta zu und wandte ſich dann zu den harrenden Brüdern:

Mach dein Boot zur Stelle fertig, Battiſta, wir müſſen ohne Verzug nach Hauſe. Ihr ſollt, ſo es Gott geliebt, noch heute erfahren, was Ihr zu wiſſen begehrt. Jetzt muß es einer vor allen hören, was hier geſchehen: Tonio, Margheritas Mann! Der Ärmſte ahnt wenig, was ich ihm in meines Herzens Sorge um ſeinen und ihren Frieden bereitet habe. Des Herren Wege ſind unerforſchlich, und doch lenkt er alles zum Licht. Wir aber tappen im Dunkel, thun das nächſte und wiſſen nicht, wie es kommt. Laß uns nach Malamocco, Battiſta, ich will zu Marcanton, bevor die Sonne im Mittag ſteht!

Er verabſchiedete ſich ſtumm und mit trübem Blick von den Minoriten und ſchritt über den Hof nach Battiſtas Fahrzeug, der Fährmann folgte ihm kopfſchüttelnd und hielt gleich ſeinem Pfarrer den Blick nach dem Hauſe zum goldnen Delphin hinübergerichtet, in welchem das junge Weib verſchwunden war, die in erſter Frühe die Herüberfahrt geteilt hatte. Seufzend und in tiefem Nachſinnen nahm Pater Girolamo ſeinen Platz im Boote, Battiſta ſtieß alsbald vom Ufer ab. Aber er glaubte das Rechte zu treffen, wenn er langſam längs des Südrandes der Giudecca und dicht an der Herberge des deutſchen Grafen vorüberruderte. Der Pater ſah ſorgenvoll ſpähend nach den hölzernen Galerien empor, welche um das ſteinerne Haus liefen, er blickte durch die Waſſerpforte, vor welcher Gondeln lagen, ins Innere hinein, wo unruhige Geſchäftigkeit zu herrſchen ſchien. Er prüfte die hochbordigen Schiffe, die in der nächſten Nähe des „Delphin“ vor Anker lagen und ſuchte zu erraten, auf welchem Margheritas Vater die Wiedergefundene mit ſich davonführen werde. Dabei zogen düſtere Gedanken durch ſeinen ſchmerzenden Kopf. Wie widerſtandslos hatte ſich doch Margherita dem Zwange ihres ritterlich ſtolzen Vaters gefügt, wie bereit war ſie ihm erſchienen, dem ganzen armen und engen Daſein zu entfliehen, das ſie noch in verwichener Nacht umfangen hatte. Und wie Recht hatte ſein weltlich träger Amtsbruder, der Erzprieſter, gehabt, da er ihm geſtern zurief, er ſolle nicht an verwichene Dinge rühren und ſich nicht um vergangenes Leid kümmern. Was ſollte er nun Tonio ſagen, wie den Schmerz ſtillen, den er dem jungen Fiſcher gleichſam ins Haus tragen mußte? Doch verriet er alle dieſe Kümmerniſſe mit nichts, als daß er in Mitten der Lagune ein paarmal ſchwer atmend

und die Schweißtropfen auf ſeiner Stirn trocknend dem Fährmanne zuſeufzte: Es wird wiederum heiß, gewaltig heiß, Battiſta!

Und glutheiß in der That war der Tag, blendend lag der Sonnenglanz über den Dächern der Stadt und den Inſeln der Lagune, flüſſiges Feuer rann mit den goldnen Strahlen herab, und ein bleiern dunſtiger Himmel hing über dem fernen Meere. Aus dem ſchattigen, künſtlich gegen den heißen Schein geſchützten Gemach in der ſtattlichen Herberge zum goldenen Delphin aber ſchaute von Stunde zu Stunde banger und raſtloſer ein junges Weib auf den ſchimmernden ſtillen Waſſerſpiegel hinaus. Margarete, die Grafentochter, trug, ſeit ſie ihr Vater am Morgen über die Schwelle des Hauſes gehoben, ein andres Gewand, das ihr Hedwig aus ihrer Reiſehabe auf Graf Friedrichs Geheiß gereicht. Sie hatte ſich ohne Widerſtreben, ja mit einer Art Wohlgefallen in das reichere Kleid hüllen laſſen und eine Stunde ſpäter mit glänzenden Augen auf koſtbare Stoffe und Spangen geſchaut, die ihr Vater von chriſtlichen und jüdiſchen Händlern der Giudecca herzubringen ließ und beinahe wahllos kaufte. In einer Ecke lag unſcheinbar die ſchlichte Tracht der Fiſcherin, und ſo oft der Graf, welcher erregt und unruhig ab- und zuging, an den abgelegten Hüllen vorüberkam, ſtieß er ſie mit den Füßen tiefer in den Winkel und befahl Hedwig leiſe, die Kleider der erſten Bettlerin zu reichen, die am Delphin vorſpreche. Graf Friedrich redete dazwiſchen unabläſſig zu ihr, ſprach von dem vergangnen Leben daheim im Hauſe Friedewald, von ſeiner tiefen Einſamkeit und von der bevorſtehenden Kreuzfahrt nach Akkon, auf der auch ſie ihr kindiſches Gelübde noch endlich löſen könne. Sie lauſchte dem Klang der Stimme, die ſie ſo oft im Traum vernommen und die nun ganz anders tönte, ſie bedachte ſtill bei ſich, daß ſie heute im Laufe eines Morgens mehr von ſeinen Lippen vernommen habe als in langen Kinderjahren. Sie ſchaute bald beglückt, bald ſcheu und zaghaft auf den ſtattlichen Mann, der den Widerſtreit ſeines Gefühls vor ihr zu bergen ſuchte und doch bald liebevoll auf ſie, bald düſter vor ſich niederſchaute. So oft er ſie mit der Jugendgeſpielin allein ließ, hub dieſe an von ihrer Heimfahrt vor Jahren, von ihren Thränen um Margaretes Geſchick und von dem heißen Wunſche Graf Friedrichs zu ſprechen, ſein einziges Kind wiederzuſehen und wiederzugewinnen. Durſtig ſog Margarete ein, was ſie vernahm, ihre Seele erquickte ſich an all den Kunden, nach denen ſie ſich ſeit Jahren gefehnt, nach denen ſie oft mit bitterm Gram gedarbt hatte. Und doch ward ihr nicht wohl, wie in einem bangen Traume ſtand ſie und lauſchte den Worten der Jugendgenoſſin, doch glänzten ihre blauen Augen nicht in Glück auf, und von Zeit zu Zeit verſuchte ſie durch die Lücken der dichten, feinen Matten, die den Sonnenſchein abwehrten, hinauszuſehen. Niemand fragte nach ihrem Daſein bis heute, und ſo oft ſie davon zu ſprechen begann, unterbrach ſie ein bittender, warnender Blick Hedwigs, Graf Friedrich verließ ſtumm das Gemach und ging mit unruhigen Schritten durch

die Nebenräume, einmal aber rief er ihr heftig zu: Wenigstens heute will ich nichts wissen, als daß ich mein Kind gefunden habe, wenigstens heute laß mich hoffen, daß du denken lernen wirst, wie es meiner Tochter geziemt!

Die so angesprochene verstummte, und seitdem kamen nur einzelne Worte über ihre Lippen. Die Stunden des langen Sommertages rannen hin, und mit einem wundersamen Weh, dem sie keinen Namen zu geben wußte, sah die junge Frau am Stande der Sonne, daß der Tag sich seinem Ende zuneige. Das reiche Mahl, das ihr Vater für sie und Hedwig auftragen ließ, hatte sie kaum berührt, der Gedanke an Tonio und wer heute und morgen und künftig für sein Mahl sorgen werde, kam mit dumpfer Gewalt über sie. Mitten in den fremdgewordnen Glanz hinein, der sie mit einemmal wieder umgab, schaute vorwurfsvoll Tonios Gesicht, und so oft sie die Augen schloß, sah sie sich neben ihm auf den eingesunkenen Marmorblöcken am Strand des Lido, wo sie gestern gesessen. Immer deutlicher hörte sie in sich die Stimme ihres Mannes, die schmeichelnd und vorwurfsvoll Margherita! rief. Und wie am Abend die Fenster und Thüren des Gemachs nach dem Söller geöffnet wurden, wie sie hinaustreten durfte und das glänzende Wasser der Lagune unter sich und fern im Osten den Uferstreif des Lido erblickte, da fröstelte es die junge Frau mitten in der warmen, schmeichelnden Sommerabendluft. Sie atmete tief und schwer, denn sie wußte jetzt, daß sie hier nicht bleiben dürfe, daß sie heim müsse zu dem, der ein Recht hatte auf ihre Treue. Was auch weiter kommen mochte, zuerst mußte Tonio wissen, daß sie ihn nicht verraten und verlassen habe.

Wohl zuckte wilder Schmerz durch ihre Seele, als sie jetzt mit stillem Entschluß aus dem Gemach, in dem sie zumeist verweilt hatte, zu jenem hinüberging, in welchem Graf Friedrich von Thann mit Hedwigs Vater Wolfhart bei einer Kanne griechischen Weines in ernstem Gespräch saß. Sie trat auf ihren ritterlichen Vater zu, schaute mit feuchtschimmernden Augen in sein Gesicht, legte ihren Kopf an seine Brust und sagte leise: Habt Dank, mein Vater, für diesen Tag, für Eure Vergebung und vergebt mir mit mildem Sinn auch ferner! Dann wandte sie sich ab und schritt wieder hinüber zu Hedwig. Graf Friedrich schaute der Wiedergefundenen verwundert, doch mit wachsendem Wohlgefallen nach und deutete sich ihr Wort auf seine Weise. Eine Stunde fast stand sie darnach auf dem offnen Söller des Hauses und prüfte mit ruhelosem Blick die Boote und Gondeln, die draußen an der Giudecca vorüber über das Wasser glitten. Und mit einemmale blitzte ihr Auge heller, sie trat plötzlich ins Gemach zurück und schloß mit dem hölzernen Riegel die Thür nach dem Nebenraume, wo Hedwig saß und in den schimmernden Geweben wühlte, welche für die Grafentochter herzugebracht waren. Verwundert hörte das Fürstenkind den Riegel klingen und gleich darauf ein Rascheln von Gewändern. Sie konnte nicht ahnen, daß Margarete jenes einfache Kleid, welches sie selbst ihr für heute geliehen, schnell abwarf, sich in die Tracht der Fischerin hüllte und mit tiefer Be-

wegung in deren Falten das Kreuz wieder barg, das ſie bis geſtern nie von ſich gelaſſen. Aber ſie hörte mit einemmale, wie Graf Friedrichs Tochter an die Thür trat und mit zitternder Stimme, doch vernehmlich ſagte: Hedwig, ich muß hinweg! Ich kann und ich will den Mann nicht verlaſſen, der mich von Herzen geliebt, da ich nichts war als eine arme Schiffbrüchige und ſeines Vaters Pflegekind. Ich muß zu Tonio, ich will zu ihm. Ich weiß jetzt zu meinem Troſt, daß mein Vater lebt, daß Ihr lebt, ich werde jedes Tages Eurer denken und für Euch beten! Zu bleiben vermag ich nicht, wenn ich Tonio einſam und in ſeiner Armut laſſen muß! Sage meinem Vater, er ſolle mir nicht zu ſchwer zürnen! Sei glücklich, Hedwig, und ſchütze Euch alle der Himmel!

Schluchzen erſtickte die Stimme der Zitternden, die erſchrockene Widerrede und die lauten Hilferufe der Geſpielin von einſt vernahm ſie nicht mehr. Dann mit raſchem Entſchluß eilte ſie zur Brüſtung des Söllers, ſchwang ſich hinauf und ſprang ohne Zögern in die aufſpritzende Flut an der Stelle hinab, an welcher ſie vorhin mit kundigem Auge geſehen hatte, daß die Lagune hier tief genug herantrete. Mit gewandtem Arm teilte ſie die Flut, nicht einmal blickte ſie rückwärts, ſondern ſchwamm hinüber, wo ſie vorhin ein Fiſcherboot von Malamocco auf der ſtillen Fläche erkannt hatte. Sie konnten aus den Fenſtern der Herberge zum Delphin nicht wahrnehmen, ob ſie es erreiche oder nicht.

Es war voller Abend geworden und ein kühler Hauch wehte wie geſtern vom Meere herüber. Bei der Hütte des Marcantonio am Oſtrande des Lido ſaß der junge Fiſcher allein, auf denſelben Steinen, auf denen er geſtern und manchen Abend zuvor mit ſeinem Weibe geſeſſen. Die heranſchwellende Woge netzte ihm, wie geſtern, die Füße, ohne daß er ſie zurückzog. Das kräftig ſchöne Geſicht des jungen Mannes ſah heute bleicher als das Margheritas aus und zeigte müde, ſchmerzdurchzuckte Züge. Vor einer Stunde erſt waren ſein Vater und ſeine Brüder von ihm gegangen, nachdem ſie ihm lange, bange Stunden ihren Ingrimm über die Fremde, die Hochmütige, die ihn treulos verlaſſen, vorgetobt und ihn um ſeiner Liebe willen zu ihr gehöhnt hatten. Tonio hatte ihnen nicht mehr erwiedern mögen, als er am Mittag Pater Girolamo auf ſeine lange, trübe Kunde von dem, was heute am Morgen und was vor vielen Jahren geſchehen ſei, entgegnet hatte. Hat Margherita ein Glück wiedergefunden, nach dem ihre Seele wiederverlangt, und will ſie mich laſſen in ihrem Glück, wie vermag ich ſie zu halten? Glaubt Ihr, daß der Doge den deutſchen Grafen zwingen wird, in den Händen, in der Hütte eines Fiſchers von Malamocco ſein Kind zu laſſen? Oder glaubt Ihr, ich ſolle vor jenen Grafen von Thann treten, mein Weib begehren und darnach ein Stück Geld nehmen, für ſie, die ich liebe wie mein Auge und mehr! Tauſendmal lieber will ich denken, daß Gott mir ſie genommen!

Und nun ſaß Tonio allein und ſann über Leid und Glück der vergangnen, über Leid der künftigen Tage nach. Er fragte ſich, wie Margherita ſeiner jetzt denken

möge, und ein trauriges Lächeln ſtahl ſich über ſeine Lippen. Ein guter Narr werde ich ihr bleiben und noch manchesmal beifallen in dem Leben, zu dem ſie geboren ward und das ſie wiedergewonnen hat. Ich habe es immer gewußt, daß ſie von anderm Blute iſt als ich, und doch hätte ich meinen letzten Blutstropfen daran ſetzen mögen, daß ich ihr ins Herz gewachſen ſei wie ſie mir. Und wieder ſtreifte ſein Blick landeinwärts über die Düneninſel und richtete ſich nach den roten Wolken empor, und er meinte, daß er drüben im Weſten dieſelben mächtigen Purpurſtreifen erblicke, in die er geſtern mit Margherita geſchaut. Doch mitten in dieſem Traum blitzte ein Strahl in Tonios Auge auf, er lauſchte mit ſcharfem Ohr, lauſchte wieder und atmete tief, wie er nie geatmet. Wenn ihn nicht ſeine ſchmerzliche Sehnſucht betrog, ſo hörte er über den Sand des Dünenpfades Schritte daherkommen, leichte, eilende, fliegende Schritte, die er unter tauſenden zu kennen meinte. Er ſprang auf, er beugte ſich weit vor, er ſah im letzten Abendlicht eine Geſtalt herankommen, die er kannte, auch wenn ſie wie jetzt in naſſem, eng anliegendem Gewand erſchien. Ein jauchzender Laut klang in die Abendſtille hinaus, ein ſeliger Aufſchrei Margherita! ſcholl ihr entgegen, und dann flog er in wilden Sprüngen auf ſie zu und fing die Daherfliegende, beinahe Zuſammenbrechende in ſeinen Armen auf. Tonio, mein Liebſter, mein armer Mann! ſtammelte ſie unter ſeinen Küſſen; Tonio, zürne mir nicht, daß ich ſo ſpät heimkehre! Sie wollten mich nicht laſſen, nicht zu dir laſſen, und ich mußte doch zu dir!

* * *

Zehn Tage ſpäter fuhren aus der Meerpforte von Malamocco drei mächtige Schiffe, auf denen die Kreuzbanner ſtanden, in die See hinaus. Am Bord des ſtattlichſten lehnte der deutſche Graf von Thann, mit ſeiner Tochter Margherita und deren jungem Gatten, welcher die reiche Tracht der großen venezianiſchen Schiffsherren trug, zu denen er künftig gehören ſollte. Sie ſegelten nach dem heiligen Lande hinüber, in Akkon oder Joppe ein ſtolzes neues Haus aufzurichten, zu dem Graf Friedrich reiches Gut, Marcantonio und Margherita Mut und Hoffnung und Liebe mit ſich brachten. Von der Zinne des Kaſtells von San Pietro winkten Vater Marco und Tonios Brüder, die der Scheidende reich begabt hatte, und Pater Girolamo ihre ſegnenden Wünſche nach. Der Pfarrherr dachte mit froher Zuverſicht der kommenden Tage und lächelte der jüngſtvergangenen, in denen er die zuſammengeführt, die jetzt einträchtig und innerlich verſöhnt ein Leben und Wirken nach ihrem Sinne ſuchten.

Literatur.

Das Germanentum und seine Erben. Von Dr. J. G. Weiß. Heidelberg, C. Winter, 1882.

Diese kleine, anregende Schrift geht von dem Gedanken aus, daß die Romanen im Verfall begriffen seien und das Germanentum schon dem Kulminationspnnkte nahe sei, nach dessen Erreichung der Niedergang notwendigerweise eintreten müsse. Der Beweis für den drohenden Niedergang des Germanentums wird auf dem Gebiete des Kulturlebens in der übertriebenen Humanität, auf politischem Gebiete in dem stetig wachsenden Einflusse der Massen gesucht. Die Erben des Germanentums sind nach des Verfassers Ansicht einerseits die slavischen Völker, von denen uns, mögen sie auch derzeit noch „zukunftssicher ihren Branntwein trinken," Gefahr drohen soll, andrerseits die Yankees, von denen zuerst auf wirtschaftlichem Gebiete, später aber auch in politischer Beziehung ein Angriff zu erwarten sein soll. Als unser einziges Rettungsmittel bezeichnet Weiß ein dauerhaftes Schutz- und Trutzbündnis der Hauptträger des Germanentums, Deutschlands, Österreichs und Englands, dessen Möglichkeit von ihm zum Schluß noch erörtert wird.

Das Schriftchen enthält eine ganze Reihe ansprechender Gedanken. Nur ist zu bedauern, daß der Verfasser vieles nnr andeutet, was weiterer Ausführung bedürfte, andres als feststehend hinstellt, was einen Beweis erforderte. Auf einiges wenige wollen wir hinweisen.

Es ist nicht geraten, ohne weiteres von dem Verfall der romanischen Rassen zu sprechen. Ein Vergleich des jetzigen Frankreichs und Italiens mit dem von 1750 läßt uns eher ein Vorwärtsgehen als einen Niedergang erkennen. Sicherlich aber ist von einem „Dahinsiechen" nicht die Rede. Überhaupt zeigt die Geschichte durchaus nicht im Völkerleben Wachstum, Blüte und Verfall in regelmäßiger Reihenfolge. Es liegen Beispiele vor, daß Völker nie zu rechter Entwicklung kamen, andre dagegen aus tiefster Auflösung sich nochmals zu nie geahnter Stärke erhoben. Darum erscheint es immerhin noch möglich, daß sich Frankreich und Italien wieder erheben, wie auch daß Rußland mit seiner von „abendländischer Überkultur" durchsetzten Aristokratie und seinen revolutionären Tendenzen in einen Zustand versetzt werde, der es für immer ungefährlich macht.

Sodann aber müssen wir auch mit Weiß über die Symptome rechten, welche beweisen sollen, daß der Kulminationspunkt des Germanentums nahe sei. Eine solche Auffassung widerstreitet aller Erfahrung. Wir brauchen bloß der Geschichte der thatsächlich vernichteten Völker zu gedenken, der altorientalischen Staaten, des griechischen, des römischen und etwa noch des polnischen Volkes, wo kann man da von übertriebener Humanität oder von dem Einflusse der Massen sprechen? Wollten wir wirklich diesen Symptomen in der neueren Geschichte nachgehen, so würden wir die merkwürdige Erfahrung machen, daß unter den europäischen Staaten die Türkei noch am weitesten von dem Höhepunkte der Entwicklung, mithin von dem Verfall entfernt sei, da hier jene gefährlichen Symptome gewiß am wenigsten entwickelt sind, und doch ist hier der Verfall wohl unbestreitbar.

Endlich bleibt es doch noch fraglich, ob die Weltgeschichte nur mit einem andauernden Kampfe um die Hegemonie erfüllt sein soll. Sollte es nicht im Bereiche

der Möglichkeit liegen, daß bei den unaufhörlich wachsenden internationalen Beziehungen die Völker einander allmählich so nahe treten, daß ein förmlicher Kampf um die Hegemonie ein Unding wird?

Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihr mit dem Doktern geht. Von Jeremias Gotthelf. Neue, wohlfeile Ausgabe. 2 Bände. Berlin, Julius Springer, 1882.

Unter den Schriften von Jeremias Gotthelf nimmt dieses Buch insofern eine eigenartige Stellnng ein, als der Verfasser in demselben nicht nur die allgemeine Tendenz einer moralischen Einwirkung zunächst auf seine Pfarrkinder verfolgte, sondern ein besondres Übel zu bekämpfen bestrebt war: die körperliche und geistliche Quacksalberei. Die Titelheldin bedroht durch ihre unbezwingliche Neigung dazu fortwährend die Gesundheit und das Wohlbefinden der Ihrigen, ja sie fügt ihnen unheilbares Weh zu, ohne zu merken, daß sie dies thut. Da die Erzählung einen zeitlich und örtlich durchaus entlegenen Hintergrund hat, so könnte man bezweifeln, ob sie in einem gebildeten Leserkreise der Gegenwart Teilnahme zu erregen vermöge. Indessen tritt doch die Tendenz des Buches zurück gegenüber den allgemeinen Vorzügen der Gotthelfschen Darstellungsweise. Die Frische und Anschaulichkeit der Schilderung der Personen sowohl als der Zustände wirkt so überzeugend, daß man auch für die in ihrem innersten Kern wenig anmutenden Gestalten und für die des poetischen Duftes gar sehr entbehrenden Dinge eine entschiedene Teilnahme gewinnt; die feine Beobachtungsgabe des Dichters, der den seelischen Regungen des Berner Bauern bis in die seltsamsten Wendungen nachspürt, erregt unsre volle Bewunderung; und in der Familie des Landpfarrers und in der Person des jungen Arztes, der den schweren Kampf gegen die Vorurteile des Bauernstandes aufnimmt, erhalten wir erquickliche Gegenbilder zu dem hartköpfigen Bauernvolke. Sodann aber ist die Tendenz des Buches in dem Umfange, wie Jeremias Gotthelf sie gefaßt hat, auch heute und unter uns nicht gegenstandslos. Der Kampf gegen die Thorheit jener Menschen, die noch immer dem Geheimmittelschwindel oder den Kurpfuschereien alter Weiber zum Opfer fallen, wird ja heute auf einem andern Felde als dem der belehrenden Erzählung geführt (wenngleich wahrscheinlich mit demselben geringen Erfolge); es handelt sich aber bei Gotthelf auch um die moralische Quacksalberei, um die unberufene Fürsorge für das Wohl andrer, um die angeblich gutgemeinte Bevormundung andrer, die, indem sie ausschließlich das Beste des Nächsten im Auge zu haben scheint und meint, nur darauf ausgeht, die eignen Wünsche, die eignen Lieblingsideen auszuführen. So gewinnt die Gestalt der alten Bäuerin ebenso wie die des seelsorgenden Pfarrvikars eine weitergehende Bedeutung, und das Ganze rückt unserm Interesse näher. Endlich ist gerade diese Erzählung unter den größern Werken Jeremias Gotthelfs dasjenige, das am wenigsten in der Schilderung der Wirklichkeit die Grenze des Häßlichen streift oder gar überschreitet; die Derbheit und ungeschminkte Natürlichkeit artet nirgends in Roheit aus. Die moralisirenden Ergüsse sind in der vorliegenden Ausgabe etwas beschnitten; für unsern Geschmack ist immerhin noch viel Salbung und an manchen Stellen Rührseligkeit darin (in dieser Beziehung hat Gotthelf große Verwandtschaft mit Reuter); aber andrerseits doch auch soviel Naturwahrheit und dichterische Zartheit, daß jedem zu raten ist, sich durch die mancherlei Auswüchse des Buches nicht abschrecken zu lassen. Den Schwierigkeiten des Dialektes hat der Herausgeber durch passende Schreibweise und durch eingeklammerte Erläuterungen abzuhelfen gesucht.

Schelmenlieder von Edwin Bormann. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1883.

Als Bormann seine lustigen Leipziger Lokalspäße: „Mei Leipzig low' ich mir" herausgab — Bormann schreibt Leibzig, mit b, aber kein Leipziger spricht so, kann so sprechen, wie denn überhaupt die graphische Darstellung seiner dialektischen Scherze nicht sowohl auf feine Ohren, als vielmehr auf lachbegierige Augen gemünzt ist und von Germanisten schwerlich gebilligt werden wird —, da waren wir uns bald darüber klar, daß der Dialekt bei jenen „Boesien" eine unnötige Zugabe sei und daß alles, was sie von Witz haben, auch im Hochdeutschen recht gut zur Geltung komme. Die vorliegende Sammlung von „Schelmenliedern" giebt uns recht; eine dialektische Enveloppe könnte bei ihnen nur den Zweck haben, einer Waare, die nach den verschiedensten Mustern imitirt worden ist, den Schein der Gleichheit und der Originalität zu geben. Das Büchlein beherbergt eine sehr gemischte Gesellschaft: philologische, medizinische und naturwissenschaftliche Bierzeitungsscherze à la Viktor Scheffel, Bilderbogenreime in Wilhelm Buschs Manier, Leichencarmina im Geschmack des Kladderadatsch, Tafellieder, die bei verschiedenen Zweckessen gelehrter und ungelehrter Herren gesungen worden sind, Balladenspäße im Ton der Fliegenden Blätter, nur daß die Bilder fehlen, Oden, wie sie zur Lyra Biedermeiers erklangen, Sinnsprüche und Epigramme, endlich Liebes-, Trink- und Frühlingslieder in der üblichen Goldschnitt- und Kalikomanier. Der Verfasser scheint absichtlich diese Sächelchen in eine möglichst bunte Reihe gebracht zu haben, wie Kinder, wenn sie Glasperlen auffädeln; es wäre aber für alle besser gewesen, er hätte sie etwas sortirt. Man versenkt sich doch nicht gerade in ein solches Buch, sondern blättert es flüchtig durch, und da beeinträchtigen die hintereinander stehenden Nummern oft ihre Wirkung gegenseitig. An gutem Witz fehlt es auch dieser neuen Sammlung von Bormanns Musenklängen nicht; groß ist er in Gesängen, wie „Des Obersekundaners Augustus Aemilius Pfannenschmiedts Huldigungsode an das Römertum," dergleichen macht ihm wohl so leicht niemand nach; aber vorgemacht hat's ihm auch schon einer: ganz ähnliches erinnern wir uns in Eichrodts Hortus deliciarum gelesen zu haben.

Dem Verleger dieser Blätter gereicht es zur besondern Freude, den Lesern mitteilen zu können, daß mit dem Beginn des nächsten Quartals ein neuer Roman von August Niemann, dem Verfasser der „Bakchen und Thyrsosträger," in den Grenzboten zum Abdruck gelangen wird:

Die Grafen von Altenschwerdt.

Zur Beachtung.

Mit dem nächsten heste beginnt diese Zeitschrift das 1. Quartal ihres 42. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im Dezember 1882.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz Leipzig.

Princeton University Library
32101 045284393